Ernst Zahn's Gesammelte Werke

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

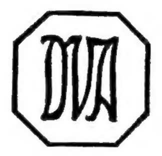


Ernst Zahns Gesammelte Werke

Erste Serie

Achter Band

Helden des Alltags



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Helden des Alltags

Ein Novellenbuch

von

Ernst Zahn



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

„Hell uf!"

Seinen Freunden, den „Zehntäglern"
widmet sein Buch
Der Verfasser

Wann jung der Sommer kam und wann er lang enteilt,
Habt, Freunde, Ihr an meinem Herd geweilt.

So mancher Tag, der rauh an meine Türe schlug,
Fand drin beisammen uns, uns selbst genug.

So manche Nacht, die mondlichtbleich ans Fenster schlich,
Sah Euch im Kreise still geschart um mich.

Wie Ihr so saßt, sein Eckchen jeder sich gewählt,
Wißt Ihr noch, was ich je und je erzählt?

Nehmt dieses Buch und blättert immer vor und rück,
Ich wette, Ihr kennt wieder jedes Stück.

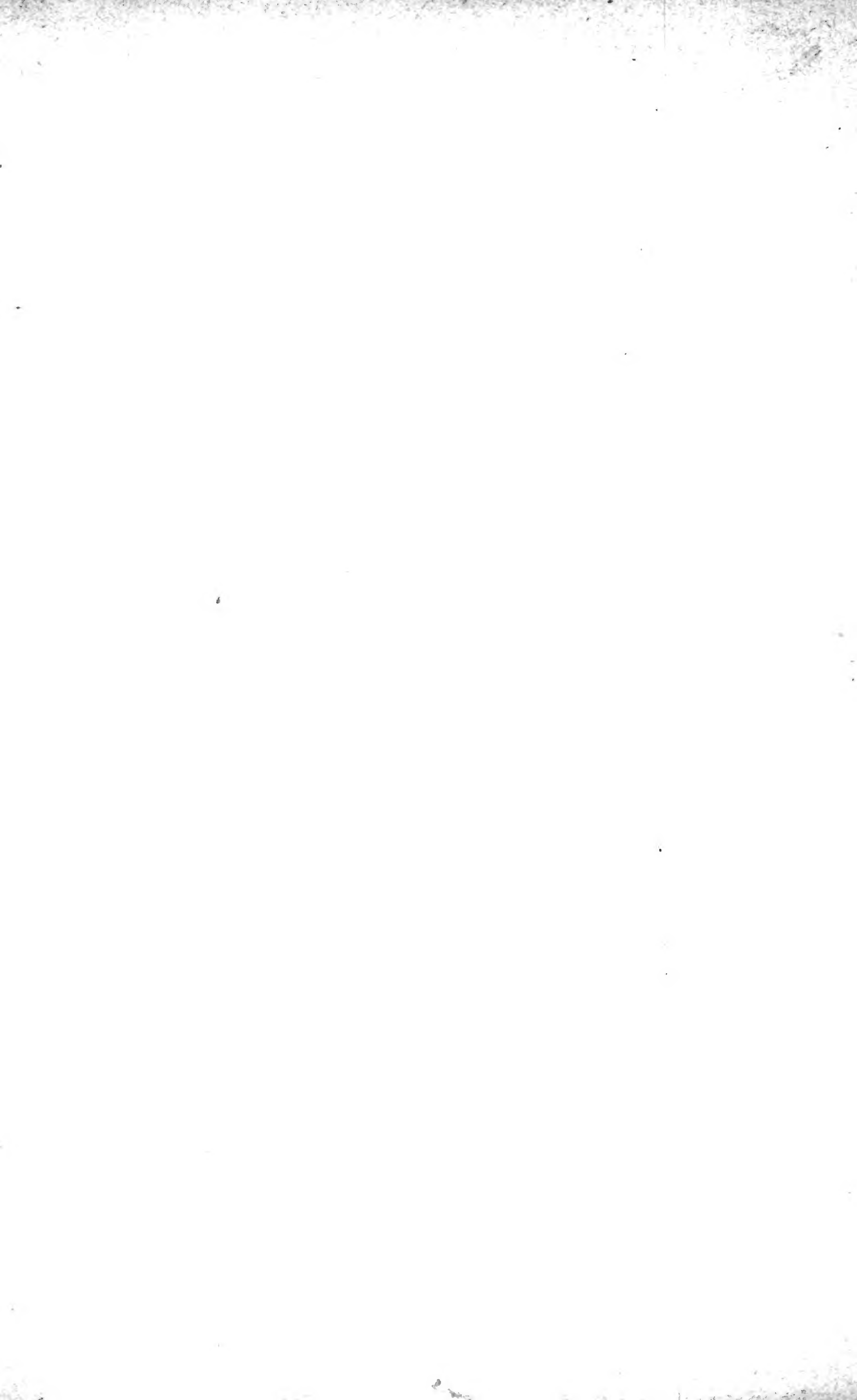
An meine Stube, mein' ich, mahnt Euch dies und das,
Und daß nicht übel sich's darinnen saß.

Vielleicht auch tut Euch leid und fährt Euch durch den Sinn:
„Wie lang ich nicht mehr dort gewesen bin!"

Und der Gedanke, ei, der war gerad erhofft.
Kommt, wenn Ihr wollt! Ihr kommt keinmal zu oft!



Inhaltsverzeichnis



Verena Stadler

Erstes Kapitel

Die junge Verena Stadler fuhr mit dem Dampfschiff von Herrlibach her nach St. Felix hinunter. Die Räder klapperten, und der See schäumte; langsam glitten die ländlichen Ufer hinauf und langsam kam die Stadt näher geschwommen, die gleich einem steinernen Ring das See-Ende umschlossen hält.

Das Schiff war mit Menschen gefüllt. Ein heimliches Leuchten, von dem man nicht wußte, aus welcher Falte des leise dunkelnden Himmels es brach, lag über ihren Gesichtern, die zumeist nach der Richtung gewendet waren, aus der das Schiff kam. Der See lag glatt und doch wie gehoben, gleich einer dunkeln gebohnten Fläche, die so glänzt, daß sie dem Auge wie leise gewölbt erscheint. Er schimmerte metallen und dunkler, je ferner er sich dehnte; an seinem Saume aber war verschwommener Dunst und aus diesem stieg eine Kette von Bergen. Sie traten, an den Himmel gebaut, daraus hervor und schauten auf das ziehende Schiff, hatten schwere dunkle Glieder und von Schnee leuchtende Häupter. Dieser lag auf den einen nur in schmalen weißen Bändern, so daß ihre Umrisse wie mit feinem Pinsel unendlich scharf und sorglich an den Himmelsgrund gemalt schienen; die andern bedeckte er wie ein Helm aus mattem

getriebenem Silber. Alle hatten etwas Geheimnisvolles und fast Unwirkliches, weil ihren Fuß der Dunst und die Weite verbargen, und es lag etwas Großes und Herzbewegendes in dem Schweigen und der Klarheit, mit denen sie aus der verlorenen Ferne und der wachsenden Nacht auf den See und das Schiff und die nahe Stadt niederleuchteten.

Verena stand am Geländer des Schiffsvorderteils, nahe den Plätzen, auf denen das Landvolk und diejenigen reisen, die sich weder zu den Hablichen noch zu den Fürnehmen rechnen. Sie schaute wie die übrigen nach den schönen, schweigsamen Bollwerken, die der Herrgott ihrer kleinen Heimat ins Herz hineingebaut hat; aber ihr Blick glitt des öfteren davon ab und dem linken Seeufer zu, wo Dorf um Dorf und Haus um Haus in immer schwerer sich senkenden Schatten untergingen. Einmal klang ein Läuten aus einem dieser verschwindenden Dörfer herüber, aber das Schiff trug Verena von dem Klingen hinweg, so daß es war, als schwanke dieses ängstlich ihr auf dem Wasser nach und versinke plötzlich seufzend und wie am Ende seiner Kraft im See. —

Am Ufer, lange im Abendnebel verschwunden, und nicht dicht am Wasser, sondern oben im Berg, stand ein Bauernhaus, das dem Gemeindeammann Stadler zu dessen Lebzeiten eigen gewesen, aus dem sie aber den aufrechten Mann und gemeindlichen Würden- und Bürdenträger vor wenigen Tagen an einen stillen Ort vertragen hatten, wo unsers Wissens Würde wie Bürde ein Ende hat. Es blieben Verena zwei Brüder und zwei Schwestern im väterlichen

Hause zurück, auch ohne die lange verstorbene Mutter Menschen genug, von einer kleinen und kargen Scholle zu leben. So war Verena frei, dem Rufe der Base und Bäckerswitwe Waser zu St. Felix zu folgen, die schon mehrmals und dringend und gar in den letzten Tagen mit einem Beiklang von Angst und schwerem Sinnen sie zu kommen gebeten hatte. Diese Base war erst seit drei Tagen verwitwet; den Bäcker hatte man unten in der Stadt nur kurze Zeit nach seinem Vetter vom Land oben in Herrlibach begraben. So reiste Verena gleichsam von einem Tod zum andern, und ihre Fahrt war keine fröhliche. Sie trug aber weder die kopfhängerische Miene eines unter seiner Trauer schlotternden noch die ebensowenig erbauliche eines mit seinem Schmerze prahlenden Menschen zur Schau, sondern hatte in den wohlgestalteten Zügen einen freundlichen Ernst und in den nicht sehr großen braungrauen Augen einen Ausdruck von stiller Entschlossenheit wie einer, der mit einem: „So muß es eben weitergehen!" einen unterbrochenen Weg rüstig wieder unter die Füße nimmt. Ihre Gestalt unterstützte dabei den Eindruck, daß ein Mißgeschick sie nicht niederzubeugen vermöge, denn sie war, obwohl nur mittelgroß, doch von biegsamem, geschmeidigem Wuchs. Das schlichte schwarze Kleid legte sich wohl um schlanke Hüften und gutgeformte Arme. Die Hände, die aus den engen Aermeln sahen, waren weder klein noch fein; sie hatten nadelzerstochene Fingerspitzen und von schwerem Bauernwerkzeug breitgedrückte Ballen; aber sie waren nicht plump und nicht rot. Der Hals hatte einen schlanken Bau und trug den Kopf wohl, wenn auch beschei-

dentlich vornübergesenkt. Kein Hut saß auf dem dunkelbraunen, ob auch straff zum Knoten gebundenen, doch in unzähligen Kräuseln sich windenden Haar. Das Gesicht war bleich; der Bug der feinen Nase lief gerade und schmal zwischen die schönen Brauen hinauf, ihre Oeffnungen aber waren groß und rosig und flogen beim Atmen wie die Nüstern eines edeln Pferdes.

Auf dem Schiff erscholl ein Glockenzeichen. Gleich darauf stieß das räderklappernde Fahrzeug aus mächtiger Pfeife ein ohrenbetäubendes Stöhnen aus. Die Stadt lag dicht vor den Blicken seiner Insassen, und eine Unruhe fuhr in diese. Verena nahm, während das Schiff anlegte, einen schwarzen runden Korb auf, der neben ihr gestanden und ihre Habe barg, und hing ihn sich an den Arm, ließ die Menschen drängen und wartete mit einigen Verständigen, bis die Reihe, über den kleinen Steg ans Land zu gehen, an sie kam. Hier war niemand, der sie erwartete; so kümmerte sie sich nicht um die Menge der Umstehenden noch um das ihr nicht ganz vertraute Getöse der großen Stadt. Sie schritt, ihren Korb am Arm, mit mäßiger Eile dem Wasser entlang, das hier kaum mehr See, sondern schon Ablauf und Fluß war; zu ihrer Rechten stand ein prahlendes Gebäude, ein Stück des neuen St. Felix, wie es aus dem alten emporgestiegen, und eines von denen, die seit langem und stetig die früheren engen Quartiere überwucherten und gleichsam in sich selber erstickten. Dann lag eine breite und von buntem Getriebe der Wagen und Fußgänger unruhige Straße vor ihr. Sie setzte den Fuß auf dieselbe.

Da flog ihr Blick zur Linken und fiel auf die Bronzestatue des Reformators von St. Felix, die eine alte, kleine Kirche im Rücken hatte und von grünen Bäumen und Buschwerk zu beiden Seiten umstanden war. Es war nicht das erstemal, daß Verena das Standbild des Reformators erblickte; manchmal hatte sie ihn stehen sehen und mit andern das Gefühl geteilt, als biete der mächtige Mann den Willkommen seiner Stadt. In diesem Augenblick aber lag über dem Bilde ein seltsamer Rosenschein, wie das Aufleuchten eines versinkenden Feuers, und es war in der Tat das letzte Blitzen des sterbenden Tages, das voll über die erzene Gestalt sich ergoß. Dadurch erhielt das tote Metall Leben, die klare Stirn des Gottesmannes schien zu leuchten, und in der Stellung des einen, vorgesetzten Fußes lag eine Bewegung, als täte er in Wirklichkeit einen Schritt dem ankommenden Mädchen entgegen. Dabei hatte dieses nicht sowohl das naheliegende Empfinden, als werde ihm ein freundlicher oder liebevoller Gruß geboten, sondern es war Verena, als gehe aus der Wucht des starken und großen Mannes, dessen verehrungswürdige Persönlichkeit ihr in der Schule nahegebracht worden war, ein geheimes Kraftgefühl auf sie selber über. Ihre Brust hob sich in einem weiten Atemzuge, und sie ging mit großen und freien Schritten über die Straße. Sie gelangte zwischen dem Standort der Statue und einem Häuserviereck hindurch auf einen kleinen, freien, gepflasterten Platz und über diesen vor eine weite Front stattlicher, aber nicht in die letzten Baujahre der rasch wachsenden Stadt zu zählender Häuser. In dieser Front

war eine Lücke, einer schweren Scharte in einem geraden Messer zu vergleichen. Darinnen stand zurückgeschoben ein schmales, hohes Haus mit einem niedrigen, zinnengekrönten Vorbau. An dem Geländer der Zinne war auf einer braunen, wetterverwaschenen Tafel zu lesen: „Bäckerei zum Höflein von Balthasar Waser."

Verena überschritt den kleinen Hof, von dem Haus und Bäckerei ihren Namen hatten, und stieg über die zwei Sandsteinstufen zur Tür des im Vorbau gelegenen Ladens. Die Tür klingelte hell und nicht unlieblich, als sie eintrat. Ihr dicht zuneben, nur durch den alten Ladentisch von ihr getrennt, erhob sich eine bislang hinter der Auslage des Fensters, den Broten aller Art und Form, verborgen gewesene Frau.

„Bist es, Verena," sagte die letztere, nahm mit runzligen Händen eine stählerne Brille von der spitzen, bleichen Nase und bot über den Ladentisch hin dem Mädchen die Rechte. Mit umständlicher Freundlichkeit leitete sie dasselbe, herseits des Ladentisches schreitend, tiefer in den von Mehlduft erfüllten Raum hinein, bis wo der Tisch endete und ihr Platz geboten war, ihren Willkomm herzlicher und mit einer unverhehlten Dankbarkeit zu wiederholen. Ihre kleinen Augen füllten sich dabei mit Tränen, und in ihrem hageren, farblosen Gesicht zuckte es; aber sie verwand die Wallung in einer Weise, die erkennen ließ, daß sie in ihrem Leben nicht das erste Leid verbiß.

„Ich bin gern gekommen, Base," sagte Verena einfach, „früher konnte ich freilich nicht."

„Ich weiß, ich weiß," gab die andre zurück, und als sie sah, daß eine trübe Erinnerung auch dem Mädchen den Blick verschleierte, war sie die Stärkere und fügte hinzu: „Da sind wir jetzt in einem ähnlichen Spittel krank; nur was einem in deinen Jahren verloren geht, kann irgendwie wieder gutgemacht werden; uns Alten bleibt nur das Leere, die Lücke zurück." Während dieser Worte nahm sie Verena den Korb ab und führte sie in die hinter dem Laden liegende Backstube, wo sie sie auf einer der Bänke Platz nehmen hieß, die einem langen tannenen Tisch entlang standen. Dann kamen sie ins Reden von dem, was war, gewesen und werden sollte. Als sie so neben der Base Katharina saß, schien es Verena, als sei jene, seit sie sie das letztemal gesehen, sonderbar gebrechlich geworden. Ihr Haar war grauer und, wo es vorn schlicht an den Kopf gescheitelt war, spärlich und dünn. Um den Mund trug sie einen kranken Zug. Verena konnte sich nicht enthalten, zu fragen: „Ihr seid wohl selber jetzt schlimm zuweg, Base?"

„Ich habe böse Nächte, Kind," gab sie zurück; „just darum bin ich froh, daß du jetzt da bist. Ich lege dich in die Kammer neben die meine."

In der Backstube setzte jetzt eine alte Magd spröde klappernde, wenig vornehme Teller auf den Tisch und trug eine Suppe auf. Inzwischen traten zwei Männer durch eine Hintertür herein, in klatschenden Pantoffeln, die Hose nachlässig angetan, noch nachlässiger das Hemd hineingesteckt, eine weiße Schürze umgebunden und Haar und Gesicht von Mehl noch leise bestäubt. Weil schwere Beilhiebe,

die bisher dumpf aus einem Hinterhofe heraufgeklungen, still geworden waren, wußte Verena, daß die beiden vom Holzhauen kamen. Sie gab dem einen, der mit lautem: „So, bist gekommen!" auf sie zutrat, die Hand und mußte, wie schon oft, lachen, daß sie, die doch nicht kleine, dem Vetter Wilhelm mit dem Kopf gerade unter die schweren Arme reichte. Sie hatte immer das Gefühl, als stehe sie unter einem großen Baume, wenn sie an ihm hinaufsah, denn es stand eines unwillkürlich in der Hut seines schweren, vornüberhängenden Körpers. Er war blond, hatte wolliges Haar und ein gesundes, festes Gesicht, in dessen roter Lebensfarbe die gelbweißen Brauen und der kurze struppige Schnurrbart wie angeklebt aussahen. Als er nachher, mit breit aufgestützten Armen seine Suppe löffelnd, Verena gegenübersaß, zeigte er ein treuherzig-drolliges Wesen, wie sie es an ihm gewohnt gewesen, und erreichte, daß über das Mädchen ein Gefühl der Behaglichkeit kam, das sie von jeher bei ihren Besuchen bei den Stadtverwandten gehabt hatte. In seinen großen blauen Augen war, wenn er seine trockenen Scherze hinwarf, etwas, was einem das Herz warm machte. Selbst über das fast strenge Sorgengesicht seiner Mutter ging immer ein Lächeln, wenn er sprach. Verena wußte, daß der Vetter Wilhelm im Höflein schon immer die Haussonne gewesen war.

Die Mahlzeit dauerte nicht lange. Der Knecht, der mit Wilhelm hereingekommen war, und die Magd saßen schweigsam am Tischende. Nachher erhob sich der erstere, wünschte „gute Nacht" und

entfernte sich, die Magd räumte ab, Wilhelm aber ging hinaus und hängte am Laden die Fensterbalken ein. Als er nicht wiederkam, ging die Base nach ihm sehen, kam aber bald zurück und schloß von innen die Ladentür. „Er ist zum Bier," sagte sie. Dabei war es, als seufze sie. Dann wandte sie sich an Verena und sagte: „Du wirst müde sein; laß uns nach oben gehen."

Sie ließen die Magd zurück, eine starke, arbeitsame, die schon lange im Hause war. Die Base stieg die dunkelgewichste Holztreppe voran zur Wohnung hinauf. Verena trug ihren Korb und wunderte sich wieder, wie die Stadthäuser hoch waren. Die Treppe wollte immer kein Ende nehmen, und die Base, obwohl das Haus ihr gehörte, wohnte oben unterm Dach. Sie sprach nicht, während sie hinaufstiegen. Als sie endlich oben vor einer braun wie die Treppe glänzenden Stubentür anhielt, flüsterte sie: „Du weißt ja, ich mag nicht reden auf der Treppe; man muß froh sein, Mieter zu haben heutzutage, und ich will keinen stören."

Verena nickte, und es fiel ihr ein, daß die Base immer so gewesen war, eine, die keinem im Weg sein wollte, eine Stille und im stillen Wackere.

Jene öffnete jetzt die Tür, und sie traten in das Wohnzimmer mit dem graugestrichenen Täfelwerk. Es enthielt einen wachstuchbelegten runden Tisch, ein Sofa mit geblümtem Ueberzug, den weißen Kachelofen mit glänzender Messingtüre, einen Sekretär und ein paar Stühle. An der Wand hing ein Spruch: „Mit Gott fang an, mit Gott hör auf, das ist der beste Lebenslauf." Der hatte zu

Nachbarn alte Bilder in bunten schweren Rahmen, die der Vetter und die Base an ihrem Hochzeitstag hatten machen lassen, und der Vetter trug ein schwarzseidenes Tuch wie zum Schutz vor Erkältung fest um den Hals gewunden, und die Base hatte noch den Reifrock an, der nun so lange aus der Mode war.

Die Base Katharina hieß Verena den Korb niedersetzen und ließ sich dann selber auf einen der beiden Stühle nieder, die am Fenster standen. „Ein wenig reden laß uns noch zusammen, weil wir allein sind," sagte sie.

„Soll ich Licht machen?" fragte Verena, ehe sie sich setzte.

„Nein," gab die Base zurück. Dabei merkte das Mädchen erst, daß ihr die Rede keuchend ging und daß sie sterbensbleich war. „Ihr habt das immer noch, daß Euch eng ist?" fragte sie.

„Mehr als früher, viel mehr," stammelte die Base, lehnte sich einen Augenblick wie erschöpft in den Stuhl zurück und schloß die Augen.

Während sie so dalag, blitzte über den Dächern der nächsten hohen Häuser ein silberner Schein auf und leuchtete in die Stube. Verena mußte unwillkürlich aufsehen, wie es auf einmal hell war. Ganz nahe standen die dunkeln Schatten der Häuser, die die enge Hintergasse bildeten. Es war, als könnte eines mit der Hand an des Nachbars Mauer hinüberlangen. Das Geländer der Zinnen stand wie dunkles Flechtwerk vor dem eben heraufgebrochenen Mondlicht, und auf den Dächern lag es wie Schnee. Die Stube der Base Katharina war still. Was vorn auf der breiten Seestraße hin und

her wogte, rollte und schritt, hörte man hier nicht; nur wenn durch die enge Hintergasse ein Fußgänger kam, klangen die Steinplatten hohl und tönend unter seinen Füßen.

„Ja, das ist jetzt eben so, Verena," begann die Base, sich aufrichtend; „oft kommt es mich so an, daß ich keinen Atem mehr habe." Sie erholte sich jetzt und sprach sodann der jungen Verwandten davon, wie sich ihr Leben im Hause gestalten solle. „Du verstehst mich," schloß sie; „ich kann einmal krank werden, so kann ich, und — im Hause muß ein vertrauter Mensch sein, und — so bin ich dir dankbar, daß du gekommen bist. Hoffentlich ist es auf lange."

„Gewiß," sagte Verena.

Dann brach die Base unvermittelt mit der Frage hervor: „Was sagst du — zum Wilhelm."

Verena war verlegen. „Gut mag ich ihn," sagte sie lächelnd.

Das Wort schien der andern wohlzutun. „Gut ist er," fuhr sie eifrig fort. „Er arbeitet und ist gutmütig, und es muß einer manchmal lachen den Tag hindurch, wenn er so trocken und spaßig daherredet. Es ist gut mit ihm zusammenleben, mit dem Wilhelm. Aber —" ihre Stimme wurde leiser und stockte. Dann vollendete sie: „Leicht verlocken läßt er sich. Einen guten Freund sollte er immer um sich haben, der ihm rechtbleiben hilft."

Die Base sagte das wie zu sich selber; ihr Blick haftete am weißtannenen Stubenboden. Auf einmal schwieg sie ganz.

Verena mochte sie nicht stören. Aber den Wil-

helm sah sie deutlich vor sich, den großen Menschen mit den breiten, ungeschlachten Schultern und dem gebogenen Rücken. Er hatte etwas ernsthaft Rechtschaffenes in seinem Aeußern. Jetzt aber sagte die Base, leichtsinnig sei er, der Wilhelm! Verena wunderte sich; von der Seite kannte sie den Vetter nicht.

Sie saßen einige Augenblicke, ohne zu sprechen. Dann erinnerte sich die Base, daß Schlafenszeit sei. Sie machte nicht viel Worte; die Lust am Reden schien ihr vergangen. Aber als sie Verena in ihre Schlafkammer begleitete, tat sie ihr mit Blick und Wesen etwas wie mütterliche Liebe an, die sie erwärmte und ihr den Einzug in das Wasersche Haus lieb machte. Dann gingen sie mit einem wortkargen Gruß auseinander für die Nacht.

Zweites Kapitel

Am andern Tag und an denen, die ihm folgten, lebte Verena sich bei der Base Waser ein. Es war nicht schwer. Sie wußte im Laden bald Bescheid und bald im Hause. Sie war klug und anstellig. Die Base fühlte, wie zwei junge, feste Arme ihr unter die alten griffen und war es zufrieden, hielt hohe Stücke auf die junge Verwandte und lebte im übrigen ihre Zeit weiter, eine gebrechliche Frau, von Asthma geplagt, oft bettlägerig, aber zäh. Nach dem Bauernhaus im Herrlibacher Berg verlangte Verena nicht zurück. Manchmal kam eines ihrer Geschwister vorbei, wenn sie just zur Stadt fuhren;

sie hielten von ferne redlich zusammen, aber schon nach den ersten Monaten war es Verena, als habe sie im Hause der Base Heimat und nirgends sonst. Am Haus zum Höflein trieb das Stadtleben vorüber, und die, die drinnen saßen, merkten wenig davon. Die Base war eine zurückgezogene Frau, besuchte niemand, hatte weder Verwandtschaft noch Freundschaft in der Stadt. Ihr einziger Gang war Sonntags zur Kirche; den aber versäumte sie nie, wenn ihr Leiden ihr nicht auszugehen verbot. Mit der Frömmigkeit der Base war es ein eigen Ding. Sie war fest, stark und streitbar; es war etwas an ihr von der Glaubensstärke und dem Glaubenseifer, die aus der Haltung des Reformators sprachen, wie er dem Hause gegenüber auf seinem Stein stand. Es war auch etwas an ihr von der Klarheit und Festigkeit, ja, fast Herbheit, die aus den Predigten des Antistes klangen, der jetzt in derselben Kirche, wo ehemals der Reformator gestanden, von der Kanzel sprach; ja, es wollte Verena fast scheinen, als habe dieser der Base die herbe Frömmigkeit ins Herz gegeben. Er war ein vornehmer Mann mit einem feinen Gesicht. Eine Nase von scharfem, glattem Bug stand ihm darin und ein schmallippiger, fast harter Mund. Seidenweiches, schneeweißes Haar über hoher, kluger Stirn gab ihm ein ehrwürdiges Aussehen. Er war der letzte, der den Titel eines Antistes führte und ein Amt bekleidete, das die Neuzeit nicht mehr kannte. Wenn er predigte, so klang seine Stimme scharf und fest, und selbst wo er mahnte und tröstete, wurde sein Ton nicht weich, sondern sein Wort war immerfort

eher ein Stab, sich darauf zu stützen, als eine sanfte Hand, die sich lindernd auf Wunden legt. Anfänglich befremdete das streng fromme Wesen Verena. Zu Herrlibach waren sie lauer, gingen zur Kirche, wann es ihnen einfiel, und kümmerten sich keinen Deut um die, die ganz wegblieben, noch um die, die andern Glaubens waren. Als sie aber die Base ein paarmal ins Münster begleitet hatte, schien ihr eine Frische und ein edler Stolz in dem erkennbar, was sie anfänglich befremdet hatte, und es war vor allem die Persönlichkeit des greisen Antistes, die auch auf sie eine seltsame Wirkung auszuüben begann. Es mochte sein, daß sich in Verenas Natur etwas Verwandtes regte, während sie langsam sich zu der Art der Base bekehrte. Zum wenigsten war ihrem eignen Wesen die Schlichtheit eigen, die äußerlich im weiten steinernen Schiff des Münsters, der vornehmen Erscheinung des Antistes, innerlich in seinem Gottesdienste lag.

Der Kirchenbesuch war das erste, was in Verenas neuem Leben einigermaßen Ereignis wurde. Es war schon ein seltsames Empfinden, wenn am Sonntagmorgen die Münsterglocken zu tönen begannen, gewaltige Stimmen, von denen die Luft erzitterte, und vor denen das kleine Geräusch des Hauses erstarb, als drängen sie zu allen Fenstern ein und trieben mächtigen Schrittes den Werktag aus den Ecken.

In der Enge der Waserschen Häuslichkeit dagegen geschah für Verena lange Zeit nichts Außergewöhnliches. Das Geschäft der Verwandten war ein einträgliches, aber ruhiges. Der Vetter Wilhelm

arbeitete mit einem, oft auch mit zwei Gesellen. Lange vor Tag waren sie auf und hantierten in der Backstube. Nachmittags legten sie sich ein paar Stunden schlafen, weil ihnen die Nächte zu kurz waren. So sah Verena den Vetter eigentlich nicht oft; denn bei der Arbeit war er ganz und lief nicht weg davon. Nur abends um Zunachten kam er manchmal, eine saubere Schürze vorgebunden, in den Laden, wo sie um die Zeit allein saß und die Kunden seltener wurden. Er setzte sich in seiner ganzen Schwere auf den Ladentisch und schlenkerte die Beine, lachte das Mädchen treuherzig an und plauderte von dem und jenem.

„Gerade viel Vergnügen hast nicht bei uns," sagte er einmal. „Aber im Winter will ich dich mitnehmen hier und da zu den Vereinsanlässen."

Er war Mitglied einer Menge Vereine, war abends häufig aus und wußte zu erzählen, wie es da fröhlich zugehe und was für den Winter an Vergnügungen geplant werde.

„Weißt was," sagte Verena unvermittelt, „bleib einen Abend mehr in der Woche bei der Mutter und mir, dann schenke ich dir deine Anlässe."

Da wurde er rot wie ein verlegenes Kind, was sonderbar zu seiner Größe und Kraft stimmte, und wußte nicht gleich eine Antwort. Endlich murmelte er: „Das kann man ja."

Aber er tat es nachher doch nicht; und es wollte Verena scheinen, als habe er seit ihrer freien Rede eine leise Scheu vor ihr. Er kam aber doch nach wie vor zuweilen und setzte sich zu ihr. Wenn er nicht kam, blickte sie nach ihm aus, wußte aber nicht,

daß sie allmählich auf die Stunde, die ihn brachte, zu warten begann.

Einmal trat er nahe zu ihr, die sich an ihr Ladenfenster gesetzt hatte. „Ist das nicht eine Feine?" fragte er und zuckte mit der Schulter nach der Richtung, in der soeben eine junge hübsche Kundin aus der Ladentür hinweggeschritten war.

„Wen's dünkt," sagte Verena. Da neigte er sich über sie und spielte mit den krausen Härchen in ihrem Nacken. „Aber das bist du eigentlich auch, eine Feine," sagte er.

Verena neigte den Kopf tiefer über die Näharbeit, die sie hielt. Ihr wurde heiß.

„Nicht?" fragte er und legte den Arm um ihre Schulter.

„Laß mich!" sagte sie zornig und schüttelte seinen Arm ab; ihre feinen Nasenflügel zitterten.

„Potz — potz," machte er halb verlegen, halb lachend und ging in die Stube nebenan.

Am nächsten Tag kam Verena zufällig hinzu, als er von einem Wagen, der schwere Buchenholzscheite für ihn gebracht hatte, die Last ablud. Bei der Arbeit war er ein andrer.

Als Verena sah, wie er zugriff, hatte sie Freude an ihm und blieb bei ihm stehen. Die Scheite flogen krachend eins aufs andre. Sein Körper bog sich in stummer Wucht auf und nieder, seine Arme, an denen die Hemdärmel bis fast zur Achsel aufgekrempelt waren, waren so schwer wie eines der Scheite, und die Muskeln daran bewegten sich wie eiserne Scharniere. Verena fragte nach dem Gesellen und weshalb er nicht helfe. Da lachte Wilhelm.

„Wegen der paar Späne! Da möchte es schon der Mühe wert sein, daß zwei auf den Wagen stiegen!" Dann merkte er, daß sie über seine Kraft staunte, und dann griff er erst recht die schweren Stücke spielend auf und ließ sie in weitem Bogen in den Holzraum sausen. Dabei warf er das übermütige Wort hin: „Du wärst auch nicht schwerer als so ein Klotz!"

„Hoho!" scherzte sie zurück, „ich bin kein Klotz, aber auch nicht so leicht, wie du meinst."

„Soll ich's versuchen?" neckte er sie und stampfte über den leeren Wagenhinterteil, als ob er nach ihr haschen wollte. Da flog sie flink nach vorn; ihre Augen blitzten. „Haben mußt mich."

Sie jagten sich ein paarmal hin und her, lachten und holten sich rote Köpfe; am Ende schoß das Mädchen mit einem Sprung über einen Haufen Scheite in den Holzraum und davon. So geringfügig die Spielerei gewesen war, waren sie von da an bessere Kameraden als früher. Beim Abendessen lachten sie über die Jagd, neckten sich aufs neue, und die Base Katharina sah heimlich nach ihnen und ließ eine Hoffnung in sich keimen.

Aber die Zeit ging und gab der kleinen Hoffnung nicht recht. Wilhelm und Verena vertrugen sich ganz gut, aber der junge Bäcker wurde nicht häuslicher, ob auch eine da war, von der seine Mutter meinte, daß sie ihm das Dableiben lieb machen könnte. Der Winter war nicht mehr fern, von dem Wilhelm gesagt hatte, daß er Verena Unterhaltung bringen sollte. Es wurde kühl in St. Felix, und von den Bäumen der Straßenalleen

regneten gelbe Laubfetzen. Da kam knapp vor der Winterschwelle unter dem Einfluß einer Föhnströmung unerwartet ein klarer, schöner Sonntag. Als die Glocken zur Kirche läuteten, liefen die Menschen ohne Mäntel und Hüllen in die Straßen, und es lag auf allen Gesichtern wie ein doppelter Sonntag. Die Base Katharina und Verena machten sich gemeinsam zur Kirche auf. Als sie unter die neben dem Ladenbau liegende Haustüre traten, lehnte Wilhelm, mit seiner Arbeit zu Ende, mehlbestaubt und mit verkreuzten Armen am Türpfosten. Er sah aus wie einer, der sich langweilt.

„Schön ist es heute," sagte die Base, als sie ihr bleiches und schmäler gewordenes Gesicht der warmen Sonne bot.

„Ein langweiliger Sonntag wird es," brummte Wilhelm.

„Langweilig?" sagte Verena.

„Nichts los ist," machte er gähnend. „Hätte einer wissen können, daß es heute noch einmal schön wird!"

„Muß denn immer etwas los sein?" sagte seine Mutter, schüttelte den Kopf dazu und seufzte. Dann grüßten sie und gingen.

Plötzlich rief er ihnen nach: „Du, Vrene!"

„Ja?"

Das Mädchen stand still.

Er kam auf seinen schlarpenden Pantoffeln ihnen nach. „Willst" — fragte er Verena, „wollen wir zusammen auf den See heute?"

Verenas Wangen röteten sich. „Sag ja, wenn es dich freut," sagte die Base. „Er darf wohl einmal mit dir gehen, das darf er."

„Es muß schön sein heute," sagte Wilhelm und sah nach dem Wasser hinüber, das jenseits des weißen Pflasters wie übersilbert glänzte.

„Ich komme schon — gern," sagte Verena.

„Gut! Nach dem Essen," gab er zurück. Dann drehte er sich dem Hause zu.

Nach dem Mittagessen nahmen sie sich an der Lände ein Boot. Der See wimmelte von kleinen und großen Fahrzeugen, und die Ufer waren von Spaziergängern belebt wie zur Sommerszeit. Verena trug ein neues schwarzes Kleid und einen schlichten Hut von gleicher Farbe. Sie sah gut darin aus. Wilhelm, als sie im Boote Platz nahm, übersah ihr zulieb ein paar hübsche Mädchen, die neben ihnen sich einschifften, und blickte darein, als sei ihm nachgerade der Sonntag doch nicht leid. Als er ins Schiff stieg, schwankte es heftig. Verena lachte: „Meinst, dich trägt's!"

„Was ich zu schwer bin, bist du zu leicht," gab er zurück; „so gleicht es sich aus." Damit warf er den Rock ab und ergriff die Ruder. Er schob das Boot aus den Reihen der übrigen, dann tauchte er die Ruder tief ein, und sie entfernten sich rasch vom Ufer.

Der See glitzerte, und die Sonne stand in zwei blauen Tiefen, einmal im Himmel und einmal im See. Ihr Schein lag über St. Felix, über den weißen und stolzen Bauten der neuen Stadt und über den dunkeln, hängenden Giebeln der alten. Er traf auch das Boot, und Verena fühlte ihn wie in warmen Wellen über Hals und Rücken rieseln. Sie nahm den Hut ab und legte ihn neben sich; der leise Wind strich ihr über das krause dunkle

Haar. Der Vetter Wilhelm sah sie, und das Blut stieg ihm sichtbar ins Gesicht. Er suchte nach einem freundlichen und guten Wort. Weil er keines fand, wurde er verlegen und brachte den Blick nicht mehr weg von ihrem Gesicht. Am Ende nahm auch er den Hut ab. „Es ist heiß," sagte er und griff fester in die Ruder.

Sie fuhren dann weit in den See hinauf und sprachen nicht viel. Weil aber dem Vetter Wilhelm die Lust zum Scherzen nicht abhanden kam, hatten sie manchmal Anlaß, zu lachen. Dazwischenhinein sah Verena in den hellen Tag hinein, atmete tief und frei und sagte ein paarmal: „Wie das schön ist, heute!"

In einer Gartenwirtschaft am See nahmen sie ein Abendbrot. Sie hatten eine Bank nahe am Seeufer inne. Die vielen Sonntagsgäste des Wirtschaftsgartens saßen mehr in der Nähe des Hauses. Wilhelm verschwand und trug Kuchen und Trauben für seine Begleiterin herbei. Er sah gut aus in seinen Feiertagskleidern. Als er durch die Reihen der übrigen Gäste schritt, erschien er größer und stattlicher als alle, die an den Tischen saßen. In seinen Augen hatte er ein warmes Leuchten. Man sah ihm die Freude an, die es ihm gab, ihr etwas zulieb zu tun. „Es war mir doch, er müßte noch Trauben haben, der Sonnenwirt," sagte er; er spart sie immer lange auf." Damit stellte er die Früchte vor Verena hin.

„Du, verwöhne mich nicht so," schalt sie lächelnd. Sie war rot geworden. Das Herz schlug ihr; sie wußte nicht, weshalb.

Aber auch hier gedieh die Unterhaltung nicht recht. Wilhelm schaute auf den See, dessen Wasser am Ufer dunkel war und nur jenseits von leisem Goldschein glänzte. „Es wird eine schöne Heimfahrt," sagte er endlich.

„Sicher," entgegnete Verena. „Jetzt hast mir einen schönen Sonntag gemacht," fügte sie hinzu.

Er zürnte sich selber, als sie das sagte. „Das hätten wir schon lange haben können," meinte er, sich selber tadelnd.

Sie saßen dann noch eine Weile und gingen hierauf zum Boot hinab, das angekettet an der Gartentreppe lag. Niemand hatte groß acht auf ihre Abfahrt. Das Schwatzen und Lachen der Wirtschaftsgäste scholl in ihrem Rücken. Leise setzte Wilhelm die Ruder ein, dann verhallten die Stimmen, und das Ufer wich still zurück.

Der See war ohne Bewegung. Selbst jetzt noch, da es Abend geworden, war es kaum kühl. Die Luft war nur wundersam klar, und sie ruderten langsam in eine Flut von sachtem Gold hinein. Die Rebenhügel und die dunkeln Wälder und die weißen Dörfer des rechten Ufers lagen überhaucht von einem lichten, warmen Glanz. Zuweilen brannte ein Fenster in silbrigem Feuer, zuweilen leuchtete ein Kirchturmkreuz; sonst war nichts als das friedliche Licht über See und Land und die große Stille des Sonntags.

Verena und Wilhelm schwiegen. Verena saß und schaute in den Abend hinaus, und ihr Herz, das immer warm wurde, wo sie Gutes und Schönes sah, empfand etwas wie Andacht. Wilhelm ruderte langsam; am Ende hielt er ganz inne.

„Sieh, wie schön!“ sagte Verena. Es dunkelte zusehends, die Klarheit des Lichtscheines, der auf dem Ufer gelegen hatte, nahm leise ab, dann vertiefte er sich und wurde rosig, und auf dem blauschwarzen Wasser begann es wie Blut zu schwimmen.

„Komm, das mußt sehen,“ sagte Wilhelm auf einmal. Von seinem Platz aus erblickte er die Berge, die hoch oben im Süden den See begrenzten. Sie waren in Dunst verborgen gewesen. Jetzt leuchteten ihre Häupter rot wie vom Widerschein eines großen Brandes. Selbst Wilhelms Gesicht war von dem Schein hell.

Verena war aufgestanden. „Mein Gott,“ sagte sie nur. Der Atem stand ihr fast still. So schön war das ferne Glühen.

„Setz dich neben mich,“ sagte Wilhelm leise.

Sie wußten nicht, was sie ankam, ihn, daß er auf einmal auf seiner schmalen Bank seitwärts rückte, Verena, daß sie mit einem leisen Schritt hinüberging und sich neben ihn setzte. Er legte den Arm um sie, und sie staunten in die rote Pracht vor ihren Augen und ließen das Boot treiben. Dann läutete es am Ufer. Betglocke. Ein Dorf hob an, dicht über ihnen. Ein andres Klingen antwortete von jenseits des Sees, und ein drittes, noch ferneres, das nur wie ein Echo des ersten war, folgte den beiden. Dann schollen die Münsterglocken unten in St. Felix, dumpf, streng, aber feierlich.

Wilhelm hatte Verenas Hand genommen. Jetzt küßte er sie scheu auf die Wange. „Du,“ sagte er.

Sie sah ihn verwirrt an und doch war ihr, als gehörte sein Tun in den seltsamen Abend. Ihre

braunen Augen glänzten. Sie bot ihm den Mund, und er küßte sie wieder, wieder fast scheu.

„Weißt aber," sagte sie, „ich bin keine zum Spielen. So meinst es auch nicht, gelt?"

„Nein, nein," sagte er hastig, doch war es, als fasse ihn ein Unbehagen. Er griff nach dem Ruder.

„Ja, wir müssen heim," sagte Verena. Damit setzte sie sich an ihren vorigen Platz, und Wilhelm begann zu rudern.

Das Alpenglühen verging, während sie sich St. Felix näherten. Es dunkelte allmählich. Erst als sie beinahe die Lände erreicht hatten, sagte Wilhelm: „Daheim sind wir bald." Es war, als atmete er auf. Aber beim Aussteigen und Heimgehen war er bemüht, sich Verena gefällig zu zeigen. Daß er sie manchmal wie forschend und furchtsam von der Seite ansah, achtete sie nicht.

Unter der Haustür sagte er plötzlich: „Grüß die Mutter; ich gehe noch aus."

„Du kommst nicht heim?" fragte Verena. Es gab ihr einen Stich, daß er jetzt noch fortging.

„Ich will — zu den Kameraden will ich noch," sagte er. Dabei drückte er ihr die Hand fester als sonst, so, als meinte er etwas mit dem Händedruck. Das verwirrte sie wieder, so daß sie ihm nicht zürnte, sondern wie in einem Taumel zu seiner Mutter hinaufging.

Drittes Kapitel

Am andern Tag tat der Vetter Wilhelm, als ob nichts geschehen wäre. Als Verena und seine Mutter am frühen Morgen in die Backstube traten, richtete er seinen schweren, nackten Oberleib von der Teigmulde auf und sagte laut sein: „Tag! Seid ihr auch schon auf?"

Verena, die seinen Blick suchte, war es, als meide er den ihren, denn er bückte sich rasch wieder über seine Arbeit. Im Laufe des Vormittags kam er zu den Frauen in den Laden. „Jetzt will ich verschnaufen," sagte er, stellte sich hin und riß Witze in seiner polternd-trockenen Art. Plötzlich unterbrach er sie mit den an Verena gerichteten Worten: „Schön war es auf dem See gestern, gelt?"

Die Base Katharina, die nicht von ihrem Strickstrumpf aufblickte, sagte, eine Masche aufnehmend: „Sie hat erzählt, daß es schön gewesen sei, die Vrene." Diese fing dabei einen Blick Wilhelms auf, aber nicht den, nach dem sie hungerte. Er schien ihr wohl vertraulich zuzuwinken, zugleich aber war es, als ob er heimlich über das, was gestern gewesen, lachte. Verena beugte den Kopf. Die Ladentür ging. Sie aber ließ die Base den Kunden, der eintrat, bedienen; ihr stieg langsam und dunkel das Blut in die Wangen. Wilhelm ging in die Backstube zurück.

Als Verena eine Weile später dort an ihm vorbei mußte, um etwas aus der Wohnung zu

holen, faßte er ihren Arm und drückte ihn zärtlich, wieder aber nur wie zum Spiel. Ein stiller Zorn überkam sie. Sie sah ihm groß und fest ins Gesicht. Er versuchte zu lachen, aber es mißlang ihm, und er wurde verlegen. Da riß sie sich unsanft los und ging.

Dann ging der Morgen so hin. Die Essenszeit kam. Wilhelm machte ein verdrießliches Gesicht. Um Verenas Nasenflügel ging das leise Zittern wie immer, wenn sie erregt war, und sie sprach nicht. Darob wurde die Base aufmerksam. „Habt ihr etwas miteinander?" fragte sie.

„Dummes Gefrage! Was sollen wir haben!" gab Wilhelm schroff zurück; er hatte oft eine rauhe Art. Die Base wandte sich zu Verena. „Du?" fragte sie, als erwarte sie von ihr Bescheid. Aber diese antwortete dasselbe, nur weniger grob: „Nein, Base, was sollen wir haben!"

Weil sie ungemütlich war, war die Mahlzeit bald zu Ende. Der Gesell und die Magd schoben die Teller zurück und standen zuerst auf. Dann erhob sich Wilhelm geräuschvoll und ging durch den Laden und hinaus. Als eine Weile nachher Verena und die Base in den Laden zurücktraten, sahen sie ihn mit verschränkten Armen neben einem Nachbarn im Hofe stehen. Sie blickten nach der Straße hinüber, wo nach der Mittagspause das Leben und Treiben neu und geräuschvoller anhob, und unterhielten sich lachend. Einmal rief Wilhelm ein vorübergehendes junges Mädchen an; Verena sah es deutlich, wie es rot wurde und einen Scherz verlegen zurückgab. In diesem Augenblick verdunkelte

ein großer Möbelwagen die Aussicht und hielt eine Weile dicht vor dem Hofe.

„Das ist der Modistin ihre Fuhr," sagte die Base zu Verena. Dann streckten sie beide die Hälse. Es war ein Ereignis, daß in der nächsten Straße, der Münstergasse, ein unbekannter Mensch einzog. Die ganze Nachbarschaft hatte seit einigen Wochen davon gesprochen, klatschte von der Putzmacherin, die da einziehen wollte, daß sie ein großtuerisches Wesen, mit ihrer hohen Erscheinung und ihrem schneeweißen Haar ein auffallendes Aussehen habe, und — daß eine Putzmacherin alleweil nichts bürgerlich Ehrbares sei!

Der Wagen fuhr jetzt weiter und die Münstergasse hinan. Die Base und Verena, auch Wilhelm nach einer Weile gingen an ihr Tagewerk. An demselben Abend bekamen sie im Höflein einen neuen Kunden.

Es war lange dunkel. Im Laden brannte die Petrollampe. Tag und Geschäft wollten still werden. Da ging die Ladentür und ließ Hilde Zehran herein. Sie ging auf feinen, kleinen Schuhen; von den weißen Strümpfen blitzte beim Gehen noch just ein Schimmer unter dem hellen, der Herbstzeit nicht mehr angemessenen Kleide hervor. Um den Kopf hatte sie ein weißes Tuch geschlungen. Einzelne blonde Locken machten sich frei darunter und fielen in Stirn und Schläfen. Ihr Gesicht war sehr weiß, die Züge beinahe verschwommen, so weich waren die Linien. Ueber den blauen Augen lagen weißblonde Brauen, so daß sie kaum sichtbar sich von der Haut abhoben.

„Guten Abend," sagte Hilde. Ihre Stimme klang zimperlich, und dieselbe Zimperlichkeit lag in ihrem Wesen, aber sie paßte zu der kleinen, leichten Gestalt.

„Ein Weißbrot möchte ich haben," lispelte sie.

Verena gab es ihr hin und nahm ihr das Geld ab. Inzwischen hatte Wilhelm von der Backstube her die Fremde erblickt und kam in seiner sauberen Oberschürze herüber. Er rückte die kleine mehlweiße Kappe, die er auf dem dichten Blondhaar trug, und sagte ein: „Guten Abend, Fräulein!" Da sah sie auf, lächelte und grüßte wieder. „Ich werde jetzt oft kommen," sagte sie zu den Frauen, während sie sich der Tür zuwendete; „wir sind eben eingezogen drüben an der Münstergasse."

„Ah so," sagte freundlich die Base. Sie hatte untätig gesessen, den Blick auf das Mädchen geheftet.

Dieser tat jetzt Wilhelm die Tür auf; darüber erstaunt, sah sie im Hinausgehen zu ihm auf, lächelte wieder, zirpte ein: „Gute Nacht!" und trippelte hinaus.

„Der Modistin ihre Tochter, der Zerahnin ihre," sagte die Base.

„Das ist eine wie von Porzellan," sagte Verena und meinte es; zum erstenmal in ihrem Leben war sie sich neben der andern wie ein arger Bauernklotz erschienen.

Wilhelm schloß hinter jener gemächlich die Tür. „Gefallen könnte einem die," sagte er offen. Die Base sah zornig zu ihm auf. „Einen schönen Geschmack hast," sagte sie.

Da lachte er und entwaffnete die Mutter mit dem andern Wort: „Unsre Verena ist schöner, das gebe ich zu.“ Dabei schaute er Verena an, und es war, als komme ihm die gute Laune plötzlich zurück, die ihm den ganzen Tag gefehlt hatte. Er setzte sich zu den Frauen hinter den Ladentisch und begann in seiner gemütlichen Art von dem und jenem zu erzählen. Auch auf die Zerahnin, die Putzmacherin, kam er nachher wieder. „Einen Haufen Verehrer soll sie haben, trotz ihrer weißen Haare,“ berichtete er.

„Das kann ich mir denken,“ sagte die Base.

„Eine Deutsche ist sie,“ erzählte er weiter.

„Und katholisch,“ fügte die Base hinzu. Es war, als habe sie einen Stecken im Rücken, als sie das sagte, und die Haut ihrer bleichen Backen lag straff, so hart setzte sie die Lippen zusammen.

Verena saß ganz still. Ihr tat das Herz weh. Sie mußte immer heimlich den Vetter Wilhelm ansehen und fragen: „Bist du's wirklich? Bist du der gleiche von gestern?“

Zu dem, der er auf dem See gewesen war, wurde der Vetter Wilhelm auch die nächsten Tage und Wochen nicht. Er war freundlich, war die Fröhlichkeit im Haus, wie er sie immer gewesen war, aber was auf dem See geschehen, schien er vergessen zu haben. Und je mehr Verena dessen inne wurde, desto mehr überkam sie ein Gefühl heißer Scham. Sie fühlte, wie das Blut in ihr stieg, wenn sie an jenen Abend dachte, und sie hätte die Hände vors Gesicht schlagen und entlaufen mögen. So schämte sie sich.

Da half ihr eine schwere Last, die ihr auf die Schultern fiel, die Last ihres Innern leichter tragen. Die kränkelnde Base wurde kränker. In einer Nacht hob es an. Die Base Katharina hatte einen Erstickungsanfall. Am andern Morgen vermochte sie sich nicht zu erheben. Dann wiederholten sich die fürchterlichen Beengungen. Solange sie dauerten, war es wie ein bitterer Krieg zwischen Leben und Tod. Das Leben siegte immer noch, aber der Körper war erschöpft, und als die Base endlich so weit wieder genas, daß sie außer Bett sein konnte, reichten ihre Kräfte doch nur zu dem kurzen Gang vom Lager zum Stuhl am Fenster. Verena pflegte sie, soweit ihr Zeit blieb. „Wenn du nicht wärst, wäre ich lange tot," sagte die Base zu ihr. Wenn sie des Tages die fürchterliche Atemnot befiel, kam die Magd in den Laden gelaufen, den Verena an Stelle der Base bediente: „Vrene, komm!" Nachts lag Verena in der gleichen Stube mit der Kranken und hatte wenig Schlaf; alle Augenblicke kam der keuchende, angstvolle Ruf: „Vrene!" vom Bett der Base her.

Unmerklich wuchs die junge Verena so zu der heran, um die sich im Waserschen Hauswesen alles drehte. Von Wilhelm sah sie fast weniger als früher. Er arbeitete schweigend und fleißig, denn das Geschäft ging gut. Weil er aber an der Mutter hing, trotzdem er oft rauh zu ihr war, war ihm nicht zum Scherzen wie sonst. Die Sorge um die Kranke machte ihn wie Verena wortkarg, so daß sie manchmal in Gedanken an die, die oben litt, in den Unterräumen, ohne aufeinander zu achten, still

aneinander vorübergingen. Dabei war es erstaunlich, daß Wilhelm nicht gewahr wurde, wie Verena allmählich in allem an die Stelle der Mutter gerückt war, und weder ihre stumme Pflichttreue noch die Geschicklichkeit, mit der sie allen Pflichten nachkam, bemerkte. Eines Abends saßen die drei in der Wohnstube beisammen. Die Base und Verena sprachen von den Geschäften, die der Tag gebracht hatte. Die Alte wollte vieles wissen, ob das getan und jenes besorgt, dieses begonnen und jenes befohlen sei. Verena hatte zu zehn und mehr Malen nur eine Antwort: „Ja, Base, es ist alles geordnet." Da drängte sich der kranken Frau mehr noch als sonst die Erkenntnis auf, wie das Mädchen ihr unentbehrlich und eine große Stütze geworden, und weil sie selber für den Dank, der in ihr lebendig war, nicht das richtige Wort fand, blickte sie unwillkürlich nach dem Sohne hinüber, als erwarte sie von diesem, daß er ihr reden helfe. Er hatte, über einer Zeitung sitzend, dessen kaum achtgehabt, was gesprochen worden war; die Base aber erzürnte sich darob und wandte sich jäh zu ihm mit den Worten: „Hast gehört, was sie alles tut, die Vrene?"

Aus dem zornigen Ton ihrer Stimme erkannte er, was sie meinte. Er lachte. „Ja, ja, sie wehrt sich," sagte er.

„Wehrt sich," schmälte die Base, „jawohl; wehrt sich — Gott können wir danken, daß sie uns ins Haus gekommen ist."

„Redet doch nicht so," wehrte Verena und versuchte dem Gespräch eine andre Wendung zu geben, was ihr nach einiger Mühe gelang. Sie bemerkte

aber, wie Wilhelm gleichsam verdutzt sie darauf heimlich beobachtete, als beginne die Wahrheit, die in den Worten seiner Mutter lag, sich ihm erst jetzt aufzudrängen. Er begann auch von da an Verena eine scheue Höflichkeit zu zeigen, neben der die leichtfertige Fröhlichkeit, mit der er die Erinnerung an jene Seefahrt auszulöschen bemüht gewesen war, nicht mehr Raum hatte. Anerkennung hatte er aber auch fürder nicht für sie, schien vielmehr je länger desto mehr Verenas Wirken als selbstverständlich und sich so gehörend zu betrachten und ihre Gegenwart als etwas lang Gewohntes und Alltägliches kaum mehr zu beachten.

An den Mahlzeiten nahm die Base schon lange nicht mehr teil. Verena und Wilhelm aber waren schweigsame Esser. So lag die Unterhaltung bei der Magd und den Gesellen, von denen seit einiger Zeit zwei im Hause waren. Einmal nun fügte es sich, daß die letzteren auf die Putzmacherin Zerahn in der Nachbargasse zu reden kamen. „Da geht's lustig zu, bei der, meine ich," hob der eine an.

„Den ganzen Laden hat sie oft voll Mannsvolk stehen," sagte der andre.

Die Magd fiel mit den Worten dazwischen: „Der Alten machen sie den Hof und die Junge meinen sie."

Da drehte Wilhelm plötzlich den Oberkörper, der schwer auf beiden Ellbogen geruht hatte, seitwärts und murrte über die Achsel hin: „Gelt, kehrt vor euern Türen, ihr drei, und laßt andre Leute in Frieden."

Er sagte das schwerfällig und gewichtig, und

der Zorn bebte heimlich in seiner Stimme. Dem Gesindevolk blieben einen Augenblick Worte und Bissen im Munde stecken, und geraume Zeit war es nachher ganz still am Tisch. Verena aber bedrängte etwas. Warum erregte er sich der fremden Leute wegen? Es fiel ihr zum erstenmal ein, daß der Vetter oft um den Weg war, wenn das spielhafte Ding aus der Nachbargasse, das Zerahnmädchen, in den Laden kam, und ein leiser Argwohn regte sich in ihr. Sie sah Wilhelm fest an. Der aß, über seinen Teller geneigt, etwas Störrisches in der Haltung, und blickte nicht auf. Sie wußte, daß er grob wurde, wenn sie ihn jetzt anredete, und schwieg deshalb. Dann aber, während sie mechanisch und langsam ihren Teller leerte, begann etwas in ihr zu zittern und weich zu werden, wuchs und drängte; es war, als müßte sie dem Wilhelm die Hand auf die Schulter legen: „Du, schöner wollen wir es haben zusammen! Besser zusammenhalten wollen wir — schon der Base zulieb." Das Herz klopfte ihr, aber sie blieb sitzen. Es ging ja nicht, daß sie das sagte. Dann läutete die Ladenglocke, und sie mußte hinüber, einen Kunden zu bedienen.

Am gleichen Abend sah Verena den Wilhelm mit der Hilde Zerahn an einer dunkeln Ecke des Hofes stehen. Es war eine Nebelnacht, das Pflaster der Straße war feucht, die Ladenfenster warfen einen trüben roten Schein hinaus. Die beiden Gestalten waren schwer zu unterscheiden. Verena kannte aber den Vetter an seiner weißen Schürze und das Mädchen an dem schneeigweißen Gesicht. Strich

er der nach, der, der man die Flatterhaftigkeit auf hundert Schritte ansah?

Ein paar Tage später sagte die Magd: „Unser Herr geht auch zur Zerahnin hinüber." Sie, die so lange im Hause war, durfte sich etwas herausnehmen und sprach die Worte so dahin, während sie in der Backstube fegte. Als Verena nichts antwortete, fügte sie nach einer Weile hinzu: „Wenn es die Frau wüßte!"

Verena schnitt ihr mit einem strengen Wort die Rede ab: „Er wird wissen, was er tut, der Herr."

Dann ging sie hinauf, nach der Base zu sehen. Aber die Treppe, die sie hinaufstieg, schien ihr heute endlos. In der Stube fand sie die Base unter dem offenen Fenster liegen, trotzdem ein kalter, regnerischer Apriltag war. „Jesus!" stammelte Verena und eilte zu ihr. Sie gab keinen Bescheid; es war fürchterlich zu sehen, wie sie mit dem Ersticken kämpfte. Am Ende verließ sie die Kraft und sie wäre gefallen. Verena nahm sie in ihre Arme und brachte sie mühsam zu Bett. Aber die Schrecken des Anfalls wuchsen. Da rannte das Mädchen und jagte einen Gesellen zum Doktor.

Wilhelm war eben von einem Ausgang zurückgekommen. Er stieg mit Verena zur Mutter hinauf. Es war das erstemal, daß er selbst Zeuge eines schweren Anfalls war, und es schien ihn heftig zu erschüttern. Er war kreideweiß im Gesicht und stand tatlos beiseite, während Verena sich um die Kranke mühte. Als das Mädchen ihn einmal mit einem Blick streifte, tat er ihr fast leid, so unbeholfen und sichtlich von innerer Qual bedrängt stand er da.

Der Arzt kam bald, ein alter, schlichter Herr, der schon immer bei den Wasers ein und aus gegangen. „Ja, ja," murmelte er kopfschüttelnd, während er für die Leidende tat, was er konnte; „wenn das so kommt, jetzt, so — so könnte es doch gefehlt sein einmal." Er machte ein bedenkliches Gesicht dabei. Aber unter seinen Bemühungen erschöpfte sich die Kraft des Anfalles.

Vom Bett erhob sich jedoch die Base nicht mehr. Verena und Friederike, die Magd, blieben abwechselnd um sie. Wilhelm begann sich mehr des Ladens anzunehmen. Es schien, als werde er häuslicher und ernster. Manchmal ging er während der Woche keinen Abend fort; nur zwischen Tag und Nacht verschwand er oft für kurze Zeit. Als Verena einmal in die Münstergasse hinüberlief, in der dort befindlichen Apotheke etwas zu holen, sah sie den Vetter mit der Zerahnin im Gespräch vor deren Laden stehen. Er bemerkte auch sie, und als er zurückkam, war er scheu und gedrückt. ‚Er schämt sich,' dachte Verena, und der Gedanke machte sie froh, weil ihr schien, daß kein Ernst in der Sache sein könnte, solange er sich ihrer schämte.

In diesen Tagen machte der greise Antistes bei der Base den ersten Krankenbesuch. Verena saß im Laden und hatte nicht acht, daß sich jemand der Haustür näherte. So erfuhr sie erst von des Antistes Anwesenheit, als die Magd sie rief. Als sie in die Stube der Base kam, lag der glänzend gebürstete Zylinder des Geistlichen auf dem Tisch. Er stand am Bett, wie immer schwarz gekleidet, eine hohe, vornehme Gestalt; seine Locken glänzten

wie feine weiße Seide. Bei des Mädchens Eintreten wandte er diesem das scharfgeschnittene Gesicht zu, dessen Strenge selbst die Freundlichkeit, die er seinem Wesen zu geben bemüht war, wenig milderte. Er sagte Verena ein paar gute Worte, daß er sich freue, die Base in so trefflicher Pflege zu wissen, daß er erst vor kurzem von der schweren Erkrankung gehört und daß es ihm leid tue, einen fleißigen Gast seiner Kirche missen zu müssen. Seine Worte hatten wenig Wärmendes, aber es ging von ihnen wie eine Stärkung aus, und wiederum empfand Verena, daß in der herben Art des Mannes etwas Verwandtes mit der Erscheinung des streithaften Glaubenslehrers war, dessen Standbild unten am See sich erhob. Als der Antistes sich kurz darauf verabschiedete und das Zimmer verließ, hielt sie die Tür für ihn offen und schloß sie hinter ihm, und es war ihr nachher, als habe sie noch vor keinem Menschen solche Ehrfurcht empfunden wie vor diesem Pfarrer.

„Ist es nicht schön von ihm, daß er gekommen ist?“ sagte die Base, und auf der bleichen, glänzigen Haut ihrer Wangen stand das Rot der Erregung.

„Ja, ja,“ nickte Verena.

Dann verlangte die Base die Bibel und las mit halblauter Stimme ein Kapitel ums andre. Es war, als habe der Besuch des Antistes ihr eine Sehnsucht nach dem Worte Gottes geweckt.

In der Zeit, die nun folgte, und während die Krankheit der Waserin es dieser unmöglich machte, aufzustehen, kam der Wunsch mehr denn früher in ihr auf, sich auf ein mögliches nahes Ende vorzu-

bereiten. Sie sprach viel von dem, was werden sollte, wenn sie selber nicht mehr da sei, und Verena fühlte, wie ihr Blick ihr oft sinnend durch die Stube folgte und wie sie in bezug auf sie, Verena, etwas auf dem Herzen trug. Nach langem Zögern und während sich unschwer erriet, daß sie nur mit Scheu und Ueberwindung sprach, hob die Base eines Abends an: „Wie geht es mit dem Wilhelm jetzt?"

Verena saß nähend am runden Tisch. Die Stehlampe warf ihren Schein auf ihr Gesicht. „Gut geht es," sagte sie; „er ist ja immer fleißig gewesen."

„Ja — ja," machte die Base. Dann schwieg sie und hob erst nach langer Pause wieder an: „Und wenn ich jetzt sterben sollte?"

Verena fühlte, daß ihre Wangen heiß wurden. Sie sah nicht auf. „Davon müßt Ihr nicht sprechen," sagte sie.

„Wohl, wohl," widersprach die Kranke, „wohl, wohl muß man davon reden. Es wird nicht mehr lange dauern, meine ich." Dann schien eine innerliche Angst in ihr zu wachsen. „Was soll er anfangen, der Wilhelm, allein?" stotterte sie dann: „Du — würdest wieder gehen, du, Vrene?"

„Ich müßte, denk' wohl."

„Magst ihn nicht?" fragte die Base.

Nun war Verenas Gesicht dunkelrot. Sie sah auf, halb lächelnd und doch eine Feuchte im Blick. „Doch habe ich ihn gern," sagte sie, „wie fragt Ihr auch, Base?"

Da nahm jene alle Kraft in einem Seufzer und einem Wort zusammen: „Weil ich dem Herrgott

danken würde, wenn es sein könnte, daß ihr Mann und Frau würdet, der Wilhelm und du."

Verena legte den Arm auf den Tisch und sann nach, ehe sie sprach. Sie spielte mit der Nadel auf der Tischplatte. „Seht Ihr," sagte sie langsam und ernsthaft, „der Wilhelm will das nicht."

„Und du?"

„Ich? — Ich kann es nicht sagen," wich sie aus.

Die Base schwieg jetzt, war müde und lag still. Es schien dann, als habe sie sich mit Verenas Antwort beschieden.

Dem Tage folgte eine schwere Woche. Das Leiden der Waserin wuchs. Wilhelm mußte verschiedene Male gerufen werden, daß er die Mutter ans Fenster trage; frische Luft verschaffte ihr Erleichterung. Die Qualen der Mutter ergriffen ihn seltsam. Er hatte oft Tränen in den Augen, wenn ein Anfall vorüber war und war nachher fügsam und voll Liebe gegen die Kranke, auch dankbar gegen Verena. Es schien, daß er zu erkennen begann, was sie für die Mutter tat.

Eine Samstagnacht war besonders schwer für die Kranke gewesen. Als Verena am Sonntagmorgen den Laden geschlossen hatte, der bis zum Beginn des Vormittagsgottesdienstes offen blieb, und in ihrer Kammer ihr Sonntagsgewand anlegte, hörte sie nebenan die Base eifrig und ernsthaft sprechen und vernahm neben ihrer kurzatmigen, heiseren Stimme die laute, feste Wilhelms. Die Unterredung dauerte lange; Verena wollte sie nicht unterbrechen; denn es war ihr unwillkürlich, als verbiete der ernsthaft-bedächtige Klang der beiden Stimmen eine

Störung. Als sie aber, weil ihr die Zeit lang wurde, ihre Kammer verließ, um nochmals in die Ladenräume hinabzusteigen, trat Wilhelm aus der Stube der Mutter, in seinem Aeußern ganz das Bild des überlasteten Baumes, das er immer bot, tragend und winkte ihr. „Ich möchte dir etwas sagen, Verena."

Er nahm sie am Arm, als sie näherkam, und schob sie mit linkischer Gebärde in die schöne, schlichte Wohnstube.

„Setz dich," sagte er. Seine Art, in der eine gewisse Wichtigkeit lag, machte Verena Herzklopfen. Sie ließ sich auf den ersten besten Stuhl an der Wand nieder. Der Haussegen hing gerade über ihrem krausen Haar. „Mit Gott fang an, mit Gott hör auf."

Wilhelm zog die Tür ins Schloß, die nach der Schlafkammer der Mutter hin offen gestanden. Dann kam er und stellte sich vor Verena hin, hemdärmelig, aber sonst in seinem schönen Sonntagsstaat. „Sie spricht immer vom Sterben, die Mutter," sagte er.

„Ja, eben," erwiderte Verena; „ich kann es ihr nicht ausreden."

„Sie hat auch recht — es ist kein Spaß mit ihr."

„Sie hat sich immer wieder erholt, wenn sie manchmal noch so schlecht schien."

Wilhelm schien auf diese Worte nicht gehört zu haben. Er sagte unvermittelt: „Es ist wahr, wir könnten nicht beieinander wohnen nachher, du und ich."

Verena sah um sich, als suche sie eine Türe.

„Wenn du wolltest —" stotterte Wilhelm; „als meine Frau könntest bleiben."

Seine Verlegenheit und Unbeholfenheit gaben Verena ihre Ruhe zurück. „Nein," sagte sie schlicht, „das wäre nicht das rechte, wenn du eine nehmen würdest, weil deine Mutter es dir rät."

Bei ihrem Nein war er erschreckt aufgefahren. Jetzt kam er näher. Man sah ihm die Erregung an. Es lag deutlich eine Angst davor in seinem Wesen, daß die Werbung vergeblich sein könnte. „Du mußt es nicht so auffassen, Verena," sagte er mit unsicherer Stimme; „es ist nicht, daß die Mutter mich überredet hat. Es ist — ich sehe es schon selber — daß es ein Glück für mich ist, wenn du mir ja sagst, daß — ich eine solche nicht mehr finde wie dich."

Verena kam das Mitleid mit ihm an. Sie erinnerte sich, was die Base ihr bei ihrer Ankunft von ihm gesagt hatte: „Er sollte immer einen um sich haben, der ihm rechtbleiben hilft." Sie fühlte deutlich, daß er in diesem Augenblick empfand, was er ihr zu sagen versuchte: Einen besseren Freund als dich kann ich nicht finden. Sie war ihm auch immer gut gewesen. Und seit damals auf dem See — das hatte sie sich immer gesagt — „ein andrer kann dir nichts mehr gelten." Aber gerade jener Abend — —

„Weißt," sagte sie laut, langsam und ernst, „das muß ich dir sagen. Eines verstehe ich nicht — was du gemeint hast — damals auf dem See!"

Er errötete. Dann schien die Erinnerung ihm das zu geben, was ihm bisher gefehlt hatte; eine warme Empfindung für Verena wallte in ihm auf.

„Ich — ich — gutmachen möchte ich das ja eben jetzt, Vrene," sagte er.

Seine Stimme zitterte. Verena gewahrte die Veränderung. Eine heiße Freude sprang in ihr auf, über die sie sich selber nicht klar war. Sie überlegte nicht mehr sorglich wie vorher. Wenn er jetzt das rechte Wort fand, der Wilhelm —

„Sag mir jetzt nicht nein, Vrene," sagte er. Er streckte seine schwere, breite Hand aus.

Da legte Verena die ihre hinein. „Ja, nun, wenn du es meinst!"

Sie stand auf. Er trat neben sie und legte den Arm um ihre Hüfte. „Ja, siehst, das ist jetzt ein Glück für mich," sagte er. Es war ein sonderbares Wort, fast als hätte er es auswendig gelernt. Sein Ton war auch trockener als vorher. Trocken und fast zum Lachen war auch sein Gebaren. Er wollte Verena nach der Nebenstube führen. Da schien ihm einzufallen, daß man eine Braut küsse. So faßte er sie bei den Achseln und küßte sie auf die Stirn. Es war, als dächte er schon an etwas andres, als er es tat.

Dann gingen sie zur Mutter hinüber.

Viertes Kapitel

Wilhelm und Verena waren verlobt. Die Mutter wußte es, Magd und Gesellen hatten es heraus, und die Redseligen der Nachbarschaft flüsterten es sich zu. Sie selber aber machten kein Aufhebens davon. Am Morgen, nachdem er ihr Jawort emp-

fangen hatte, sagte Wilhelm zu Verena: „Wir müssen die Ringe kaufen gehen heute.“ Und nach dem Mittagessen machten sie sich zusammen auf, gingen die paar Schritte bis zum Goldschmied, der in der Nachbarschaft unter den Lauben seinen Platz hatte, und hatten sich wie auf Verabredung, aber ohne daß eines vom andern es vorher gewußt hätte, in ganz feierliche Kleider geworfen. Wilhelm wurde zutunlich und heiter, während er am Vorabend, als er die Mutter vor Freude über das Zustandekommen des Verlöbnisses hatte weinen sehen, in eine sonderbare Unruhe geraten, zerstreut und wie von einer Art Angst geplagt gewesen war. Ueber Verena, die sonst Klarsehende und Vernünftige, kam auf diesem Gang, während des Handelns um die goldenen Reife und nachher erst, als diese an den Fingern glänzten und ihre jeden Schmuckes ungewohnte Hand die süße Lästigkeit des Ringes empfand, eine Art Traumzustand, in dem sie zum erstenmal alles um sich in einem verklärenden Lichtschein sah. Der Zustand dauerte dann tagelang; sie malte sich die Zukunft in allen Rosenfarben. Ihr Herz klopfte, wenn sie sich in Erinnerung zurückrief, wie sie von Herrlibach aus dem Hause des einen Toten in das des andern gekommen, und wie sie, das einfache Bauernmädchen, nun in dieses Haus hineingewachsen, im Begriffe stand, die Frau eines wohlhabenden und angesehenen Bürgers einer großen Stadt zu werden. Sie freute sich des merkwürdigen Aufschwunges, den ihr Leben genommen, freute sich ebenso und mit der Freude eines rechtschaffenen und arbeitsfrohen Menschen auf die

Pflichten und Aufgaben, die ihr die Zukunft bringen würde.

Als sie nach Tagen und langsam aus dem Taumel heimlicher Freude, der sie umfangen, erwachte, begann sie erst allmählich zu erkennen, daß das Glücksempfinden ihres Bräutigams mit dem ihren nicht Schritt hielt. Wilhelm hatte ein zwiespältiges Wesen: oft freilich schien er heiter und zufrieden, zu andern Zeiten aber schien er übler Laune, nahm sich kaum zu einem Worte für Verena Zeit, und sie hätte blind sein müssen, um nicht einzusehen, daß er noch immer nichts für sie empfand als die Achtung und Freundschaft, die ihre Stellung und ihr Wirken in seinem Haushalt ihm abnötigten. Wöchentlich zwei-, dreimal blieb er auch, wie früher öfter, nachts von Hause weg, im Kreise der Vereinsgenossen bis gegen Morgen säumend, ein Gebaren, wie es dem Bräutigam kaum anstand. Eines Abends vertauschte er eben wieder die Arbeitskleider gegen einen besseren Anzug und nahm in der Backstube die Kappe vom Nagel, die dort immer bereit hing. Da trat Verena zu ihm und legte ihm die Hand auf den Arm. „Du willst wieder fort?" fragte sie. Sie hatte sich bisher nicht in das, was er tat, gemischt; so stutzte er sichtlich, ja, es war, als erschrecke er. Langsam stieg ihm das Blut ins Gesicht.

„Ja," sagte er zögernd. Unbehagen klang aus seinem Ton.

„Du bist oft fort, sehr oft," sagte Verena. „Die Mutter fragt immer nach dir."

Er sah einen Augenblick ins Leere, während sein Gesicht sich immer dunkler färbte und seine Stirn zu

perlen begann. Dann nahm er die Kappe wieder ab und hing sie an ihren Ort.

„Sie nimmt es schwer, die Mutter, wenn du so oft fortgehst," sagte Verena.

Er half sich mit einem Murren: „So kann ich ja dableiben."

Aber nachher saß er den ganzen Abend mit den beiden Frauen in der Wohnstube oben und hatte seine beste Stunde. Anfänglich verlegen, daß sie ihn zum Bleiben bewogen, ließ er die Traulichkeit der heimischen Stube auf sich wirken, wurde darob redselig und fand Munterkeit und Treuherzigkeit wieder, die das Leben der zwei Alten, seines Vaters und seiner Mutter, früher heiter gemacht hatten. Verena aber erkannte an diesem Abend, daß sie mit einer ihr ganzes Wesen erfüllenden Liebe an ihm hing, fühlte eine große Kraft in sich, diesen sorglosen, schwachen Menschen zu befreunden und zu führen, und meinte zu wissen, daß sie ihn gerade um seiner Schwäche willen liebe, wie man an einem Kranken doppelt hängt, weil die Gefahr, ihn zu verlieren, immer da ist.

Von der Zerahnin hatte inzwischen wenig Neues verlautet. Ihre Tochter kam nach wie vor in den Laden, Wilhelm aber kümmerte sich scheinbar weniger um sie; denn er trat nicht wie anfangs aus der Backstube, sobald er sie im Laden wußte, ja, tat sogar, als sähe er sie nicht, obwohl Verena bestimmt beobachtete, daß er sie bemerkte. Sie freute sich aber innerlich, daß er die Blicke nicht zurückgab, die die Hilde Zerahn nach der Backstube warf, wann immer sie kam; ja, sie lächelte bei sich, wenn sie sah, wie

das Mädchen zögernd sein Brot vom Ladentisch nahm, langsam bezahlte, gleichsam immer nach dem Nebenraum hinüberlauschend und verratend, daß sie von dort einen erwartete, und wie sie endlich mit Widerstreben und als klebten ihr die Sohlen am Boden, den Laden verließ.

Die Gesellen brachten indessen die Nachricht heim, die Zerahnin drüben an der Münstergasse habe zwar viel müßige Leute und Besucher in ihrem Laden stehen, aber wenig Kunden, und die Gasse raune sich bereits zu, daß sie, als schlechte Zahlerin bekannt, nirgends langes Bleiben gehabt habe und wohl auch in ihrem neuen Verkaufsraume sich nicht lange werde halten können.

So kam ein Samstagabend heran, der dem Laden immer am meisten Verkehr brachte. Verena und Friederike, die Magd, befanden sich im Verkaufslokal, mit Reinigungsarbeiten beschäftigt. Es ging auf acht Uhr, die Zeit, da der Laden geschlossen wurde, als die Hilde Zerahn eintrat. Sie war barhaupt und sehr bleich. Verena fühlte fast Mitleid mit ihr, so sehr sprang ihr gleich bei ihrem Eintritt der Umstand in die Augen, daß das Mädchen wie eine Kranke bleich war. Das Lampenlicht zündete ihr ins Gesicht; selbst die Lippen und die Brauen brachten keine Farbe in den Schnee der Züge; nur die Augen glänzten und waren wie von einer Unruhe oder Angst groß.

„Guten Abend!“ grüßte Hilde; es war, als ob sie kurz an Atem wäre. Verena gab den Gruß still und nicht unfreundlich zurück, reichte der Kundin das Brot, das sie verlangte, und nahm das Geldstück das diese ihr hinbot. Es war ein Zwanzigfranken-

stück, und Verena hatte nicht viel Münzen zur Hand; so dauerte es ein paar Augenblicke, bis sie das Herausgeld zusammengezählt hatte. Als sie aufblickte, stand Hilde nicht mehr am Ladentisch. Sie war auf die Schwelle der Backstube getreten, hastig, mit einem Schritt, und es war, als hätte sie einen Namen auf den Lippen. Sie kam gleich darauf zurück, ein wenig verwirrt und immer bleich, nahm das Geld und ging. „Gute Nacht!" flüsterte sie kaum hörbar, als sie hinausschlich. Aber Verena bemerkte, daß sie draußen sich umwandte, nicht davonging, sondern von außen sich der Tür vorsichtig nochmals näherte und einen sonderbar angst- und hungervollen Blick durch die Scheiben hereinwarf. Als sie, Verena, ihren Feglappen wieder aufnehmen wollte, sah sie, daß auch Wilhelm den Blick der Hilde aufgefangen hatte. Er war aus der Backstube gekommen und näherte sich der Ladentür. Er hatte ein rotes Gesicht, seine Haltung war vornübergebeugt und es lag eine sonderbare Störrischheit darin ausgeprägt, als fürchte er ein: „Geh nicht!", ehe er die Tür erreicht hätte, und sei bereit, ihm zu trotzen.

Verenas Herz klopfte. Sie arbeitete weiter, aber als die Tür hinter Wilhelm ins Schloß fiel, zuckte sie zusammen und mußte innehalten, so eng war ihr der Atem. Mit Mühe raffte sie sich auf. Da stand die Magd neben ihr und sah sie an. In ihrem runzeligen Gesicht leuchtete ein ehrlicher Zorn, sie schien sprechen zu wollen, schwieg aber, doch sichtlich gezwungen, und sie wußten beide, daß sie denselben Gedanken hatten: „Was will es von ihm, das Mädchen?"

Sie taten weiter, was zu tun war. Nach einer Viertelstunde war Verena mit ihrer Arbeit fertig. Wilhelm war noch nicht zurück. Verena aber hatte ein Gefühl, als höre sie ihn flüstern. In Wirklichkeit konnte sie es unmöglich hören, aber es war ihr, als sei er nah, als geschehe etwas im Hause oder hinter der Tür oder — —

Auf einmal tat sie selber die Ladentür auf und ging hinaus.

Die Nacht war still. Ueber den dunkeln Himmel schoben sich, schwach sichtbar, einzelne weiße Wolken; da und dort standen ein paar Sterne, die immer wieder in den Wolken untergingen; es war ein fast schmerzliches Erlöschen der kleinen Lichter. Die Straße war laut und wirr wie immer. Ein-, zweimal löste sich aus dem dunkeln Mischmasch der sich begegnenden Gestalten eine, kam über den kleinen Hof geschritten und verschwand in den Nachbarhäusern.

Verena hatte die Ladentür hinter sich zugezogen, stand mit klopfendem Herzen und spähte in die Dunkelheit des Hofes. Dann stieg sie über die Stufen hinunter. Als sie das Pflaster betrat, peitschten ihr zwei Regentropfen das Gesicht, die aus einer einzelnen Wolke fielen. Völlig in den Gedanken an Wilhelm aufgehend, erschrak sie heftig ob der fremden Berührung. Aber sie ermannte sich und bog um die Ladenecke nach der Haustür hin. Plötzlich stutzte sie. Im Schatten der Ecke stand Wilhelm, das Zerahnmädchen bei ihm. Sie trennten sich, als sie Verena erblickten. Hilde huschte an ihr vorüber, sie bemerkte, wie sie im Vorbeigehen mit einem scheuen Blick ihr ins Gesicht sah. Wil-

helm stand breit, die Hände in die Taschen gebohrt, an der Haustür. Verena ging an ihm vorbei und sagte kein Wort. Aus dem Hausflur trat sie in die Backstube, durch diese in den Laden. Mechanisch begann sie an diesem die Fensterläden vorzulegen. Kopf und Herz brannten ihr. Sie war fast so weiß wie vorhin die Hilde.

Nun hörte sie Wilhelm in die Backstube treten. Es war niemand dort als Friederike, die Magd. „Ist wieder niemand oben bei der Mutter?" sagte Wilhelm zu dieser. Seine Stimme klang barsch.

„Gerade will ich hinauf; gerade bin ich fertig geworden mit der Arbeit," sagte die Magd. Sie rumorte noch hier und dort. Derweilen stand er, den breiten Rücken gegen die Ladentür gewendet, und sah ihr ungeduldig zu. Sein Gesicht war sonderbar anzusehen, ganz von Unruhe lebendig. Die Lippen zitterten ihm und seine Augen glänzten, seine Backen waren rot vor Erregung. „Herrgott, bist noch nicht fertig?" fuhr er plötzlich wieder auf; es kam kurz und qualvoll aus ihm heraus. Die Magd sah ihn an. Es schien ihr ein Licht aufzugehen, daß er sie weghaben wollte. Still ging sie aus der Tür. In diesem Augenblick wollte auch Verena sich an Wilhelm vorbeidrängen, aber er versperrte ihr den Ausgang.

„Ich will durch," sagte sie atemlos. Eben fiel die Tür hinter der Magd ins Schloß.

Da drehte er sich nach ihr um. „Wir müssen reden miteinander," sagte er.

Plötzlich hob Verena die rechte Hand ganz lang-

sam und ruhig und streifte den Ring von ihrer Linken. „Nimm,“ sagte sie. Er nahm ihn.

„Vrene!“ sagte er. Eine Bewegung ging durch seine schwere Gestalt. „Seit ich — seit du mit mir versprochen bist, habe ich mit ihr nicht mehr geredet, mit der Hilde.“

Verena antwortete nicht; sie glitt an ihm vorbei und der Flurtüre zu. Da rief er ihr keuchend nach: „Vrene!“

Der Ton seiner Stimme zwang sie, sich umzusehen. „Du mußt doch hören,“ sagte er. Sie wußte selbst nicht, warum sie nicht weg konnte. Sie sah, wie er sich um Worte quälte. Endlich sagte er: „Das mit der Hilde ist schon vorher gewesen! Dann — die Mutter — ich sah, daß sie nicht einverstanden sein würde! Immer von dir sprach sie, immer nur von dir. Als ich es oft genug gehört hatte, meinte ich, daß es auch mir recht sein könnte. Da wußte ich noch nicht, daß ich es der Hilde schuldig bin, sie zu nehmen.“

Verena fiel die kranke Base ein. Wenn die das hörte! An sich selber dachte sie gar nicht. „Sie gibt es auch jetzt nicht zu,“ stieß sie heraus.

„Sie wird wohl müssen,“ murrte Wilhelm. Er fand seine störrische Schwere wieder, hakte beide Daumen in die Westentasche, hing den Kopf vornüber und starrte den Boden an.

„Das kannst ihr nicht zuleid tun,“ sagte Verena in steigender Angst.

„Zuleid oder nicht, ich muß es tun!“

„Mußt —“ stammelte Verena, als ob sie auf einen Ausweg sänne.

„Wenn ich ehrlich sein will,“ sagte er.

Da wußte sie, was er meinte. „Jesus, mein Gott!“ sagte sie.

„Ich habe sie auch gern, die Hilde,“ warf er hin. In seinem Ton war etwas Zänkisches, als geschehe ihm unrecht, nicht ihr. Verena ging ein grelles Licht auf: „Siehst jetzt, gar nichts giltst ihm!“ Aber immer noch mußte sie nur an die Base denken.

„Straf dich Gott nicht, Wilhelm, daß die Mutter zugrund geht an dem, was du ihr antust,“ sagte sie. Die Worte kamen ihr mit einem tiefen Atemzug aus dem Innersten herauf. Sie wendete sich darauf und verließ die Stube.

Langsam stieg sie die Treppe hinan. Sie hörte, wie Wilhelm die Backstube abschloß. Jetzt kam er mit schweren, entschlossenen Schritten ihr nachgestiegen. Halt! Er kam es ihr sagen, der Mutter! Verena stockte der Herzschlag bei dem Gedanken. Unwillkürlich stand sie still und wartete, bis er kam. Er wollte an ihr vorübergehen, aber sie wehrte ihm. „Halt, ich will es ihr sagen!“

Er sah sie ganz erstaunt an. Aber er ließ sie gehen. Mit vornüberhängendem Kopfe schritt er nach seiner eignen Kammer, als sie bei der Base eintrat.

Fünftes Kapitel

Das war ein Tag, als hingen schwarze Wetterwolken bis auf die Dächer von St. Felix nieder. Aber es war ganz hell am Himmel und ob der

Stadt, und durch die Straßen trieb das geschäftige Leben. Nur im Haus zum Höflein war die Wetterschwüle; das war inmitten des lauten, hellen Tages eine Insel, auf der Nacht und schwere Stille lagen.

„Sie will dich nicht sehen," sagte Verena zu Wilhelm, der am Morgen zum drittenmal einen Anlauf nahm, bei seiner Mutter einzutreten. Schon am Abend vorher hatte er denselben Bescheid erhalten. Jetzt schoß ihm das Blut jäh ins Gesicht. „Herrgott, da will ich jetzt doch gern sehen, wen ich fragen muß," sagte er und streckte die Hand nach der Türklinke. Sie standen wieder an der Kammer der Base.

Verena sah ihn ganz ruhig an. „Wenn du nicht Geduld haben kannst, mußt es selber haben, was kommt," sagte sie. Etwas in ihrer Stimme quälte ihn. Er trat einen Schritt rückwärts.

„Es muß etwas geschehen," murrte er. Aus seinem Ton war zu hören, wie er mit sich selber zerfallen war. „Es muß in Ordnung kommen mit der Hilde," fügte er hinzu.

„Das weiß ich, daß es in Ordnung kommen muß," gab Verena zurück. „Wenn du mich machen lassen willst, so — — am Ende wird sie es schon begreifen, die Base."

„Dich?" stotterte er und sah sie verblüfft an. Ihre Erscheinung kam ihm nachher nie mehr aus dem Sinn, wie sie in ihrem grauen Kleid und der schwarzen Schürze dagestanden, ein Zucken um den Mund und um die Nasenflügel, sonst aber ruhig und ergeben.

„Ich möchte — wenn ich kann — noch Frieden machen zwischen der Base und dir,“ sagte sie.

Da senkte er den Blick vor dem ihren, wendete sich ab und ging die Treppe hinab. „Geh nur,“ sagte er im Davongehen.

Verena trat wieder bei der Base ein. Den ganzen Tag kam sie nur einmal heraus, um etwas Suppe für die Kranke zu holen. Dabei sagte sie zu keinem ein Wort; nur die Magd mahnte sie: „Schau gut zum Laden, Friederike; ich muß heute oben bleiben.“

Wilhelm arbeitete mit den beiden Gesellen. Gegen Abend ging er für eine Viertelstunde weg und um die nächste Gassenecke. Da streckten die Gesellen und die Magd die Köpfe zusammen wie erlöst.

„Jesses, was für ein Tag!“ sagte die Friederike. Nachher tauschten sie ihre Wissenschaft aus: das ist geschehen und das und das, und so ist's gewesen und so und so.

„Habe ich es nicht gesagt, daß er früher immer in Strümpfen nachts über die Treppe hinabgeschlichen ist, der Waser!“ sagte der eine Geselle. Nachher wußte der andre etwas und nachher der erste wieder. Sie tuschelten noch, als Wilhelm zurückkam, die Ladentür hinter sich zuschlug und den Rock an den Nagel hing, den er über das Mehlhemd angelegt hatte. Er warf einen wilden Blick auf die beiden Knechte, die sich hastig über die Tröge, die sie reinigten, gebeugt hatten.

Derweilen stand Verena oben an der Base Bett. Diese hatte sich aufgerichtet und saß steif, den Rücken von einem Kissen gestützt, da. Ihr Gesicht

war gelb, und es lag etwas Hungerhaftes und Dürftiges darin, nicht als ob die Base Katharina leiblichen Hunger litt, wohl aber wie ein Gesicht aussieht, das ein Kummer zu einer schmalen Herbheit zusammengedrückt hat. Sie trug eine weiße Haube, von der das gelbe Gesicht scharf abstach, und just so scharf sonderte sich das harte Braungelb der hageren Gelenke und Hände, die auf der Decke lagen, von dem Weiß der Hemdärmel.

„Wenn jetzt dann geredet ist zwischen mir und — und dem Wilhelm, dann wirst gehen?" sagte die Base. Ihre spröde Stimme stand in seltsamem Einklang zu der abgemagerten Gestalt.

„Ja," sagte Verena, „zu den Brüdern will ich heim."

Die Base spreizte die dünnen Finger, als wollte sie nach dem Mädchen fassen, legte sie aber dann nur zitternd ineinander. „Da wird es recht gehen bei uns," sagte sie; „ich im Bett, der — der Wilhelm — wie soll der Gedanken haben! Hast recht, geh nur — so siehst nicht alles zusammenfallen."

Die Worte klangen dürr; es lag kein Schluchzen darin; nur die Kinnlade der alten Frau klapperte einmal wie vor Frost. Und das Elend schrie doch aus jedem Ton.

Verena überrann ein Gefühl, als spannten sich ihre Muskeln. Sie empfand, daß sie etwas geworden war in dem Haushalt; sie konnte nicht leugnen, daß er vielleicht in die Brüche ging, wenn sie jetzt wegging. Etwas drängte in ihr. „Ich — ich will nicht gleich fort," sagte sie; „ich will noch warten — ein wenig."

Die Base Katharina nickte eigentümlich, so, als wollte sie sagen: „Das glaubst ja selber nicht, was du sagst." Dann drückte sie sich selbst das Kissen noch fester in den Rücken, strich die Decke glatt und sagte: „So soll er jetzt kommen, der Wilhelm." Sie saß bolzgerade, als sie das gesagt hatte, und wartete, während Verena den Vetter holen ging.

Wilhelm trat allein bei der Mutter ein. Verena ging in die Nebenstube. Es war ihr, als müßte sie in der Nähe bleiben.

Die Unterredung dauerte lang. Was die beiden sich sagten, konnte Verena nicht hören, wollte es auch nicht. Sie vernahm nur die Stimmen, die dürre, scharfe der Base und die starke, murrende Wilhelms. Es war, als rängen diese beiden Stimmen miteinander, immer und immer wieder; man glaubte zwei Kämpfende aneinander aufstehen zu sehen, von denen keiner wich. Endlich ging das Gespräch in abgehackte, schwere Worte über. Wilhelm sprach allein zuletzt. Er tat kurz nachher die Tür zur Kammer auf, in der Verena stand. „Du kannst hereinkommen," sagte er und drehte ihr den Rücken, sobald sie eintrat. Ans Fenster ging er und stand dort, auf die nächsten Dächer starrend. Der schwere Mensch mit dem hohen Rücken nahm fast, die Scheiben verdeckend, das Licht aus der Stube.

„Er will die Hochzeit gleich auskündigen lassen," sagte die Base.

Verena nickte nur. Die Base aber, die noch immer steif und eigenwillig im Bett saß, fuhr fort: „Er kann nicht warten, bis ich tot bin."

„Ihr müßt nicht —" wehrte Verena und trat zu

ihr, wunderte sich dabei, daß Wilhelm am Fenster sich nicht auffahrend umwendete. Er stand dort wie ein störrischer Klotz.

„Es hätte doch nicht lange mehr gedauert," sprach die Base in ihrem bitteren, knappen Ton weiter. Und dann: „Nun, es ist Platz im Haus. Hierdrinnen braucht nichts anders zu werden. Er weiß auch, daß er mir nichts Neues hereinbringen soll."

„Ihr braucht nicht Angst zu haben," knurrte Wilhelm, ohne sich umzusehen.

Die Base sah Verena mit ihren faltenumzogenen Augen an. „Wenn du noch bei mir bleiben könntest, bis — es — du weißt ja, daß es nicht mehr lang' — gehen wird mit mir."

Die Bitte klang nicht dringend, fast gleichgültig. Es schien in diesem Augenblick, als hätte die Base einen Schlag vor den Verstand erhalten, so eintönig und teilnahmlos sprach sie.

Wilhelm stopfte die Hände in die Taschen und wendete sich jetzt. „Eigentlich nichts mehr verloren habe ich hier," sagte er und ging mit bleichem, trotzigem Gesicht aus der Stube.

„Er will katholisch heiraten," sagte die Base, als er hinaus war. Ihre Aufrechtheit hatte noch standgehalten. Jetzt verzog sich ihr Gesicht. Langsam kroch das dünne Blut in ihre faltigen Wangen. „Vor dem Antistes schäme ich mich," stieß sie plötzlich heraus. Dann schlug der steife Rücken auf einmal in die Kissen zurück. Sie drehte sich gegen die Wand. Vielleicht war ihr das von allem Bitteren das Bitterste, daß er seinem Glauben abtrünnig war, der Wilhelm.

Verena fand kein Wort, sie setzte sich ans Fenster, dorthin, wo eben noch Wilhelm gestanden hatte. Eine lange Weile war es still in der Stube. Und weil kein Wort gesprochen wurde, kamen die Gedanken. Verena hatte die vergangene Nacht sich zurechtgelegt, wie ihr Leben sich plötzlich gewendet hatte. Jetzt kam ihr alles klarer und einfacher zurück. Den Wilhelm, den Bräutigam, hast verloren! Begreife es! Kein Marften gibt es und keinen Zweifel! Er schiebt dich beiseite wie ein Stück Holz. Nicht einmal große Reue hat er darüber. Er sollte dich nicht reuen, der leichtlebige schwache Mensch! Und doch reut er dich.

„Vrene!" stöhnte die Base vom Bett her. An ihrem Keuchen merkte das Mädchen, was kommen wollte. Sie fuhr aus ihren Gedanken und trat ans Bett.

Vielleicht hatte die fürchterliche innere Erregung die alte Frau bisher aufrechtgehalten. Jetzt kam ihr Leiden über sie wie noch nie. Verena eilte vor die Tür und schrie nach der Magd. Zum Doktor sollte sie laufen.

Als der Arzt kam, mühten er und Verena sich stundenlang um die Kranke. Endlich überstand sie auch diesen Anfall. Freilich lag sie nachher wie tot vor Erschöpfung.

Verena aber wußte es nicht anders, als daß sie jetzt bleiben mußte. —

In der nun folgenden Zeit kam eine große Unruhe in das Waserhaus. Die Base hielt ihre Tür wider alles geschlossen, was in die Räume ihres Sohnes Neues kam; Verena aber, die ab und zu

gehen mußte, bekam nach und nach alles zu sehen, was sich da begab. Zuerst lief ihr Hilde in den Weg. Verenas Stube und zwei danebenliegende wurden für das junge Paar eingerichtet. Wilhelm kaufte ein, was er neu hineinstellen wollte; vielleicht half ihm die Zerahnin bei der Wahl, da er sonst niemand um Rat fragte. Fast täglich wurde irgendein Möbelstück über die steilen Treppen heraufgeschleppt. Als die Stuben gefüllt waren, kam die Hilde. Sie kam zu Recht; denn gestern hatte ihre Eheverkündigung im Amtsblatt gestanden. Aber sie kam nicht siegesbewußt. Sie begegnete Verena, als diese just aus dem Hause gehen wollte, um eine kleine Besorgung zu tun. Aus der Backstube trat sie. Als sie Verena erblickte, streckte sie unwillkürlich die Hand aus und stammelte: „Fräulein —"

Verena übersah ihre Hand. Da zog sie sie hastig und erschreckt zurück. So furchtsam stand sie dann da, daß sie der andern fast leid tat.

„Ist er — ist er oben, mein Bräutigam?" fragte sie.

„Ich weiß nicht," antwortete Verena.

„Ich soll sehen kommen, wie alles eingerichtet ist," fuhr Hilde mit unsicherer Stimme fort. Verena aber hielt sich nicht auf, nickte und verließ sie. Nachher sah sie noch lange Hildes weißes, erschrockenes Gesicht vor sich, und es tat ihr leid, daß sie ihr nicht ein gutes Wort gesagt hatte.

Mit mehr Geräusch als die Tochter kam die Zerahnin ins Haus. Sie kam, wie sie drüben in ihrem Laden saß, in einem schleppenden Kleide von auffallender, etwas verschossener Farbe. Das Kleid

rauschte, wenn sie ging, und sie hatte in ihrem Wesen etwas Marktschreierisches, obwohl sie ganz gemessen und vornehm tat. Sie war von hoher, schlanker Gestalt; ihre Züge waren noch immer schön und ebenmäßig; nur die Nase war spitz und rechthaberisch. Ihr schönes, volles, weißes Haar glänzte fahl, während sie durch das düstere Treppenhaus hinaufstieg. Auch sie kam die neue Wohnung ansehen. Wilhelm empfing sie. Es schien ihm nicht ganz wohl zu sein bei dem Besuch; er machte ein hilfloses Gesicht. Die Zerahnin achtete nicht darauf, tat, als ob sie zu Hause wäre, sah sich in jeder Zimmerecke ein dutzendmal um, wollte das so haben und jenes so und regierte so lange, bis aus Wilhelms Unbehagen eine merkliche Ungeduld wurde. Er schnitt mehrere ihrer Bemerkungen mit einem kurzen: „Es wird schon recht werden," ab und pflanzte sich so lange neben der Türe auf, bis die redselige Frau merkte, daß er sie ihr zeigen wollte. Sie errötete, aber es schien ihr daran zu liegen, ihn bei Laune zu erhalten, und sie trat auf die Schwelle. Dann brach einer ihrer Wortschwälle über ihn herein: „Deine Mutter möchte ich doch sehen — das gehört sich doch —, wir kennen einander noch nicht einmal!"

Er trat unwillkürlich vor die Tür, die zu seiner Mutter Stube führte. „Sie ist zu krank! Daß sie nicht zufrieden ist, wissen Sie auch!" Er sagte das plump und schroff.

Die Zerahnin fand für gut, nicht weiter in ihn zu dringen. Innerlich war sie zufrieden: Gut machte es die Hilde! Sie setzte ein freundliches Gesicht

auf. „Grüß sie mir, die Mutter!“ sagte sie. Dann stieg sie mit ihm die Treppe wieder hinab.

Frau Katharina und Verena hatten das laute „Grüß sie mir!“ gehört, das sie vor ihrer Tür gesprochen hatte.

„Hörst, wie die Fremden ins Haus kommen?“ sagte die Base. „Im Grab wird er sich umdrehen, der Vater!“ —

Von da an gingen und kamen die Zerahns täglich ein paarmal, die Frau laut und großtuerisch, die bleiche, weißblonde junge gedrückt, scheu, gleichsam auf den Zehen gehend. Die letztere trat einmal unter die Tür einer ihrer neuen Stuben, als Verena in den Flur kam. Es sah aus, als hätte sie auf sie gewartet.

„Fräulein!“ flüsterte sie.

Verena wandte sich um. Die andre stand so hilflos dort, daß sie nicht anders konnte und zu ihr ging. „Sagen Sie mir,“ bat Hilde zwischen Schlucken und Weinen, „darf ich nie zu ihr, zu seiner Mutter?“

Verena sah einen Augenblick an den Boden. „Was brauchst ihr zu antworten, was geht sie dich an!“ durchfuhr es sie. Aber sie war nicht klein, die Verena. Ruhig blickte sie auf. „Sie müssen Geduld haben,“ sagte sie, „mit der Zeit — — —“ Und ohne zu vollenden ging sie.

Hilde sah ihr mit schwimmenden Augen nach.

Am gleichen Tage kam der Antistes, die kranke Frau Katharina besuchen. Er kam, weil Verena ihn im Auftrage der Base zu kommen gebeten hatte. Verena, die ihn ins Krankenzimmer führte, ließ ihn mit der Base allein und trat in die Wohnstube

hinüber, wo sie arbeitete. Nach einer Weile trat er plötzlich auf die Schwelle der beiden Stuben. Er hielt den Hut in der Hand und schien bereit, zu gehen. Verena fuhr vom Stuhle auf, um ihn hinauszubegleiten. Aber er zögerte und maß sie mit einem scharfen Blick, so daß sie fast erstaunt ihn ansah. Seine strengen, grauen Augen, die wie Lichter zwischen den elfenbeinfarbenen Dreiecken der Lider standen, hafteten auf ihr. „Sie haben jetzt eine schwere und schöne Aufgabe," sagte er. „Seien Sie die Brücke, auf der in dieses Haus und zwischen Mutter und Sohn wieder Frieden kommen kann."

Sein Blick sagte fast noch mehr als seine Worte. Sie las daraus, daß er wissentlich ein Opfer von ihr forderte und ihr die Kraft zutraute, es zu bringen. Und es war sonderbar, daß auch eine Art Stärke sie durchrieselte, während er sie anblickte.

„Ich bleibe schon bei ihr, bei der Base," sagte sie.

Der Antistes nickte. Er stülpte den schwarzglänzenden Hut auf die ehrwürdigen Locken, ließ sie bis zur Türe mitgehen, grüßte dort sie und die Base mit einer spärlichen Freundlichkeit und ging. Mit einer Handbewegung hieß er Verena, die ihm folgen wollte, im Zimmer und bei der Kranken bleiben.

Sechstes Kapitel

Das war eine stille Hochzeit. Zumal im Waserhaus merkten sie wenig davon, daß Wilhelm heiratete. Er kam am frühen Morgen — es war noch kaum Tag — in seiner Mutter Stube und steckte

in einem neuen schwarzen Anzug. Er sah gut darin aus, hielt sich stattlicher als sonst, weniger vorn eingebückt. Sein blondes, gewelltes Haar und die gesunde Farbe seines Gesichtes wurden durch die feierlichen schwarzen Kleider schön hervorgehoben. Die Base schüttelte den Kopf, als sie ihn ansah. In diesen Kopf wollte es nicht hinein, daß der stattliche Mensch sich an eine wegwarf, die nicht zu ihm paßte.

„Heute gilt es," sagte Wilhelm. Er lachte ein wenig; es lag ihm daran, ein gutes Wort mit auf den Weg zu nehmen.

„Will's Gott, reut es dich nie," sagte die Mutter. Sie gab ihm die dürre Hand und von den Augen rannen ihr zwei dünne Tränenstreifen über die faltigen Wangen. Weil er im Innersten gutmütig war, wurde auch ihm der Blick feucht. Er wendete sich ab und wollte gehen. Da merkte er erst, daß die Verena hinter ihm stand. Er errötete jäh; in diesem Augenblick fiel ihm doch ein, daß er der bitter unrecht getan.

„Ich wünsche dir Glück," sagte sie. Sie gab ihm die Hand nicht; beide Arme hingen ihr schlaff am Kleide nieder, und sie war sehr bleich; aber er fühlte doch, daß sie ernstlich und von Herzen meinte, was sie sagte.

„Ich danke dir," sagte er und wandte sich der Türe zu. Der Kopf hing ihm jetzt wieder auf die Brust. Es drückte ihn doch, daß nicht alles recht war an diesem Tage. Auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um und sah Verena an. Er wollte etwas sagen, das schwer aus ihm herauskam; so

räusperte er sich zuerst. „Gelt,“ stotterte er dann — „im Geschäft — weil ich nicht da bin —“

Verena half ihm. „Ich will nachsehen im Geschäft, heute,“ sagte sie. Da trat er vollends aus der Stube. „Dank,“ murmelte er noch einmal kurz und trocken.

Diesen ganzen Tag brachte Verena wieder im Laden und in der Backstube zu, wo sie so lange nicht mehr gewesen war. Bei der Base saß eine Mieterin aus dem untern Stock, eine alte Jungfer, die schon hier und da bei ihr gewacht hatte. Eben als Verena am Abend die Ladenkasse leerte und zuschloß, kamen die Neuvermählten heim. Ein Wagen brachte sie. Es regnete, und im Hausflur war es dunkel. So tat Verena, die sie hatte kommen hören, die Backstubentür auf und hielt ein Licht hoch. Die junge Frau stieß soeben hastig die Haustür auf. Sie hatte ein weißes, schönes Kleid an, dem man ansah, daß eine geschickte Hand es gearbeitet hatte. Eine große Dame hätte sich seiner nicht zu schämen brauchen. Der Hilde mit ihrem farblosen, zarten Gesicht stand es wunderbar gut. Das Herz wurde dem warm, der sie ansah. Als sie Verena erblickte, machte sie ein trübes Gesicht. „Es regnet so,“ sagte sie; es war, als ob sie meinte: es regnet Unglück.

Die Hausleute hatten den Wagen anfahren hören. Oben gingen ein paar Türen. Eine Anzahl Köpfe sah aus jedem Stockwerk über das Treppengeländer nieder.

Jetzt trat auch Wilhelm ins Haus. Er schien seiner Beine nicht mehr ganz sicher zu sein. Sein Gesicht war rot und glänzte. „Guten Abend!“ sagte

er. Dann wandte er sich an seine Frau, sagte: „Geh jetzt!“ und winkte mit dem Kopf nach der Treppe. Dabei lachte er und gluckste einmal. Als sie dann hinaufgingen, stolperte er zuweilen; man hörte das schwere Aufschlagen seiner Schuhe.

Die Leute, die neugierig nach ihm ausgeguckt hatten, verschwanden, bevor er herankam. Sie wußten nicht, was sie aus der Sache zu machen hatten: mit der einen versprach er sich, die andre nahm er zur Frau, der Wilhelm Waser!

Am nächsten Morgen ging alles seinen gewohnten Gang; nur daß ein stiller, kindischer Mensch, die Hilde, mehr im Hause war.

„Wie ist sie?“ fragte die Base Verena. Diese sah sie gerade und ehrlich an. „Ich müßte lügen, wenn ich nicht sagen wollte, daß sie es gut meint.“

Die Base wollte nicht mehr wissen.

Die Zeit schwand dann, aber die kranke Frau tat der Schwiegertochter die Tür nicht auf. Diese gewöhnte sich allmählich daran. Sie war keine, die einen eignen Willen hatte oder gar die Kraft, solchen zur Geltung zu bringen. So zimperlich, wie ihr ganzes Wesen war, griff sie auch ihr neues Leben an. Zuvörderst hatte sie das Lachen, gleich dahinter das Weinen. Wenn etwas nicht geraten wollte, lachte sie; sah sie einen, der nicht mit ihr lachte, so stiegen ihr die Tränen auf. In ihren drei Stuben kam sie so leidlich zurecht, da die Friederike, die Magd, ihr Hand reichte. Hatte diese einmal anderswo zu tun, konnte die Hilde mit der Arbeit nicht fertig werden. Im Laden, wohin Wilhelm sie gleich nach der Hochzeit setzte, ging es schlimmer.

Sie hatte keine Gedanken für die Preise, kein Gedächtnis für die Benennungen der Brote, und wenn sie eines vom Gestell herabzulangen hatte, so ließ sie es regelmäßig mit lautem Klatsch zu Boden fahren, weil sie so geziert danach griff, als fürchtete sie das bißchen Mehl, das ihr dabei an den Fingern blieb. Wilhelm trat dann aus der Backstube, hatte einen roten Kopf und murrte ein barsches: „Paß doch auf!"

Das genügte, um zu veranlassen, daß ihm seine Frau vom Ladentisch weg und hinauf in die Wohnung lief, um zu flennen. Er aber war weder ein Feiner noch ein Geduldiger. Zweimal ging er ihr nach und ließ ein Donnerwetter über sie los, daß die Base nebenan in ihrem Bett aufschreckte.

„Hörst?" sagte sie das zweitemal zu Verena. „Da ist der Frieden schon entzwei."

Beim drittenmal nahm der starke Mensch, der Wilhelm, sein Weib am Handgelenk und führte sie mit Gewalt dorthin zurück, von wo sie gekommen war — in den Laden! „Sei kein Narr, da bleibst!"

Die Kunden wunderten sich nachher, daß die junge Waserin immer vor sich hinschluchzte, während sie bediente. Guten Willen aber hatte die Hilde doch. Wenn sie etwas recht hatte machen können, leuchtete ihr ganzes Gesicht auf. Sie hatte nur wenig Kraft zum Rechtmachen. Dann kamen auch nach wenigen Wochen schon ihre schweren Tage. Es wollte nicht lange mehr dauern, bis ihre Zeit kam. Und sie war wehleidig, strengte sich nicht an, ließ gleich alles hangen. Wilhelm schimpfte und

fluchte. Nachher ließ er sie gewähren und tat im Geschäft selbst, was ihr obgelegen hätte.

In diesen Tagen war es, daß er der Zerahnin die Tür wies. Diese steckte seit der Hochzeit mehr bei der Tochter als in ihrem Modewarenladen, versuchte in den Bäckerhaushalt hineinzuregieren und holte bei dem Schwiegersohn auch zweimal das, was bei ihr keinen Halt hatte — Geld. Wilhelm gab das Verlangte, das erstemal überrumpelt, mit einer gewissen Bereitwilligkeit, das zweitemal zögernd, mürrisch. Beim drittenmal stieg ihm das Blut bis unter das blonde Haar. „Gib mir erst wieder, was ich dir vorher geliehen habe," sagte er zu der aufgeputzten Frau, die vor ihm stand. Es glomm ein böser Zorn in seinen Augen.

Die Zerahnin legte ein freundliches Mäntelchen um. „Ich kann jetzt nicht," sagte sie ruhig und süß; „ich muß auch das Geld notwendig haben."

„Wie viel sagst?" fragte Wilhelm.

„Tausend," sagte die Zerahnin etwas gedrückt.

Wilhelm drehte ihr wortlos den Rücken. Aber sie kam ihm nach. Jetzt flennte sie. „Vergeltstagt*) werde ich," platzte sie heraus, „wenn du mir nicht hilfst."

Da sah er sie einen Augenblick an, als ob sie ihn ins Gesicht geschlagen hätte. Dann trat er hinter den Tisch in der Backstube, so daß der zwischen ihm und der Schwiegermutter zu stehen kam. „Da," sagte er und strich mit dem Daumen heftig und lang über die Tischplatte, als zeichne er eine Grenze.

*) = bankrott.

„Da bist du und da bin ich. Was dich angeht, geht mich nichts an und umgekehrt. Jetzt weißt es.“

Die Zerahnin wurde bleich. Sie hatte eine gute Meinung von sich und wußte vor heimlichem Zorn keine Worte. Tragödinenhaft warf sie den Kopf hoch und rauschte in ihrem Schleppkleide durch den Laden hinaus. Dabei vergaß sie, daß es nach dem Abgang schwer war, wiederzukommen, lernte es aber später. Sie geriet bald in Zahlungsschwierigkeiten. Der Bankrott kam wirklich. Der Schwiegersohn aber kümmerte sich nicht darum und verbot ihr, als sie ihn drängte, sein Haus.

Verena staunte zu dieser Zeit über den Vetter Wilhelm, daß er standhaft war und sich in die schiefe Sache der Zerahnin nicht einließ. Sie sah, wie er von Anfang an der fremden, großtuerischen und hohlen Art der Zerahnin gegenüber seine eigne bürgerliche Geradheit und Schlichtheit festhielt, sah letztere auch neben dem zimperlich-kindischen Wesen der jungen Frau schwerfällig, aber gesund mehr als bisher hervortreten und dachte gut von ihm darob. Freilich konnte sie sich auch das andre nicht verhehlen, daß Wilhelm langsam ein inneres Mißbehagen anzukommen begann, weil er mehr und mehr erkannte, wie er für die ernstere Lebensseite an seiner Frau keinen Kameraden gewonnen hatte. Er sah in Haus und Geschäft vieles vernachlässigt, was zu der Mutter und Verenas Zeiten in Ordnung gewesen, und er war nicht der Mensch, seinen Aerger darüber mit dem Entschluß zu schlagen, aus der Hilde das noch zu machen, was sie nicht war. In seiner Mißstimmung gebrach ihm die ge-

gewohnte Arbeitslust. Er lief mitten am Tage und häufig abends ins Wirtshaus und blieb lange fort. Wenn er spät in der Nacht heimkam, hörten die drei Frauen, die sich um sein Geschick kümmerten, ihn unsicher und geräuschvoll über die Treppe tappen und wußten, wie er die Zeit verbracht, selbst wenn er nicht am andern Tage mit fahlem Gesicht und hängendem Kopf herumgegangen wäre.

Verena sah zu und hatte dabei seltsame und einander widerstreitende Gedanken. Manchmal tat ihr die junge Frau leid, die in den ersten Wochen ihrer Ehe schon verlassen zu Hause saß. Häufiger aber grollte sie ihr darum, daß sie den Mann nicht zu halten verstand. Dabei und während Wilhelm es zusehends schlimmer trieb, bemächtigte sich ihrer eine Unruhe. Ihr war, als müßte sie gefesselt zusehen, wie einer ertränke. Sie fühlte die Kraft in sich, Wilhelm zu lenken und gegen seine eigne Schwäche zu stützen. Sie kannte seinen guten Kern, traute sich zu, das Gute in ihm, die Arbeitskraft und die Arbeitslust, anzufachen und durch seine Freude am Gedeihen seines Tagwerkes sein zeitweiliges Lahm- und Lässigwerden zu besiegen. Eben aber, weil sie ihn verstand und durchschaute, brannte ihr das Herz, daß sie nicht den kleinsten Teil an ihm hatte. Und aus dem Schmerzempfinden, daß sie ihm keine Freundschaft halten durfte, wuchs unwillkürlich das Leid darob, daß er ihr verloren gegangen war, neu und größer empor. Die Erinnerung an den Abend mit ihm auf dem See, der der eine Abend in ihrem Leben war, kam ihr häufiger als je zurück. Sie war nicht alt genug, um nicht

Heimweh nach dem zu empfinden, was damals gewesen war. Und es war vielleicht, daß sie an Wilhelm nie fester gehangen als in diesen Tagen, da sie als fast eine Fremde zur Seite seines Weges stand.

Einmal eines Abends, da die Sonne über den grünen Hügeln stand, die im Westen den Stadtbann säumten, und ihr Licht sanft und reich über Dächer und Zinnen, nieder in Gassen und hinein in goldschimmernde Fenster der Stadt floß, waren die innere Unruhe und ein unbestimmtes Glückverlangen in Verena so mächtig, daß sie es auf ihrem Platz am Fenster in der Stube der Base nicht aushielt. Sie legte die Arbeit weg. Die Kranke schlief; sie schlief jetzt viel und war kindhaft mager und schwach geworden. Im Aufstehen kam Verena eine Sehnsucht an, einen Augenblick in Luft und Sonne sich zu ergehen. Sie gab dieser nach, bat im Vorbeigehen die Mieterin im zweiten Stock, auf eine Viertelstunde zur Base zu gehen, und lief dann barhaupt, wie sie stand und ging, hinab und hinaus in die Gasse. Das Leben in dieser und in den Straßen war nicht minder laut als sonst, aber es lag selbst über dem Lärm und Gewoge etwas Dämpfendes, Edleres und mochte in dem leisen Glanz liegen, den der scheidende Tag in Stadt und Menschentreiben warf. In einem geschäftig-raschen Gang — es litt sie nicht, irgendeinem zu zeigen, daß sie müßig sich erging — wendete sich Verena die nächste Gasse hinan und kam auf den Münsterplatz, den stillere Häuser säumten, aus dem aber in der Mitte des Frankenkaisers zweitürmige Kirche dunkel und ernst sich erhob. Sie streifte über den

Platz und zu einer der braunen, schweren Eichentüren des Münsters hin, die sie öffnete. Ohne zu beten oder das Bedürfnis nach einem Gebet zu haben, stand sie dann inmitten der Säulenreihen des Schiffes. Durch die höchsten Fenster fiel auch hier das reiche Abendlicht, aber in der Tiefe und zwischen den schwarzbraunen Bänken war es düster. Es schien niemand nahe zu sein. Verena aber meinte, sehen zu müssen, daß der Antistes drüben auf die Kanzel trete, dessen Strenge in die strenge Schmucklosigkeit des großen Gotteshauses paßte, und irgendwie, als ob jener zu ihren Häupten predigte und tröstete, erstarkte sie innerlich, richtete sich unwillkürlich höher auf und nahm, als sie gleich darauf das Münster verließ, aus der starken steinernen Halle eine neue Kraft in sich mit fort, die ihr mehr Ruhe gab, als lange in ihr gewesen.

Als sie nach Hause kam und an der Backstube vorüber die Treppe erreichen wollte, hörte sie drinnen Wilhelms erregt scheltende Stimme. Ein Stuhl flog zur Seite. Dann fuhr die Tür auf und Wilhelm trat heraus. Sein Kopf war rot; das blonde Haar stand flachsgelb von der heißen Stirn ab. Die nackten Arme, an denen die Hemdärmel aufgekrempelt waren, warf er hin und her. „Keine Ordnung ist nirgends," schrie er nach seinen Gesellen zurück, die in stierhaft störrischer Haltung ihre Arbeit weitertaten und seine Worte über sich ergehen ließen. „Immer mehr zu tun gibt es," schimpfte er weiter, „und niemand hilft einem aus. Bei Gott, nicht überall sein kann ich, im Laden, in der Backstube und im Holzkeller!"

Als er Verena, die sich abgewendet hatte und langsam über die Treppe hinanstieg, erblickte, schien ihn der Zorn von neuem zu packen. „Ein Haufen Frauen im Haus," schalt es blindlings, „und keine reicht einem eine Hand."

„Was ist denn?" fragte Verena. Sie stand still und sah ihn ruhig an. Unter ihrem Blick kühlte er ab.

„Drunter und drüber geht es," murrte er zänkisch, „und schon die ganzen Tage her. Wie soll die Friederike, der alte Mensch, allein fertig werden im Laden! Not täte es, daß ich selber den ganzen Tag dort stünde, aber ich kann nicht, bei Gott nicht, wenn nicht dafür hinten alles zum Teufel gehen soll."

Verena wollte ihn nach seiner Frau fragen, die nirgends zu sehen war, aber sie besann sich, und es schien ihr unter ihrer Würde, sich durch die Frage selbst eine Genugtuung zu geben. Sie stieg eine Stufe der Treppe tiefer. Die ganze frohe Ruhe war noch an ihr, die in der Kirche über sie gekommen war. Aus dieser heraus und mit einem Klang der Stimme, der allein schon wie herzhafte Hilfe war, sagte sie: „Du brauchst es nur zu sagen; man hat dir noch immer geholfen, wenn du Hilfe gebraucht hast."

Es war ihr bekannt, daß das Geschäft seit einiger Zeit einen starken Aufschwung genommen, insbesondere infolge Eingehens einer alten Bäckerei in der Nähe. Sie begriff also, daß Wilhelm allein auf die Dauer nicht Herr werden konnte. „Ich gehe nach der Mutter sehen," fuhr sie fort. „Schicke

mir die Friederike. Nachher will ich in den Laden kommen."

Er murmelte etwas. Vielleicht hatte er selbst nicht diesen Ausgang beabsichtigt und erwartet und war erstaunt darüber. Ohne Dank ging er zu seinen Gesellen zurück.

Verena begab sich nach einer Weile in den Laden. Die Arbeit ging ihr leicht von der Hand. Die Kunden drängten sich zeitweise, aber sie bediente einen nach dem andern in einer ruhig-freundlichen Art, so daß keinem das Warten lang wurde. Wilhelm blickte zuweilen nach ihr hinüber. Einmal schnaufte er tief auf, als durchfahre es ihn: „Gottlob, jetzt geht es wieder!"

Später kam Hilde herab. Sie trug sich schwer, sah krank aus, und manchmal ging es wie ein ängstliches Zucken durch ihre Züge. In ihr ausdrucksarmes Gesicht trat ein großes Staunen, als sie Verena im Laden fand. Sie stellte sich eine Weile zag in die Ecke und sah dem Mädchen zu, wie es des Amtes waltete, das ihr zustand. Einmal langte sie Verena ein Brot her aus einem Gestell, das ihr nahe war. Darauf kam sie einen Schritt näher und sagte in neidloser Bewunderung: „Wie das Ihnen von der Hand geht, Fräulein!"

Verena lachte leise: „Ich habe das lange gelernt," sagte sie.

Auf einmal stand Wilhelm hinter ihnen und polterte: „Was tut ihr wie Fremde. Könnt ihr nicht ‚du' sagen zueinander!" Er drehte sich ab und ging, woher er gekommen war. Hilde war rot geworden und stand in peinlicher Verlegenheit da.

Verena behielt den stillen Ausdruck in ihren Zügen, tat ihre Arbeit und sagte: „Er hat recht; verwandt sind wir, so können wir auch ‚du' sagen."

Einen Augenblick später gab sie selber das Beispiel. „Reich mir die Tüten dort, Hilde," sagte sie und hatte auf einmal den Ton gefunden, der beiden über eine peinliche Stunde hinweghalf.

Der Abend blieb nicht der einzige, an dem Verena im Laden mitzuhelfen hatte. Weil sie sah, daß es nottat, kam sie wieder und wieder, und es machte sich ohne Abrede, ja, ohne daß sie oder Wilhelm dazu kamen, sich darüber Gedanken zu machen, daß sie in seinem Geschäft allmählich alles das wieder übernahm, was früher ihre Aufgabe gewesen.

Indessen lag oben die Base kränker und matter. Der Doktor kam täglich. Als er eines Morgens weggegangen war, trat Verena zu Wilhelm in die Backstube. „Du solltest häufiger zur Mutter gehen," sagte sie mit nicht ganz fester Stimme. „Vielleicht hast du sie nicht mehr lange."

Er erbleichte. Gleich nachher ging er hinauf und saß lange bei der hageren, elenden Frau, die ihn über vieles fragte, vom Geschäfte wissen wollte, von dem und jenem, von Nachbarschaft und Bekanntschaft, und ihm dabei, als hätte sie ihren Groll vergessen, einmal mit kraftloser und verrunzelter Hand in unbewußter Zärtlichkeit über seinen Arm strich. Aber nach seiner Frau fragte sie ihn nicht.

Siebentes Kapitel

Spät an einem Abend im Mai kam die Base Katharina ins Sterben. Vor ihrem Fenster standen ein paar Blumentöpfe und hingen voll Bluſt, Fuchſien und Geranien. Sie waren wie verloren zwiſchen den kahlen Mauern der engen Gaſſe, aber wenn einer, der unten vorüberging, den Hals genug reckte, ſo daß er das blühende Fenſter ſah, ſchien ihm das dunkle, unſchöne Haus wärmer als die andern.

Verena ſaß allein bei der Baſe, weil ſie es verlangte. „Bleib bei mir, du," hatte ſie geſagt, als Verena zu Bette gehen wollte. Ihre Hand faßte die Verenas und drückte ſie feſt und krampfhaft.

„Was habt Ihr?" fragte Verena.

„Nichts andres," gab ſie zurück. Dabei atmete ſie mühſam.

Verena kam aber doch die Angſt an. „Soll ich den Doktor holen laſſen?" fragte ſie.

Die Baſe ſchüttelte ungeduldig den Kopf.

„Den Wilhelm?"

„Nein," keuchte die Baſe. Dann verharrten ſie lange, ohne ein Wort zu ſprechen. Die Dunkelheit kam über ſie.

„Mach kein Licht," gebot die Kranke.

Wenn Verena über ihren Stuhl und durchs Fenſter ſchaute, ſtanden ein paar Sterne über dem Zinnengeländer des Nachbarhauſes. Es ſah aus, als ſäßen Glühwürmchen auf der Eiſenſtange. Um das Fenſter huſchte es wie Schatten. Ein warmer

Wind wehte die hängenden Blumen auf und nieder.

„Ist er drüben, der Wilhelm?" fragte plötzlich die Base.

„Ich weiß es nicht," gab Verena zurück und wußte es doch. Seit zehn Tagen war er abends kein einziges Mal daheimgeblieben.

Die Kranke schien sich zu besinnen, setzte dann zum Reden an, aber ihr Atem keuchte und reichte zu Worten nicht hin. Dann begann die Erstickungsnot. Es war nur ein kleines Plänkeln gegen früher; die Base war schwach. Der Atem flackerte. Ein Zucken ging durch das hagere Gesicht; auch die Hand, die noch immer in der Verenas lag, zuckte und verlor die Kraft. Verena beugte sich nahe zu ihr.

„Base!" sagte sie hastig.

Da kam ein Gurgeln aus der Brust der Kranken. Der Oberkörper sank seitwärts. Verena lief nach Licht und riß das Fenster auf, damit Luft hineindringe. Der Wind sprang gierig durch die Oeffnung, hob ein paar Fuchsienzweige und schlug sie herein, daß sie winkend und zitternd aufs Gesimse hingen. Als es hell war, lag die Base still, seitüber.

„Jetzt — jetzt —" stammelte Verena. Eine andächtige Scheu kam sie an. Sie brauchte keinen zu fragen, was war, bettete die Base zurecht, strich ihr über die Lider und kreuzte ihr die Arme auf der Brust. Dann ging sie hinaus. Zuerst betrat sie das Zimmer, wo sie Hilde wußte. Sie glaubte, sie schliefe, aber sie saß noch auf und strickte an einem Kinderjäckchen.

„Erschrick nicht!" sagte Verena. Dann fragte sie: „Wo ist dein Mann?"

„Im Turnverein."

„Einer der Gesellen muß ihn holen. Seine Mutter — ist gestorben."

Mit diesen Worten verließ Verena die Stube und stieg nach der Gesellenkammer, wo sie einen der Knechte herauspochte. Dann weckte sie die Magd. Als sie zurückkam, wartete Hilde auf der Schwelle auf sie. Sie hieß sie schlafen gehen; denn sie war schneeweiß und zitterte, als ob sie friere.

„Ich warte immer auf ihn, auf den Wilhelm; ich fürchte mich sonst," sagte die andre weinerlich. Dann, als Verena zu der Toten zurückging, folgte sie ihr.

„Es ist nichts für dich, sie anzusehen," sagte Verena. Aber Hilde schob sie in die Stube und kam nach. So ließ sie sie gewähren.

Dermaßen kam es, daß die Hilde diejenige tot noch sah, die im Leben sie nicht hatte kennen wollen. Halb neugierig, halb furchtsam stand sie am Bett der Base und sah sie an. Ihr Herz klopfte. Vielleicht wurde ihr selbst jetzt noch der große Gegensatz klar, der zwischen ihr, dem zimperlichen Ding, und der war, die mit scharfen, spitzen Zügen, strengem Mund und einer von Sorgen wolkigen Stirn vor ihr im Bette lag. Es war, als ob die Base Katharina betete. Sie hielt die Arme gekreuzt. Hilde drängte sich unwillkürlich der Gedanke auf, daß jene in der Kirche so ausgesehen haben mußte, und auch das befremdete sie wieder. Wilhelms Mutter hielt keinen Rosenkranz zwischen den Fingern; das ihre

war ein schmuckloses Beten. Ihre Frömmigkeit hatte etwas Nacktes, Herbes und Armseliges, darob die junge Frau, die nur den lauten Eifer und das Gepränge ihrer eignen Kirche kannte, erstaunte.

Verena ging ab und zu. Friederike, die Magd, kam, brach in Tränen aus, als sie hörte, was war, und half dann, vor sich hinflennend, wie alte Weiber tun, besorgen, was zu besorgen war. Hilde war zur Tür zurückgetreten und sah hilflos zu, wie die andern schafften. „Geh doch zu Bett!" gebot ihr Verena in entschiedenem Ton. Da schlich sie sich hinweg in ihre Kammer.

Bald nachher kam Wilhelm mit dem Knecht. Er sah verstört aus. Verena begegnete ihm im Gang und sah ihn fest an. „Man sollte dich nicht holen müssen um die Zeit," sagte sie. Es konnte es niemand hören als er. Ihm aber schoß das Blut zu Kopf. Sie sah, daß er sich noch schämen konnte.

Am Bett seiner Mutter weinte er, nicht laut, nicht lang, eben ein verbissenes Weinen, wie es Männern eigen ist. Dennoch faßte Verena ein Groll. Das Wirtshaus sah ihm aus den Augen; er roch nach Wein. Sie preßte die Hand zur Faust. Und dann packte sie auch der Groll gegen sein Weib wieder. Daß sie ihn nicht hielt!

Die Nacht verging unter ihrem Hinundher. Wilhelm mußte hinunter an die Arbeit. Mehlbestaubt und erhitzt kam er später, als es heller Tag war, wieder in die Wohnung herauf und trat bei Verena ein. Er wollte mit ihr von den Geschäften reden, die der Todesfall mit sich brachte. Sie besprachen manches. Er hatte ein mürrisches, über-

nächtiges Gesicht. Manchmal griff er sich an den Kopf, der ihn schmerzte; einmal fluchte er auch zwischen den Zähnen: „Den Schädel will es mir sprengen.“

Verena hatte vor Hohn schmale Lippen, als er das sagte. Sie saß ein gut Stück von ihm. Noch lag die Base im Zimmer nebenan, aber sie war doch nicht mehr da, und Verena hatte ein sonderbares Gefühl, daß sie nicht mehr zwischen ihnen stand, daß sie mit dem — mit dem Vetter Wilhelm, auf einmal allein war. Als er das von seinem Kopfschmerz sagte, blickte sie ihn an. Sein Gesicht hatte die ehemals frische Farbe nicht mehr; es sah wie leicht gedunsen aus, und die Augen schwammen. Verena meinte einen Augenblick, ihn mit beiden Fäusten packen und schütteln zu müssen: „Was machst aus dir, du? Weißt nicht, daß du dich zugrund richtest mit deinem Schlemmerleben?“

Sie schrak völlig zusammen, als er dann weitersprach; aber sie faßte sich rasch. Sie ordneten noch dieses und jenes. Wilhelm schrieb sich eine Anzahl Besorgungen auf, die er nachher tun wollte. In allem fragte er Verena um Rat. „Meinst, so sei es zu machen? Oder so?“ Zuletzt sagte er: „Meinst, haben wir alles jetzt?“

„Ja,“ gab Verena zurück.

Da stand er auf. „Ich will mich anziehen,“ sagte er, „dann gehe ich.“

Als er die Stube verlassen hatte, saß Verena bleich und mit roten Augen da und sah an die Wand, ohne die Wand zu sehen. Gerade jetzt, da er gegangen war, fiel ihr ein, daß die Reihe, zu

gehen, auch an sie kommen mußte. Die Base war tot! Der Vetter Wilhelm hatte eine Frau. Sie, Verena, hatte im Hause nichts mehr zu suchen! Seine Frau! Ja — wohl — sie saß drüben in ihrer Stube und strickte an ihrem Kinderjäckchen und zitterte vor Angst vor dem, was an sie kommen wollte. Eine große Hilfe hatte er nicht an seiner Frau, der Vetter Wilhelm!

Verena sagte sich das ohne Bitterkeit. Aber — sann sie weiter, gehen mußte sie, Verena, doch! Da war nichts andres! Das gab schon ihr Ehrgeiz nicht zu, daß sie blieb! Und was würden die Leute denken! Darum — nach dem Begräbnis der Base morgen — morgen schon! — war es Zeit!

Sie stand auf. Eigentlich tat sie es mit dem Gedanken: ‚Kannst jetzt anfangen, deine Siebensachen zusammenzukramen.' Aber beim ersten Schritt, den sie der Türe zutat, kamen über den einen Gedanken schon zwanzig andre. Sie blieb mit gesenktem Kopf stehen. Langsam kam alles, was ihr in diesem Haus lieb gewesen war, und stellte sich um sie auf und sah sie an, als fragte jede Kammer, jedes Hausgerät, jeder Winkel: „Ja, gehst denn, kannst denn gehen?" Das Unrecht, das ihr geschehen war, war vergessen. Es war nicht mehr, als sei ihr Leben damals schon schwer geworden, als der — Wilhelm ihr das Wort gebrochen, sondern es schien ihr erst das Schwere und Bittere zu kommen. Der Weg aus dem Hause war ihr ein Biegen um eine schmerzliche Ecke, hinaus ins Ungewisse, ein Aus-dem-Frieden-in-den-Unfrieden-Treten. Da war auch Wilhelm — der Vetter selber — sie sah ihn ganz deutlich

— blond, breitschulterig, mit hohem Rücken und ein am Körper starker und doch schwacher Mensch, aber einer mit einem guten Kern, wenn er nur in die rechten Hände kam! Allein war er nachher der hilflose Mensch! Blindlings würde er in sein Säuferelend taumeln! . . .

Eine Tür ging. Wilhelm kam aus seiner Wohnung. Seine Sonntagsstiefel knarrten. Verena nahm sich zusammen. Jetzt tat er die Tür auf. „Wolltest nicht sehen, daß unten alles recht geht?“ sagte er.

„Ich will unten bleiben, bis du wieder kommst,“ gab sie zurück, worauf er sich wendete und zur Treppe ging. Aber er kam noch einmal zurück. „Ich meine — es wird bald kommen — mit der Hilde,“ sagte er.

Da sah Verena ihn groß an. Was brauchte er ihr das zu sagen! Sie zwängte ein trockenes „So!“ hervor und drehte sich ab.

Nun ging er. Verena aber schalt sich selber, daß sie ihm nicht gleich gesagt hatte: „Morgen gehe ich dann, du!“

Andern Tages begruben sie die Base. Der Antistes hielt ihr die Grabrede. Seine Stimme klang scharf und streng, fast zornig, und sein Blick haftete, solange er sprach, auf Wilhelm, der vornübergebeugt am offenen Grabe stand und nicht aufsah. Es war, als ob der Antistes sagte: „Du hast deiner Mutter schwere Tage gemacht, Sohn!“ obwohl er in Wirklichkeit ganz andre Worte sprach. Als er geendet hatte und die Erdschollen auf den Sarg fielen, schluchzte Wilhelm auf. Der Antistes trat zu ihm und gab ihm die Hand. Auch Verena reichte er

sie, stumm, nur mit einem Kopfnicken. Dann ging er aufrechten und starken Schrittes hinweg. Das ganze Begräbnis war schlicht und kurz gewesen.

Als der Geistliche gegangen war, wandte auch Wilhelm sich vom Grabe ab. Mit Verena und ein paar entfernten Verwandten, die zur Leichenfeier gekommen waren, stieg er in den Leidwagen. Hilde war nicht mitgekommen. Sie war schwach und müde und konnte nicht gehen.

Wilhelm saß während der Heimfahrt in einer Ecke des schwarzen Wagens und starrte zu Boden. Er sprach kein Wort; sein Vor-sich-hin-Starren hatte etwas Dumpfes. Manchmal schien es Verena, daß es nicht nur Schmerz sei, daß auch eine Art Gedankenschlaffheit ihn so hindämmern lasse. Hier und da versuchte einer oder der andre Trauergast — es war auch einer der Brüder Verenas darunter — ein Gespräch. Es schlief immer wieder ein; das stumme Starren Wilhelms verband ihnen gleichsam die Mäuler. Da fiel Verena ein, daß er immer noch nicht um ihr Fortwollen wußte! Es kam ihr so plötzlich, daß sie sich unwillkürlich räusperte und zum Sprechen ansetzte. Aber sie stockte wieder. Dafür hob ihr Bruder auf einmal an: „So kommst mit am Abend, Vrene?“ Sie hatten Nachricht, daß sie zu ihnen kommen wollte.

„Ja,“ sagte Verena. Es klang zögernd, voll Widerstreben. Als sie es gesagt hatte, sah sie nach Wilhelm hinüber. Der war mit seinen Gedanken weitab und hatte nichts gehört.

Der Wagen rasselte jetzt auf den Pflastersteinen der inneren Stadt. Bald nachher hielten sie am

Platz vor dem Waserhaus. Alle stiegen aus. Wilhelm atmete schwer, als zerre er sich mit Gewalt aus einem Taumel. Dann nötigte er die Verwandten, die sich verabschieden wollten, ins Haus. Mit dem Blick bedeutete er Verena, daß sie für Atzung sorge. Es war ihm selbstverständlich, daß er sich immer wieder an sie wandte. Sie ging stillschweigend und rasch, den andern ein Stück vorauf, die Treppe hinan. Da stand oben, schon wartend, die Friederike, die Magd. Sie sah ängstlich darein. „Jesus, seid Ihr lang nicht gekommen," flüsterte sie. „Sie wartet so da drinnen," fügte sie hinzu und zeigte auf die Tür zu Hildes Schlafstube.

„Auf mich?" fragte Verena. Es war, als ob sie sagte: „Was habe ich mit der zu tun!"

Wilhelm und die Verwandten kamen schon die nächste Treppe herauf.

„Sie wartet und wartet," berichtete hastig die Friederike weiter. „,Wenn nur Vrene käme!' jammert sie immer."

In diesem Augenblick trat aus der Schlafkammer eine ältere Frau. „Wenn Sie doch kommen wollten, Fräulein! Sie verlangt so nach Ihnen," sagte sie. Da konnte Verena nicht anders. „Besorge Essen und Trinken für die Männer!" hieß sie die Magd. Dann ging sie in Hut und Trauerschleier, wie sie war und stand, zu Hilde hinein.

Die lag in den Kissen, bleich, klein, ihr Gesicht war fast so farblos wie das Kissenlinnen. Eine Hilflosigkeit ohnegleichen, ein zitternder, heimlicher Jammer standen darin ausgeprägt. Es war, als blicke sie vorwurfsvoll zum Herrgott auf: „Sieh mich

an, du! Was hast du mich ins Leben gesetzt und gibst mir keine Kraft!"

Als Verena hereinkam, den Hut abnahm und ans Bett trat, hob sie den Kopf. Das Blut kam ihr in die Wangen. Sie brauchte nicht zu sagen, daß sie auf die andre gewartet hätte. Das las sich aus ihren Augen, in die das Wasser schoß. Ihr Mund zuckte; die Brust bäumte sich in einem mühsam verhaltenen Schluchzen auf. Als sie reden konnte, sagte sie: „Gelt, jetzt bleibst da?"

Sie sagte das ein paarmal, abwechselnd mit: „Gelt, gehst nicht fort?"

Wenn Verena es nicht gewußt hatte, so hatte sie jetzt leicht, es zu merken, wie die andre an ihr hing und sich an sie klammerte.

Wilhelm kam nachher herein. „Eben erst hat es mir die Friederike gesagt," sagte er. Dann trat er an das Bett seiner Frau, tätschelte sie mit seiner schweren Hand und mahnte: „Mach's gut, Frau! Nimm dich zusammen!"

Darauf schien er verlegen um das, was er weiter zu tun habe, schritt auf und ab und verließ bald die Stube wieder.

Inzwischen hatte Verena sich mit der Frau, der Geburtshelferin, besprochen. Die machte ein bedenkliches Gesicht.

„Einen Arzt?" fragte Verena. Die andre nickte.

Drüben im Bett fuhr die Hilde auf. Sie sah mit wilden, erschreckten Augen herüber. „Jesus!" stammelte sie.

Die Frau verließ das Zimmer. Verena kam an das Bett herüber. „Aengstige dich nicht so,"

sagte sie zu Hilde. Die nahm sich zusammen und faßte einen Rosenkranz und ein kleines Gebetbuch, die vor ihr auf der Decke lagen. Aus dem Buche glitt eine Menge Heiligenbilder, schön und vielfarbig, glänzend und von feinem Papier; aus den Gebetbuchseiten stieg es wie Weihrauchduft. Hilde drehte den Rosenkranz zwischen den Fingern und hob an zu beten, einförmig, aber hastig: „Gegrüßt seist du" und „Vater unser". Zuweilen unterbrach ein Krampf ihr Stammeln; dann stützte sie Verena und hielt sie fest. Es war, als sei sie zwanzig Jahre älter als die Hilde.

Es kamen lange Stunden. Sie waren so voll Qual, daß Verena schauderte und nicht begriff, wie ein Mensch lebte, sie zu tragen. Die Frau war längst zurückgekommen und tat, was sie konnte. Auch der Doktor kam, derselbe, der die Base behandelt hatte, ein alter Herr, dessen Augen etwas müde aus der goldenen Brille sahen. Er schüttelte den Kopf zweimal, dreimal. „Warten, warten," murmelte er, als er vom Bett wegtrat. Der Atem war ihm kurz dabei, als peinige ihn, der ein ganzes Menschenleben lang Krankheit und Schmerz und Tod mitangesehen, eine sonderbare Angst. Er ging dann eine Weile im Zimmer auf und ab. Verena sah, wie er dabei noch immer manchmal den Kopf schüttelte. Plötzlich winkte er sie zu sich ans Fenster heran, wo er stand.

„Wenn sie gern einen Geistlichen sähe, die junge Frau," sagte er, „man sollte ihr nicht davor sein."

Verena fragte nicht, ob er so wenig Hoffnung gebe; sie glaubte alles aus seinem Gesicht zu lesen.

Sie ging zu Hilde und beugte sich zu ihr, sagte, daß sie nach ihrer Mutter geschickt habe, und wiederholte, was der Arzt gesagt habe.

Hilde hielt noch immer den Rosenkranz fest in den Händen. Sie war erschöpft. „Ich bin lange nicht mehr in der Kirche gewesen," sagte sie jetzt, und leise: „Es wäre mir schon recht, wenn einer käme, einer von . . ."

Sie war zu furchtsam, den Wunsch laut zu sagen, daß sie einen Priester ihrer Kirche haben möchte. Verena verstand sie. „Ich will schicken," sagte sie und ging hinaus. Einen der Gesellen sandte sie fort. Sie hätte sich die Mühe sparen können. Die Zerahnin, als sie ankam, brachte schon selber den Pfarrer mit. Sie gab sich gern als fromme Frau.

Die Zerahnin trat hastig in die Kammer der Hilde. Sie war auffallend gekleidet wie immer, ihr Kleid schleppte am Boden, aber als sie den Hut abwarf und ihr schönes weißes Haar frei sichtbar wurde, sah sie fast vornehm aus. Der Geistliche war ein hoher, starker Mann, in schwarzem, langem Rock, breitschultrig und mit einem schönen, festen Gesicht und hoher Stirn. Seine Züge waren derb und streng, unter den Augen hing die Haut in Säcken, gegen die Nasenwurzel und von den Mundwinkeln gegen das Kinn liefen scharfe Schnitte. Er begrüßte mit schweigendem Handdruck und einer gewissen Zurückhaltung Wilhelm, der inzwischen wieder hereingekommen war, und den Arzt. Die Zerahnin machte sich mit geräuschvollem Mitleid an ihre Tochter.

Die Stube, die die beiden Betten, einen runden

Tisch, Schrank, Waschtisch und einige Stühle hielt, war jetzt so gefüllt, daß die Leute sich drängten. Verena meinte überflüssig zu sein und wollte sich entfernen, aber noch ehe sie an der Türe war, klang schon Hildes angstvolles: „Gelt, gehst nicht fort?" zu ihr herüber. So blieb sie.

Wilhelm war unruhig. Es bedrängte ihn immer, wenn er jemand leiden sah, und in seiner Art hing er an Hilde. Er setzte sich und stand auf und setzte sich wieder. Als sie seine Angst sah, kam ein kleiner Mut über Hilde. Sie bat ihn, zu gehen und wiederholte die Bitte so lange, bis er sich entfernte. Draußen lief er von Stube zu Stube; manchmal kam er und lauschte an seines Weibes Tür.

Inzwischen war der Pfarrherr zum Bette der Hilde getreten, ließ sich daneben nieder und sprach leise zu ihr. Die andern zogen sich ans Fenster zurück. Der Priester hörte die Beichte. Plötzlich schrie das junge Weib auf: „Verena!"

Der Doktor und die Frau eilten zu ihr. Auch die Zerahnin machte sich heran. Verena trat ans Bettende und stützte Hilde, die halb aufgerichtet saß. Fest legte sie die Arme um sie. Ein grausamer Kampf, in dem Sekunden zu Stunden wurden, begann. Die Zerahnin hatte sich in die Knie geworfen, halb sinnlos, und betete; neben ihr kniete der Pfarrherr. Auch er sprach das Gebet. Immer das gleiche, eintönig, eifrig, voll Hast.

Dem Arzt stand der Schweiß auf der Stirn. Verena stand aufrecht am Bett. Sie war jung, die Verena, nicht überkräftig, hatte nicht viel gesehen in ihrem Leben und nicht viel leibliche Qual erduldet,

und sie glaubte umsinken zu müssen. Es wollte ihr schwarz werden vor den Augen. Da sah sie plötzlich einen vor sich — den erzenen Mann, drüben am See, den Reformator mit der freien Stirn, mit dem kampfmutigen Blick. Es durchrann sie sonderbar, als gösse ihr einer Stahl in die Adern. Sie biß die Zähne zusammen und stand todfahl, aber fest und stützte die Hilde. Der Hochwürdige und die Zerahnin riefen die Muttergottes an, unabläßig, brünstig, aufdringlich brünstig. Verena betete nicht. Nur jetzt, als die Hilde kreischte, einen unmenschlichen Schrei ausstieß wie das Tier am Sterben, da sagte die Verena ein einziges kurzes Wort, den Blick zur Diele erhoben: „Herrgott, jetzt ist es genug!" Aber sie hielt das arme Weib fest umschlungen.

Das hatte einem Kinde das Leben gegeben.

Achtes Kapitel

Jetzt konnte die Verena nicht fort. Es war unmöglich, aus dem Wirrwarr wegzulaufen. Eine tote Frau, ein kleines Kind im Haus, der Wilhelm in einer Art dumpfen Traumzustands, kein Leiter und kein Meister im Haus! Sie konnte nicht weg, sah ein, daß sie allein den Haushalt zusammenhielt.

Die Hilde war wenige Stunden nach der Geburt des Kindes gestorben, der Arzt hatte es gleich gesagt: „Ihre Kraft reicht nicht aus." Das Kind aber lebte.

Wilhelm saß an der Leiche. Zu den Mahlzeiten kam er heraus und hinunter in die Backstube. Er

aß wie immer und trank mehr als gewöhnlich, sprach fast nicht, hing nur den Kopf, wie vor den Verstand geschlagen. Verena sah, wie er aus dem Geleise geworfen war, verkannte auch nicht, daß nicht nur der Schmerz die Dumpfheit über ihn brachte, daß vielmehr der Wein auf ihn wirkte, den er bei den Mahlzeiten wie mechanisch in sich hineingoß. Ein leiser Ekel faßte sie, und sie wunderte sich, daß Wilhelm ihr einmal etwas gewesen war. Gleich darauf aber empfand sie einen dumpfen Schmerz. Gleichgültig war er ihr noch immer nicht, der Wilhelm! Und dann wallte der Zorn in ihr auf. Oh, über diese Stadt! Gesellschaft bot sie und Freuden und Feste, und wenn einer schwach war, vergiftete er sich daran!

Während ihr das alles durch den Kopf ging, stand sie in der Stube der Base und besorgte das Kind, einen Knaben, ein kleines, noch häßliches Geschöpf. Was sie ihm tat, tat sie weder mit viel Freude noch mit Liebe, tat es, weil es zu den Pflichten des Tages gehörte. Das Kind war ihr fremd.

Jetzt ging die Nebentür auf, und Wilhelm kam herein. Er trug noch immer den Traueranzug, in dem er seine Mutter auf den Friedhof begleitet hatte. Er war seither nicht zu Bett und aus den Kleidern gekommen. Im Vorübergehen streifte er mit der breiten Hand über die Decke, unter der, frisch gewickelt, das Kind im Korbbett lag. Dabei schluchzte er, ging wortlos an Verena vorbei und gegen die Tür. Aber plötzlich wandte er sich um und sah mit seinen blauen Augen, in denen noch das Tränenwasser stand, auf Verena. „Gelt, du bleibst da?“

sagte er. Es war das erste klare Wort seit dem fürchterlichen Sterben der Hilde, und er wartete sichtlich mit verhaltenem Atem auf die Antwort.

„Natürlich — — eine Zeitlang," sagte Verena.

Er näherte sich dem Bett des Kindes. „Zu dem wollen wir gut schauen," sagte er und betrachtete das Kleine. Das Wort war unbeholfen, aber eine warme Aufwallung hatte es ihm eingegeben. Treuherzigkeit, die der Kern seines Wesens war, lag ihm in Blick und Gebärde.

Verena sah ihn an. So war er der, dem sie gut geworden war. „Natürlich schauen wir zu ihm," antwortete sie. Dabei näherte auch sie sich dem Korbbett, in dem das Kleine schlief. Dann wallte auch in ihr etwas auf, als hätte sie teil an dem hilflosen kleinen Menschen, der vor ihr lag.

Wilhelm indessen trat hinweg und verließ die Stube. Sie hörte ihn wieder zu seiner toten Frau hinübergehen.

Diese kleine tote Frau legten sie am andern Tag in den Sarg. Es war, als ob sie ein Kind hineinlegten, so schmächtig und leicht war der tote Körper. Wilhelm packte der Schmerz, als er die Tote zum letztenmal sah. „Eine Gute ist sie gewesen," stieß er heraus. Dann erstickte ihm Schluchzen die Rede. Verena, die neben ihm stand, gab keine Antwort. Sie legte die Blumen zurecht, die auf den Sarg sollten, an dem der Schreiner eben den Deckel schloß. Aber sie konnte sein Wort nicht widerlegen. Eine Gute war sie freilich gewesen, die Hilde, ob auch eine, die keinen Ernst hatte und nicht ins ernsthafte Leben taugte.

Eine Stunde später fand das Begräbnis statt.

Von diesem kam Wilhelm ohne Gäste heim, in sich gekehrt, aber helleren Kopfes. Er kleidete sich um und ging darauf an die Arbeit, freilich nicht, ohne die Flasche aus dem Schaft gelangt und ein Glas Wein hinuntergestürzt zu haben. Aber er arbeitete rüstig, wie es seine Art war, bis zum Nachtessen, setzte sich nachher hinter seine Geschäftsbücher und schrieb. Verena schloß den Laden indessen. Dann ging sie nach dem Kinde sehen, bei dem die Friederike saß. Im Davongehen streifte sie den schreibenden Wilhelm mit einem Blick und war neugierig, ob er an diesem Abend zu Hause bleiben würde.

Sie war noch nicht lange oben in der Wohnstube, als sie ihn über die Treppe heraufkommen hörte. Seit er eignen Haushalt geführt hatte, war er nicht mehr so heimisch in der alten Stube. Vielleicht war es darum, daß er anklopfte. „Schläft es, das Kind?" fragte er leise, als er eintrat. Er trug eine Zeitung in Händen, ging am Korbbett des Knaben, in das er einen Blick warf, vorbei und setzte sich an den Tisch. Die Stehlampe brannte. Er breitete sein Zeitungsblatt aus und begann zu lesen. Nachher setzte sich auch Verena mit einer Arbeit an den Tisch, und dann saßen sie eine ganze Stunde und sprachen kein Wort. Aber Verena freute sich, daß er nicht fortging.

Das erste, was Wilhelm sagte, war: „Ja — ich will einmal wieder schlafen gehen." Es war auch das letzte für heute; denn er stand auf, und sie tauschten nur ein „Gute Nacht", als er ging.

Dann kam der nächste Tag und brachte Pflichten und Arbeit, von beiden so viel, daß Verena kein Gedanke kam, daß sie das Haus hatte verlassen wollen. Wie der erste Tag war, waren die andern; keiner brachte weniger Last. Wochen hindurch kam Verena nicht dazu, darüber nachzusinnen, daß sie im Hause des Vetters, der einmal ihr Bräutigam gewesen, in einer eigentümlichen Lage sich befand.

Wilhelm ging seiner Arbeit nach. Daß er abends oft fortging, wußte Verena; sie sah es in seinem Gesicht; das Schlemmerleben ließ Spuren genug darin zurück. Sie wunderte sich auch gar nicht, daß er ging. Er saß in einem halben Dutzend Vereinsvorständen. Wenn sie wollte, bewies er ihr Tag für Tag, warum er heute just gehen mußte; es war allemal ein guter Grund da.

Eines Tages kam der Antistes wieder ins Haus, ernst und vornehm wie immer. Er traf Verena beschäftigt, das Kind zu baden. Sie schrak zusammen, als er klopfte, und hatte vor Verlegenheit rote Wangen, als er auf ihr zögerndes „Herein!“ eintrat. Sie konnte das zappelnde Kind nicht loslassen; mit der Linken hielt sie es am Halse über Wasser. Die Aermel ihres schwarzen Kleides hatte sie weit zurückgekrempelt, so daß ihre weißen Arme sichtbar waren. Von dem aufsteigenden Wasserdampf hatten sich ein paar ihrer krausen Locken gelöst und hingen ihr in die Stirn. Ihr Gesicht war sichtlich schmäler als früher.

„Mutter spielen?“ sagte der Antistes. Er kam näher und betrachtete das Kind. Von dem glitt sein Blick auf Verena. Dann sprach er das und

jenes über das Unglück, das ins Haus gekommen sei. „Es ist brav, daß Sie bei Ihrem Verwandten aushalten," fuhr er fort.

Verena durchlief ein sonderbares Gefühl. In den Worten des Geistlichen, mehr noch im Ton, in dem er sprach, lag eine aufrichtige Hochachtung, und sie wußte, daß er keiner war, der leicht Anerkennung spendete. Dann aber enthielt seine Rede auch etwas wie eine Forderung, daß sie ihre Pflicht weiter tue. Sie verstand das, ohne daß er es aussprach. Es ging schon von seinem Wesen aus, das das Wesen seines Vorgängers, des Reformators, war. Eine mutige Geradheit trugen beide an sich. Verena schien nichts so nachahmenswert als die mutige Geradheit.

Sie hatte das Kind gewaschen, schlug jetzt die auf den Tisch gebreiteten Tücher auseinander und wickelte es mit wenigen raschen, sicheren Griffen. „Ich hätte noch nicht fortgekonnt," sagte sie und sah den Antistes frei an dabei. Dieser nickte. Nach einer Weile sagte er: „Wenn Sie können, sprechen Sie auch Ihrem Verwandten zu, daß er häuslicher wird. Ich höre Schlimmes von ihm."

Langsam quoll das Blut in Verenas Wangen auf. Sie schämte sich wie nie in ihrem Leben, schämte sich für den — den andern.

„Ich — will es ihm freilich wieder sagen," stotterte sie.

Der Antistes nahm seinen Hut. „Und — wie gesagt — bleiben Sie im Hause," sagte er, schon im Gehen.

Dennoch hielt Verena es für ihre Pflicht, am

Abend mit Wilhelm zu sprechen und ihm zu sagen, daß er sich nach Ersatz umsehen müsse.

Es war in derselben Stube, die jetzt ihr und dem Kinde gehörte. Das letztere schlief. Wilhelm war gekommen, um gute Nacht zu sagen. Er wollte ausgehen und trug schon den Hut auf dem Kopf. Als Verena zu sprechen begann, sah er sie fassungslos an. „Ist es dir verleidet?" stotterte er. Ein andres Wort fand er nicht.

Es tat ihr leid. „Es muß nicht gleich sein," sagte sie; „ich werde warten, bis du jemand an meiner Statt gefunden hast."

Ihr Ton schien ihn zu beruhigen. „Das meine ich auch; Zeit hat es noch," sagte er. Dabei schnaufte er tief auf, als ob ihm eine Last abfalle. Mit dem „Zeit hat es noch" tat er alles ab. Er legte dann die Hand auf die Türklinke, aber als er sich zum Gehen wandte, schien er sich leise zu schämen, daß er ging.

„Willst wieder fort?" fragte Verena.

„Ich muß," sagte er.

„Weißt, daß man von deinem Wirtshausleben redet?" fuhr sie fort.

Er hielt noch immer die Türklinke fest und war rot im Gesicht. Verenas Blick hielt er nicht aus. „Das geht niemand etwas an," murrte er.

„Wer es gut mit dir meint, den geht es an," sagte Verena. Sie stand an einem Stuhle, die Hand auf die Lehne gelegt. Er brauchte nicht scharf hinzusehen, so konnte er erkennen, daß sie Kummer um ihn hatte. Das quälte ihn. „Das wird nicht mehr anders; das bin ich immer so gewohnt gewesen,"

stieß er heraus. „Am Ende: sein Vergnügen muß einer auch haben."

„Alles mit Maß und Ziel," warf Verena dazwischen.

„Ich bin nicht der einzige," gab er zurück.

Da sah sie auf. Ihre Augen blickten ihn ernsthaft und fest an; sie schien an Wesen auf einmal fast älter als er. „Du bist nicht der einzige," sagte sie; es ist wahr. Das heimliche Unglück sitzt in manchem Haus. Aber braucht es in deinem zu sitzen?"

Er wußte nichts dagegen zu sagen. Etwas in ihm selber gab ihr recht, und doch ärgerte er sich. Er sah nach seiner Uhr. „Ich habe keine Zeit zu verlieren," sagte er.

Sie merkte, wie es ihn trieb, loszukommen, und fühlte, wie er gleichsam mit einem Achselzucken abtat, was sie gesagt hatte. Still wendete sie sich ab, und er ging. Nachher grübelte sie über das, was geschehen war. Sie hatte keine Macht über ihn! Und es war nicht erstaunlich! Sie galt ihm nichts. Von der entfernten Verwandten brauchte er keine Ratschläge anzunehmen! Wieder nahm sie sich vor, ihren Aufenthalt in seinem Hause soviel als möglich abzukürzen; aber schon im nächsten Augenblick, als sich das Kind im Wagen leise rührte, wurde der Entschluß wankend. „So — so — so," tröstete sie den Kleinen. Davonlaufen konnte sie doch nicht!

Davonlaufen konnte sie nicht und Ersatz kam nicht ins Haus. Sie mahnte den Vetter ein paarmal. Der murmelte etwas; im Ernst tat er nichts. Die Zeit ging darob. Das Kind wurde getauft, evangelisch

getauft. Die Zerahnin war gekommen: Das Kind sollte den Glauben der Mutter haben, meinte sie. Wilhelm zeigte ihr gegenüber die alte Festigkeit. „Da gibt es nichts anders," sagte er. „Der Antistes tauft das Kind." Es war wieder einer von den Augenblicken, da er den Mann zeigte. Verena klopfte das Herz. Wenn er in allem so fest sein könnte! Die Zerahnin zog ab.

So taufte der Antistes den Knaben auf den Namen des Großvaters: Balthasar. Verena und ihr Bruder standen Pate. Wilhelm hatte es so gewollt. Als sie das Kind dem Geistlichen hinhielt und ihr klar war, daß sie ein Amt an ihm übernahm, empfand sie zum erstenmal, daß es ihr lieb geworden.

Das Gefühl, vor dem Taufstein erwacht, wuchs von da an wie der kleine Balthasar selber. Der ging durch alle die kleinen Fortschritte, die das Gedeihen eines Kindes ausmachen. Die blonden Haare wuchsen ihm seidenweich und gelockt. Es zeigte sich, daß er die blauen Augen des Vaters und die weiße Haut der Mutter hatte. Er lernte Laute stammeln, sprechen und gehen und jauchzen und lernte großen Menschen das Herz wärmen. Verena und Friederike, die Magd, selbst die Gesellen waren bald inne, daß das Kind ein Sonnenschein im Hause war, und hatten alle helle Gesichter in seiner Nähe. Auch Wilhelm freute sich an ihm manchmal, wenn die Augen klar genug waren, im eignen Hause zu sehen; aber das war nicht oft, denn das Haus kümmerte ihn nicht viel. Auch des Geschäftes nahm er sich weniger an. Verena war da und hielt alles in Ordnung, wußte

auch, daß sie da sein mußte, und fühlte, daß es ohne sie nicht gehen würde. Ihre Gestalt und ihr Gesicht wurden hagerer in dieser Zeit. Sie war nicht mehr ganz jung; etwas Eckiges, Herbes kam in ihr Wesen, obwohl sie noch immer hübsch war und sich in diesen Tagen eines Antrages zu erwehren hatte, den ein ehrlicher und wohlhabender Handwerker in der Nachbarschaft ihr machte. Vielleicht entstand aus dem Erstaunen, das unter den Nachbarn über die Zurückweisung dieses Freiers herrschte, das Gerede, das einige Wochen später die Friederike Verena zutrug: daß der Aufenthalt der ehemaligen Braut im Hause des Witwers sich nicht schicke! Verena biß die Lippen zusammen, und es überlief ihr heiß den Rücken. Richtig, sie hatte sich lange gewundert, daß nicht geredet worden war! Und jetzt — da es kam —, jetzt müßte sie gehen! Aber, mein Gott! Das war nicht leicht! Das Kind, wer sollte zu dem schauen und zu dem armseligen Menschen, dem Wilhelm, seinem Hab und Gut? Wenn sie ging — er ließ alles zuschanden werden, so weit, wie er jetzt war! Dennoch sah sie keinen andern Weg.

Am Abend, als Wilhelm Hut und Rock von der Wand in der Backstube langte und sich zum Ausgehen rüstete, sagte sie: „Ich hätte noch etwas zu reden mit dir."

Sie waren allein. Er machte ein verdrossenes Gesicht. „Was gibt es?" murrte er.

„Sie reden von uns — in der Nachbarschaft," begann sie. „Ehre und guten Namen kann ich mir nicht nehmen lassen. Sieh zu, daß du bis in drei Wochen jemand bekommst ins Haus. Länger kann

ich nicht bleiben, keinen Tag länger. Es ist das letztemal, daß ich es sage."

„Immer das gleiche," sagte er barsch und hoffte wie früher ihr auszuweichen.

Verena achtete nicht darauf. „Jemand für das Kind und jemand für den Laden mußt nehmen," fuhr sie fort.

Er lachte kurz. „Und was noch?" sagte er. „Meinst, ich schüttle mein Geld aus dem Aermel?"

Es war etwas Wahres daran. Er konnte sich die Ausgaben nicht leicht gestatten. Verena schwieg einen Augenblick. Derweilen hob Wilhelm das nicht mehr junge Gesicht und sah sie aus den mit schweren Schatten untermalten schläfrigen Augen forschend und gedankenvoll an. Mit der Hand strich er einmal durch das sich lichtende Haar.

„Es muß einen Weg geben," begann Verena wieder. Da begegnete sein Blick dem ihren. „Pah," murrte er verdrossen, „so laß uns heiraten zusammen."

Sie fuhr zurück. Ihre Augen blitzten zornig. Dann kam das Blut und färbte ihr ganzes Gesicht. Er sah es, und es rüttelte ihn auf. Er schien sich der Vergangenheit zu erinnern. „Ich weiß schon noch," begann er stotternd. „Jetzt ist es anders, aber — — — ich meine es, Vrene, sicher — ich bin dir dankbar, wenn du es tust."

Seine Worte klangen jetzt dringend, fast ängstlich; aber Verena fühlte, daß er nur war wie ein Ertrinkender, der eben nach der Rettung greift, die sich just bietet. Dennoch brachte sie kein Wort heraus.

Er ging hin und warf sich auf einen Stuhl.

Schwer und gedrückt saß er da. Er war viel anders geworden gegen früher, noch breiter in den Schultern, aber aus dem Gesicht sah das böse Leben.

Verena besann sich immer. Sie mußte ihm „nein" sagen, und das Wort fiel ihr ein, und wenn sie sprechen wollte, würgte es sie.

Jetzt erhob er sich wieder. „Ueberdenk's!" sagte er mühsam wie vorher; aber immer klang auch die Angst noch im Ton. „Ich weiß es, daß ich dir dankbar sein muß, wenn du es tust, für das Kind und mich," fügte er hinzu.

„Was denkst?" stieß sie jetzt hastig und verwirrt heraus.

„Ueberleg's!" sagte er wieder. Kannst mir morgen Bescheid sagen oder —" Mit diesen Worten schob er sich langsam an ihr vorbei, der Türe zu. „Gute Nacht!" grüßte er dann plötzlich. Verena hörte, daß er aufatmete, als er auf die Schwelle trat und sie ihn nicht zurückrief. So ließ sie ihn gehen. Dann sammelte sie ihre Gedanken. Sie mußte ins klare kommen, was geschehen sollte. Oben in der Stube der Base wollte sie sich alles zurechtlegen.

Es war ganz dunkel im Zimmer, als sie dieses erreichte. Der Kleine schlief. Verena setzte sich ans Fenster. Die Nacht hatte nicht einmal Sterne, so hing das Stück Himmel wie eine schwarze Decke über ihr. Einzig aus der Tiefe der Gasse herauf kam zuweilen ein roter Schein, der wie das Aufzucken einer Flamme über die jenseitige Hausmauer glitt. Unten brannte eine Laterne. Verena sah in das einförmige Schwarz des Himmels hinaus. Auch wenn es hell gewesen wäre, würde sie nichts gesehen

haben, denn ihr Blick ging nach innen. Zu einem Entschluß mußte sie kommen!

Fort mußte sie! Und es ging doch nicht! Es schien ihr wider das Gewissen zu gehen! Und — was hatte er gesagt, der Wilhelm? — Heiraten zusammen!

Ihre Lippen zuckten. „Was für eine Freude du haben kannst an dem Antrag, Verena!" sagte sie sich. Er nahm sich nicht die Mühe, zu verbergen, daß er sie aus Not nahm! Das war anders — Herrgott — anders war das, als sie vor Jahren einmal gemeint hatte, daß es kommen würde! — Aus Not! — Aber, das war es eben! Das ließ sich nicht mehr auswischen, daß sie ihm nötig war, bitter nötig. Und feig war es, fortzulaufen, und selbstsüchtig!

Sie stand auf. Es rang sich etwas los in ihr. Mit dem Rücken lehnte sie gegen das Fenster. Not tat sie ihm! Nun denn! So lange hatte sie schon ausgehalten! Warum nicht auch das noch tun! Aus Not! Aus seiner großen Not!

Neuntes Kapitel

Verena Stadler hatte zwei Besprechungen.

Sie sah heute sonderbar gealtert aus; es war noch nie so zutage getreten, daß ihre schlanke, biegsame Gestalt und ihr Gesicht hager geworden waren. Sie schien auch fast gewachsen. Ihre Stirn war nicht mehr glatt, es standen allerlei Striche darin, und der Mund und das spitzer gewordene Kinn hatten etwas Hartes.

Zuerst sprach sie mit Wilhelm. Am Morgen schon, während sie mit dem Aufräumen der Stuben beschäftigt war und er einmal, in seinem mehlweißen Arbeitsgewand, nur in Hemd und Hose und die Schürze vorgebunden, heraufkam. „Du hast mir das Heiraten angetragen, gestern," begann sie.

Er war überrascht, schlürfte noch zwei Schritte in seinen zertretenen Pantoffeln und stand still. „Ich meine es auch," sagte er schwerfällig.

„Ich bin einverstanden," sagte sie laut und klar. „Unter einer Bedingung bin ich einverstanden."

„Ja?" sagte er in fragendem Ton, immer ein Unbehagen im Wesen.

„Aus den Vereinen mußt du austreten."

Seine vornüberhängende Gestalt beugte sich noch mehr. Er trotzte. Eine ganze Weile antwortete er nicht.

Verena stand frei und aufrecht, einen freundlichen Zug im Gesicht. Sie war sich bewußt, daß sie Meister über ihn war.

„Im Turnverein bleibe ich," brummelte er in kleinlichem Zänkerton, „dadrin bin ich gewesen seit meiner Konfirmation."

Sie war klug und wußte, daß sie den Bogen nicht zu straff spannen durfte.

„Einmal in der Woche," sagte sie; „was dir gut ist, will ich dir gern gönnen."

Allmählich schien ihm aufzuleuchten, daß eine unangenehme Sache sich zu glätten beginne. Bleiben wollte sie, die Verena! Gut, daß sich das wieder gab! Seine Miene heiterte sich langsam auf. Er schlug einen scherzhaften Ton an: „Gut denn, so

halten können wir's." Während des Sprechens noch merkte er, daß das Scherzen sich jetzt nicht paßte. Die Verena blickte zu ernsthaft. Er näherte sich ihr und streckte ihr scheu die Hand hin. Sie hielt die seine fest. „Gelt, laß uns das Beste tun, daß es keines von uns reuen muß," sagte sie.

Er wand sich unter ihrem Blick und ihren Worten. „Ja, ja," murmelte er mit einer Hast, die zeigte, daß ihm das Sichducken lästig war. „Laß es uns bald in Ordnung machen," meinte er dann.

„Das Warten nützt nichts," gab sie zu. „Ich will dem Antistes davon sagen, heute noch."

Am Nachmittag stand sie in des Antistes Stube und hatte den kleinen Balthasar bei sich. Er hing ihr am Kleid, während sie erzählte, was sie herbrachte. Die Stube war niedrig, peinlich sauber, mit alten Möbeln gefüllt und mit altem Täfelwerk verschlagen. Es war die herrenhafte Stube, die zu dem letzten Antistes paßte. Der hatte schreibend an einem Tisch gesessen und schob jetzt die goldene Brille an die bleiche hohe Stirn, während er Verena zuhörte. Aus den eckigen Höhlen schoß der scharfe Blick seiner stahlgrauen Augen auf das Mädchen. Er hatte dieses schmuck und schlank und jung ins Waserhaus kommen, es darin altern und seinen Jugendreiz über schwerer Arbeit und Sorge abfallen sehen. Er maß die herbe, eckige Gestalt, die derbe, zerarbeitete Hand. Derweilen schloß Verena das, was sie zu sagen hatte.

„So," sagte der Antistes. Wieder sah er sie scharf und fest an. Dann legte er beide weißen Hände, die nicht mehr ganz stark waren und unmerklich zitterten, langsam, die Finger verschlungen,

vor sich auf den Tisch und sagte laut, mit scharfer Betonung, so daß jedes Wort wie hingezeichnet stand. „Achtung habe ich vor Ihnen, Verena Stadler, große Achtung."

Verena atmete rasch. Es bedrängte sie etwas, als stiege ihr ein Schluchzen in die Kehle. Der Antistes erhob sich nicht. Als er gesprochen hatte, saß er noch so unbeweglich dort wie vorher, und sein vornehmes Gesicht war glatt und still. Aber gesagt hatte er die Worte, und es war etwas Großes darum. Verena versuchte ein Lächeln, dann ein paar unbeholfene Worte. Endlich sagte sie nur: „Ja, so will ich jetzt heim," nahm das Kind auf den Arm, grüßte und verließ die Stube. Den ganzen Heimweg hatte sie das in den Ohren, was der Antistes gesagt hatte. —

Wenige Wochen später war die Hochzeit, eine stille, wenig festliche. Es war kein einziger Gast dabei. Verena wollte es nicht, und Wilhelm fügte sich. Er fügte sich manchem, tat das schon all die Zeit her, seit sie sich ihm versprochen hatte. Aber es war kaum sein Verdienst; denn die Verena meisterte ihn, daß er mußte. Wenn sie in all den Jahren, die sie neben ihm im gleichen Hause gelebt, nichts über ihn vermocht hatte, so war das gewesen, weil sie selber sich in keinem Recht wußte, ihm zu gebieten oder zu raten. Jetzt stand sie ihm näher, und jetzt nahm sie alle Kraft und Klugheit zusammen, den noch zu leiten, der bisher über allerlei schlimme Seitenwege getaumelt war. Und während er, wie erstaunt über ihre stille Entschiedenheit, gleichsam nur halb wach, unwillkürlich tat, wie sie wollte, brachte sie ihn langsam in das rechte Geleise zurück.

Die ganzen Wochen her war er nicht ausgegangen, mit Ausnahme dessen, daß er an den Uebungen des Turnvereins wöchentlich einmal teilnahm. Dabei merkte er kaum, daß er ein andres Leben lebte. Verena hatte eine sonderbare Art, ihn das vergessen zu machen. Sie wußte ihn auf den Abend in die Wohnstube zu locken und verstand ihn dort festzuhalten. Sie spielte Karten mit ihm, las ihm vor, lehrte ihn sich mit dem Kinde beschäftigen und an ihm sich freuen; oft — und sie schmälte und quälte sich heimlich, daß sie dem kleinen Balthasar ein Leides damit tue — hielt sie das Kind über Gebühr lange auf, nur um den Vater zu halten. Aber sie erreichte, was sie wollte: Wilhelm gab das böse Leben auf.

Für eine Zeitlang!

Ein Jahr lang tat es gut, äußerlich gut einmal. Eines wußte Verena damals schon: die heimliche Flasche konnte sie ihm nicht wegnehmen. Sie merkte es immer wieder, daß er in einem Schrank, in einer Ecke versteckt die böse Freundin stehen hatte. Er war schlau darin, verschlagen und erfinderisch; immer wieder, wenn sie ihm Vorstellungen machte, schien er ihr recht zu geben, und immer wieder hinterging er sie. Da erkannte sie allmählich, daß die starke Hand, die sie ihm zu reichen meinte, doch zu spät kam; es gab Augenblicke, in denen sie sich selbst bitter anklagte darum, daß sie der Hilde, seiner ersten Frau, Schwäche vorgeworfen hatte, wenn sie jetzt sah, daß auch sie nicht wider seinen Leichtsinn aufkam. Und sie höhnte sich selbst: „Pah, siehst jetzt, was du vermagst?“

So war schon im ersten Jahre ihrer Ehe ein heimlicher, kaum ihnen selbst bewußter Kampf zwischen den beiden, obschon die Dienstleute und die Nachbarschaft rühmten: „Die hält ihn in Ordnung, den Waser, die junge Frau."

Das zweite Jahr kam, der Winter brachte eine stillere Zeit ins Geschäft, stiller als je früher; in der Nähe war eine neue Bäckerei entstanden. „Du mußt dich wehren, Wilhelm," sagte Verena; „du darfst dir keinen Kunden wegnehmen lassen von dem neuen." Ihn aber packte der Aerger und lähmte ihm die Lust am Arbeiten. Eines Abends war er unversehens aus dem Hause gegangen und kam spät in der Nacht heim. „Wo bist du gewesen?" fragte sie.

„Im ‚Schwarzen Bären'!" Das war eines seiner früheren Stammlokale.

Sie sah ihn scharf an und war sehr bleich. Er hielt ihren Blick nicht aus, gähnte, war wie im Dusel und warf sich aufs Sofa. „Wilhelm," sagte sie, „fange es nicht wieder an, das Leben! Ich sehe nicht ruhig zu."

Jetzt riß er die Augen auf. Ihr Ton war zitterig und weckte und packte ihn. Er sah, daß ihre ganze Gestalt bebte, ihre Fäuste geballt waren und eine große Entschlossenheit in ihrer Haltung lag. Er murrte etwas. „Nein — nein, ich gehe schon nicht mehr," verstand sie dann. Aber sie wußte beinahe, daß es nur der Anfang von Schlimmerem war.

Die ganze Woche freilich hielt er bei ihr still. Am Sonntag ging er wieder. Dann wieder und wieder. Verena stemmte sich dagegen. Sie behielt lange ihre Ruhe und feste Güte, die viel über ihn

vermochten. Je mehr sie aber ihrer Macht über ihn verlustig ging, desto unruhiger wurde sie, und manchmal brach ihr die Geduld, daß sie ihn schalt. Gegen herbe Worte trotzte er und war nachher schlimmer als vorher. Verena wußte, daß es nicht mehr lange dauern konnte, bis auch andre wieder in das Elend hineinsahen, das ihr allmählich aufging. In dieser Not aber fielen Unruhe und Ungeduld, die vorübergehend an ihr gewesen, langsam wieder von ihr ab. Die Klarheit ihres Willens und ihrer Festigkeit wuchsen seltsam mit dem Elend, das in ihrer Ehe sich mehrte. Wacker und aufrecht stand sie und tat an dem ohnmächtigen Menschen, ihrem Mann, was ihr zu tun blieb. Manchmal, wenn sie im Laden saß, sah sie die Statue des Reformators drüben stehen. Sie freute sich noch an dem mächtigen erzenen Bilde. Aber sie wußte nicht, daß sie selbst jetzt die Stirne so froh trug wie der drüben am See, der im Streit allezeit festgestanden.

Und dann kam der Tag, der alles ausglich.

Wilhelm hatte seine gute Woche. Er war nie fort gewesen. Auch daheim hatte er klaren Kopf behalten, fleißig gearbeitet. Der Samstag kam, der Tag, an dem er abends immer noch zu den Turnübungen ging. Verena freilich wußte, daß sein Gang mehr der Schenke neben der Turnhalle, denn dieser galt.

Am Vormittag schon sprach er davon, daß er abends ausgehen werde. Verena munterte ihn selbst auf dazu. Dann zeigte er eine sonderbare Unruhe den ganzen Tag, zweimal lief er aus der Backstube. Am Abend ertappte ihn Verena, wie er im dunkeln

Hausflur stand und die Flasche zum Munde führte. Schon ehe er dann wegging, sah sie, daß ihm die Augen glänzten und das Gesicht glühte. „Nimm dich in acht!“ mahnte sie ihn, als er nach einer Weile zum Gehen sich anschickte.

Er schoß einen scheuen Blick nach ihr. Dann fuhr ihm das Blut zu Kopf; er war zornig. „Nichts als nörgeln kannst,“ sagte er barsch und ging ohne Gruß hinweg.

Verena wußte nicht, warum eine Unruhe sie langsam überkam, als er gegangen war. Sie brachte den kleinen Balthasar zu Bett und tat ihr Tagewerk eifriger als sonst zu Ende, so eifrig, daß sie vor der Zeit damit fertig war und sich wunderte, wie früh es war, als sie sich mit einer Handarbeit an den Tisch setzte, um, wie sie zu tun pflegte, auf Wilhelm zu warten. Mit einem Seufzer nahm sie ihre Arbeit auf, vergaß aber eine ganze Weile, was sie wollte, sah vor sich hin ins Leere und fühlte, daß ihr Herz hörbar pochte. Sie schalt sich und riß sich mit Gewalt aus ihrem Grübeln. Es war ja nicht das erstemal, daß er fort war!

Im Hause war alles still. Aus der Gasse herauf tönten dumpf und hohl, wie immer, die Schritte der Vorübergehenden, und von der andern Seite des Hauses kam das schwere, verworrene Geräusch der großen Straße, aus dem sich das Rollen der Wagen wie unaufhörlicher Donner hob. Nach einer geraumen Zeit klang ein solches Rollen näher und deutlicher als bisher. Es löste sich gleichsam aus dem übrigen, dumpferen Geräusch und näherte sich dem Hause, so daß es zuletzt nicht mehr wie durch die Mauern scholl,

sondern aus dem Flur selber heraufzuklingen schien. Verena fuhr auf. Sie hatte die Arbeit weggeworfen, stand hochaufgerichtet und lauschte. Was war das? War da nicht ein Wagen ans Haus gefahren? Der — Wilhelm! In diesem Augenblick versank alles, was die vergangenen Jahre getan hatten, um das Bild desjenigen zu trüben, der für sie der Erste und Einzige gewesen war. Wäre die Angst um ihn an dem Tage über sie gekommen, der auf jene Seefahrt gefolgt war, da sie noch nichts als Gutes von ihm wußte, sie hätte sich nicht mehr bewußt werden können als jetzt, was er ihr galt!

Unten war indessen einen Augenblick lang alles still, so daß sie, die gespannt lauschte, langsam und tief Atem zu holen begann, fast laut vor sich hinsprechend: „Mein Gott, es ist nichts!“ Eben wollte sie sich wieder niedersetzen, als die Haustür ging. Sie war schwer; ein Gewicht zog sie ins Schloß zurück, und sie pflegte hart anzuschlagen, wenn die Falle einschnappte. Aber der Schlag blieb aus; es mußte jemand sie offen halten. Die Angst kam der jungen Frau zurück, wild und jäh. Mit zwei Schritten lief sie nach der Zimmertüre und öffnete sie. Sie neigte den Kopf, um abermals zu lauschen; da knarrte ein Flurbrett, und sie sah einen Schatten in die Lampenhelle fallen, die aus ihrer Stube in den Gang strömte. Da stand einer, ein Mensch mit einem bleichen Gesicht, den Hut in der Hand und sah sie mit einer scheuen und gequälten Miene an. Weder er noch sie fanden gleich Worte. Endlich begann er: „Frau Waser, nicht wahr?“

Sie nickte nur, hastig und fast zornig, weil er

immer nicht sprach. Derweilen hörte sie unten auf den Holztreppen schon ein Poltern ungeschickt gesetzter Füße.

„Ihr Mann," hob der Fremde jetzt ruhiger wieder an; „es hat ihm etwas gegeben."

Verena überlief ein Gefühl innerlichen Frierens, aber der Kopf war ihr frei. Sie trat in die Stube zurück, zündete eine Kerze an und kam zurück. Dann öffnete sie das Zimmer, in dem Wilhelm und Hilde gewohnt hatten. Es stand noch ein Bett dort. „Der Kleine erwacht sonst," sagte sie mechanisch, als ginge das den Mann etwas an, der ihr die Nachricht gebracht hatte und noch im Flur stand, auf die wartend, die die Treppe heraufgestampft kamen.

Verena deckte das Bett ab. Eben als sie wieder unter die Türe kam, trugen sie Wilhelm über die letzten Stufen herauf. Er lag auf einer Bahre und mußte fürchterlich schwer sein, denn die Männer keuchten und ächzten unter ihrer Last. Hinter ihnen drängte sich eine Anzahl Hausbewohner, Weiber und Männer. „Jesus, mein Gott!" zeterte eine Frau. Eine andre hob die Hand gegen Verena, als wollte sie sie ihr von weitem hinstrecken. „Jesus, Frau Waser!" jammerte sie. Verena achtete auf nichts. „Hier herein!" sagte sie zu den Männern.

Sie trugen den Verletzten in das Zimmer und legten ihn auf das Bett. Ein Arzt war unter ihnen; der sprach nicht viel, entkleidete nur den Verwundeten und gab dazwischenhinein mit kurzer, entschlossener Stimme einige Befehle. Die übrigen Bahrenträger standen noch eine Weile mit hängenden Köpfen daneben. Dann drückten sie sich schweigend hinaus.

Auf dem Flur begegneten sie Verena, die ab und zu ging, die Weisungen des Arztes erfüllend. Sie stellte den einen. Ihr Gesicht war ruhig, aber ohne Farbe. „Wie ist es geschehen?“ fragte sie.

Der andre erzählte, verlegen den Hut in den Fingern drehend: „Er — er ist — der Wein ist Meister über ihn gewesen — über Ihren Mann — wir sahen schon alle, daß er nicht — daß er in einer wilden Laune war, als er in die Turnhalle kam. Dann beteiligte er sich an den Uebungen, bei denen er schon lange nicht mehr mitgemacht hatte. Er war ja immer stark, aber er war auch schwer geworden in den letzten Jahren. Nun — und dann — er war wie toll — das Waghalsigste fing er an. Wir wehrten ihm, wie wir konnten — auf einmal — vom Reck — stürzte er ab — er — innerliche Blutung, sagt der Arzt!“

Verena nickte langsam, als müßte sie dem zustimmen, was der andre gesagt hatte. Dann ging sie ohne Gruß hinweg und in das Zimmer zurück. Die Männer entfernten sich.

In der Stube stand der Arzt über den Verunglückten gebeugt. Er lauschte. „Er kommt zu sich,“ sagte er leise zu der herantretenden Verena. Sie sah ihm fest ins Gesicht. „Noch einmal?“ fragte sie.

Er nickte nur. Heimlich staunte er, wie fest und ruhig sie blieb.

Wilhelm regte sich jetzt. Er trug an der Stirn eine leichte Schürfwunde und war sonst äußerlich völlig unverletzt. Sein Gesicht war weiß; das gelbe Haar, die Brauen und der Schnurrbart stachen davon ab; aber er sah jetzt jünger aus als sonst. Er schlug die

Augen auf; sein Blick war wild und zerfahren; allmählich klärte er sich. „Ja so — ich bin gefallen,“ sagte er mit ganz ruhiger, klarer Stimme, als besinne er sich jetzt.

„Vrene!“ sagte er dann und wendete suchend den Kopf.

Verena stand zu den Füßen des Bettes. Der Arzt winkte ihr, zu bleiben, und trat selber zu dem Kranken. „Nicht sprechen!“ sagte er leise und fest. Wilhelm sah ihn fremd an. Plötzlich richtete er sich so weit auf, daß er sich auf einen Ellbogen mühsam stützte. „Vrene!“ wiederholte er hastiger, ungeduldig. Der Doktor wollte ihn ins Kissen zurückdrücken; aber er stieß ihn unversehens und mit schwerer Faust zurück. Dabei ächzte er: „Lassen Sie mich doch!“ Und langsam drehte er den Kopf und sah um sich. Dann erblickte er Verena am Bettende.

Als ihre Augen sich begegneten, war sein Blick wieder halb verschleiert. Aber er wurde abermals heller, und dann hob etwas darin zu schimmern an, das wie ein großes Staunen war.

Verena hielt die Hände verkrampft. In ihre Augen war ein seltsamer Ausdruck gesprungen. Aus ihrem Innersten kam etwas herauf, das sie viele Jahre darin zurückgehalten. „Wilhelm!“ sagte sie.

Da schien das Staunen ihn ganz zu überwältigen. Er war wie einer, der einen wunderbaren Fund macht, dessen Reichtum er selber kaum faßt. „Was — ja — ja — was — gern hast mich noch?“ stotterte er. Dann zuckte sein starkes Gesicht; es war fürchterlich zu sehen, wie sein ganzer Körper von einem langsam aufquellenden Schluchzen allmählich gehoben

und erschüttert wurde. Plötzlich sprengte es ihm Lippen und Lider. Ein kurzes wildes Wort entfuhr ihm: „Jesus!“ oder ein ähnlicher Laut. Selbst der Doktor, der von nichts wußte und ihn nicht näher kannte, verstand, was ihn aufwühlte, und was er gleichsam für sich hatte sagen wollen: „Jesus, Mensch, so — — blind — bist — — gewesen!“

Er hatte aber nicht Zeit, nachzudenken, der Doktor, denn der Oberkörper des Verletzten schlug nach außen. Just, daß er ihn noch auffing. Das Blut, das aus Wilhelms Mund schoß, netzte ihm die Kleider.

Zehntes Kapitel

Verena Stadler war allein. Es war sonderbar, wie leer das Haus geworden war, in das sie vor Jahren eingezogen, und wie rasch es sich geleert hatte. Nun waren außer den Gesellen und der alten Friederike nur noch sie da und der kleine Bub, der Balthasar. Manchmal, wenn sie sich inmitten ihrer Arbeit und ihrer vielen Pflichten besann, mußte sie die Hand an die Stirne legen; Jahre hatte es gedauert, und doch war alles so plötzlich gekommen, so — wie es jetzt war! —

Es war nun bald ein Jahr, daß Wilhelm neben Frau und Mutter auf dem Friedhof lag. In Haus und Geschäft ging alles seinen gewohnten Gang. Verena hatte nicht mehr viel zu lernen, um auch das noch verwalten zu können, was bisher Wilhelms

Aufgabe gewesen. Die Gesellen gehorchten ihr. Das Geschäft ging nicht schlechter. Im Gegenteil: die abtrünnigen Kunden, die eine Zeitlang zu dem neuen Bäcker in der Nähe gelaufen waren, kamen einer nach dem andern zurück.

Der kleine Balthasar gedieh. Er war ein strammer kleiner Mensch. Die Locken hatte er hergeben müssen. „Das ist gut für Herrenkinder," sagte die Verena, als die alte Friederike jammerte, daß der Bub den blonden Schmuck verlor. Die Verena war streng, überall kurz angebunden, auch dem Kinde gegenüber. Sie mußte zu sehr überall sein, als daß sie für den einzelnen viel Zeit gehabt hätte. Aber der Bub hing doch an ihr. Sein weißes Gesicht leuchtete auf, wenn sie kam. Er hatte nichts als Lachen und frohe Worte in ihrer Nähe, denn obschon sie wenig darauf einging, war in ihrem Wesen nichts, was Fröhlichkeit verbot. Sie war keine, die ihr Leben vertrauert, weil etwas darin in die Brüche gegangen war. Rüstig und emsig tat sie ihr Tagewerk, und am Abend hatte sie ihre Feierstunde, in der ihr das Herz weit war, darum, daß sie ihr Werk recht getan.

Eines Sonntagabends im Spätherbst hatte sie mit dem Knaben die Zerahnin besucht. Sie hielt keinen großen Verkehr mit ihr, aber sie hielt es für Pflicht, der Großmutter zuweilen das Kind zu bringen. Nun war sie auf dem Heimwege. Die Straßen waren belebt, doch nicht überdrängt, und die Leute hasteten nicht wie am Werktag, sondern jeder ging langsam in einer gewissen Beschaulichkeit und Behaglichkeit seines Weges. Der Himmel

spannte sich in eintönigem Grau über der Stadt, die Hügel verhüllend, die sie umgaben, so daß eine tote Eintönigkeit in dem dreifachen Grau der Gassen, der Häuser und des Herbsthimmels war. Als Verena mit dem Kinde sich einer der Brücken nahte, die aus dem kleinen Stadtteil, in dem die Zerahnin wohnte, nach ihrem eignen Quartier hinüberführte, lag auch der See in dunkler Bleifarbe ihr zur Rechten. Weit hinaus dehnten sich die zwei trüben Flächen, der Himmel und der reglose See. Aber ganz fern, wie mit blanker, haarscharfer Klinge geschnitten, grenzte ein goldener, seltsam leuchtender Streifen den Himmel und den See. Dort hatte ein Sonnenstrahl sich durch allen Dunst Bahn gebrochen. Es war, als sei von einer andern, sonnigen, fast überirdisch schönen Welt der Vorhang zurückgerissen; man sah in strahlende Tiefen und Fernen. In ihnen standen die verschwommenen Umrisse der Berge, geheimnisvoll, wie eben in das Leuchten hineingerückt. Ein schönes reines Schneefeld lag nah unter dem Himmel. Die weiße Fläche glänzte wie tief im Chor einer dämmerigen Kirche von Kerzen bestrahlt ein heiliger Altar. Verena hemmte unwillkürlich den Schritt. „Sieh, die Berge," sagte sie zu dem Kinde, weil niemand sonst war, zu dem sie es hätte sagen können. Da staunte auch der Bub mit seinen großen blauen Augen durch das Geländer der Brücke einen Augenblick neugierig hinüber.

Vom großen Münster begannen jetzt die Sonntagabendglocken zu läuten. Verena durchfuhr eine schmerzliche Erinnerung. Auf dem See war es gewesen! Die Berge hatten geleuchtet!

Der Gedanke kam und ging.

„Komm!" sagte sie zu dem Knaben, faßte kräftig seine Hand und ging gleichsam fest und tapfer an ihrer verlorenen Jugend vorüber.

Jung war sie nicht mehr. Es war eigentlich sonderbar, wie rasch ihre Züge den Reiz und die Lieblichkeit ihrer früheren Tage verloren hatten. Während sie in ihrem schlichten schwarzen Kleid und einem ebenso schmucklosen Hut von gleicher Farbe dahinschritt, von mittelgroßem Wuchs, eher hageren Gliedern und nicht mehr vollen Wangen, sah ihr keiner nach, wie sie hinter der Verena Stadler hergeblickt hatten, die vor Jahren in St. Felix eingezogen war. Vielleicht eher noch, daß dann und wann ein Blick wohlgefällig in das muntere runde Gesicht des kleinen Balthasar zuckte, der selbstzufrieden im Gehen vor sich hinsang.

Einer kam aber just des Weges, der die Verena anschaute. Sie entdeckte ihn von fern, wie er, auf einen Stock gestützt, mit dem nicht mehr ganz sicheren und bedachtsamen Gang seiner alten Tage daherkam. Es war der Antistes. Er ging in hohem Zylinder und feinem schwarzem Gewand. Schon von weitem schimmerte sein weiches, lichtes Haar unter dem Hut. Verena hatte ein leises Rot in den Wangen, als er näherkam. Nun erblickte er sie auch. Sein Gesicht mit den strengen, scharfgeschnittenen Zügen nahm den Ausdruck einer seltsamen, ernsten Freude an. Ein paar Schritte vor ihr nahm er mit langsamer Handbewegung den Hut von seinem weißen Haar und grüßte still, fast feierlich. Verenas Herz

klopfte. Sie wußte nicht, worin es lag: der Gruß des Antistes, der schweigend vorüberging, war eigentümlich beredt gewesen, sie mußte es verstehen: es — es war so gewesen, als — sonderbar — als ob er gesagt hatte: „Diese hat gelebt, was ich gelehrt habe!“

Der Geiger

Erstes Kapitel

Alplen ist das letzte Dorf an der Bergstraße, die im Zickzack bis unter den ewigen Schnee hinaufklettert, zwischen zwei Gletschern sich hindurchdrängt und in ein andres Hochtal hinunterleitet. Das Dorf besteht aus zwei Häuserreihen, eine diesseit, eine jenseit der Straße. Die Häuser haben grauverputzte Mauern oder wetterdunkle Holzwände, die dazwischenstehenden Ställe zeigen nur die kaum behauenen, ungefügen Granitblöcke, zu Wänden geschichtet und mit schlechtem Mörtel notdürftig verbunden. Gaden, Häuser und Kirche haben aber eins gemeinsam: die schwarzen faulenden Schindeldächer und die weißen schimmernden Flicke darin. Die Flicke sind das einzige Neue an dem alten Dorf, vergehen immer wieder im Wetter und Sturm wie der Schnee und tauchen da und dort wieder auf, wo eben just ein Bauer die schlimmsten Stellen im Dach gefunden und geheilt hat.

Das Hochtal ist öde und baumlos. Im Sommer deckt weiche grüne Alpe ein paar dem Dorf nahe Berghänge, ein paar andre sind Wüsten aus grauen Granittrümmern. Im Winter ist ein einheitliches flimmerndes Weiß über die gletschernahe Welt gelegt, und das Dorf liegt begraben und versunken inmitten.

Aber Sommer wie Winter schauen die Könige des Hochgebirges, schneereiche Häupter unterm Himmel, herab auf das einsame Alplen.

Nun könnte das Dorf in seiner Einsamkeit ruhen bleiben, die von Alplen würden darüber nicht zürnen; denn so groß ihre Berge sind, so klein ist ihr Hochmut, und kümmern sie sich um die Welt nicht, so brauchte sich die Welt nicht um sie zu kümmern, wenn die Merkwürdigkeit nicht wäre, daß die von Alplen den Geiger hören.

Der Simmen, der Bergführer, der am Montag mit einem Fremden auf dem Halenstock gewesen ist, hat ihn gehört, und heute sind dem Renner-Wiesi seine Kinder, die in den Alpenrosen ausgewesen, mit bleichen Gesichtern ins Dorf zurückgefahren: „Jesses, er geigt droben in der Inneralp, der Troger-Jakob! Jesses, wir fürchten uns so!"

Aber es will alles der Reihe und Ordnung nach erzählt sein. Die Renner-Kinder kennen den Troger-Jakob gar nicht, der Simmen aber, der vierzigjährige, kann ihn wohl kennen. Seine Zeit hat der Troger-Jakob gehabt, als der Simmen ein zehnjähriger Bub war, und der Troger war damals um die Zwanzig.

Wo vom Berg die Straße in das Dorf mündet, ist eine kleine unscheinbare Brücke. Ein schmaler Wildbach führt darunter vorbei der Rüß zu. Die eine Brückenmauer aber hört am Bach selbst nicht auf, sondern setzt sich fort, bis sie auf ein niedriges, sauberes graues Haus stößt. Es hat zwei Stockwerke; in zwei Schritten gelangt einer von der Straße in Flur und Stube des Erdgeschosses. Großtun kann

das Haus mit nichts; anders als an den andern Häusern sind nur seine Fensterladen. Sie sind alt und verwettert, aber die breiten schwarzen und gelben Striche, mit denen sie bemalt waren, sind noch zu erkennen; sie zeigen an, daß das Haus früher ein Staatsgebäude gewesen; vielleicht hat da einmal ein Zolleinnehmer gewohnt. Jetzt heißt es das Trogerhaus, und weil keine Troger mehr da sind, zerfällt es. Das rechte Trogerhaus aber war es vor dreißig Jahren.

Vor einigen dreißig Jahren und an irgendeinem Sonntag saß auf der Mauer zwischen Haus und Brücke ein junger schlanker Mensch, hatte das eine Knie auf der Mauer liegen und das andre Bein auf den Boden gestemmt und spielte die Geige. Schlank sein heißt da oben nicht fein und biegsam sein wie in den Städten. Der Troger-Jakob war nur gerade und schmal gewachsen, seine Knochen aber waren so hart, wie Bauernknochen sind, und der schwere fettige Schuh, der breit am Boden stand, barg einen derben Fuß. Der Jakob spielte nicht für das Dorf und die Straße, sondern saß halb abgewendet und geigte irgendwohin in die grünen Matten hinab oder an die hohen Berge hinauf. Eine herrliche Sonntagssonne stand wie eine goldene Glocke am Himmel, ließ Strahlen über alle Wölbungen seines Blaus fließen, stach aber nicht und brannte nicht. Das Gold vielmehr, das wie Dunst zwischen Himmel und Erde war, und das andre, das auf den hohen Bergen lag, über den Matten glänzte und dem Troger-Jakob über den blonden Kopf und die eckigen Schultern floß, war von einer kühlen Reinheit, unter der — wie alle Schönheit

besser macht — Gebirg und Dorfhütten zu wachsen schienen und der Troger selbst den Kopf merklich freier hob. Das Fremde am Bild des auf der Mauer sitzenden Bauern war die Geige. Die von Alplen führen ein Jagdgewehr und die Mistgabel, auch das Eisbeil, wenn sie an die Gletscher steigen, die Fiedel wüßte keiner anzufassen. Damals aber und schon Jahre vorher hatte der Dorflehrer, ein auswärtiger, den Kindern zum Gesang in der Schule auf einer Geige gespielt; von dem hatte Jakob die Lust und die Kunst her. Sein Instrument hatte er sich selbst im Tal geholt. Und nun hatte es mit seinem Spiel noch eine besondere Bewandtnis. Vom Lehrer hatte er vor Jahren einige Notenkenntnis übernommen, aber die paar Stücke, die ihn jener lehrte, waren bald auswendig gelernt, und andre zu beschaffen, fiel weder ihm noch seinem Schüler, dem Jakob, ein. Während aber der Lehrer seine alten Melodien weiter herabkratzte, war der Jakob allmählich, wenn man so will, aus den Noten herausgewachsen, und unversehens flossen ihm Töne in die Geige, die auf keinem Notenblatt gestanden hatten. Das war, als er gegen die Zwanzig rückte. Wie viele im Land herum die Handharmonika spielten und aus dem Stegreif die Tanzmusik für die Kirchweih zusammenimprovisierten, so lernte der Jakob auf der Geige für die von Alplen zum Tanz spielen oder in der Kirche den Gesang einer heiligen Messe mehr oder weniger melodiös nach seinem Gusto begleiten. Als er aber über die Zwanzig hinauskam, oder als allmählich weiß der Himmel was für eine innere Reife über ihn kam, begann sein Instrument, das ihm bislang zwar ein unterhaltendes Spiel, aber

doch eine manchmal „verleidige“ Sache gewesen war, ihm anzuwachsen, und er schloß eine große Freundschaft mit dem wenig wertvollen Holz. Er spielte jetzt weniger zum Besten der andern, sondern mehr zur eignen Freude in einer sternenlosen Nacht in dunkler Kammer, oben am Geißhang, wenn die Berge glühten, oder unter einer Sonntagssonne wie heute. Aus der Nachtstille, dem Bergrot und der kühlen Reinheit des Tages — aus derlei Dingen mußte es sein, daß die Musik herkam, die dem Jakob ins Herz und von da in die Geige floß. Es waren manchmal sonderbare Töne.

„Herrgott, hör endlich auf mit deinem Kratzen,“ hatte der alte Troger, sein Vater, bis zu seinem kürzlichen Tod manchmal und manchmal gekeift.

„Herrgott, spiel doch einen Tanz oder ein Lied — nicht solch verdammtes Kauderwelsch,“ verlangten von ihm die Bauern, wenn sie ihn hörten.

Aber ob er nun dem Vater zulieb aufhörte oder den Alplern zu Gefallen dem Lehrer seine Lieder herabgeigte, beim nächsten Alleinsein kam wieder die Eigenmusik aus ihm herauf. Da er sonst unter ihnen umherging wie jeder andre, den Mist- und Streuekorb auf dem Rücken trug, ins Holz und Wildheu fuhr und das Vieh besorgte, so fanden die von Alplen nichts Besonderes an ihm und wurden nicht gewahr, daß mit dem Troger-Jakob eigentlich in ihrer Mitte eine sonderbare Pflanze aufschoß. Die Dorfgedanken sammelten sich zum erstenmal auf ihm, als sein Vater starb und er, da seine Mutter schon ein Dutzend Jahre tot war, als der einzige in dem Haus an der Brücke zurückblieb.

Eigentlich allein blieb er in den Augen der Leute nicht, sondern hatte eine feine Gesellschaft in einer kleinen Anzahl Gülten, die in seines Vaters Truhe lagen. Dank dieser vergilbten Papiere brauchte der Jakob sich nicht in Tagelohn zu verdingen, mußte im Sommer keine Führerdienste tun, kurz, er brauchte nicht auf Geldverdienen auszugehen, wenn er nicht wollte. Freilich reichten seine Zinsen nicht zu Ueppigkeiten hin, aber es war in Alplen doch schon ein Großes, einen wie den Troger dasitzen zu sehen, der sein Vieh hegen und gemächlich und müßig den Tag hingehen sehen konnte, ohne daß der Dorfweibel Hunger an die Tür klopfte. So fanden also die Gedanken derer von Alplen sich auf dem Jakob zusammen, als er in das Erbe seines Vaters rückte. Als er aber an jenem Sonntag auf der Mauer saß und fiedelte, lag der Vater just vierzehn Tage erst im Grab, und es war deshalb nicht verwunderlich, daß hier und da Mann, Weib oder Kind in der Dorfgasse auftauchten, einen Augenblick stillstanden und den geigenden Erben eingehender als sonst betrachteten und über ihn nachsannen. Allmählich sammelten sich auch ein paar Kinder auf einen Haufen, drückten sich näher und stellten sich in einem Halbkreis um den Jakob herum. Der kümmerte sich nicht um sie und achtete nicht einmal darauf, als des Sternenwirts Seppli, ein dunkelhaariger aufgeweckter Bub, sich neben ihm über die Mauer lehnte und ihm von unten herauf breit lachend ins Gesicht guckte. Nicht daß der Jakob nun etwa eine Andacht im Gesicht gehabt hätte, wie sie den musizierenden Engeln auf manchen

Bildern mehr oder weniger glücklich in die Züge gemalt ist. Er mochte kaum einen viel andern Ausdruck haben, wenn er mit dem gefüllten Rückenkorb auf sein Eigenland hinausschritt; aber das Gesicht war schon ein wenig anders als andre. Der Jakob hatte eine feine, gerade, scharfe Nase, ein eigentliches Kunstwerk einer solchen, hagere Wangen und eine schmale, braune, an den Rändern glänzend weiße Stirn. Bart und Schnurrbart waren jung, dunkelblond und dünn. Der Bart lief spitz zu, sah aber, weil er nicht so geschnitten, sondern gewachsen war, zerzaust aus. Das Haar hätte auch ein paar Scherenschnitte vertragen; es streifte am Nacken mit den Spitzen den ungestärkten groben Hemdkragen. Die hellbraunen Augen, die durch lange Wimpern in die Helle schauten, glänzten eigentümlich.

Der Bub, der Seppli, als der andre sich nicht um ihn kümmerte, bekam den Spaß satt und zog sich zurück. Er stellte sich in die Reihe der übrigen, drehte sich der Straße zu und kümmerte sich um des Jakobs Spiel nicht weiter. Dann bekamen seine Augen andre Arbeit. In der Dorfgasse tauchte ein mit zwei Pferden bespannter Wagen auf, auf dessen Bock ein einheimischer Kutscher, in dessen Innenseite aber vier fremde Reisende saßen. Der Wagen fuhr langsam daher, bergzu gewandt. Der Kutscher ließ den Pferden die Zügel frei. Die Wageninsassen, ein Herr und drei Damen, lehnten in den Polstern und sahen still in den klaren Tag. Als sie die letzten Häuser erreichten, trug ihnen der Wind die Geigentöne zu. Eine der Damen sprach etwas zu ihren Begleitern, und der Herr legte aufstehend dem

Kutscher die Hand auf die Achsel und ließ anhalten. Unweit der Stelle, wo der Troger-Jakob saß, blieb der Wagen stehen, der geigende Bauer aber hörte nicht oder ließ in der Straße gehen, was wollte, und spielte weiter. Erst das Kichern der Kinder, die innewurden, daß die Fremden dem Troger lauschten und sich an dessen Unbekümmertheit ergötzten, veranlaßte ihn, sich umzusehen. Er senkte den Bogen, ließ langsam das aufgestützte Bein zu Boden gleiten und klemmte sein Instrument unter den linken Arm. In seine Backen stieg das Blut. Inzwischen hatte sich hinter dem Wagen mehr neugieriges Volk gesammelt, Männer und Weiber. Ein Gaffer zog den andern nach. Sie konnten das Gespräch hören und verstehen, das die Fremden in deutscher Sprache führten.

„Schade," sagte die junge Dame, die zuerst gesprochen hatte, als der Troger nicht weiterspielte.

„Die Töne paßten sonderbar in den wundervollen Tag," meinte eine der andern.

„Ein außerordentliches Spiel," fügte die dritte hinzu. Der Herr aber stieg aus und ging zu dem Jakob hinüber, der im Begriff war, nach seinem Haus sich hinüberzuwenden.

„Sie haben entschieden Talent," hörten die von Alplen den Fremden sagen. „Schade, daß Sie nicht im Tale wohnen und sich weiter ausbilden lassen können."

Der Jakob nahm den Hut, der auf der Mauer gelegen hatte, in die Hand und drehte ihn linkisch zwischen den langen hageren Fingern. „Nein, Herr," sagte er lachend, „das wäre schon nichts; das ist

für Stadtleute gut." Der Fremde tat noch ein paar Fragen, wie er zu der Geige komme, wie er gelernt habe und dergleichen. Dann gab er ihm die Hand und stieg wieder ein. Die Damen winkten dem Jakob zu und sahen ihn mit einer Art Hochachtung an. Die von Alplen konnten noch hören, wie der Fremde wiederholte: „Ein großes Talent hat er — ganz entschieden." Es war aber etwas Merkwürdiges, daß einer aus ihrer Mitte von Leuten, die aus der großen weiten Welt kamen, für etwas Bedeutendes angesehen wurde. Der Haufen derer von Alplen wuchs, und als der Wagen in schnellerem Tempo davongerollt war, umstanden groß und klein den Jakob, besprachen das, was geschehen war, und maßen ihn mit Blicken, in denen ein großes Staunen war. Dabei galt dieses Staunen nicht mehr dem Erben der Gülten, sondern zum erstenmal dem Geiger, dessen musikalisches „Kauderwelsch" sie sonst nicht ausstehen konnten.

Der Troger lehnte in seinem dunkeln Sonntagsstaat an der Mauer; sein Gesicht war noch immer rot, aber er lachte. Dabei stand er klotzig und schwer wie alle andern da. Diese fingen an, ihn aufzuziehen, weil sie so am ersten über das Gefühl hinwegkamen, daß er etwas mehr sei als sie selbst: „Bravo, großer Musikant! — Der Teufel, der Teufel, das ist nicht mehr nichts!"

„Geh doch nach Urselen hinab, dich in den Gasthöfen hören lassen," sagte der Bennet, der Dorfverwalter, einer der Angesehensten im Ort, ein langer, zäher Mann mit einem bartlosen alten Gesicht.

„Ich wollte, daß ich müßte," murrte der Jakob zurück.

Im Haufen stehend eiferte gleichzeitig der bleiche, schwarzhaarige Lehrer, gegen ein paar neben ihm Stehende gewendet: „Immer habe ich es gesagt, daß er etwas kann, der Troger."

„Spiel doch," forderte ein andrer den Jakob auf.

Da drehten aber zwei alte Bauern der Gruppe den Rücken. Wenn die Musik wieder losging, drückten sie sich. Auch der Sternwirt, der Furrer, ein Baum von einem Menschen, bekam das Gähnen und stampfte, die Hände in den Taschen, hinweg. Der Troger aber machte gar keine Miene, als ob er spielen wollte, machte sich von seiner Mauer los, trat unter die Dörfler, blieb die Antwort nicht schuldig, wenn einer noch stichelte, sah aber allmählich das Gespräch sich anderm zuwenden. Am Ende schob sich der ganze Dörflerhaufen dort zwischen den Häuserreihen wieder hinein, wo er herausgekommen war, und der Troger schritt unter ihnen und bog nach seinem Hause ab, wie die übrigen, von denen einer nach dem andern in den ihrigen verschwanden.

Zweites Kapitel

Von dem einen Vorfall ging es aber doch aus, daß die von Alplen zur Erkenntnis kamen, daß der Troger-Jakob kein Alltäglicher war. Wenn einer Beifall klatscht, stimmen leicht ein paar andre ein. Seit die Fremden ihn gerühmt hatten, hatte der

Troger unter seinen Dorfgenossen ein paar Bewunderer, die herzuliefen, wenn sie ihn spielen hörten, ihn rühmten, ihn wohl auch da und dort zum Spielen aufforderten. Ihre Zahl wuchs, Mann um Mann, schneckenlangsam, aber sie wuchs. Einer von ihnen war der Dorfverwalter. Der kam einmal mit ein paar Touristen zu reden, die im Dorf sich ausgeruht und gestärkt hatten. Sie rühmten sein Dorf, die Schönheit der Talgegend, und als er ihnen im Eifer und in der Freude über ihr Lob noch etwas zu nennen bestrebt war, was ihnen entgangen und ihrer Bewunderung wert wäre, verfiel er auf den Troger und begann dem seine Kunst hervorzustreichen. Die jungen Leute, weniger in der Erwartung eines wirklichen Kunstgenusses als im Gedanken, sich einen Spaß zu machen, ließen den Troger zum Sternwirt entbieten und ersuchten ihn, zu spielen. Obwohl ein innerlich empfindsamer Mensch, war dieser nicht spröde und scheu, solange es sich um seine Geige handelte, und tat nach der Fremden Willen, enttäuschte sie angenehm durch das ursprüngliche, ersichtlich aus Eignem kommende Spiel und riß sie zu lauterem Beifall hin, als sie vielleicht nach Verdienst hätten spenden sollen. Was an diesem Tag geschah, wiederholte sich später. Der Dorfverwalter, seines einen Erfolges mit seinem Schützling eingedenk, nahm in dem Sommer noch mehrmals Gelegenheit, den zahlreich einkehrenden Fremden das Spiel des Trogers zu rühmen. Andre folgten dem Beispiel, und so kam es, daß der Troger-Jakob unter den Merkwürdigkeiten von Alplen dem Fremdvolk anfing genannt und gezeigt zu werden.

Dabei überkam eine Art Liebe für den aus dem großen Haufen Hervorstechenden die von Alplen, diese Liebe übertrug sich auch auf sein Spiel, und mit der Freude daran wuchs bei manchen eine Art Verständnis für seine Musik heran. So ereignete sich gegen den Herbst hin in Alplen manchmal die große Seltsamkeit, daß die Dörfler — nicht alle, aber doch die Mehrzahl — an Sonntagen, nachdem sie vormittags wie Rechtens der Predigt ihres Kapuziners in der Kirche angewohnt hatten, nachmittags oder abends noch von den Händen des Troger-Jakob eine Art Nachgottesdienst genossen. Da hockten sie an dem Hang des Winterbergs, an den das Dorf sich anlehnte, und boten eine seltsame Gruppe. Still und fast regungslos hockten die meisten; ein Fremder, der unten in der Straße vorbeiging, hätte das schweigsame Volk für aus Stein gehauene Bilder halten können. Der Dorfverwalter, der Bennet, saß da, das nackte Runzelgesicht in beide Hände gelegt, daß der bleiche, hochgewölbte Schädel, um den nur noch ein kurzer Haarkranz lief, leuchtete. Der Camenzind, der alte Führer, saß ein paar Schritte von ihm ab, die Pfeife zwischen den Zähnen, die Helle des Tages voll in dem wetterbraunen Gesicht. Die Augen hingen ihm an den Firnhöhen, wo er seine zweite Heimat hatte. Da kauerte der Pater Benedikt, der Kapuziner und Seelsorger von Alplen, die festen Arme um die Knie gespannt. Sein langer, schöner Bart rieselte in seine braune Kutte hinab und hatte die gleiche sattbraune Farbe, so daß sich schwer unterschied, was Haar und was härenes Kleid war. Weiber

saßen dort, jung und alt, schöne und häßliche. Neben ihnen Greise und halbgewachsene Burschen, meist die Pfeife im Mund. Auch ein paar Kinder hatten ihre Plätze zwischen den Erwachsenen. Da und dort lag ein kleiner Barfuß im Lehnengras und staunte an den blauen Himmel hinauf. Die Firne warfen ihr scharfes Licht an die grüne Halde, in harten Linien traten die Umrisse der schweren Gestalten der Alplener aus ihr heraus, und die eckigen Schädel der Männer waren wie aus dem Berghang herausgeschnitten. Wie eine Blume erschien dazwischen manchmal ein zartes, schmales Weibergesicht.

Aus der Schar des kauernden Volkes hob sich die Gestalt des Troger-Jakob, der aufrecht zwischen den Steinen stand. Sein Gewand war das feiertägliche der andern, war dunkelgrau und rauh und roh zugeschneidert. Dürr, braun und fest traten die erhobenen Handgelenke aus den durch die eigne Schwere zurückfallenden Aermeln. Die Geige hielt er fest unters Kinn gespannt, der dünne braune Bart floß am Holz nieder, und an dem geschnitzten Instrument liegend sah das hagere Gesicht selbst wie scharf und kunstvoll geschnitzt aus. Der Troger, wenn er zu spielen begann, sah nicht mehr, was um ihn war. Seine Lider waren halb über seine Augen gesenkt, aber ihr Blick fuhr doch zwischen den sonderlich langen Wimperhaaren hindurch und ins Weite und schien von einer adlerartigen Schärfe zu sein; denn er sah, was am Himmel und am jenseitigen Berg, oben im Schnee und unten in den Klüften, was in der Straße und was in den Matten sich

ereignete. Daß er das alles sah, dafür gab es ein eigentümliches Zeugnis, die Musik seiner Geige. Die rote, leuchtende Wolke, die wie von langsamen Winden getrieben, durch das Blau des Himmels glitt, die schwere, wetterdunkle Nebelwand, die hinter dem Rhonestock stand, die Laue, die eben am Rotfirn grollte, und das Herdenläuten, das kaum hörbar aus den tiefsten Matten heraufscholl — das alles war in Trogers Spiel. Der Wind war darin, der an einer zackigen Felswand harfte, und — ha — plötzlich — war des Sternwirts Seppli darin, der unten an der Berglehne im flachen Gras einen Purzelbaum schlug.

Das war nun erst allmählich dem Jakob in die Finger oder ins Herz oder weiß Gott wohinein gekommen, daß das Leben selbst aus seinem Spiel herausklang. In ihn hinein mochte es schon länger getönt haben, aber es scharf und so wieder zurückklingen zu lassen, daß auch ein nicht just scharfsinniger und scharfhöriger Mensch es begriff und verstand, gelang ihm erst Zeit um Zeit. Es wuchs etwas in ihm und wuchs so mächtig, daß er das Großwerden fast an seinem Leib empfand. Weil er aber fühlte, daß er für das innerliche Drängen und Wachsen einen Ausfluß haben mußte und diesen in seinem Singholz fand, so wurde die Freundschaft zwischen ihm und dieser seiner Geige immer größer; er hatte eine Art Hunger nach seinem Instrument.

Die von Alplen hockten um ihn herum und lauschten. Dann konnte es geschehen, daß ein Mädchen die Hand über die Augen hob, in die

rote Wolke sah und dann der Nachbarin das leise Wort hinwarf: „Es ist, als ob er gespielt hätte, wie die da oben vorbeiziehen." Oder daß der Kapuziner nickte: „Ja, ja, das ist der Wind — der Wind ist das!" Oder daß der Dorfverwalter laut auflachte: „Spielst dem Seppli zum Radschlagen auf, Jakob?"

Der Jakob ließ sich durch ihre hingeworfenen Bemerkungen nicht groß stören. Er gab wohl da und dort einen kurzen Bescheid, antwortete auch wohl nur durch ein flüchtiges Lächeln, dann spielte er weiter. Aber just darin, wie er nachher fast noch innerlichere und kräftigere Töne aus seiner Geige herausholte, lag der Beweis, daß ihre Reden ihm nicht gleichgültig waren, daß er vielmehr das unbewußte Lob, das darin lag, wohl heraushörte und die Lust an seinem Spiel davon sich speiste wie die Flamme vom Oel. Am Ende brach er plötzlich ab, gleichsam auf dem Gipfel seiner Freude innehaltend, schnaufte hochauf und nickte den Gemeindegenossen von oben herab, ein wenig gnädig fast, zu: „So," sagte er, „fertig für heute."

Es fiel keinem ein, zu danken, während er sein Instrument in das grüne Tuch schlug. Einer nach dem andern krabbelten sie auf die Beine. „Ja, ja," sagte hier einer und dort einer. Einer gähnte, der andre stieß einen ihrer schrillen Jauchzer aus, die Weiber ließen meist die Zungen um so eifriger spielen, je länger sie hatten ruhen müssen. Darauf stampften sie allmählich hangab, ihren Häusern zu, der Jakob mitten unter ihnen. Auf dem Weg fiel das bißchen Seltsamkeit, das über der schweigenden

Gemeinde oben an der Lehne gewesen war, völlig von ihnen ab; sie waren die Alltagsbauern wie nur je. Der Kapuziner schritt nachher an seinem Haus auf und ab, sein Brevier in Händen, die Weiber gingen an ihre häuslichen Pflichten, die Männer machten sich ans Melken. Auch der Jakob besorgte seine Kuh und sein Schmalvieh, trat mit dem Milchkessel aus dem Stall ins Haus wie jeder andre, kam, die Hemdärmel bis zum Ellbogen aufgekrempelt und barfuß, nach einer Weile wieder in die Straße, saß nachher bis zum Zunachten mit anderm Dorfvolk rauchend und politisierend auf irgendeinem Lattenhag oder im Wirtshaus und war im Wesen und Tun ein Bauer wie alle.

Sein Ansehen wuchs aber doch stetig. Sein Ruhm klang hinab in die Nachbardörfer, Bekannte luden ihn ein, und es geschah, daß er einigemal in die nächstgelegenen Dörfer hinabstieg und sich dort hören ließ.

Um diese Zeit war es, daß die Katharina Lombardi in sein Leben kam.

Er saß eines Werktagabends in seiner Stube unweit des offenen und nach der Dorfgasse gehenden Fensters. Die Aveglocke war eben still geworden, das letzte kleine Erzzittern flog noch just über die Hüttendächer hinaus und erlosch ob den Talmatten. Da hob des Trogers Geige zu tönen an. In der Dorfgasse war ein sachtes, zartes Licht, das auf rissigen hölzernen Fenstersimsen als goldener Schimmer ruhte und mit leisem Blinken über braune Wände leuchtete. Der Troger schien gleichsam den entwanderten Aveglockenklang zurückgeholt zu haben und ihn nun in seiner Stube zu hätscheln und

wiedertönen zu lassen, jetzt leise, jetzt laut. In der Gasse standen ein paar Alplener still. Es war ohnehin Feierabendzeit, und nach und nach trat einer und der andre unter Jakobs niederes Fenster, warf die Arme über die Brüstung, schaute in die Stube und lauschte. Das ging und kam so, jetzt einer, jetzt ein paar, jetzt ein Mann, jetzt einige Weiber. Als der Jakob sich einmal dem Fenster zudrehte, lag just die Kathrine mit den schlanken Armen breit auf dem Brett und schaute herein. Er lachte ihr zu, spielte seine Melodie zu Ende und rückte seinen Stuhl dann näher ans Fenster. „So, bist auch wieder da?" fragte er.

„Ja, heute nachmittag bin ich zurückgekommen," antwortete sie.

Die Sternwirtin, ihrer Mutter Schwester, stand in ihrer ganzen Breite hinter ihr und mischte sich jetzt ein. „Gelt, der kann etwas, Trini?" sagte sie, gegen das Mädchen gewandt.

Das sah mit den großen dunkeln Augen den Troger an und sagte: „Sie haben schon unterwegs davon gesprochen, wie du spielen kannst."

Er zuckte die Schultern, lachte und lehnte sich behaglich in den Stuhl zurück; es sitzt sich vergnüglich im Sonnenschein des Ruhms.

„Am Sonntag spielt er manchmal fürs ganze Dorf," berichtete die redselige Furrerin weiter.

„Das nächstemal komme ich auch," sagte die Kathrine.

Dann wollte der Jakob wissen, wie es der letzteren in der Fremde, aus der sie zurückgekehrt war, gefallen hätte, und sie kamen auf allerlei andre Dinge

zu sprechen. Andre Dörfler traten heran. Ein großes Getratsch gedieh unter des Trogers Fenster. Dabei zog die von Alplen nicht sowohl der Jakob als vielmehr die Kathrine an, die mit sechzehn Jahren fortgegangen und nun erst mit zwanzig wieder ins Dorf gekommen war. Mit einer faulen Anmut ans Haus lehnend, begrüßte sie jene unter ihnen, die sie seit ihrer Rückkehr noch nicht gesehen hatte, reichte dem und jenem die runde, Arbeitsspuren tragende Hand und legte sich zwischenhinein wieder breit aufs Gesims, dem Jakob Rede und Antwort stehend. Wenn sie den Rücken der Straße zuwendete, spähten die von Alplen scharf aus, was aus der Verwandten der Sternwirtin, die eine von Alplen zur Mutter und einen Welschen zum Vater hatte, in der Fremde geworden sei. Die Weiber sahen, daß die welsche Art ihr nachging, da sie schmiegsamer von Gestalt, aber auch nachlässiger im Gewand war als eine Einheimische und eine Strähne ihres schönen schwarzen Haares unordentlich in Stirn und Wange fallen ließ. Die Männer schleckten heimlich und fanden, daß die Kathrine eine Feine und Schöne geworden war. Sie war redselig und lustig, auch schlagfertig, wenn eine Neckerei ihr anflog, mochte die nun von außen oder aus der Trogerstube kommen. Wenn sie aber just einmal nicht sprach, sondern nur zuhörend an der Hauswand lehnte, kam jäh ein eigentümlich sinnender Zug in ihr schmales weißes Gesicht. Sie hatte dann etwas Bettlerhaftes, Mitleiderregendes an sich, ohne dessen im geringsten bewußt, ja, ohne des Mitleids irgendwie bedürftig zu sein.

Das Gespräch am Fenster dauerte keine Weile; allmählich, gleich einem ebbenden Wasser, schlug es seltener in die Trogerstube hinein, sondern blieb in der Straße und zwischen den Dörflern, verrann dahin und dorthin, wie diese eben sich nachher wieder zu zerstreuen begannen. Mit der Sternwirtin, die nach ihrem jenseit der Straße stehenden Gasthaus hinüberwatschelte, ging eine gute Wortwelle fort. Da sagte auch die Kathrine: „Ja — so muß ich, denk' wohl," und nickte: „Ade, Jakob," und der Jakob grüßte zurück: „So, ade, du!"

Als er aber nachher sich in seine Stube zurückwandte, vergaß er, daß er eigentlich im Spielen gestört worden war, packte seine Geige ein und hatte den gleichen Gedanken wie die Männer in der Straße, daß sie eine Feine, Schöne geworden war, die Kathrine Lombardi, fühlte auch ein eigentümliches Interesse an dem Mädchen, um das er sich sonst zeit seines Lebens nicht gekümmert hatte, und sperrte daher auch die Ohren dem weit auf, was in den nächsten Tagen im Dorf von der Kathrine berichtet wurde.

Diese blieb eine Woche lang in aller Mund; denn es geschah selten, daß ein Alplener Kind in die Fremde ging, noch seltener, daß eins wiederkam. Die Alplener bekamen am Schicksal der Kathrine alle Sonnen- und Schattenseiten heraus. In Paris war sie gewesen, das war allbekannt. Auch wußte jeder, daß ihr Vater, der Lombardi, sich von seiner Frau getrennt hatte und seit zwei Jahren irgendwo in Amerika sich herumtrieb. Schließlich müßten sie nicht ein so gutes Tagblatt in Alplen gehabt

haben wie die Sternwirtin, wenn sie es nicht hätten erfahren sollen, daß ihre geschiedene Schwester in Paris, die Mutter der Kathrine, sich dort vor einem Jahr mit einem vermöglichen Gemüsehändler wieder verheiratet hatte. Eine große Neuigkeit außer den kleinen, wo sie gewesen, was sie getrieben, gesehen, gelernt hatte, kam aber erst mit der Kathrine selbst ins Dorf: die, daß diese gar nicht lange, ein — zwei Monate nur und gesundheitshalber zu bleiben gedenke, und die andre, daß sie einem jungen Unterländler versprochen sei, den sie in Paris kennen gelernt.

Als diese Tatsache dem Troger-Jakob zu Ohren kam, überkam ihn eine Art Unbehagen, über dessen Ursprung er sich selbst nicht klar war. Er ärgerte sich und wußte nicht recht, worüber und warum; aber der Aerger verflog auch bald; der Alltag brachte ihn auf andre Gedanken, und die Angelegenheit der Kathrine kümmerte ihn schließlich nicht groß. Es war nur sonderbar, daß er am Abend, nachdem er von der Verlobung gehört hatte, zur Geige griff, und daß in seinem Spiel an diesem Abend etwas Klaghaftes war.

Drittes Kapitel

Der Kathrine Lombardi, die mit dem Lärm der Weltstadt in den Ohren in die Bergtotenstille kam, war diese Stille anfangs wohltätig, allmählich aber vermißte sie nicht sowohl den Stadtlärm als vielmehr die mancherlei Unterhaltung, die in dem lärmenden Leben gelegen hatte. „Jesses, wie auf

einem Kirchhof ist es da oben," sagte sie bald, gähnte, da sie keine Arbeit hatte, recht oft und sprach gern davon, daß Peter, ihr Verlobter, lange Zeit habe, und sie vielleicht früher wieder fortreisen werde, als ausgemacht gewesen sei. Auf der Suche nach Zeitvertreib kam sie dazu, der Alplener Merkwürdigkeit, dem Troger-Jakob, ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie fand, daß der Geiger auch ohne sein Instrument ein ganz unterhaltlicher Mensch sei, stand daher gern bei ihm unter der Haustür oder am Stall, ließ sich von ihm sein bißchen Lebenslauf erzählen, tanzte einmal mit ihm, als eine im „Stern" rastende fünfköpfige Wandermusikantenbande dazu Anlaß gab, und erklärte der Base, der Furrerin, auf Befragen, warum sie so häufig bei dem Troger stecke, achselzuckend: bah, sie wolle dann noch nicht vor Langeweile umkommen da in Alplen.

Der Troger war kein Heißblütiger, eher ein Langsamer, dachte nicht daran, daß aus der allmählich sich entwickelnden Kameradschaft mit der Kathrine etwas andres kommen könnte, und hatte nie den Einfall, den Riegel, der ihm durch des Mädchens Verlobung vorgeschoben war, einmal zurückzuschieben; aber er ließ sich die Nähe der Kathrine als etwas Schönes, Feiertägliches mit stillem Wohlbehagen gefallen und wußte nicht, daß die daran schuld war, wenn ihm an manchen Tagen schwer und heimwehhaft zumute war, wußte nur, daß er seine andre Kameradin, die Geige, darob immer lieber gewann, und daß das kluge Holz das alles sagen konnte, was ihn drückte und was er doch nicht in Worten herausgebracht hätte.

Da kam nun für die beiden, für den Jakob und die Kathrine, ein bedeutsamer Abend. Der Jakob saß auf der Mauer an der Bergstraße, wie er oftmals tat, und staunte ohne große Gedanken, vielleicht mit einem Wohlgefühl, wie der Feierabend es jedem Arbeiter gibt, in die weiten Matten hinab. Es war hier außen früh still. Der Jakob rauchte eine Pfeife. Als sie auf die Neige ging, war auch der Tag zu Ende. Ueber dem Bach, der tief unten die Matten durchzog, stand ein weißer, gespenstiger Dunst, der in unruhiger Bewegung bachaufwärts strich, sich hob und senkte, einte und trennte, daß es sich manchmal ansah, als walle ein Zug stiller Gestalten zum Ursprung des Bergbachs, dem Gletscher, hinauf. Als nun dem Jakob mit der Pfeife die Beschäftigung ausging, sah er etwas, auf das er bisher noch nie geachtet hatte: daß sein Tal um diese Wandelzeit vom Tag zur Nacht ein eigentümliches Leben hatte. Es wurde ihm sonderbar zumute, fast unheimlich, als gingen Geister um. Die Matten zu seinen Füßen versanken immer mehr in Dunkelheit, die wandernden Dünste wurden undeutlicher und waren nur noch wie dünner Rauch; dann verschwanden sie ganz. Je mehr aber, was in der Tiefe war, von der unhörbar schreitenden Nacht ausgelöscht wurde, desto näher und schärfer traten der Himmel und die Berge, die ihn trugen, vor das Auge. Der Himmel war graublau und von einem innerlichen Silberschein durchleuchtet, an den Bergen war es, als ob sie plump und schwer und langsam, aber mit furchterregender Wucht sich dehnten und wüchsen, die weißen Häupter höher und

steifer in den Himmel reckten und ihre breite Brust schwellend vortrete. Dem Jakob schienen die Felsen nah wie nie. An diese nahen und schweren Bergglieder hinüberspähend, schrak er zusammen, als ein leiser Schritt in seinem Rücken sich näherte und die Kathrine neben ihn trat.

„Haha, ich habe doch gedacht, du seiest es," lachte sie. „Von meinem Fenster aus habe ich dich da sitzen sehen." Sie schwang sich auf die Mauer, so daß sie ihm gegenüber saß. „Es wird eine schöne Nacht," sagte sie.

Er hob den Arm und deutete durch das Flußtal hinauf, wo die Berge zurücktraten und scheinbar niedriger waren, aber nur, weil sie ferner standen. Dort blitzte aus einer Lücke ein blauweißes Feuer, zuerst nur sterngroß, aber an Größe und Klarheit rasch wachsend.

„Da kommt der Mond," sagte er. Seine Stimme klang gedämpft; um der großen Stille willen, die ringsum war, redete er unwillkürlich leise. Dann sahen sie dem Steigen des Mondes zu. Sein Schein quoll jetzt in das Flußtal herab und ließ da und dort das Wasser in den Steinen glänzen. Indessen aber war über den Bergen abermals wie eine Bewegung. Die Schneescheitel begannen zu leuchten. Die Firne lagen nach und nach ganz hell und scharf umgrenzt wie weiße Gärten unter dem dunkler gewordenen Himmel oder wie Totenhöfe mit weißen Marmorgräbern, mächtig, still.

Die Kathrine und der Jakob sprachen kaum miteinander. Sie saßen da und sahen vor sich hin und hinaus. Es war kein Abend zum viel Reden.

Nur ein-, zweimal zeigte eins dem andern: „Schau, dort das Schneehorn ist auch hell geworden" — und dann: „Schau, jetzt geht das Licht in die Matten hinab."

„Eigentlich solltest jetzt eines spielen," sagte nach einer Weile die Kathrine.

Er besann sich. Dann schien ihm der Gedanke zu gefallen, und er holte die Geige. Die Beine über die Mattenseite der Mauer hängend, spielte er dann leise, als ob er keinen aus dem Dorf herüberlocken wollte. Der Mond war jetzt hoch, und sein Licht übergoß auch die Stelle, wo sie saßen. Allmählich vergaß der Jakob sich im Spiel. Es wurde nicht lauter, aber es kam eine eigne Gewalt hinein. „Hörst," belehrte er die Kathrine mit seiner leisen Stimme, „jetzt geht das Totenvolk in den Gletscher hinauf," und wirklich klang die Geige, als ob ganz fern an den Gletscher hinauf ein klagendes Singen gehe.

Die Kathrine konnte nicht umhin, daß ihr bang wurde, und dann staunte sie über das, was der Jakob alles aus seinem Instrument herausbrachte. Sie sah ihn auch an, dessen ganze Gestalt jetzt scharf im Licht stand, und sah, daß er eigentlich ein schöner Mensch war, der Troger-Jakob. Die Gestalt war eckiger, in ihrer groben Gewandung plumper als die der Männer, die sie in den Städten gesehen hatte, aber der Kopf mit dem langen blonden Haar, dem scharfgeschnittenen Profil, dem dünnen, auf die Brust rieselnden Bart, vor allem mit den sonderbaren, unter den langen Wimpern spähenden Augen, war — richtig, wie der Heilandskopf war er, den sie in Paris auf dem Bild eines großen Malers gesehen

hatte. Ein eigentümlicher Mensch war der da, der Jakob, ein seltener. Wenn sie daran dachte, daß sie in einigen Wochen und für immer von hier fort mußte, so tat es ihr leid, den da, den Troger, zurücklassen zu müssen; sie hätte ihn ihr Leben lang so neben sich haben mögen wie jetzt. Es fiel ihr nicht ein, daß sie ihn für den Städter, den Peter, eintauschen möchte; sicherlich hätte sie nicht ein Leben in des Trogers Hütte und in Alplen an das vergnüglichere Stadtleben getauscht, aber daß in letzteres der Troger nicht gehörte, war doch schade.

Der Jakob ließ jetzt den Bogen sinken. Er fühlte, daß ihr Blick auf ihm ruhte, und wendete sich langsam nach ihr um. Ihr schmales, schönes Gesicht erschien im Mondlicht wachsfarben, das dunkle schlichte Haar legte sich glatter und ordentlicher als gewöhnlich darum. In ihren Augen stand die große Traurigkeit, die weder ein gewollter noch ein eine Empfindung spiegelnder Ausdruck, sondern nur eine Eigentümlichkeit ihres Blicks war. Ihre Augen trafen einander.

„Du — es ist schade, daß du wieder fortgehst," sagte der Jakob und legte die Hand auf die ihre; aber auch in seinem Ton war nichts, was wie eine Bitte: „Bleib lieber da" klang, sondern auch er nahm es für selbstverständlich, daß alles blieb, wie es war. Es fiel ihm nicht ein, dem andern, ihrem — dem Peter, die Braut abspenstig zu machen.

„Ja, eben, gelt," gab die Kathrine auf sein Wort zurück.

Dann saßen sie wieder eine Weile ganz zufrieden.

„Ja — es ist halt jetzt so," sagte die Kathrine noch.

Der Jakob strich noch ein paarmal mit dem Bogen über die Saiten, klimperte mit den Fingern daran und summte leise dazu. Dann kam allmählich ein kälterer Luftzug bergher, und die Kathrine fröstelte.

„Jetzt muß ich doch wieder hinein," sagte sie dann, „die Base wird sich wundern, wo ich stecke."

Als sie von der Mauer glitt, nahm auch der Jakob die Geige unter den Arm und ging mit ihr. Zwischen „Stern" und Trogerhaus sagten sie „gut Nacht". Sie gaben einander die Hand und drückten fest zu. Dann trennten sie sich.

Nun war es ganz sicher, daß das Erscheinen der Kathrine in des Trogers Leben ein Ereignis, vielleicht das größte seines ganzen Lebens war; ebenso fest aber stand, daß er viel zu zäh, trocken und stark war, als daß er den Kopf hätte hängen lassen, weil er sie nicht behalten konnte. Er ging kein einziges Mal nach jener Mondscheinnacht mit schwererem Herzen als früher zu Bett oder bekam das Leben satt oder verlor den guten Alltagshumor, nur eins ließ sich nicht leugnen, daß seine ohne Lehrer sich entwickelnde Kunst, die Geige zu spielen, eine letzte und große Verinnerlichung und Erhöhung erfuhr, seit er sein Herz an das Mädchen hing. Selbst der Kapuziner, der schon weit in der Welt herumgekommen und viel schöne und gute Musik gehört hatte, stand in diesen Tagen oft und oft unter des Bauern Fenster und schüttelte den Kopf und meinte: „Ja, er sollte doch noch sich ausbilden lassen, der Jakob, sollte er; es steckt etwas in ihm; fast eine Sünde scheint es, wenn man die Gottesgabe nicht pflegt."

Als er dann allen Ernstes dem Jakob riet, an ein Musikinstitut in eine Stadt zu gehen, ihm auch seine Verwendung versprach, sah ihn der aber groß an und sagte lachend: „Nein, Herr Pater, da bin ich schon lang zu alt, und ich wüßte auch nicht, wie mich umtun in einer solchen Schule und — Herrgott ja — da möcht' ich schon lieber fünfzig Körbe schweren Mist auf den Winterberg hinauftragen, als unter das hochnasige Stadtvolk gehen, ein Vierschrot wie ich."

Der Pater Kapuziner meinte darin auch wieder etwas Wahres zu sehen: in seiner Art, seinen Lebensgewohnheiten hatte der Jakob nichts von einem Künstler an sich. So beschied er sich bald und gab zu, daß jener wohl besser der Bauer blieb, der er war.

Die Wochen der Kathrine gingen indessen herum. Sie erklärte, daß sie in Alplen fürchterlich gesund geworden sei, plauderte den einen Tag fröhlich und viel von ihrer künftigen Hochzeit, von Paris, dem städtischen Peter und der schönen Zukunft und steckte den nächsten fleißig bei dem Troger-Jakob auf Matte oder am Haus und bedauerte dabei heimlich, daß ihre Zeit schon um war.

Darüber war auf einmal der Reisetag da.

Er fing mit einem hellen, warmen Morgen an. Die Sonne war noch nicht auf. Ihr Vorbote, das Frühlicht, lag erst rosig auf den höchsten Bergspitzen, als die Kathrine reisefertig in die Haustür am Sternwirtshaus trat. Die Furrerin erschien neben ihr, und der Furrer, rot, fauchend und mächtig, nestelte an dem Strick herum, der den Koffer der

Kathrine auf einem an das Haus gelehnten Räf festhielt. Dann half er einem jungen Knecht das Tragholz auf den Rücken nehmen, streckte der Kathrine die breite Pratze hin und grüßte trocken: „So, ade.“ Darauf ging er ins Haus.

Da kam der Troger-Jakob über die Straße, in guten Kleidern, den Hut auf dem Kopf.

„Ja, geht der jetzt auch mit?“ fragte die Furrerin unwirsch das Mädchen.

„Natürlich,“ gab das zurück und hatte einen kurzen Augenblick das Blut in den Backen.

Der Jakob tat, als ob gar nichts Besonderes dabei wäre. Er sagte „guten Tag“ und fragte: „Kann ich etwas tragen, etwa?“

Seine Ruhe half der Furrerin über den kleinen Zorn hinweg; sie lachte. „Kannst sie ja gerade dem Peter nach Paris bringen,“ sagte sie zum Jakob.

„Mit dem dürfte ich freier gehen als mit manchem Alten,“ sagte die Kathrine spitz.

Dann nahmen die Weiber Abschied, kurz, ohne viel Worte. „Dank eineweg für alles,“ sagte die Kathrine noch.

Der Knecht hatte sich mit seiner Last auf die Beine gemacht und schritt schon durch die Dorfgasse. Nun gingen auch der Jakob und das Mädchen. Die Furrerin sah ihnen nach und winkte noch einmal. Die Kathrine aber blieb plötzlich stehen. „Deine Geige,“ sagte sie zum Jakob, „nimm sie doch mit.“

Er besann sich. „Ja, wenn du willst,“ sagte er dann und ging rasch nach seinem Haus zurück. Mit dem Instrument unterm Arm kam er wieder. Dann schritten sie Seite an Seite davon.

Im Dorf war es noch still. Wo ein Bauer oder ein Knecht aus dem Stall trat, hielt die Kathrine an, ihm Ade zu sagen. Der Jakob stand dabei, lachte ein wenig gnädig, wie um zu sagen: nun ja, dir mag sie die Hand noch geben, und hatte dabei das Hochgefühl: dich geht sie mehr an als alle andern!

Unterhalb des Dorfes senkte sich die Straße und begann sich zu winden. Bald sahen sie die Hütten von Alplen nicht mehr, und es wurde einsam. Der Knecht hatte einen großen Vorsprung. Er machte einmal Miene, auf sie zu warten, aber sie winkten ihm jauchzend, vorwärtszugehen. Die Matten waren feucht vom Morgentau. Das rote Licht in der Höhe vertiefte sich und glomm um viele Zacken und Zinnen.

„Ja, ja, jetzt gehst halt," begann der Jakob einmal seufzend; zu reden wußten beide nicht viel.

„Ja, eben," sagte die Kathrine.

Nach einer Weile nahm er ihre Hand, die sie ihm willig ließ; so gingen sie den ganzen weiteren Weg Hand in Hand, und einmal sang sie leise vor sich hin, und wieder einmal begann er zu pfeifen. Später sagte sie: „So, jetzt könntest eines spielen im Gehen."

So ließ er für eine Weile ihre Hand fahren, nahm die Geige und spielte lustig, im Takt, daß sich gut dazu wanderte. Nachher umschloß er ihre Finger wieder mit den seinigen. Sie kamen durch das nächste Dorf und tiefer dann durch ein zweites.

„Du hast aber weit wieder heim," sagte die Kathrine.

„Bah, wegen der Weite," gab er zurück; ebensowohl hätte er sagen können: meinetwegen ginge ich tags meines Lebens so zu; er meinte es doch.

Abermals ein Stück tiefer im Tal sagte er: „Jetzt komme ich noch bis an den Russenhügel, dann kehre ich um. Wenn dich der Vetter in Schattenhalb erwartet, brauche ich nicht dabei zu sein."

„Ja," antwortete sie kurz.

Die Sonne war jetzt heraufgestiegen, ihr Licht floß warm über die grünen Alphalden herab. Hier und da stand schon karger Wald an den Lehnen, und die Tannen glänzten in dem sachten goldenen Strom, der sich reich und reicher über sie ergoß. Die Bergamseln schlugen in den Gehölzen und zwischen den Steinen. Die Straße aber war leer, nur ganz fern sahen sie manchmal den Knecht mit seiner Traglast. Jetzt kamen sie an den Russenhügel, erhöhten Alpgrund, auf dem der Sage nach 1799 eine kleine Schar Russen von einer französischen Uebermacht angegriffen und niedergemetzelt worden war. Der Hügel trennte zwei Talsenkungen, die Straße umging ihn, der Jakob und die Kathrine aber stiegen an seiner einen Seite hinauf. Es schritt sich gut auf dem kurzen Gras.

„Jetzt da oben kehre ich um," sagte der Jakob, und auf der Hügelhöhe hielt er an.

„So — also — leb gesund," sagte der Jakob.

„Ja, du auch," gab die Kathrine zurück.

Sie drückten einander herzhaft die Hand und sahen einander frei und freudig an. Dann wandte sich die Kathrine zum Gehen. Aber als sie schon ein paar Schritte getan hatte, streckte ihr der Jakob

noch einmal die Hand nach. „Ade, reise gut," sagte er. Es war ihm eben noch eingefallen, und sie schlug noch einmal ein und sagte: „Ja, Dank!"

Dann ging sie wirklich. Im Hinabsteigen nahm sie den Hut vom Kopf. Dabei schob sich die schwarze Haarsträhne ihr wieder in die Stirn, und der Jakob konnte, während sie in ihrem dunkeln Kleid anmutig und schlank hinabstieg, sehen, wie sie manchmal mit der Hand das Haar zurückstrich. Sie grüßte dann jedesmal hinauf. Ihn konnte sie lange deutlich unterscheiden, denn die Sonne zeigte seine hagere, knochige Gestalt in scharfen Umrissen. Auch den dünnen, langen Bart sah sie einmal im Wind aufwehen, und sein Haar bauschte sich am Hemdkragen auf.

Als sie unten die Landstraße wieder erreichte, nahm er die Geige. Scharf strich er mit dem Bogen darüber, daß sie sich gleich umsah, als der Klang sie erreichte. Sie winkte mit der Hand. Da lachte der Jakob zufrieden und spielte mit einem freudigen Eifer. Der Wind wehte ihr die Töne nach. Nach einer Weile vermochte er nicht mehr zu sagen, ob sie ihn noch hörte, aber er spielte fort mit großer, die Töne mächtig hervorholender Bogenführung. Dabei war es ihm, als werfe er ihr irgend etwas Helles, Schönes nach — Sträuße — ein Andenken, irgend noch etwas und noch etwas. Als er sie nicht mehr sah, brach er ab. Er schlug die Geige ins Tuch und drehte sich Alplen zu. Als er sich auf den Heimweg machte, fiel ihm ein: Tummeln mußt dich, wenn du heimkommst, gerade manche Stunde hast versäumt diesen Morgen.

Viertes Kapitel

Die Spur der Kathrine Lombardi verwischte sich in Alplen bald, ja sie war auch auf dem Lebensweg des Troger-Jakob bald kaum mehr deutlich. Als Vermächtnis ließ sie ihm nur die Vertiefung, die größere Wärme und Leidenschaft seines Geigenspiels, aber vielleicht, wenn er, während er sein Instrument handhabte, innerlich mehr als früher mitlebte und mitfühlte, was er spielte, wußte er kaum, daß er das der Kathrine verdankte. Er war äußerlich der gleiche wie immer, tat sein Tagewerk, hatte an einer schönen Geiß Freude und an seinem Mattland, wenn das Gras gedieh, und an seiner Geldtruhe, weil die Gülten darin eher mehr als weniger wurden. In diesem äußerlich so behaglichen und zufriedenen Leben waren nur Stunden, in denen ihn etwas plagte. Diese Plage aber war innerlich, eine Art Krankheit, wenn man wollte. In diesen Stunden hatte er ein Verlangen nach etwas Unbestimmtem, hatte manchmal die Empfindung, daß in seinem Leben einmal etwas viel schöner gewesen sei und nun nicht wieder kommen wolle, und das schuf ihm eine Art Hunger, der, solange er dauerte, übel an ihm zehrte. In dieser Hungerzeit erinnerte er sich am häufigsten und rascheſten der Geige und fühlte, daß er nie so gut spielte wie gerade dann, machte auch nach und nach die Entdeckung, daß die von Alplen wie auch Fremde, die allenfalls ihn zu hören Gelegenheit nahmen, nie so andächtig und

sichtlich ergriffen lauschten, wie wenn er aus solcher Stimmung heraus spielte. Daraus erhöhte sich einesteils noch immer seine Anhänglichkeit an sein Instrument, dann aber erstand ihm nach und nach eine feine Empfindsamkeit für den Eindruck, den sein Spiel auf die Zuhörer ausübte. Die Freude daran und das Verlangen, sie immer wiederholt zu sehen, die Hoffnung auf jeden neuen kleinen Sieg mochten viel dazu beitragen, daß er sich über sein eigentliches Verhältnis zu der Kathrine Lombardi nicht klar wurde und daß eine wirkliche Trauer um sie nicht in ihm aufkam.

Es zeigte sich aber, daß die von Alplen dieses Verhältnis von einer andern und fast drolligen Seite betrachteten. Im Dorf hatte die Schönheit des Mädchens mehr Wohlgefallen hervorgerufen, als sich während ihrer Anwesenheit geäußert hatte. Hinter der Kathrine her war ein großes Rühmen: Jesses, das ist eine Feine gewesen, eine Wetterschöne das! Es ging eine Art Aerger durch Alplen, daß das schöne Gesicht dem Dorf nicht erhalten worden war. Als der einzige aber, dem die Macht gegeben gewesen, die Kathrine zu halten, galt ihnen der Troger-Jakob. Nun empfanden sie, fast ohne es zu wissen, den Umstand, daß er das Mädchen hatte ziehen lassen, als ein Unrecht gegen das Dorf und rechneten das Fortgehen der Kathrine dem Troger als eine Niederlage an. Wenn ein angesehener Mensch eine noch so unbedeutende Niederlage im Leben erleidet, pflegt er in den Augen seiner lieben Mitmenschen unwillkürlich um ein paar Finger kleiner zu werden. Kleiner wurde auch der Jakob.

Als er aber dermaßen an äußerem Ansehen unvermerkt einzubüßen begann, verlor ebenso unmerklich und langsam auch das an Bedeutung, was ihn über die andern hinausgehoben hatte, sein Geigenspiel. Eines Tags ging die Frage im Dorf um: „Ja, warum ist er nun nicht an die fremde Musikschule gegangen, der Troger, wo ihn der Pater hat hintun wollen?“ Schon die Frage barg einen leisen Spott in sich. Die Antwort ließ den Spott schon deutlicher durchklingen: „Bah, es wird eben nicht so weit her sein mit seiner Kunst; so wird er schon merken, daß er besser tut, daheim zu bleiben.“

Das waren ein paar Nörgler, die so redeten. Der Bennet, der Dorfverwalter, der Kapuziner und ein paar andre ließen sich die Freude an des Jakobs Musik darob nicht verkümmern, die laueren unter seinen Anhängern aber taten dem Geschwätz die Ohren auf. Die Zahl der Bewunderer Jakobs stand also bald in umgekehrtem Verhältnis zu seinem wachsenden Ehrgeiz. Allmählich begann er zu merken, daß er an Macht über die Alplener verlor. Das stach ihm nun seltsamerweise viel mehr ins Herz als der Abschied von der Kathrine. Es überfiel ihn eine eigentümliche Unruhe. Er begann seine bäuerlichen Pflichten zu vernachlässigen, zog mit der Geige in die nächsten Dörfer hinab, achtete ängstlich darauf, ob der ihm dort gespendete Beifall laut und warm oder spärlich klang, fing an, daheim zu erzählen, wie sie ihm auswärts zugeklatscht hätten, während er sonst der Schweigsamsten und Bescheidensten einer gewesen war. Wenn Fremde nach Alplen kamen, wartete er nicht mehr ab, bis er gerufen wurde,

sondern lief selbst hin, suchte sich irgendwie bemerkbar zu machen und erreichte meistens, was er wollte, daß er, der die Geige auffällig im Arm trug, zum Spielen aufgefordert wurde. Weil noch immer wie früher, ja mehr als ehemals das, was in diesem sonderbaren Menschen Feuer war, während des Spiels aufloderte und in den Tönen sich kundgab, so blieb bei dem Fremdvolk das Staunen und der laute, oft überschwengliche Dank, den er erwartete, selten aus. Nur einmal, eines Abends, da er im Sternenwirtshaus vor einer ganzen Schar Touristen spielte, bekam er ein bitteres Wort zu hören. Es saß da einer unter den fremden Gästen, in Kniestrümpfen, geschniegelt und großsprecherisch, eine goldene Brille auf der Nase und eine — Stimmgabel in der Rocktasche. Auf seiner Visitenkarte, die er nachher mit ein paar Tischnachbarn tauschte, stand sein Name: Justus Schneider, Musikdirektor. Als der Troger-Jakob seine Geige weglegte, spendeten die Gaststubeinsassen lauten Beifall. Der Musikdirektor lächelte mitleidig, und als ihn einer um seine Meinung fragte, zuckte er die Achseln und sagte, dem Jakob mit einer fatalen Gönnerhaftigkeit zunickend: „Von Kunst kann natürlich nicht die Rede sein, aber — nun — was man nicht alles schön findet in dieser schönen Gegend!"

Der Jakob hörte gut. Er verstand jedes Wort. Still packte er die Geige zusammen und ging hinweg; zu grüßen vergaß er; er war sehr bleich, als er über die Straße nach seinem Haus schritt.

Das hatten aber die von Alplen nachher bald heraus, wie da im „Stern" einer, der es wissen

mußte, von dem Spiel des Troger-Jakob gesagt hatte, daß daran nichts Besonderes sei. Langsam schrumpfte der Troger-Jakob zu dem Menschen wieder zusammen, der er vor seines Vaters Tod für das Dorf gewesen war, ein gleichgültiger, alltäglicher; es wurden auch wieder Reden laut wie damals, da der Jakob erst des Lehrers Schule entlaufen war: „Hör doch auf mit deinem Kratzen!" „Laß doch das ewige Gefiedel!" Nur daß der Troger sie nicht mehr lachend oder gleichgültig hinnahm wie vor Jahren! Seine Unruhe verwandelte sich in Scheu. Er stellte seine Fahrten in die Nachbardörfer ein. Einmal versuchte er noch für die von Alplen an der Winterberghalde wie ehemals zu spielen. Der Bennet saß bei ihm, und zwei Weiber kamen gemächlich die Halde herauf, ihm zuzuhören, auch der Kapuziner zeigte sich und machte Miene, heraufzusteigen; aber es wurde keine Gemeinde mehr. Der Jakob brach plötzlich ab.

„Was willst?" fragte der alte Bennet.

Er antwortete nicht. Den Kopf auf die Brust gesenkt, stieg er hangab und verschwand im Haus.

Von da an spielte er nicht mehr vor andern. Aus seiner Stube hinter meist verschlossenen Fenstern hervor konnten sie die Geige noch hören. Dann merkten sie allmählich, daß etwas mit ihm vorging. Er verkaufte sein Vieh und kaufte kein andres; ein paar Matten seines Besitztums schlug er los. Da begann er ihnen leid zu tun.

„Was ist mit dir, Jakob?" fragte ihn hier und dort einer.

„Das Bauern ist mir verleidet," gab er zurück.

Dabei sah er aus, als ob ihm auch das Reden verleidet sei; denn er entlief jedem, der ihn in ein längeres Gespräch verwickeln wollte.

„Herrgott, er kann es halt doch, das Geigen," sagte dann ab und zu der und jener. Weiber besonders schlichen sich noch immer hier und da ans Fenster und lauschten und rühmten ihn.

„Auf die Musikschule hat es doch nicht gereicht," warf darauf wieder einer dazwischen. So machten sie ihn rasch wieder klein, wenn er zu Ansehen kommen wollte. Und so sehr er sich zurückzog, ihr Geklatsch erreichte ihn doch; da müßte nicht ein jedes Dorf an Zuträgern so reich sein. Auf einmal eines Morgens war er aus dem Dorf verschwunden. Es dauerte ein paar Tage, bis die von Alplen erfuhren, wo er sich hingewandt hatte, und schon ging ein ängstliches Gerede durchs Dorf: „Er ist so sonderbar gewesen in letzter Zeit, der Jakob, so wie nicht recht im Kopf; am Ende hat er sich ein Leid angetan."

Da brachte einer der Bergführer, die zu Alplen hausten, der Kuoni, die Nachricht, daß der Jakob in der Inneralp sitze, in der Sennhütte, die ihm eigen war. Es sei ihm verleidet zu Alplen, habe er gesagt, und in der Alp wolle er bleiben über Sommer, weil da — keiner sei, der an einem herumschulmeistere.

Richtig blieb er in der Inneralp den ganzen Sommer sitzen. Erst ganz spät im Herbst, eines Tages ums Eindunkeln, sahen ihn ein paar Bauern wieder vor seiner Haustür stehen und aufschließen. Die, die ihn bemerkten, stießen einander heimlich an und gafften mit großen Augen. Er sah sonderbar

aus. Es schien, als sei er da in der Alp um einen vollen Kopf gewachsen; aber das mochte nur darum so aussehen, weil er hungerhager geworden war. Sein ehemals blondes, nun aber dunkel gewordenes Haar, das schon immer lang gewesen, hing ihm auf Achseln und Rücken wie eine Mähne, sein schöner dünner Bart fiel lang auf die Brust. Als die Tür unter seinem Druck aufging, sah er sich um und nickte den Bauern zu: „Tag!"

Da mußten die sich erst besinnen, ob er es wirklich sei, denn er hatte einen Kopf wie einer der gemalten Apostel auf den Prozessionsfahnen. Die Nachricht von seiner Heimkunft ging auf schnellen Beinen durchs Dorf. Die redselige Sternwirtin, der es ein Gast in die Wirtsstube trug, geriet in eine gelinde Erregung darüber. „So, so — ja, ja," eiferte sie, „das ist jetzt gerade wie gemacht. Just heute hat die Kathrine geschrieben und nach ihm gefragt," und dann lief sie, so eilig es ihre Rundheit erlaubte, in die Straße und an seine Tür hinüber.

Er war beschäftigt, an seinem Haus die Fenster und die Laden aufzutun, und öffnete eben jenes Fenster der Haustüre zuneben, an dem bei ihrem Ins-Dorf-Kommen Kathrine gestanden hatte, als die Furrerin heranwackelte.

„Tag, Jakob," sagte sie, und ihre Augen wurden groß wie vorher die der Bauern. Im Rahmen des Fensters sah sein Gesicht mit der hohen Stirn und vom Haar lang umwallt wie ein Bild aus.

„Tag, Furrerin," sagte er gleichmütig. Die Stimme war die alte und half der Frau aus dem Staunen.

„Die Kathrine hat geschrieben, und grüßen läßt sie dich," hob sie wieder an.

Er stützte sich mit knochigen braunen Händen auf das Fensterbrett. „So," sagte er. Dabei sah er die Straße entlang und schien nachzudenken. „Grüßt sie auch wieder, die Kathrine," fügte er hinzu.

Die Furrerin versicherte, daß sie das freilich wolle, und ließ dann eine Menge Fragen los. „Wie es gewesen sei in der Alp? Warum er so lang geblieben sei? Und ob er jetzt dableibe?"

Er schien aber gar nicht darauf zu achten, nahm den Blick von der Straße, langsam und in Gedanken, und sagte dann: „Ja — ich muß lüften im Haus, lüften muß ich," trat von dem Fenster zurück und ließ die Furrerin stehen.

Aber die Alplener wurden doch bald wieder heimisch mit ihm. Etwas Scheues hatte er noch an sich, aber er begann wieder Arbeit zu tun wie jeder andre, hielt sich zwei Geißen, melkte, trug Gras und Holz ein; ein-, zweimal kam er zu einem Schoppen in den „Stern". Am Ende war nur sein Haarwuchs noch befremdlich an ihm, sonst nichts. Im Haus hörten sie ihn oft spielen. Sie spitzten die Ohren. Weil sie ihn lange nicht mehr gehört hatten, war ihr Interesse für sein Spiel als für etwas Neues wieder wach. Aber er hielt Fenster und Türen verschlossen, wenn er die Geige strich. Da wurde aus dem Ohrenspitzen bei manchen ein wirkliches, fast verlangendes Lauschen.

„Los, wie schön," sagte der und jener und hielt den Atem an. Wenn der Sturm durch die Straße

fegte, kam mit den Windstößen manchmal der Geigenton an ein Fenster gefahren.

„Der Troger spielt," sagte dann der, der den Klang auffing, und hielt das Ohr hin, ob er mehr erhasche.

Denn die Töne waren auf einmal kostbar geworden, weil sie so selten waren.

Weil sie aber in dem Troger allmählich wieder den Alten gefunden hatten, hielten die von Alplen mit dem Wunsch nicht hinterm Berg: „Nun spiel doch wieder einmal, Jakob, aber daß es auch ein Mensch hören kann."

Er lachte dazu, tat aber sonst, als habe er nichts gehört. Acht Tage später, an einem Sonntag, stand sein Fenster offen, als er spielte. Es dauerte nicht lange, da standen die Alplener zahlreich in der Straße vor seinem Haus, zahlreicher fast, als da sie noch zu ihm an die Winterberghalde gelaufen waren. Sie merkten bald, daß er nichts verlernt hatte.

„Schön ist es, einfach schön," flüsterten da und dort ein paar Weiber. Als er innehielt, blieb es ganz still, zwei Männer traten unters Fenster. „Spiel noch eins, gelt?" sagte der eine.

Dann kam der Bennet, der Dorfverwalter, und streckte den Kopf dem Jakob in die Stube. „Ja, gelt, spiel noch," sagte er in einem zitterigen Ton; der Bennet war sein treuester Anhänger.

Der Jakob spielte auch wieder. Es klang fast stärker als je; es war zu merken, wie eine Art Freude in dem Geiger losbrach. Mit dem Bogen in der Hand kam er nachher unters Fenster, setzte

sich aufs Gesimse und sagte: „Jetzt habe ich euch lange nicht mehr gespielt."

Er lachte dazu, und die ihn ansahen, vergaßen völlig, daß er einmal wie ein im Kopf nicht Rechter sich in die Inneralp verkrochen hatte, er war ganz wie jeder von ihnen, derb, aufgeweckt und gesprächig.

Die Weiber rühmten: „Ja, du kannst es halt, Jakob."

„Schön ist es," sagte der Bennet mit tiefem Atemzug.

Da entfuhr dem Kapuziner, der unter ihnen stand, das gutmütig-unvorsichtige Wort: „Wahrhaftig, schade ist es, daß du dich hast nicht weiterbilden lassen, Jakob!"

„Sicher ist es schade," bestätigte ein Bauer.

„Ja, schade ist es," murmelte die ganze Schar nach.

Der Jakob machte ein eignes Gesicht.

Sein Blick bekam wieder den sinnenden, zerfahrenen Ausdruck.

„Ja — ja — ja," sagte er gleichmütig, tat einen Schritt rückwärts, machte das Fenster zu und ging.

Draußen die Alplener sahen einander an, einer wollte ihn herausklopfen. Der Bennet hielt ihn ab. Am Ende nahmen sie des Jakobs Benehmen für eine seiner Eigenheiten und verliefen sich.

Aber den Troger hatten sie zum letztenmal gehört.

Er spielte nicht mehr, kam nicht mehr ins Wirtshaus, ließ sich kaum sehen. Wollte einer mit ihm sprechen, entlief er ihm. Acht Tage später an einem Morgen trat er mit schwer bepackter Rückengabel aus seinem Haus. Der Sternwirt stand just in der Straße. „Wo willst du denn hin?" rief der herüber.

„In die Inneralp," gab der Jakob zurück.

„Jetzt im Winter — bist — nicht recht," sagte sich ihm nähernd der Furrer; aber der andre kümmerte sich nicht. — „Warum gehst denn?" schrie halb zornig, halb hilflos der Furrer.

„Weil es mir gefällt," gab der Jakob zurück.

Der Furrer trollte sich, es im Dorf bekanntzugeben. In der Straße sammelte sich ein Haufe Menschen, die hin und her berieten, wie sie sich zu der Abreise des Troger-Jakob stellen sollten. Die eine Hälfte war dafür, daß ihm einer nachgehe und ihn von dem tollen Gang abhalte, die andre wollte ihn laufen lassen. Am Ende siegte die Meinung, man solle ihm seinen Weg lassen und, falls er nicht zurückkäme, einmal nach ihm sehen.

Zurück kam er nun freilich nicht. So hieß es nach ein paar Wochen zu Alplen: „Sehen sollte doch einer einmal nach dem Jakob in der Inneralp." Dabei zeigte sich, daß wohl viele dieser Meinung waren, aber keiner selbst zu gehen Lust hatte. Am Ende machte sich der alte Bennet auf den Weg; aber er kam am gleichen Tag zurück und allein.

Die von Alplen bestürmten ihn mit Fragen: „Hast ihn nicht gefunden? Kommt er nicht? Was hat er gesagt?"

Der Alte wiegte bekümmert den Kopf. Freilich gefunden habe er ihn, erzählte er dann, aber aus der Alp heraus brächten ihn keine zehn Pferde. Was er denn angebe? Warum er nicht komme? Bah, ein sonderbares Wort habe er zwei-, dreimal darauf gesagt, der Troger: „Weil man es euch Menschen nicht recht machen kann!"

Als aber im Sommer die Sennen wieder in die Inneralp fuhren, fanden sie den Jakob doch nicht so verrückt, wie er verschrien war. Er schien sogar so gut beim Verstand wie sie selbst; nur vom Ins-Dorf-Kommen wollte er nichts mehr wissen, und wenn er geigte, geschah es an einem abgelegenen, verborgenen Ort, daß sie die Töne just so wie Seufzen herüberklingen hörten.

Der Sommer ging hin. Die Sennen zogen von der Alp; der Troger kam nicht mit. Dann versuchten einige Dörfler noch, ihn zum Heimkommen zu überreden; aber sie erreichten nur, daß er noch scheuer wurde und sich nicht mehr blicken ließ.

Das sind nun so dreißig Jahre her. Ob der Troger wirklich noch lebt, weiß keiner in Alplen; denn seit einer langen Reihe von Jahren hat ihn keiner mehr gesehen. Er ist auch längst nicht mehr um Speise und Trank gekommen; aber sie glauben, daß er sich die von irgendwoher holt, von einer fremden Alp vielleicht, denn sie wollen ihn nicht tot haben. Die kleinen Kinder, wenn sie einsame Wege gehen, die Sennen und Jäger und Strahler, die großen Kinder, wenn sie ins stille Gebirge steigen, sie hören den Geiger und sagen scheu: Wundervoll spielt er, der Troger.

Denn auch das hat sich sonderbar gewendet. Das Spiel des Troger-Jakob, an dem sie, solange sie es nahe hatten, immer genörgelt haben, hat in ihrer Erinnerung zu etwas Wundersamem, Hohem sich verwandelt.

In seiner Hütte sitzt der Bennet, der ehemalige Dorfverwalter, jetzt ein gebückter, runzelwangiger und

überzeitiger Mensch. Der lauscht immer und murmelt wohl zwanzigmal täglich, weil er Zeit hat, vor sich hin: „Der hat spielen können, der Jakob, meineidig schön."

Das gleiche, nur je nachdem in den und den Worten und bei der und der Gelegenheit, sagt mancher Alte in Alplen. Jetzt haben sie eine Art Heimweh nach dem, der, als sie ihn hatten, nicht gut genug war! — — —

Das Leni

Es war wie das Stehenbleiben einer alten knarrenden Ticktackuhr, daß die Lammwirtin tot war. „Jesus, Jesus, jetzt ist sie tot!“ sagte der Lammwirt, der Florian Senn, stand inmitten seiner niederen, großen, leeren, im ersten Stock gelegenen Gaststube wie an den Boden genagelt, hilflos, als wüßte er nicht vorwärts und nicht zurück und durch sein ausdrucksarmes Gesicht mit dem ungepflegten dünnen braunen Spitzbart zuckte manchmal gleich fernem Wetterleuchten ein Flennen. An dem langen Wirtstisch, der den sechs Stubenfenstern entlang stand, hockten die beiden Buben, der Joseph und der Balzli, und staunten ins Leere. Auf dem braunen Wachstuch des Tisches waren die sechs Fenster abgezeichnet, eine schöne klare Reihe, immer ein helles Viereck und der Schatten eines Pfostens dazwischen. In zweien von den Vierecken standen die Schattenbilder der Buben, das breite des Joseph, des in die Mannsjahre reifenden Burschen, mit dem borstigen Blondkopf und dem sauberen, noch unbärtigen Gesicht, und das bescheidene kleine des Balzli, des kaum in die ersten Hosen hineingewachsenen, mit dem weißblonden dünnen Haar und den schmalen feinen Zügen.

„Jesus, sie ist tot!“ In dem Ausruf des Lammwirts lag die ganze Größe des Unglücks, das über

das Haus gekommen war, ausgeprägt. Es ging der Mittagstunde zu. Der Tisch hätte gedeckt werden sollen; der Bauer pflegte um diese Zeit Weisung zu bekommen, was für Arbeit am Nachmittag auf dem Landbesitz zu tun sei, der Joseph Rat zu erhalten, ob das Vieh auszulassen oder nicht und wohin es zu treiben sei, und der Balzli pflegte dahin oder dorthin mitgeschickt zu werden, damit er für den Nachmittag versorgt sei. Und die das alles ausdachte und ordnete, die war tot! Im Nebenzimmer lag sie. Die Tür dahin stand angelehnt. Ein Streifen hellen Lichtes lief von der Spalte in die große Stube hinaus und zeichnete eine leuchtende schöne Linie in den nicht überreinen Boden.

In der Nebenkammer lag die Lammwirtin. Aus buntgeblumten Kissen schaute ein eingefallenes wächsernes Gesicht mit einer spitzen Nase, deren Bug einen leisen Glanz ähnlich feinpoliertem Elfenbein hatte. Das Bett stand an die Fenster gerückt, die auch hier wie in der Wohnstube dicht aneinander gereiht waren; so konnte einer, wenn er sich die Mühe nahm, von der Straße herauf der Lammwirtin ins Totenbett sehen. Und ins Bett hinein blickte von hoch und ferne, unterm blauen Himmelsrande herab der neu überschneite klare Steingletscher. Die Lammwirtin hatte den Trost mit in den ewigen Schlaf hinübernehmen können, daß nicht jeder wie sie zu Häupten seines Sterbebettes einen solchen Wächter hatte. Dort stand der Gletscher gleich einer riesigen, wundervollen Dombaute. Wie kunstvoll ausgeschlagener Zierat hing der Neuschnee an seinen Gliedern; wie schlanke Türmchen und mächtige Türme, Kuppeln und Zinnen

gleich hoben sich seine weiten, im Halbkreis das Tal abschließenden Ränder vom Himmel ab. Das reiche Blau umfloß sie und wich doch wiederum von ihnen zurück, so daß es sich ansah, als täten sich Gründe und Tiefen hinter ihnen auf, Gefilde, in die sich's vom Eise hinübersteigen ließe. Einen wundersamen Wächter hatte die Lammwirtin. Neben dem verschwand das schmächtige kleine Menschenwesen, das zur andern Seite ihres Bettes saß, die Hände gefaltet hielt und mit einer vor Andacht leisen Stimme langsam und innig, nicht leiernd, wie die Totenbeterinnen an den Särgen tun, ein Vaterunser nach dem andern sagte. Der Steingletscher warf ein weißes Licht, einen fast heiligen Schein in die Kammer der Lammwirtin. Er umleuchtete auch das Leni, das Kind, und umleuchtete es so hell, daß an der kleinen vornübergebeugten Gestalt wie an einem aus Stein gehauenen Bildwerke jedes Fältchen des abgetragenen schwarzen Kleides und jedes braune Haar, das wirr und zerzaust auf die schmalen Schultern und in das bleiche Gesicht hineinhing, sichtbar wurden, und daß das Gesicht selber in all seiner durchsichtigen Blässe, mit den blauen Adern an den Schläfen, der feinen schönen Nase und dem schmalen festen Mund, scharf und deutlich geprägt hervortrat.

„Vater unser," betete das Kind. Da kam aus der Eßstube ein Stöhnen, dann ein Geräusch, als würfe sich jemand schwer auf einen Stuhl, und dann ein lautes, in seiner Ungehemmtheit fast kindisches Flennen. Das Leni senkte den Kopf zur Seite und lauschte, dann flog ihre Wangen eine leise Röte an, und als vermöchte es nicht länger zuzuhören, glitt

das Kind von seinem Stuhl und trat in die Nebenstube. Als es die Tür öffnete, strömte die Gletscherhelle ihm nach in die Stube hinaus; inmitten stand die kleine dunkle Gestalt und erschien trotz der rauhen Gewandstoffe, in denen sie stak, trotz des schweren Schuhwerks, das ihr die Füße verunstaltete, wie von einem Stern zierlicherer und feinerer Menschen in die Bauernstube heruntergefallen.

„Flennet nicht so, Vater," sagte das Leni.

Der Lammwirt hockte auf einem Stuhl an der Wand, hielt die Hände vors Gesicht geschlagen und heulte wie ein Weib.

Da schien eine seltsame Entschlossenheit in das zwölfjährige Kind zu fahren; es schaute auf eine schwarze Uhr, die an der einen Wand dicht unter der Diele tickte. „Zeit zum Essen ist es jetzt," sagte es halb vor sich hin, halb zu den Mannsleuten gemeint. Dann begann es einem Wandschrank Geschirr zu entnehmen und auf den Tisch zu stellen, vor jeden Buben einen Teller, einen zu Häupten für den Vater. Gleich einer Alten, die langgewohnte Arbeit tut und weiß, was sie will, ging es hin und wieder. Die Buben blickten auf, langten mechanisch zu und zogen sich das Eßwerkzeug selber näher; dem Bauern versiegten über dem Klappern des Geschirrs die Tränen; er schaute mit einem Gesicht, in dem das Elend stand, auf das was vorging. Das Leni ging nach der Küche hinaus. Nach einer kurzen Weile kam sie mit einem Schafbein, Käse und Brot wieder zurück. Aus dem Wandschrank holte sie eine grüne Flasche und stellte sie auf den Tisch. „Kalt müßt ihr jetzt essen," sagte sie.

Der Senn stand auf und machte sich an seinen

Teller heran. Es war, als würde ein aus dem Geleise gefallener Wagen wieder eingerichtet, als er so an die liebe, alltägliche Beschäftigung des Essens ging. Kauend und schnalzend saßen die drei dann an ihrer Mahlzeit. „Und du?" fragte nach einer Weile der Joseph mit vollem Munde das Leni, das sich an dem Geschirrschrank zu schaffen machte.

„Ich?" fragte sie über die Schulter zurück. „Ich kann nicht essen." Und ruhig zählte sie an dem kleinen Stoß weißer Teller weiter, an dem sie die Hand liegen hatte. „Es sind kaum genug da, Vater," wandte sie sich dann an Senn, der eben ein Glas voll Branntwein in einem Zug hinunterschüttete.

„Warum nicht?" fragte er stumpfsinnig.

„Weil — weil — auf zwanzig Menschen mußt schon rechnen morgen zum Totenmahl."

Da dämmerte es erst wieder in des Lammwirts Gehirn und die Erinnerung kam ihm zurück, was der Tod seines Weibes alles im Gefolge gehabt hatte. Daß sie tot war, war nicht erstaunlich. Sechs Jahre lang hatte ihr Mann sich darauf vorbereiten können; denn an der Schwindsucht war die Lammwirtin gestorben; zähe, wie sie gewesen war, hatte sie sich freilich noch bis zur letzten Stunde im Hause herumgeschleppt. Der Pfarrer hatte sie noch erreicht, ehe sie ausgelöscht war; schön in Ehren und Frieden war die Lammwirtin gestorben. Richtig — so dämmerte es dem Lammwirt auf —, der Pfarrer hatte auch gesagt: „Ihr werdet morgen ein volles Haus bekommen, Senn, wenn Eure ganze Verwandtschaft zur Gräbt*) kommt!"

---

*) Das Begräbnis.

„Ja, ich muß, denk' ich," sagte er dem Kind zur Antwort, „dann nachher sehen, daß ich Teller entlehne," und er hieb vom Schafbein Blättlein um Blättlein schwarzen Fleisches ab.

Aber als das Essen vorbei war, sorgte der Lammwirt, der unbeholfene, vom Schnaps übel mitgenommene Mensch weder für Teller noch für andres. In die Totenkammer ging er hinüber, hockte am Bett seines Weibes nieder und verbetete und verschlief abwechselnd den Nachmittag. Dafür schaltete eine andre im Hause. Das Leni langte mit seinen kleinen Händen in das Triebwerk, das das Geschick des Lammwirtshauses bewegte, und langsam kam das stockende wieder in seinen trägen Gang. Den Bruder, den Joseph, weckte das Kind zu seiner Pflicht, als er am Eßtisch einschlafen wollte: „Jetzt gehst grasen, Josi, hörst?" wies sie ihn an und gab ihm den Balzli mit, damit auch der versorgt sei.

Und im Verlaufe des Nachmittags wurde das Kind zum Mittelpunkte alles dessen, was im Lammwirtshause geschah. Bei ihm holten die Neugierigen sich Auskunft, die wissen wollten, wie die Sennin gestorben war; die Milchkunden kamen zu ihm, denen sonst die Lammwirtin allabendlich die vom Joseph eingebrachte Milch ausmaß, der Waisenvogt ließ das Leni rufen, als er mit Senn zusammensaß und dieser nicht wußte, wo sein verstorbenes Weib die und die Wertschaft aufbewahrt hatte, und der Pfarrer, der Alter und allfällige Wünsche der Verstorbenen zu notieren kam, holte sich bei dem Kinde Rat.

Wie es aber an diesem Abend war, blieb es am

Morgen und den ganzen folgenden Tag, über die Gräbt und nachher — wer etwas wollte, lief zu dem Leni.

*

Die Lammwirtin war seit Tagen begraben. Eine Schwester ihres Mannes sprach im Lammwirtshaus vor, eine redliche alte Frau, die im Nachbardorfe daheim war, wo sie eine große Familie und einen Haufen Sorgen hatte. Seit dem Begräbnis war sie mehrmals dagewesen.

„Ich kann den Bruder nicht allein lassen. Wie sollte der sich weiterhelfen; er ist nie ein Uebergescheiter gewesen; jetzt, seit seine Frau tot ist, scheint er gar wie vor den Kopf geschlagen." Das erzählte die Frau denen, die auf ihrem Herwege sie anhielten und das Warum und Wielange ihres Kommens wissen wollten. Als aber sie, die Veronika, über die Steintreppe zur Haustür am Lammwirtshaus emporstieg, lag oben auf der Schwelle das Leni auf den Knien, hatte einen groben Sack gleich einer Schürze umgebunden und einen Kessel heißen Wassers neben sich stehen und mit einer Bürste, die die kleine rauhe Hand mühsam umspannte, fegte das Kind die Bretter des Hausflurs. Es sah auf, als es die Tritte der Frau auf der Treppe hörte. Sein bleiches Gesicht war gerötet, Schweißtropfen standen an den Schläfen, und das Haar hing wirr und feucht in beide Wangen hinein.

„Schaffst?" sagte die Veronika, und das Leni stand lächelnd und schnupfend auf, um sie vorüber zu lassen. „Der Vater ist in der Stube," gab es Auskunft, dann schritt die Veronika vorbei.

Der Lammwirt lag im Fenster, als seine Schwester eintrat; es war seine Lieblingsbeschäftigung, im Fenster zu liegen und auf die Straße hinabzustaunen. Er hörte den Besuch nicht und erst als ihm die Frau die Hand auf den Rücken legte, wendete er sich träge um und legte seine Finger in die ihren.

„Was macht ihr?"

„Bah — ja, es geht, weil es muß."

So gingen die Worte zwischen ihnen hin und her, während sie sich am Tische niederließen. Die Veronika strich sich das dünne graue Haar unter das Kopftuch, dann sagte sie: „Nun, hast du dich umgesehen nach einer Magd?"

„Bah — nein," brummte Senn.

„Ja, und warum nicht?" fragte die Frau ungeduldig.

„Es will's allein machen," gab der Lammwirt zurück und zuckte die Schulter nach dem Flur hinaus, wo das Leni fegte.

„Das Kind? Bist wohl ein Narr?" zürnte die Veronika.

Der Lammwirt schwieg darauf; erst nach einer geraumen Weile sagte er schnaufend: „Eine Magd — das gibt es auch nicht bei uns, dazu ist auch kein Geld da."

Da stand die Veronika auf und ging nach der Türe; sie hatte einen energischen Zug in dem bleichen Sorgengesicht und rief mit einer scharfen Stimme nach dem Leni. Das Kind kam, mit der Sackschürze angetan, die Bürste in der Hand, von der Seifenwasser tropfte. Aus grauschwarzen, großen und stillen Augen sah es die Veronika an.

Eine Magd müßt ihr doch jetzt nehmen," sagte diese, „gerade habe ich es dem Vater gesagt."

„Nein, nein," gab das Kind zurück; es schüttelte den Kopf so hastig, daß das „nein, nein" wie ein erschrecktes „Herr, du mein Gott" sich ausnahm.

„Wie sollte es denn sonst gehen," fuhr die Veronika fort. „Das gäbe mir eine schöne Haushaltung sonst."

Da trat das Leni um einen Schritt näher an sie. „Eine Magd ist für uns nicht. Wir haben kein Geld dazu. Sie hat es immer gesagt, die Mutter! Und jetzt erst recht nicht. Wo sollte es herkommen! Der Vater verdient nichts. Und dann — eine Fremde ins Haus, die alles regieren möchte!"

Die Veronika wollte ihm in die Rede fallen, aber das Kind zog einen Schlüssel aus der Tasche. „Ich muß selber dasein," flüsterte es leise, damit der Vater in der Stube es nicht hörte. „Den Wirtskasten muß ich abgeschlossen halten, sonst kommt der Vater dahinter. Er hat ihn nie haben dürfen, den Schlüssel, bei der Mutter nicht. Es tut ihm nicht gut, wenn er trinkt — und dann — ich muß dabei sein — was sollte nur mit dem Balzli geschehen, wenn ich nicht zu ihm lugte."

„Aber die Schule," warf die Veronika bedächtiger ein.

„In die Schule gehe ich nicht mehr. Das geht über die Schule, was ich hier tun muß!"

Damit wendete sich das Leni an die Fegarbeit zurück. „Ich muß dasein," klang ihr Murmeln noch hinter der Verwandten her, als diese in die Stube zurücktrat. Des Mädchens kleine Gestalt streckte sich;

ihr Wesen hatte in all seiner Zierlichkeit etwas Herrisches. Selbst die schwer einzuschüchternde Veronika fand die Schmähworte nicht, die ihr sonst gleich auf die Zunge sprangen. Als sie nach einer Stunde das Lammwirtshaus verließ, war ihr Kommen umsonst gewesen; an eine Magd dachte keines im Haus.

An eine Magd dachte keines, Tage und Wochen und Monate nachher. Das Leni führte das Hauswesen, das Leni, das in die Schule gehörte und nicht mehr hinging, weil sie niemand zwang. Sie führte das Hauswesen sonderbar wohl, rückte an die Stelle der Lammwirtin, und das Mannsvolk im Hause wußte schon bald nicht mehr, daß es einmal anders gewesen war. Im Anfang hatte der Lammwirt ein paarmal gebrummt, weil der Mais zu Mittag angebrannt gewesen oder weil er den Wirtsschrankschlüssel nicht fand. Inzwischen hatte die Leni das Kochen, das in dem Haushalt keine Kunst war, gelernt, und der Lammwirt hatte gelernt, den Schlüssel nach wie vor zu missen. Er war auch ganz zufrieden dabei, der geistesarme Mann. Wenn sein Tag auf und nieder ging und ihm Essen und Schlafen brachte, fragte er nicht viel nach anderm. Sein Sohn, der Joseph, war wie eine Arbeitsmaschine, er schaffte ganz wacker, wo die kleine Schwester ihn hinwies; nur das Denken verstand er sowenig wie der Vater, und es war darum auch für ihn ein Glück, daß die tote Lammwirtin eine Nachfolgerin hatte, die sich seiner annahm. Der Balzli aber erst recht konnte über das Leni froh sein. Der war lebhafteren Verstandes, aber ihm tat noch etwas wie wärmende Liebe und Fürsorge not,

und an ihm wurde das Kind, das Leni, zur Mutter, so sonderbar das klingt. Schließlich — das Mutterspielen liegt den Mädchen im Blute, und aus den Spielen heraus lernt sich der Ernst.

Das Leni wuchs also in die Pflichten der Lammwirtin hinein. Zu Anfang schienen sie fast leicht; sie waren neu; auch wuchsen sie erst mit den Tagen. Aber allmählich, allmählich sank es wie eine schwere Last auf des Kindes Schultern. „Das Leni geht zugrund," sagten die Dörfler; „das ist ja doch nicht möglich, daß ein so junges Menschenwesen werken, denken und Ordnung halten kann wie ein Erwachsener." Der Pfarrer kam zum Lammwirt, und ein rascher, leicht zorniger Mann, wie er war, fuhr er ihn an: „Ja — nein — hört denn — das mit dem Kind, dem Leni, das ist eine Schande und ein Spott, so geht man nicht um mit seinem Kind; so —"

„Wa—as?" stieß Senn mit offenem Maule hervor, „ich, ich —"

Da stand das Leni selber in der Tür, ein wenig bleicher vielleicht noch als früher, ein wenig schmächtiger noch vielleicht, aber einen sonderbaren Glanz in den grauen Augen. „Was sagt Ihr, Herr Pfarrer?" sprach sie, während zwei brennrote Flecken wie zwei fremde Vögelchen auf ihre Wangen flogen. „Der Vater ist doch recht mit mir, das ist er, und —"

„In die Schule gehörst du, Mädchen," fiel der Pfarrer ihr in die Rede. „Eine Sünde ist es, eines aufwachsen zu lassen wie dich!"

Das Leni trat näher; sie war jetzt schneeweiß im Gesicht. „Herr Pfarrer," sagte sie mit seltsamer Festigkeit und Altklugheit, „wie wir es haben, weiß

keiner zu sagen als wir. Uns gibt keiner etwas, also soll auch niemand etwas von uns wollen. Wir müssen uns selber helfen. Ich muß hier bleiben und helfen; der Vater hat sonst niemand."

„Ja, ja, sie muß hier bleiben," bekräftigte der Lammwirt, und es schien, als richtete er sich an der Stärke des Kindes auf; denn er fügte hinzu: „Ueberhaupt, dreinreden soll man uns nicht!"

Nach einer Weile zog auch der Pfarrherr unverrichteter Sache ab, wie die Veronika ehemals abgezogen war. Aber als er gegangen war, saß das Leni in der rauchschwarzen, unsauberen Küche auf einer Bank, seufzte und legte die Hände in den Schoß, und zum erstenmal war eine große Müdigkeit an ihr. Es fiel ihr ein, daß das In-die-Schule-Gehen doch leichter gewesen sei. Eine Sehnsucht kam sie an, auf die Gasse hinunterzulaufen, wo sie sonst mit den Dorfmädchen gespielt hatte, und auf einmal erschien sie sich wie mit Riemen in einen Käfig gebunden. Arme und Beine waren ihr bleischwer, die Schultern drückten sie. Wieder seufzte sie zitternd. Dann fiel ihr der Morgen ein, an dem die Mutter gestorben war; wie da alles hatte stillstehen wollen, wie doch eines sich hatte aufraffen müssen — damit es wieder weiterging im Haus. Ja und jetzt — was auch der Pfarrer und die andern sagten —, es war ganz recht, es konnte nicht anders sein als wie es war — daß — sie, das Leni, jetzt im Hause schaffte! Die Arbeit war ihr auch nicht zuviel; sie hätte nicht einmal daran gedacht, daß sie mehr tat, als für Kinder ihres Alters gewöhnlich war, erst die andern machten sie darauf aufmerksam, und — und, ja, müde war sie

jetzt schon manchmal, so viel blieb wahr, und das Bett war ihr jetzt eine Freude, in das sie sonst nie spät genug hatte schlüpfen können.

Müde wurde das Leni. Sie schaffte Tag für Tag; zwar war die Ordnung im Haushalt und die Reinlichkeit im Hause keine übergroße, aber es ging doch alles so leidlich vorwärts. Für einen Nichteingeweihten war es erstaunlich, wie die kleinen schmalen, rauhen Hände des Mädchens in dem Hause taten, was eine starkknochige Weiberfaust anderorts verrichtete, und hinter der schmalen, klugen Stirn das zurecht sich spann, was in manchem Haushalt Mann und Frau mühsam in gemeinsamem Planen ausheckten. Aber müde wurde das Leni! Hätte einer mit Menschenkenneraugen hineinsehen können, es möchte ihm gewesen sein, als werde das Kind zusehends kleiner, unscheinbarer, als drückte es etwas von beiden Seiten zusammen. Aber das Leni klagte nicht. Wozu? Sie hatte ja doch ihre Feierstunden. Und diese Feierstunden waren etwas ganz Großes. Da hätte wiederum der, der mit Menschenkenneraugen hineingeblickt hätte, etwas Wundersames erspähen können!

Da war allsonntäglich die Stunde in der Kirche. Wegen des Gottesdienstes saß das Kind nicht dort, nicht des Pfarrers und seiner Worte wegen, obwohl es sicher aus gleichem Pflichtgefühl wie die übrigen Andächtigen auf den schönen Hügel gestiegen war, auf dem das weiße, starke Gotteshaus stand. Aber in dem Stuhl saß es sich wundersam gut. Es war ruhig ringsum, es blieb an gar nichts zu denken, an keine Arbeit, und keine Arbeit war zu tun. Und was über einen erging, tat einem wohl. Da waren

zuerst die Glockenklänge, die hallenden, wandernden, mit denen es war, als stiegen sie auf Leiterstufen im Kirchturm empor, immer singend, und breiteten immer singend Schwingen zum Fluge aus, wenn sie auf der Kirchturmhöhe waren, und höben sich endlich und schwängen sich hinaus in die Luft, talab oder über die Berge und in alle Himmelshöhen, immer singend, immer singend. Und dann kam der Pfarrer. Der redete schöne Worte über die Lauschenden hin. Verstand man sie, war es gut, verstand man sie nicht, war es wieder gut, denn es gab doch ein friedliches Gefühl, zu wissen, daß einer Schönes und Gutes über einen hinredete, einer, der nichts von einem wollte, keine Arbeit, nichts, und einem die Ruhe nicht störte. Und da war der Sonnenschein oder, wo dieser fehlte, doch die Tageshelle. Durch die hohen schmalen Scheiben ergoß es sich herein, fast wie Bäche, die als leuchtende Bänder über ferne Wände gespannt sind und deren Bewegung man nicht sieht, deren Rauschen man nicht hört. Und ein Fenster war zur Rechten des Altars hoch oben, das einzige, das in Farben prangte, eine Kreuzabnahme Christi darstellte und von einer reichen Frau aus einer reichen Talstadt gestiftet worden war. Aus diesem Fenster brach, wenn die Sonne hineinschien, eine wundersame, tiefe, vielfarbige Glut und übergoß das Leni, welche die Augen daran gehängt hatte. Sattes, ruhiges Blau, brennendes, flammendes Rot und goldig strahlendes Gelb! Es war, als beugten sich die Gestalten der Scheibe nieder, oder doch, als ginge eine Wärme von dem Bilde aus. Dem Mädchen wurde das Herz warm über dem Leuchten.

Die Stunde in der Kirche war aber nicht Lenis einzige Feierstunde. Eine andre fiel auch auf den Sonntag, doch nicht auf jeden; denn es blieb nicht an jedem Sonntag die nötige Zeit. Am Sonntagabend pflegte die Schwester Immakulata, die Lehrschwester, ihren Spaziergang auf der breiten, talabwärts führenden Straße zu machen. Die Schwester Immakulata war ein Bild lebendig gewordener Liebe, und die Dorfmädchen hingen mit einer schwärmerischen Verehrung an ihr, so daß es ihnen als ein hoher Vorzug galt, mit und neben ihr die Straßen entlang wandern zu dürfen. Eine lange Reihe kamen sie oft im Abendschein gezogen, in der Mitte die etwas blasse, mild blickende Nonne, ihr zu seiten die Mädchen, eine Art Andacht in den Gesichtern und ein Aufleuchten in den Augen, wenn die Schwester jetzt und jetzt ein Wort an sie richtete. Die Glücklichste unter diesen war das Leni, wenn sie dabei sein durfte. Sie hatte das Vorrecht, der Schwester am Arm zu hängen, denn jene verstand, mit welch heimlich zitternder Freude das Kind die Stunde genoß, die es aus seinem Alltag hinausbrachte, und eine herzliche Liebe zwang die barmherzige Frau dem genügsamen nahe.

Von solchem Abendgange trat das Leni schweren Herzens ins Haus zurück und nahm mühsam alle die Arbeit wieder auf, die dort seiner wartete, mühsam und mühsamer, je weiter die Zeit schritt. Nicht, daß sie klagte; der Lammwirt und seine Buben merkten nicht, daß ihre kindliche Haushälterin nicht mehr recht weiterkonnte. Unter der Fegarbeit aber schnaufte das Kind manchmal schwer, und zuweilen,

wenn im Kopf zu viel der Dinge überdacht sein mußten, legte es die Hand an die Stirn, schloß die Augen und hätte schlafen mögen.

Schlafen schien dem Leni eines Tages das höchste Glück, eines, das selbst über die Gottesdienststunde und über den Abendgang mit der Lehrschwester ging. Und dann begann sie sich nach einem langen Schlaf zu sehnen, nach einem so langen, daß sie sich gar kein Bild von seiner Länge machen konnte.

Um diese Zeit war es, daß das Kind eines Abends beim Zunachten den Bruder, den Joseph, bei einem Mädchen aus der Nachbarschaft stehen sah, bei der Gunter-Marie. Die war mit dem Joseph zusammen zur Schule gegangen, war ein starkes, blondes, gutmütiges Ding, das dazu noch einen Sack voll Batzen von zu Hause zu erwarten hatte. Und mit der war der Joseph Hand in Hand gestanden. Als sich an diesem Abend der Senn und seine Buben zu Tische setzten, kam auch das Leni, die sonst selten mitaß, herein, hatte große, glänzende Augen und lachte schon unter der Tür, ohne daß es die andern merkten, still in sich hinein. Dann rückte sie sich einen Teller in die Nähe des Mannsvolkes, setzte sich und leuchtete mit einem frohen Blick den älteren Bruder an. Jetzt erschien doch dem Lammwirt, dem Vater, ihr Wesen fremd. „Was ist mit dir, daß du einmal vergnügt bist?" fragte er in seiner faulen Art.

Das Leni lachte. Es war ein kindisches Lachen und tat wohl an ihr, die sonst nur noch der Gestalt nach ein Kind war. Auch der Joseph wurde auf-

merksam, und der Balz fing an, übermütige Reden zu führen, weil ihn Lenis Art ansteckte.

„Nun, so rede, was hast?" fragte Senn, als sein Mädchen noch immer kicherte.

„Weil er heiraten will, der Joseph," platzte das Leni heraus.

Der Joseph wurde rot bis unter die borstigen Haare. „Bah," sagte er achselzuckend.

„Heiraten! Wollte wissen, wen!" brummte Senn.

Der Joseph würgte an Worten, dann schienen sie sich ihm auf die Zunge zu drängen. „Ja," stotterte er, „ja — es könnte denn erst noch sein — eines Tages."

„Wollte wissen, wen," wiederholte Senn und sah seinen Buben an, als wüchse dem ein Horn aus dem Kopf.

„Die Gunter-Marie — könnte sein — eines Tages," arbeitete der Joseph eine Art Beichte hervor. Da kam es von den Lippen Lenis wie ein Jauchzen, so daß alle drei sie anstarrten.

„Ja, ja," sagte das Kind; und nach einer Weile: „Das ist eine rechte, die Gunter-Marie." Und zwischen Lachen und Reden schlang das Mädchen unbewußt ein paar Bissen hinunter, stand dann, wie von innerer Unruhe gedrängt, wieder auf und ging zur Türe. Auf der Schwelle wendete sie sich noch einmal um: „Heirate nur bald — du — Sepp," mahnte sie, dann ging sie hinaus.

*

„Wann heiratest jetzt?" Das wurde eine Frage, die dem bedächtigen Senn-Joseph mehr als ihm lieb

war in die Ohren klang. Das Leni wurde nicht müde, sie immer wieder zu stellen. Der Joseph wurde ärgerlich.

„Was geht es dich an?" fuhr er die Schwester manchmal an. „Wirst es dann wohl sehen," gab er zu andern Malen Bescheid. Indessen war er mit der blonden Gunter-Marie doch so weit, daß das Dorf davon redete, die zwei würden sich heiraten. Aber dem Leni ging es zu lang, viel zu lang. Senn und Joseph wunderten sich, was das Mädchen ankam und warum es so versessen darauf war, daß der Bub heiratete.

Das waren zwei Blinde, der Senn und der Joseph. Sonst hätten sie sehen müssen, daß das Leni sich mühsam schleppte, daß sie ein wachsfarbenes Gesicht hatte, darin die grauen Augen mit einem heißen Schein standen; sonst hätten sie hören müssen, daß das Leni hustete, und sehen müssen, daß sie kaum mehr aß, nur noch aß wie die Vögel, die jetzt zu Wintersanfang an die Fensterbrüstung betteln kamen.

Daß das Leni sich verändert hatte, merkten die Männer erst, als das Kind anfing, ein Tuch um sich zu schlagen, als ob es friere. „Was hast?" fragte der Senn.

„Nichts! Es wird kalt," sagte das Leni. Von dem Tag an ging sie immer in das große grauschwarze Tuch gewickelt, das der Mutter gehört hatte.

Nach Neujahr standen der Joseph und die Gunter-Marie im Amtsblatt. Das Blatt lag am Abend auf dem Tisch in der Lammwirtsstube, dort aufgeschlagen, wo die beiden Namen standen. Nach-

einander schauten alle hinein, der Senn, der Joseph, der Balzli und das Leni. Es war etwas so unerhört Großes, was da stand! Nachher saß das Leni zum erstenmal müßig auf einem Stuhl in der Stube und kam ins Nicken. Der Senn sah sie einmal an und brachte die Augen nicht mehr von ihr ab. Das Mädchen saß am Ofen, und der Kopf sank ihr an die Kachelwand. Das große Tuch hüllte sie fast völlig ein, nur die dünnen Beine lugten um ein weniges darunter hervor und die großen Filzschuhe. Das Gesicht war aber so scheinig bleich, daß der Senn bis in sein lahmes Herz hinein erschrak. „Aha, du mußt es auch leichter haben, wenn die Marie im Haus ist," rechnete er sich langsam, langsam zusammen, als er das Leni so anblickte. Diese erwachte unter seinem Blick, schauderte zusammen und lächelte dann. Ein wenig müde kletterte sie vom Stuhl, und ein wenig müde schlich sie sich hinaus. „Jetzt wäre ich fast eingeschlafen," sagte sie und lächelte wieder. Diesmal lag in dem Lächeln etwas wie Hoffnung. Es leuchtete fast jäh auf, als hätte das Leni gesagt: „Und jetzt darf ich ja noch nicht schlafen, aber bald!"

Dann gingen die Tage wieder. Und das Leni schaffte und hustete und fieberte und schaffte und fror und lächelte. An einem Morgen in der hellen Herrgottsfrühe saßen die vom Lammwirtshaus in der Kirche, und die Glockentöne taten wieder, immer singend, ihre Reise den Kirchturm hinan und hinaus. Der Senn-Joseph hielt Hochzeit. Und am Abend war die Gunter-Marie, des Josephs junge, starke, schaffige Frau im Hause. An diesem Abend legte

sich das Leni mit einem unendlich wohligen Seufzer in das Bett, in dem die Mutter gelegen hatte. Seit sie die Hauswirtschaft im Lammwirtshaus geführt, hatte sie dies Bett und die Stube, aus der der Vater zu den Buben verzogen war, zu Recht inne. In diesem Bett lag sie, als der Morgen kam, noch immer schlafend. Dem Senn dauerte es zu lang, daß sie nicht zum Vorschein kam. Er ging, nachzusehen. Da lag sie noch und schlief. Sie sah aus wie eine Selige im Schlaf, und der Steingletscher leuchtete ihr ins Bett und war nicht weißer als ihr Gesichtlein.

„Kannst jetzt auch aufstehen," sagte der Senn, halb ärgerlich, halb furchtsam.

Da tat das Leni die Augen auf und lächelte und tat die Augen wieder zu. Das Aufblicken war gerade so deutlich, als hätte sie geredet. Selbst der geistesarme Lammwirt hatte das wortlose Reden verstanden: „Jetzt braucht mich keiner mehr! Wie ich jetzt froh bin, daß mich keiner mehr braucht und daß es jetzt so still ist da!"

Irgendwie brachte Senn es nicht über sich, das Kind weiter im Schlaf zu stören. Brummend ging er zur Tür.

Zu Mittag, als er es doch stören wollte, als er ganz grimmig in die Stube gefahren kam, weil das faule Leni noch immer schlief, da hatte es just den großen Schlaf begonnen, den die Mutter schon lange tat, den Ewigkeitsschlaf. So müde war es gewesen!

Wie dem Kaplan Longinus die Welt aufging!

Davon, daß es eine Seligkeit sei, ein Kind zu sein, ist viel gesagt und gesungen worden. Der hochwürdige Herr Kaplan von Stein hat den großen dreifachen Vorzug, reicher Leute, angesehener Leute und frommer Leute Kind zu sein und hat doch keine selige Kindheit gehabt. Vielleicht, weil er zu viel auf das Seligwerden und zu wenig auf das Seligsein geachtet hat. Mein Trost, wie sind wir wilde Rangen gewesen, und der hochwürdige Herr Kaplan war ein so braver Bub! Mit gesenktem Gesicht zur Schule, nicht gemuckst in der Schulbank, mit gesenktem Blick still und geradeswegs wieder heim und mit Vater und Mutter oft in der Kirche, sehr oft in der Kirche, alleweil in der Kirche — ein so braver Bub war der Herr Kaplan! Dann hatte er zwei Schwestern im Kloster und einen Onkel bei des Heiligen Vaters Hofstaat in Rom, sein Vater, der Ratsherr, aber hatte die Freundschaft der ganzen Landesgeistlichkeit gepachtet! Bah, da war es doch kein Wunder, daß er selber, der junge Longinus Inglin, geistlich wurde. Eine selige Kindheit aber hat er nicht gehabt; denn das viele Beten allein tut's nicht!

Und nun sitzt er da oben in Stein, dem Berg-

nest, wo die armen Hütten wie angeklebt an den Lehnen hängen, drei Mauern von Gebirgen mit leuchtendem Schnee und dräuendem Felswerk gen Himmel steigen, dunkle Tannen ihm in die gelbvertäfelte Stube schauen und seine Kirche ihm vor den Fenstern steht, höher gelegen als sein Pfarrhaus, frei, weiß, von der Bergklarheit wie von einem Wunderleuchten übergossen! Er sitzt da zur ersten Stunde seiner Pfarrherrnwürde. Eben sind die Gemeindehäupter von ihm gegangen, die ihn am Dorfeingang willkommen geheißen. Die alte Lene, die Magd, hantiert in der Küche und rüstet ihm die erste Mahlzeit. Er ist allein in seiner neuen Stube.

„Wenn der hochwürdigste Bischof nicht darauf bestanden hätte, Ihr hättet mich schwerlich vom Seminar weg gleich in eine Gemeinde gebracht," hat er vorhin mit einem halb befangenen, halb trüben Lächeln zum Gemeindepräses gesagt. Derselbe Gedanke ist in ihm, während er jetzt, müde von der langen Fahrt, verwirrt von dem Neuen und Lauten, was auf ihn eindringt, in seiner Stube sitzt und sich darin umsieht. Er ist ein schlanker, blasser Mensch, sein Gesicht hat nur zwei Farben, Schwarz und Weiß! Schwarz ist das ungefüge volle Haar, die starken, ebenmäßigen Brauen, die reichlichen Bartstoppeln an Wangen, Oberlippe und Kinn; von gelblichem Weiß ist alles übrige, nur die durch die goldene Brille schauenden, kurzsichtigen und tief in den Höhlen liegenden Augen sind dunkelgrau und haben einen sinnenden, halb verlegenen, halb düsteren Blick.

Der Abend kommt über die Berge. Der Kaplan Longinus merkt kaum, daß seine schlichte Stube langsam dunkel wird. Er fährt sich einmal ums andre mit der Hand über die Stirn; es ist so — nicht leicht, plötzlich in der offenen Welt zu stehen, nachdem man lange hinter den Mauern des Seminars wohl aufgehoben war, Hirte sein zu müssen, nachdem man sich als zahmes Schaf der großen Herde wohl gefühlt. —

Bum! Und noch einmal: Bum, bum, bum!

Der Hochwürdige fährt zusammen auf seinem Stuhl; die Pfarrhausfenster klirren, das ganze Haus zittert. Das gilt dir, geht es dem Kaplan durch den Kopf. Er steht auf und tritt ans Fenster, kann aber nicht sehen, von welcher Lehne herab sie die Salutschüsse feuern, die zu seinen Ehren losgebrannt werden. Immer wieder kommt nur der dumpfe Schußschlag und dann das Hauszittern und das lange Rollen und Grollen, mit dem die Berge das Krachen fassen und es weitergeben, fernhin über irgendeinen Grat hinaus in die Himmelsweite. Ein wenig regt sich des Kaplans Longinus zahme Seele und wallt wie ein Wasser, das einmal im Wind schwillt und sich gleich wieder glättet: Eine Ehre ist es, so jung schon auf einer eignen Pfarre zu stehen!

Sßß! Jetzt zischt vom Kirchturm drüben ein Feuerpfeil in die letzte müde Tageshelle hinauf. Raketen! Des Kaplans Longinus breiter, fester Mund verzieht sich zu einem Lächeln, gemächlich, als sei auch das Lächeln in strenger, braver Schule gelernt. Jetzt kommt die behäbige Lene, rot vom Küchen-

feuer, in die Stube gefahren. „Feuerwerk, Herr Pfarrer," keucht sie aufgeregt und schießt aufs Fenster zu. „Es wird schön werden," erklärt sie wichtig. „Gerad viel wollen sie abbrennen!" — „Ah — ah — Luget jetzt!" Der letzte Schrei bricht selber wie eine Rakete aus des entzückten Weibswesens Mund hervor, während ihre Augen einer zweiten Feuerschlange nachstaunen, die eben vom Kirchturm ausgeflogen ist und in den dunkelnden Himmel hineinsticht.

Der Kaplan Longinus ist gehorsam neben seine Magd getreten, sieht dem Feuerwerk zu und dem Hereindunkeln der Nacht. Je größer der letzteren Herrschaft wird, desto eifriger zischen am Turm drüben die Schlangen und Räder und Raketen. Zwischenhinein donnert Schuß um Schuß von der Berghalde. Endlich, als der Kaplan schon seufzt über den Lärm, schweigt der plötzlich. Eine Stille tritt ein, gerade lang genug, daß das Anklingen der Glocken deutlich daraus hervorwachsen kann. Langsam erhebt sich der Ton, als erwache ein Ruf zwischen den Bergwänden, langgezogen, laut und immer lauter und wandere und tue feierlich wallend denselben Weg wie vorher der Widerhall der Schüsse.

Des Kaplans Longinus Seele regt sich zum andernmal; es ist, als weite sie sich. Er nimmt die Brille ab, reibt sich die Augen und sieht mit einem großen, staunenden Blick in die Nacht hinaus. Die Glocken klingen anders als in der Priesterschule; so mächtig klingen sie hier — in der Weltweite!

*

Am andern Tag hält Kaplan Longinus seine Antrittspredigt; denn es ist Sonntag. Die von Stein sprechen nachher über den neuen Seelsorger. „Gerade schön hat er geredet," rühmen ein paar Weiber.

„Gezittert hat er wie der Bub beim Examen," lacht ein junger Bauer dazwischen. Aber die barmherzigen Weiber entschuldigen: „Auch eine Meinung ist es, vor so viel Volk zu reden."

Nachher gewöhnen sich die von Stein an den Kaplan, und der gewöhnt sich an sie. Er verliert das Zittern, wenn ihm auch die Befangenheit noch bleibt, und die andern, obwohl ihn keiner als Ausbund rühmt, nicken ganz beifällig: „Recht macht er seine Sache, der Pfarrherr, ganz recht. Ein Fleißiger ist er eineweg."

Das letztere verdient sich der Kaplan unbewußt damit, daß er mit seinem Brevier allabendlich eifrig betend zwischen dem außerhalb des Dorfes liegenden Friedhof und der Kirche hin und her wandelt. —

Während die Wochen gehen, sieht Longinus sich allgemach in seinem Dorfe um, lernt die Frommen und die Lauen kennen, die, die etwas zu sagen haben und die andern, Kleinen, die ganz still sein müssen. Erst spät fällt ihm ein, daß er zwar das Dorf nun von innen kennt, aber von außen nicht. Darauf läßt er sich vom Schullehrer einen nahen Berg weisen, von dem aus er das ganze Tal von Stein übersehen kann. Zaghaft wie ein Kind, das das Gehen lernt — denn er ist noch zu sehr an die Gefängnisluft des Seminars gewöhnt —, tut er die Reise aus der Häuserenge in die Gottes-

freiheit hinauf. Es ist ein heller Herbstabend, an den Schattenlehnen gilbt das Gras; feuerfarben hier und sterbefahl dort stehen die Laubbäume zwischen den dunkeln Tannen. Ein Windzug weht aus Norden. Die Sonne versinkt hinter einer Wehr weißer Berge im Westen, und die Zinnen und Zacken der letzteren tragen goldene Säume. In der Dorfstraße stehen ein paar Männer und Weiber beisammen und sehen dem Hochwürdigen nach: „Wo will er jetzt hin, der Pfarr'?" fragt eines neugierig das andre.

Gemächlich klimmt der schlanke Mensch am Berg hinauf; die schwarze, lange Gestalt, die Hüften mit der schwarzen Schärpe gegürtet, sticht sonderbar aus der abendhellen Landschaft hervor. Als er höher kommt, faßt der Wind die Schärpe und weht sie auf, weht sie auf und nieder, als sollte das ein Gruß ins Tal sein. Der Kaplan Longinus atmet tief und langsam. Was für eine Luft weht in der Bergstille! Völlig trinken muß sie einer. Er wagt die Augen nicht zu erheben; von Jugend auf hat er gelernt, sie in Demut zu senken. Endlich, als er die Stelle erreicht, die der Schulmeister ihm bezeichnet hat, tut er sie auf und sieht die Welt zu seinen Füßen liegen.

Stein heißt das Dorf! An Steinen fehlt es nicht in der Nachbarschaft, aber es sind nicht Steine, wie sie im Tale liegen, wie sie die Straßen bedecken, damit einer stolpere, gehässiges, kleines, armseliges Steinwerk — es sind Mauern und Wälle, Säulen und Türme und Dome! Es ist eine Welt aus Stein mit dunkelm Wald, der sie rauschend belebt,

mit weichen Lehnen, die sie schmücken, mit Firnen, die ihr strahlen! Und über der gewaltigen steinernen Welt leuchtet der Abend, und im Grund liegt das Dorf unendlich friedlich!

Die Sonne ist gesunken. Es lohen unsichtbare Flammen, der Gemsberg brennt, und die Tierstöcke glühen. Die Lehnen sind rot, und wie roter Duft liegt es über dem Wald. Auch des Kaplans Longinus bleiche Züge sind in das keusche, heilige Rot getaucht. Er steht und wagt kaum zu atmen, schlägt das Kreuz und betet ein Vaterunser. Bis jetzt hat er nicht gewußt, daß die Welt schön ist. Vom Himmel hat er reden hören; dem ist er nachgegangen von Kindheit an und ist gegen alles blind gewesen, was weltlich war. Jetzt sieht er und sieht um sich und staunt und zittert fast. Und in seine langsame Seele kommt wieder ein Wogen und Wallen mächtiger schon; ganz bang wird ihm dabei.

Er schlägt wieder ein Kreuz, neigt den Kopf vornüber und geht seines Weges zurück.

In der Dorfgasse kommt ihm ein Weib entgegen, das er kennt. Sie hat ihm jüngst den Weg zu einer kranken Frau gewiesen. „Kommt doch gleich, Herr Pfarrer," berichtet sie, ihm entgegeneilend. „Die Zwyssigin will sterben."

*

Die Stube ist niedrig, dumpf und düster. Durch die Küche geht es herein. Unter dem Boden wohnen die Geißen. Wenn es ganz still ist, kann man sie unten meckern hören. An der einen Wand steht die braune, tannene Bettstatt der Zwyssigin. In

blauweißem, verwaschenem Bettzeug liegt sie selber, klein, hager, ein müdegearbeitetes Menschenwesen, mit spärlichem grauem Haar, kleinem Kopf, fahlen Zügen und roten, entzündeten Augen. Am Bett auf dem Stuhl mit der halben Lehne sitzt der Kaplan Longinus. Zu Füßen der Kranken steht die Anna, ihr Mädchen.

Die Zwyssigin ist eine Wäscherin. Sie hat in dreißig Jahre langer Arbeit sich den Rücken krumm geschafft; zwanzig Jahre lang für eine siebenköpfige Familie das tägliche Brot verdient; jetzt, nachdem die Kinder erwachsen und bis auf die Jüngste, die Anna, in die Welt hinausgegangen sind, nun sie es selber leichter haben könnte, soll sie sterben. Sie liegt, das schmale, verkümmerte Gesicht dem Pfarrherrn zugewendet, der ihr ein paar unbeholfene Trostworte gesagt hat. „Das ist schon alles gut und recht, Herr Pfarrer," spricht sie mühsam, „aber — aber es — es ist auch hart, jetzt schon zu gehen — mit fünfzig Jahren, wo wir es nicht mehr so schwer hätten und —"

„In Gottes Sache ist kein Dareinreden," meint der Kaplan. „Laßt es ihn fügen, Zwyssigin! Er kann Euch just sowohl gesund machen als — —"

„Ja, ja," nickt das kleine Weib, legt die dürren, zerwaschenen Finger ineinander, als ob sie beten wollte, und hat einen Ausdruck im Gesicht, der sagt, daß sie am besten weiß, wie es mit ihr steht. „Und das Kind," seufzt sie dann auf; es ist fast ein Schluchzen. Da sieht der Kaplan die Anna am Bettende an. Sein Amt wird ihm schwer; nun soll er auch der etwas sagen, das ihr über die Angst

und den Kummer hinaushilft. Aber das Predigen ist leichter als das Trösten. Longinus rückt auf seinem Stuhl; da hört er die Anna ein tapferes Wort sprechen: „Ihr müßt Euch nicht um mich sorgen, Mutter!“ Die Stimme, deren Ton weich ist und wie das Schwingen einer Saite klingt, geht einem sonderbar zu Herzen. Der Kaplan Longinus hebt das Gesicht wieder dem Mädchen zu, schweigt und kann mit dem Blick nicht gleich wieder von ihren Zügen loskommen.

Die Anna ist mittelgroß und schlank, achtzehn Jahre alt vielleicht. Um das wohlgeformte Gesicht kräuselt sich das dunkelbraune Haar. Das Gesicht hat schöne reine Farben, einen roten Mund, eine feingebogene Nase und unter dunkeln Brauen braune, große, langbewimperte Augen, die jetzt feucht sind. Der Mund ist fest geschlossen, sie will nicht merken lassen, daß sie die Tränen nur mühsam verbeißt.

„Gerne würde ich doch noch leben,“ ringt es sich jetzt wieder von den Lippen der Zwyssigin. Das weckt den Kaplan, er wendet sich ihr wieder zu, spricht zu ihr, betet dann mit ihr, immer unbeholfen, aber immer pflichteifrig. Nur — es ist ihm sonderbar heiß im Herzen, er weiß nicht wie, nicht weshalb. Er ertappt sich auf einem Gedanken: ‚Wärest wieder im Seminar, wo es still ist!‘ Endlich steht er auf. „Ja, habt Geduld, Zwyssigin,“ mahnt er, „betet fleißig. Ich komme wieder nachsehen morgen.“

„Dank, Herr Pfarrer,“ gibt die Frau zurück. „Geh, leucht ihm auch,“ sagt sie zu dem Mädchen, als der Kaplan Ade sagt und sich entfernen will. Die Anna ist flink aus der Tür. In der Küche

macht sie Licht, geht zum Hauseingang vor und öffnet; mit dem Rücken hält sie die Tür fest, mit der Rechten wischt sie noch rasch die Augen, aus denen jetzt die heißen Tropfen hervorbrechen. „Ade, Herr Pfarrer," will sie flüstern, aber die Stimme bricht ihr. Das Leid um die Mutter steht ihr ins Gesicht gezeichnet. Der Kaplan muß stehenbleiben, er mag wollen oder nicht. „Mußt — mußt es nicht so schwer nehmen, Mädchen," sagt er mühsam, hebt die Hand und will die ihre drücken; das gibt ihm das gute Herz als Trost ein.

Die Anna legt ihre Hand, die noch von Tränen feucht ist, bescheiden in die seine. Sie nickt zu dem, was er sagt, und die Tränen strömen reichlicher. Longinus hat wieder das Brennen im Herzen, stärker diesmal. Sein Atem geht rasch. Wie oben auf dem Berg klopft ihm das langsame Herz. Angst wird ihm dabei. Dann geht er an der Anna vorbei aus dem Hause.

*

Ueberall ist jetzt das Gesicht! An den vier Wänden seiner Stube, auf dem Dorfweg, wenn er ihn geht, in der Kirche, wo er steht. Die Muttergottes am Altar selber sieht ihn mit dem Gesicht an, dem Gesichtlein der Zwyssig-Anna. Und der Kaplan Longinus hat bis auf diesen Tag kaum eine Frau angeblickt, kaum eine gekannt, seine überfromme Mutter, die Schwestern und die Mägde ausgenommen. Er weiß auch jetzt kaum, was er sieht; er ist nicht wach; er geht herum und kann nicht klar denken; ihn verwirrt etwas. Im Herzen

hat er das seltsame Gefühl, als ob ein heißer Stein ihn drücke. Dieses Gefühl ist am stärksten, wenn er zu der Zwyssigin muß. Von der ihrer Hütte kann er aber doch nicht wegbleiben. Darum ist er der Pfarrer am Ort, daß er die Sterbenden trösten geht! Zweimal hat er die Zwyssigin verwahrt; immer noch lebt sie; mit zähen Fäden hängt das dürre kleine Weib am Leben; so muß er hingehen, Tag für Tag, fragen wie es steht, aufrichten und reden. Auch lernen muß er etwas, was er in seinem Leben noch nie gesehen hat, nicht daheim, nicht in der Priesterschule: eine große Liebe zwischen zwei Menschen. Daheim haben sie so viel Liebe in die Kirche tragen müssen, daß sie im Hause keine Zeit dafür gehabt haben. In der Priesterschule war für das Studium, für Gebet und Entsagung Raum, aber für das nicht, was zwischen der Zwyssigin und ihrem Mädchen ist. Longinus steht wie mit heimlich gefalteten Händen andächtig davor. Zwischen der Sterbenden und dem Mädchen ist keine Zärtlichkeit, nicht einmal Weichheit, die mit Tränen und vielen Worten redet. Es ist nur groß und wundersam zu sehen, wie die Alte sich zusammennimmt, daß ihr keine Klage und kein Schmerzenslaut entfährt, wenn die Tochter da ist, und wie ihre Hand mit den verwaschenen Fingern und Nägeln jetzt und jetzt einmal der Anna über den schlanken Arm fährt, wie sie kein Wort spricht und er, der Pfarrer, doch deutlich weiß, daß sie gesagt hat: „Ein mächtig Gutes bist, Kind!" Und wiederum, wie die Anna die Mutter aufrichtet, ohne Worte, mit einer Dienstreichung jetzt, mit einem Aufleuchten

in dem jungen Gesicht, selbst mit einem Lachen, wo das Raum hat, mit einer schlichten Kraft vor allem, die in ihrem ganzen Wesen liegt.

Das sieht der Kaplan, und wenn er nachher hinter der Tür, wo sie sich unbeachtet glaubt, das Mädchen gewahrt, wie sie einen Augenblick stillsteht wie außer Atem und ein kurzes Aufschluchzen verwürgt, dann weiß er erst, wie stark die Anna ist und wie tief das sitzt, was sie an die Mutter bindet!

Immer heißer ist das, was ihn selber im Innern drückt nachher. Von der Zwyssigin weg geht er in seine Kirche und betet und windet sich.

*

Der Winter ist über das Dorf, den Kaplan und die sterbende Zwyssigin gekommen.

„Wohl, wohl," sagt die Lene, die Magd, die Longinus von daheim mit in das Bergnest heraufgebracht hat, „das ist noch eine Zeit, das!" Sie steht am Fenster ihrer Küche und sieht durch die einzige Lücke, die daran klebende Eisblumen und angewehter Schnee im Glase gelassen, auf die Straße hinab. Diese Straße heran kommt der Sturmwind gestoben, faßt mit mächtigen, weit ausgreifenden Armen in die losen Flockenfaden, die zwischen tiefhängenden Nebeln und weißem Boden sich spinnen, und wirft sie in Staub und Wirbeln und Wolken auf, an die Hüttenwände, in die Hüttenfenster. Ein Sausen und Brausen ist in der Gasse. Wenn der Schnee sich ans Pfarrhaus wirft, gibt es einen peitschenden Ton, und die Wände stöhnen. Draußen ist alles weiß und wild und fürchterlich, als müßte

das Dorf untergehen im Gejage des unablässig fallenden Schnees. Durch das Unwetter kommt der Kaplan Longinus von einer Kirchenratssitzung heim. Sein Mantel ist hart von Schnee. Vom Hut kann er eine ganze Last weißer Flocken werfen. Ehe er in die Stube tritt, faßte er sich ins Genick, wo ihm kalt ist, und zieht die Hand naß zurück, so dicht ist er mit Schnee beworfen. Die Magd kommt, hilft ihm den Schnee abschütteln und jammert: „Jesus, was für ein Wetter!" Der Kaplan Longinus hustet und fährt mit der Hand nach der Brust. „Kannst mir einen Tee richten," sagt er, „ich muß mich erkältet haben."

Als sie ihm den Tee bringt, sieht die Lene den Herrn ganz zusammengekauert wie einen Alten am Tisch sitzen. Er fährt freilich gleich auf, aber sie kann doch sehen, daß sein Gesicht weiß und hager ist und unter seinen Augen schwere Schatten liegen.

„Ist Euch ganz schlecht?" fragt sie.

„Nein, nein," gibt er hastig zurück und schenkt sich die Tasse voll, die sie ihm hinstellt. Dann wirft er die Worte hin: „Nachher muß ich noch zur Zwyssigin hinunter; zu Ende geht es mit ihr — länger als ein paar Tage kann es nicht mehr dauern." In dem Augenblick ertönt die Hausglocke. Die Magd geht öffnen und kommt mit dem Bericht zurück: „Kommen sollt Ihr schnell, Pfarrherr, die Zwyssigin ist am End."

„Wer ist es gewesen?" fragt der Kaplan. Er steht schon wegfertig da, keucht ein wenig, und auf den schmalen Wangen brennen jetzt zwei rote Flecken.

„Die Anna," gibt die Magd Bescheid.

Da geht er. Die Lene sieht ihm nachdenklich nach. Der wird krank da oben, rechnet sie sich langsam zusammen; der ist das nicht gewohnt, das rauhe Wetter!

Als der Kaplan zurückkommt, läutet schon die Totenglocke. Die Zwyssigin ist gestorben. Longinus kommt mit schweren Schritten und hustend über die Treppe herauf. Wieder hilft ihm die Magd von Mantel und Hut. Er schauert einmal zusammen. „Legen will ich mich heute frühzeitig," sagt er, „es ist mir nicht recht."

„Jesus, und das Begräbnis übermorgen in dem Wetter," klagt die Lene.

„Das kann bis übermorgen lang besser sein," tröstet der Kaplan.

Am andern Tag steht die Zwyssig-Anna in der Pfarrstube und vor dem Hochwürdigen. Sie hat zaghaft an der Hausglocke geläutet, ist mit heißen Backen die Treppe heraufgestiegen und steht scheu und verlegen an dem Stuhl, den der Kaplan ihr hingerückt hat. Sie hat ein schwarzes, ganz schlichtes Kleid an, das wohl an ihrer schlanken Gestalt sitzt; um den Hals trägt sie ein schwarzes Seidentüchlein. Im Gesicht hat sie ein Zucken, das kundgibt, wie sie immer die Tränen verbeißen muß. „Jetzt habe ich eben fragen wollen, Herr Pfarrer, wie es ist mit dem Begräbnis?" hebt sie an. Dann tut sie noch diese und jene Frage über Dinge, die den Todesfall angehen. Auch von dem, was sie nachher anfangen will, kommen sie zu reden. „Es ist jetzt halt eben — weil — weil die Geschwister alle so weit weg sind," stammelt das Mädchen, um zu ent-

schuldigen, daß sie mit all dem den Pfarrherrn behelligt. Der steht an seinem Pult, auf dem er beide Hände liegen hat, und gibt Bescheid, wie er soll und muß. Er steht wacker und gerade auf, wie der Pfarrer vor dem Pfarrkind stehen soll; alles an ihm ist recht und gut, nur bleich ist er, hustet, und im Innern das zahme, fromme Herz ist nicht mehr langsam wie ehedem. Das stürmt wie das Unwetter, das gestern im Dorfe getobt hat und jetzt, wie um zu verschnaufen, schweigt, das drängt und pocht und brennt, und während der Kaplan Longinus, wie er soll und muß, die Zwyssig-Anna belehrt, muß er die Brust ans Pult pressen, damit das Herzklopfen stiller wird, muß sich hüten, hüten, daß sich ihm die Worte nicht verwirren und er nicht sagt, was ihm immer auf die Zunge fährt: „Bleib, bleib bei mir, liebes Mädchen! Bei mir!“ Und daß er nicht die Hände vom Pult nimmt und sie der Anna hinstreckt und — — —.

*

Jetzt hat das Wetter verschnauft. Seit dem frühesten Morgen tobt der Sturm ärger als je. Vom Himmel reißt er Flocken, aus der Luft reißt er sie, vom Boden wirbelt er sie auf. Es ist ein Hexentanz weißer peitschender Eisgebilde. Durch die Wolken und Wirbel stampft und schwankt der Gräbt-Zug*) der Zwyssigin dem Friedhof zu.

„Daß er so weit weg sein muß, der Friedhof,“ murrt ein Bauer, der im Zuge geht. Die andern

*) Begräbnis.

haben zum Murren nicht Zeit, schlagen die Rockkragen hoch und ziehen die Hüte ein. Bis an die Knie stampfen sie im Schnee. Die Weiber ächzen, aber sie schwanken mit. Das ist so im Hochgebirg. Zum Sterben kann einer das Wetter nicht auslesen.

Vor dem Sarge geht der Kaplan in Barett und Mantel, ihm zuneben der Sigrist mit dem Weihwedel und dem heiligen Wasser. Die Zwyssig-Anna schreitet in der ersten Weiberreihe. Sie hat ein schwarzes Tuch um Kopf und Schultern geschlagen, das feuchte braune Haar klebt ihr an beiden Schläfen. Sie hält den Kopf vornübergesenkt und die Lippen verbissen, so mangelt im Zuge etwas, was Sitte ist: das laute Jammern der Hinterbliebenen.

Mühsam windet sich der Zug am letzten Haus von Stein vorüber; der Sturm verschlägt die Stimmen des Schullehrers und des Pfarrers, die die lateinischen Gebete hersagen. Das Stück offener Straße bleibt noch zu überwinden, das zwischen dem Dorf und dem Friedhof liegt. Da kommt es gefahren wie riesige Wellen und überschüttet die Schar. Ein paar Leute wenden sich und arbeiten sich heimzu. „Den Tod will ich mir jetzt noch nicht holen," murrt einer und der andre. Die meisten beißen die Zähne zusammen und tappen halbgeblendet weiter — aufs Geratewohl — dem Sarge nach. „Jesses, was für ein Wetter," knirschen die Sargträger.

Dem Kaplan Longinus reißt ein Windstoß das Barett vom Kopf, wirbelt es über einen Hang hinab — hinab —. Unten im Wildbach mag er es suchen! Am Atem kurz, verhält er einen Augenblick den Schritt. Der Sturm fährt ihm übers Haar. Die

Flocken sausen und nisten sich ihm an den Kopf. Er sieht mit klarem Blick um sich. ‚Das kann dir das Leben kosten,' durchfährt es ihn, und als er wieder husten muß, wie seit zwei Tagen immer und immer, schmerzt ihn die Brust. ‚Das ist ein böser Tag für dich,' kommt ihm wieder ein Gedanke; dann arbeitet er sich weiter, wie es recht und gut und seine Pflicht ist.

Auf dem Friedhof pflegt der Totengräber hastig seines Amtes; auch der Schulmeister beeilt sich; hustend, mit tonloser Stimme sagt der Kaplan die Formeln. Plötzlich fühlt er, daß er neben der Zwyssig-Anna steht, die sich über das Grab beugt und schluchzt. Eben haben sie den Sarg versenkt.

„Mutter," flüstert die Anna, es ist ein einziges halblautes, unendlich schmerzliches Wort. Jeder, der Kaplan nicht allein, muß es heraushören, wie sie dem Mädchen ein Stück Leben in die Grube gelegt haben. Und der Kaplan Longinus wankt. Wild ist der Sturm, kalt, sinnverwirrend, aber Longinus hört nur das eine, daß die Anna gesprochen hat und fühlt nur das eine, daß sie neben ihm steht und arm ist. „Hilf ihr," schreit es in ihm. „Gib ihr die Hand. Sag ihr — — weiß Gott was!" Er will sprechen: „Anna!" Schon steht es ihm auf den Lippen. Da reicht ihm der Sigrist den Weihwedel, und er tut mechanisch, was seines Amtes ist. Nachher drängen die Bauern heran, einer nach dem andern, der Zwyssigin ihr Grab mit dem heiligen Wasser zu besprengen. So kann er, der Kaplan, sich entfernen. Und er macht sich auf den Weg, mühsam, hustend, krank.

Die Lene, die Pfarrmagd, jammert. Alle Augenblicke schießt die Redselige in das und jenes Nachbarhaus. „Jesus, Jesus, was soll es geben! Er traut ihm schlecht, der Doktor, dem Pfarrherrn. Am neunten Tag soll sich's entscheiden!"

„Habt ihr's gehört?" raunen sich die von Stein zu, „schlecht traut er dem Pfarrherrn, der Doktor."

„Mein Gott und Vater, so ein junger Mensch!" zetert eine Frau.

„Nicht lang haben wir ihn gehabt, den neuen Kaplan," sagt ein alter Mann und schüttelt trübselig den Kopf. Einer vom Rat, der weiß, daß in das Bergdorf hinauf nicht leicht ein Pfarrer zu finden ist, schmält: „Einen jungen haben wir gesucht, damit wir für eine Zeitlang versorgt seien, jetzt dauert der noch kürzer als ein alter!"

Indessen sind aus dem Tal herauf Gäste gekommen, der Vater des Kaplans Longinus, der Ratsherr, und seine Mutter, die fromme Frau. Beide haben trübe, aber ergebene Mienen. Sind die angelernt oder sind ihre Herzen so langsam und zahm, wie dem Longinus seines noch bis vor kurzem gewesen ist, eineweg zuckt aus ihrer ergebenen Trauer kein Schmerzschrei auf, haben sie kein Wort wie das Bauernweib, das aufstöhnen würde: „Herrgott, Herrgott, nimm mir den Bub nicht!" Und doch hat der Doktor erklärt: „Ich kann nicht helfen! Helfen kann nur ein Wunder!" —

Und nun ist für den Kaplan Longinus der neunte Tag!

Sturm und Unwetter sind still. Das Flockenweiß ist im Hochtal geblieben, aber es ist hinge-

breitet über die Lehnen und die Wege und das Dorf. Es liegt auf den Firnen, die leuchtend unter dem tiefblauen Himmel stehen, und die hängenden Wälder tragen es, stumm, wie gebeugt unter schwerem, weißem Blust. Die Sonne kommt und gibt Gold auf die Firne, Gold auf den weißen Wald, Gold auf die Lehnen. Das Bergtal strahlt und prangt in Schönheit und heiliger Stille.

In das schöne, reine, stille Bergtal hinaus staunt der Kaplan Longinus an diesem, seinem neunten kranken Tag von seinem Bett aus. Seit kurzer Zeit hat er kein Fieber mehr und ist ganz ruhig, so ruhig, daß der Ratsherr, sein Vater, und seine fromme Mutter und ein paar andre, die um ihn gewesen sind, es gewagt haben, ihn allein zu lassen und drüben in der Wohnstube von Genesung und neuem Amten reden. Der Kaplan Longinus hat ein abgezehrtes Gesicht; schwarz stechen die Bartstoppeln vom Weiß der Wangen ab. Seine grauen, scharfen Augen liegen noch tiefer als sonst in den Höhlen, schauen aber groß und ruhig und voll Staunen. Zu dem, was sie schauen, klopft des Kaplans Herz in großen, frohen Schlägen Beifall. Schön ist es da oben, schön, Longinus! So etwas hast du nie gesehen!

Das Schlagen des Herzens ist nicht mehr ein Aufwallen, das einmal sich hebt und wieder schweigt; — das sinkt und steigt, sinkt und steigt, mächtig und froh, als hätte die Brust sich gedehnt und die enge, langsame Seele wundervoll sich geweitet. Der Tag strahlt in die Fenster der Kammer, das Schneeweiß und das Gold und das leuchtende Himmels-

blau. „Schön — schön," flüstert der Kaplan Longinus.

Jetzt geht unten die Haustür. Seit der Kaplan so krank ist, wird sie nicht mehr geschlossen; ungehindert kann jeder hin und wieder gehen. Longinus hat das Knarren der Tür gehört, aber kaum darauf geachtet. Er wird erst aufmerksam, als im Flur, dicht bei seiner Tür, ein Flüstern anhebt. Die Magd spricht da und — und eine, die nach dem Kranken fragen kommt.

Was?!

„Wie es ihm geht, habe ich fragen wollen?" tönt es jetzt. Dann die Antwort: „Fast gut, meine ich, geht es jetzt." Und wieder die andre Stimme, klarer, etwas lauter: „Dem lieben Gott sei Dank! Er ist auch gar ein guter Herr! So gut ist er gewesen mit der Mutter und mit mir, solang die Mutter krank gewesen ist und —"

Ein leises Schluchzen beendigt die Worte.

Der Kaplan Longinus hat sich im Bett aufgerichtet und lauscht. Die — die Zwyssig-Anna! — Mein Gott! Nachfragen kommt sie!

Er hört nicht, daß sie nur die alltäglichen Worte sagt, mit denen jedes Pfarrkind nach dem Seelsorger fragen wird. Er hört nur, daß sie da ist — da! O Leben! Leben! — Nun hat er kein Brennen mehr im Herzen. Nichts quält ihn mehr. Eitel Freude ist in ihm und Wonne am Leben, Hunger zum Leben! Durch die engen Gänge halbblinder Frommheit gegangen, steht er plötzlich vor einer offenen Tür. Weit ist es dahinter. Die Firne strahlen, es schimmern die Lehnen, der wunder-

same Himmel blitzt und flammt. Schön ist das, schön! Und die Anna ist da, die schlanke, mit dem ernsthaften Gesicht, mit dem tapferen Sinn und der großen Liebe zur Mutter. Zu dir will ich kommen, Mädchen, Anna! Beieinander bleiben werden wir. Lieb — will ich dich haben. Und — — — —

Ah!

Im Wohnzimmer drüben die Leute und draußen im Flur die Magd und das junge Mädchen fahren zusammen. War das nicht ein Schrei? Mehr noch ein Jauchzen! Aber aus des Kaplans Longinus Stube kam es her! „Ratsherr,“ stammelt die Magd unter der Wohnstubentür. Der ist schon an ihr vorbei und tritt in die Krankenkammer. Langsam und sacht, wie sich's ziemt, kommen die andern ihm nachgegangen. Da liegt der Kaplan Longinus in den Kissen. Die Kissen sind von rauhweißem Leinen, das Gesicht des Kaplans ist weißer und still. Weiß und still wie der Schnee an den Lehnen und Firnen.

„Tot,“ sagt der Ratsherr, sein Vater. Fast im gleichen Atemzuge fängt er schon demütig zu beten an. Die stammelnden Stimmen der andern mischen sich mit der seinen.

Tot ist der junge Kaplan Longinus, dem, ehe er gestorben ist, die Welt aufgegangen, die liebe, schöne, weite Welt, in die hinein für ihn kein Weg gewesen!

Die Geschwister

„Was für ein hohes stattliches Haus Ihr habt, Hochwürden?" sagte ich zu meinem Gastgeber in Wildberg, dem Dorf, das den schwarzen, stillen Wald zum Nachbar und die weißen, stilleren Firne zu Hütern hat.

Der habliche alte Bergpfarrer lächelte geschmeichelt. „Ein adliges Haus," sagte er. „Und adlige Menschen haben darinnen gewohnt!" Er zog seine eigne aufrechte Gestalt hoch, bedeckte sich mit dem Barett und machte sich zum Kirchgang fertig. „Am Abend beim Lampenlicht erzähle ich es Euch," sagte er im Hinausgehen.

Das Haus war aus Stein gemauert, stand neben der neuen Kirche, welche die von Wildberg dorthin gestellt hatten, wo sie über Wald und Hänge hinabsah und hatte eine alte, hochbogige Tür mit schwerem Messinggriff, eine Flucht kleinscheibiger Fenster und ein schweres, schwarzes Schindeldach. Auf dem letzteren wucherte grünes Moos, und lange Hauswurzdolden schmiegten sich an das faulende Schindelwerk. Des Pfarrherrn Wohnstube hätte einer zwölfköpfigen Familie reichlichen Raum geboten. „Ein Kreuz ist es, daß der Herr Pfarrer nicht eine kleinere Stube nehmen will," seufzte die Pfarrmagd, vor der ich die Größe der Stube rühmte. „Der Ofen

frißt mehr Holz als erhört ist," fügte sie hinzu. Der Ofen war aus Serpentin gemauert und stand mitten in der einen Stubenlängswand. Breit stand er heraus, wie ein schwerer Bauer selber in seiner Stube steht; vier Menschen konnten sich oben auf seiner abgeschliffenen Platte wärmen. In einem Stein seiner Frontplatte waren zwei Namen und eine Jahrzahl eingemeißelt:

Gerold Zopp
Juliana Zopp
1805.

Auf diese Namen deutete am Abend, als wir unter der Hängelampe und oben am langen Eßtisch beieinander saßen, der Pfarrherr. „In unsern Bauernhäusern," begann er, „findet Ihr so die Namen des Mannes und der Frau in den Ofen eingemeißelt. Die zwei aber sind nicht Mann und Frau gewesen!

Den Mann, den Gerold, habe ich nicht mehr gekannt; zehn Jahre, ehe ich hierher in meine Gemeinde kam — dreißig Jahre amte ich nun hier — ist er gestorben; die Juliana aber lebte noch und war damals 82 Jahre alt. Im Tal unten gehen wenig Sechzigjährige herum, die noch so viel Kraft und Zäheit haben wie die Juliana, als ich sie kennen lernte. Sie war groß gewachsen und von hagerer, hartknochiger Gestalt. Wenn Ihr an unsern Hängen hinaufklettert, könnt Ihr auf Bergrippen da und dort einzelne Tannen stehen sehen, hoch, karg, zäh, gerade und eigensinnig wider die Stürme sich stellend. Wie ein solcher Baum war die Juliana. Ihr Gesicht hatte die Farbe der sturmverwitterten Rinde,

hatte ihre Risse und Furchen und ihre Härte, und ihr Rücken bog sich nicht, wie der starre Baumstamm sich nicht biegt. Ihr Haar war rostgrau und noch stark. Ihre Hände waren groß, knochig und schwer. Sie ging wenig mehr unter die Leute, diese und jene Kranke und Arme besuchte sie; denn sie war zum Angsthaben reich, wie die Wildberger sagten, aber auch zum Freudhaben wohltätig. In die Kirche kam sie regelmäßig, und es machte sich, daß ich mit ihr um ihrer aufrechten und herben Frommheit willen näher bekannt wurde. Als ich zum erstenmal in dieser Stube bei ihr saß, fand ich, daß, wie sie schon an Gestalt mich überragte, auch sonst ihr Blick manchmal wie verloren über mich hin ins Leere ging, so wie man eben Dinge und Menschen übersieht, die einen wenig kümmern, nachher lernte ich, daß ihr Leben keinen Inhalt mehr hatte, seit zehn Jahre vorher der gestorben war, dessen Namen dort oben am Ofen über dem ihren steht. Jener Gerold war ihr Bruder. Und um dieser seltsamen Tatsache willen, daß zwei Geschwister gegenseitig völlig eines des andern Leben erfüllt und eines dem andern genügt haben, will ich Euch ihre Geschichte erzählen. Sie geht um in Wildberg, sie ist überliefert, wie die alten Geburtsregister und vielleicht genauer als diese.

Den Gerold Zopp also habe ich nicht mehr gekannt. Wie aber seine Geschichte sich erhielt, so erhielt sich die Erinnerung an seine äußere Erscheinung, und von dieser erzählen die von Wildberg: Der Gerold war groß und hager wie seine Schwester. Sein Kopf mit dem schwarzen Haar überragte den

der Juliana noch um Halbhandbreite. Sein Gesicht war von schönem, starkem, ebenmäßigem Braun, der lange schwarze Bart, die dichten Brauen und die scharfen unter eckigen Stirnknochen stehenden dunkeln Augen paßten wohl in die wetterdunkeln Züge. Diese waren groß, kräftig, wie die ganze schwere Gestalt etwas steinhaft Festes hatte.

„Das waren ein paar Leute, der Gerold und die Juliana," erzählen die von Wildberg, „wenn sie nebeneinander über die Gasse schritten, war der stärkste Bauer klein neben ihnen."

Ihre Geschichte aber ist diese:

Als im Frühjahr 1799 die Franzosen in Uri einfielen und das Volk sich wider sie erhob, stand auch der Ratsherr Zopp von Wildberg, ein alteingesessener hablicher Bauer, zu denen, die unter Vinzenz von Schmid bei Flüelen den Feinden entgegentraten. Mit der zersprengten Schar der Urner floh er das Reußtal aufwärts und stellte sich mit denen abermals zum Kampf, die bei Wassen den Welschen entgegentraten. Da aber von den Franzosen für die Weiber und Kinder, die im Dorfe zurückblieben, wenig Gutes zu erwarten war, so hatten sich in Wassen viele Familien der Kämpfenden gesammelt, die vor dem nahenden Feinde geflohen und ihren Wärtern und Beschützern nachgezogen waren. Auch von Wildberg herab, wo vordem schon auf einem Streifzug welsche Soldaten übel gehaust und Schrecken verbreitet hatten, war eine Schar Flüchtiger Wassen zugeeilt. Unter ihnen ging die bleiche, kränkliche Ratsherrin, des Zopp Weib, mit ihren Kindern, der achtjährigen Juliana und dem sechzehnjährigen

Gerold, dem der Vater, als der in den Kampf ging, das Mitgehen versagt und geboten hatte, daß er die Frauen geleite.

Der Kampf um Wassen und das Kirchlein, das von grünem Hügel weit in das Tal hinabsieht, dauerte einen schweren, heißen Tag. Dann zersplitterte die kleine Schar der Bergbauern vor dem Menschenkeil, den General Soult in ihre Reihen trieb und zerstob in wilder Flucht wie Spreu vor dem Sturme. In die Seitentäler und Schlupfwinkel fuhr das flüchtige Volk. Die Welschen aber, wütend über die, die langen und zähen Widerstand geleistet, spürten sie auf wie der Jäger das Wild, und es geschah viel Untat.

Ein Haufe von dreißig Männer, Weibern und Kindern hatte sich bei Göschenen talein gewandt und verbarg sich vor den nachdrängenden Franzosen in den Steintrümmern und dem Waldwerk unterhalb des „Gwüest". Unter ihnen schwankte der Ratsherr von Wildberg, Chrysostomus Zopp, wund und erschöpft; eine Kugel hatte ihm die Schulter durchschlagen und den linken Arm gelähmt. Sein Weib und seine Kinder waren bei ihm. Der helle, sonnige Tag ging aus dem Tal, als sie in einer von zwei Steinbröcken gebildeten tannenüberdachten Höhle sich eingruben. Diese lag in einer weit sich hinziehenden, von einem Bergsturz zeugenden Trümmerhalde, aus der im Laufe der Jahrhunderte wieder Wald gewachsen war. In dem Chaos von Blöcken und Bäumen war an diesem Abend ein sonderbares heimliches und ängstliches Leben. Da bargen sich die Flüchtigen vor den welschen Verfolgern. Der

Ratsherr saß mit dem Rücken an einen Felsen gelehnt; das bartlose Gesicht war fahl, die fleischigen Lider sanken immer wieder über die starr blickenden Augen, wenn er sie gewaltsam aufriß, das weiche Haar und das grobe, schwere, dunkle Schafwollgewand waren voll Blut; um die zerschossene Schulter schlang sein Weib einen neuen Verband. Der wunde Mann stöhnte, und es war fürchterlich zu hören, wie aus der schweren Gestalt die Schmerzlaute sich wider allen Willen und unendlich mühsam hervorrangen. Die Zoppin hatte ein Gesicht wie eine Tote. Sie war hager und groß, hatte schwarzes Haar und scharfe, spitze, kranke Züge; selber sich mühsam schleppend, tat sie am Manne ihre Pflicht; aber es war manchmal, als müßte sie über ihn hinsinken, wenn sie sich zu ihm neigte. Der Gerold säuberte eine schattige Stelle ihres Schlupfwinkels von Schnee, der darin zurückgeblieben war, und die dunkelhaarige, schlanke Juliana griff mit den festen Händen selbst in den vereisten Winterrest und half dem Bruder.

„Da oben steht noch Wildheu," sagte Gerold, als er sich einmal von der Arbeit aufgerichtet und an die jenseitige baumlose Lehne hinaufgeblickt hatte, „das hole ich nachher, dann kann die Mutter Euch betten, Vater." In seinem Gesicht war keine Aengstlichkeit, die braunen Augen leuchteten kühn unter den kohlschwarzen Brauen. Das Gesicht war voll, er hatte eine samtweiche, aber seltsam braune Haut, und seine Gestalt war von festem und doch geschmeidigem Bau, schmuck saß ihm das braune, tressengeschmückte feiertägliche Ueberhemd, das er zur Flucht

als sein Bestes angelegt hatte, und die dunkle Hose saß knapp am starken Bein. Er arbeitete unverdrossen, und das schöne Ebenmaß seiner Gestalt trat voll zutage, während er in gleichmäßigen Bewegungen sich neigte und streckte.

Die Bäume rauschten ob den Flüchtigen, der Wind zog rauh aus Norden, hoch in den Lüften aber brauste ein Weststurm und jagte Wolken über den Damastock herauf. Es dunkelte schnell. Als es ganz Nacht war, sahen sie da und dort ein Feuerlein durch die Bäume scheinen.

„Die Narren," zuckte der wunde Ratsherr, die Augen weit gesperrt, auf, „brauchen ihnen auch noch Zeichen zu geben, den Franzosen."

Nachher sank ihm der Kopf schwerer auf die Brust; es war, als müßte auf das Aufflackern der Tod folgen.

„Maria, Mutter Gottes," stammelte die Ratsherrin und setzte sich erschöpft auf einen Stein; mit farblosen Lippen und die Hände im Schoß gefaltet, betete sie stumm und verzweifelt weiter. Im hängenden Wald gingen seltsame Geräusche, das dumpfe Murmeln von Stimmen, das Rauschen der Baumkronen. Aus dem Tobel, in dem der Wald endete, donnerte das Getöse des Wildbachs herauf und das murrende Schlagen der Steine, die er in seinem Grunde wälzte. Ein-, zweimal tauchte ein bleiches Gesicht aus den Waldstämmen.

„Seid Ihr da, Zoppin?"

„Seid Ihr es, Ratsherr?"

Das waren Leidensgenossen, die durch die Bäume streiften und spähten.

Der Gerold hatte seine Arbeit beendet, er richtete sich auf und sah durch die Waldlücke hinaus an die jenseitige Halde. Es war schwerdunkel jetzt. Die Wildheuschicht war nicht mehr zu erkennen, alles war schwarz, einförmig nachtfarben. Nur der Himmel hat einen helleren Ton, und der düstere Salbitschyn stand an ihm auf wie hingebaut, ein mächtiger Stern flammte zur Linken des schwarzen Berghauptes, nur dieser eine, sonst war kein Licht am Himmel, und es war wundersam und groß, wie nur die zwei stummen Genossen hoch über dem angstschwülen Walde standen, der finstere Berg und der flammende Stern.

„Jetzt meine ich, kann ich gehen — nach dem Heu," flüsterte Gerold.

„Jesus, geh nicht," stammelte die Ratsherrin. „Wer weiß, ob sie nicht am Weg herumschleichen, die Franzosen."

„Sie sollen mich schon nicht sehen," flüsterte der Bub zurück.

„Ach, bleib," ächzte der Ratsherr.

Da brach der Laut eines Schusses durch die Nacht, jäh, zischend. Dann blieb es wieder einen Augenblick still, atemlos still.

„Was ist das?" lispelte die achtjährige Juliana, ihre braunen Augen schienen groß und erschreckt aus dem bleichen Gesicht. Der Ratsherr ächzte und versuchte sich aufzurichten; aber die Augenlider waren ihm wie Blei, und es war eine Qual zu sehen, wie der wunde Mann umsonst gegen die Ohnmacht stritt.

Jetzt wurde es lebendig im Wald. Neue Schüsse klangen aus der Richtung herauf, wo der Fußsteig lag. Schreie und Kommandorufe mischten sich mit

ihnen. Plötzlich folgte ein wirres Durcheinander von Rufen, Kreischen, Lästern, dazwischen Schußschläge, Laute wie das Aechzen ringender Menschen und wiederum Laute wie Heulen, als würfe sich eine Herde Wölfe würgend auf wehrloses Volk.

„Jesus," stammelte die Ratsherrin.

„Die Franzosen," stieß der Ratsherr heraus. „Fort," stöhnte er weiter, in fürchterlicher Erregung, „fort, Ihr, Frau, Juli! Nimm sie, Gerold, über die Alp ins Maiental — heim — fort!" Er bäumte sich vor Schmerz, während er die Worte schrie.

Derweilen kam flüchtiges Volk kreischend durch den Wald gestoben. Die ersten eilten wie toll vorüber. Einer, der gerade an der Stelle, wo Zopp und die Seinen lagen, aus dem Unterholz brach, hielt an und stand Rede.

„Der Z'graggen von Steg — geschossen hat er auf die Franzosen aus dem Hinterhalt, wie sie unten vorbeigegangen sind! Jetzt sind sie im Wald! Alles schlagen sie nieder! Macht, daß ihr weiterkommt!"

Als der flüchtige Bauer das hervorgekeucht hatte, sprang er in wilder Flucht davon. Aber ein Weib kam gerannt. „Flieht," schrie sie, „keinen lassen sie am Leben, die Welschen, Weiber und Kinder schlachten sie ab, die Tiger!" Damit verschwand auch sie.

Der Ratsherr rang nach Atem, zu Worten hatte er nicht mehr Kraft. Die Zoppin stand wie entgeistet. Der Gerold hatte nach des Vaters Gewehr gegriffen. Er stand kerzengerade da, aber keine Farbe war mehr in seinem Gesicht. Dicht neben ihm stand die junge Schwester, schlank, aufrecht, unwillkürlich faßten sie sich bei der Hand. Da zwang der Rats-

herr zwei Laute hervor. „Die Kinder,“ verstand sein Weib. Es kam Leben in sie. „Lauf, Gerold,“ schrie sie. „Nimm das Kind! In die Alp, Bub!“

Ein Schuß tönte ganz nah. Die Kugel schlug in eine Tanne ein paar Schritte von ihnen ab.

„Lauf, Bub!“ schrie die Zoppin.

„Beim Eid nicht!“ knirschte Gerold und hob das Gewehr. Da schlug die verzweifelte Frau ihm die Waffe aus der Hand. „Soll das Kind umkommen?“ schrie sie ihn an.

Unwillkürlich sah der Bub auf die junge Schwester nieder. ‚Die mußt retten,‘ gab der Augenblick ihm ein. Da riß er sie empor. Jetzt trug er sie. Nicht ein Wort vermochte er mehr zu Vater und Mutter zu sagen. Schon brachen welsche Soldaten durch die Bäume. Er stob davon. Hinter ihm riß die Zoppin halb von Sinnen das Gewehr an die Schulter und feuerte es auf einen der Feinde ab, der heranstürmte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Gerold gewann die Alp. Er war stark und weggewohnt. Die Juliana glitt ihm aus dem Arm. „Selber gehen will ich jetzt,“ sagte sie tapfer. Dann reichte er ihr wieder die Hand und sie schritten fürbaß. An den Alphütten wollten sie rasten, aber als sie vorsichtig weiterschritten, sah der Bub welsche Soldaten vor den Hütten lagern, da schlug er sich mit der Schwester nordwärts in die Felsen und stieg mit ihr den schweren Berg hinan und zum See hinauf, an dem vorbei der Fußpfad ins Voralptal hinüberführt. Am See nach langem Steigen gönnten sie sich Ruhe. Völlig erschöpft sanken sie auf den

Boden nieder, den noch die harte winterliche Schneekruste deckte. Die Nacht war heller geworden, der Westwind blies stärker und hatte noch einmal den Himmel von Wolken reingefegt. Mehr Sterne leuchteten jetzt. „Gut ist's, daß Sterne sind," sagte Gerold, „und daß ich in der Alp gewesen bin, früher, sonst hätte ich mich nicht hinaufgefunden."

Die Juliana rückte ganz nahe an ihn heran, schauerte und zog das graue Tuch fester, das sie um die Brust geschlungen trug. Ihre Züge zuckten. „Was haben sie ihnen wohl getan, dem Vater und der Mutter?" fragte sie, dann schluchzte sie jäh auf. Der Gerold hing den Kopf, eine Antwort hatte er nicht. Er faßte nur wieder des Mädchens Hand. Die Berührung tat beiden wohl. Der halberwachsene Bub hatte sich bislang nicht viel um das Kind, das nachkam, gekümmert. Jetzt, in der Finsternis, in der Totenstille, da sie beide gotteserdenallein auf dem hohen, kahlen, kalten Berge saßen, kam ihm ein eignes Gefühl an. ‚Die — die Juliana, die mußt retten! Heimbringen mußt sie, Sorge mußt zu ihr tragen!' redete es in ihm. Unwillkürlich legte er die Arme um sie. Dann fiel ihm ein, daß sie da nicht bleiben konnten. „Eine Stelle müssen wir suchen, wo wir ausruhen können," sagte er. Dann stand er auf, führte die Juliana und suchte einen Unterschlupf. Er fand einen überhängenden Felsen, wo das Erdreich bloßlag und weder Wind noch Schnee hindrang. „Wie eine Stube ist es da," sagte das Kind, als sie sich niederließen, und dann kam ihm das Leid wieder. „Jesus Maria, der Vater und die Mutter, wo sind sie?" schluchzte es. Der

Gerold verbiß die Zähne, das Flennen war ihm so nah, daß es ihn würgte. Aber er zog die Juliana zu sich nieder, daß sie auf seine Knie zu sitzen kam. Den Rücken vom Felsen gestützt, hielt er sie in beiden Armen und noch weinend lehnte sie sich an ihn. So saßen sie lange, sprachen nicht, atmeten nur schwer und verschluckten Tränen. Endlich zwang sie die Müdigkeit und die Bergtotenstille. Der Kopf kam dem Gerold ins Nicken, auch die Juliana schlief ein. So lagen sie in der wilden, öden, verlorenen Höhe.

Die Nacht verging, während sie schliefen; ein eiskalter Luftzug weckte sie. Sie fröstelten beide und als sie um sich sahen, war alles weiß und Flocken wirbelten außerhalb ihres Schlupfwinkels. „Schnee," entfuhr es der Juliana. Gerold schaute nur um sich, verbiß die Zähne und schnitt ein sonderbares Gesicht, halb zornig, halb furchtsam; der Zorn war gewollt; die Furcht sollte er verdecken. „Wir müssen bald fort, der Weg ist weit," sagte er; dann entnahm er einer Tasche, die er umhängen hatte, Käse und Brot, und sie aßen ihr Frühbrot. Die Juliana hatte Tränen in den Augen. „Flenn nicht," sagte der Bub.

„Der Vater und — und die Mutter!" schluchzte sie wieder.

Nachher erhoben sie sich und gingen. Als sie ihre Felsstube verließen, faßte sie der Sturm. Er warf sich über sie, wie das Raubtier sich auf die Beute stürzt. Die Juliana mußte sich am Bruder halten. Der schlug die Kapuze seines Hirtenhemdes auf, reckte sich und stemmte den Oberleib vor; seine

Kraft wuchs mit der Gewalt, die sich seinem Weg entgegenstemmte; er vergaß der Angst um Vater und Mutter. Seine Augen blickten hell, und während die Flocken ihm das braune Gesicht peitschten, tat ihre Kälte ihm wohl und machte seine Gedanken sonderbar scharf und klar. Langsam und mühselig stiegen sie an pfadloser Lehne hin.

„Bist auch recht?" fragte zuweilen atemlos die Juliana den Bruder. Ein-, zweimal stammelte sie schaudernd: „Ganz naß bin ich."

Zum ersten nickte er, zum zweiten sagte er kurz: „Nimm das Tuch fest." Den Arm um ihre Hüfte gelegt, führte er das Kind sicher wegab.

Der Sturm wuchs indessen, der in der Nacht aus Norden herfahrend den Westwind besiegt hatte. Es schneite in Fetzen, alles war weiß; der Fuß sank tief ein, wo er hintrat. Um die Mittagszeit kamen sie an den Fuß der Gletscher, die vom Sustenhorn ins Voralptal auslaufen. Was Gletscher war und was Alp, unterschied keiner mehr. Alles war weiß, alles kalt, alles weglos.

„Weißt den Weg?" fragte die Juliana wieder und wieder. Der Gerold ging jetzt mit verbissenen Zähnen und antwortete nicht. Er stützte die Juliana, denn sie war müde und sie hatten sich noch nicht Rast gegönnt, um ihr Mittagsbrot zu verzehren. Schweigend klommen sie der Moräne entgegen, über die sich's an die Meienwand hinuntersteigt. Plötzlich blieb der Gerold stehen und sah sich um. Aber er sah nicht weit. Die Nebel hingen über die Berge, und es war nichts als sie, die grauen, hängenden Wolken und darunter das blendende endlose Weiß.

„Die Wand," sagte der Bub halb zu sich selber, „sie sei nicht leicht, die Wand." „Du bist müd, gelt?" fragte er dann das Kind.

„Ja, schon," gab das Kind zitternd zurück.

„So müssen wir da bleiben, die Nacht."

„Jesus, nein!"

„Komm nur," sagte er und dann hob er sie plötzlich wieder, wie gestern, als er sie aus dem Walde getragen hatte. Und während er sie trug, quoll eine heiße Liebe zu dem ohnmächtigen jungen Wesen in ihm aus. „Ich schaue schon zu dir, hab' nicht Kummer," sprach er ihr zu.

Eine Weile kletterte er an der Steinhalde aufwärts; dann erspähte er einen Steinblock, ähnlich dem, der ihnen in der vergangenen Nacht Obdach gegeben hatte. „Da bleiben wir," sagte er, als er ihn erreichte und ließ die Juliana zu Boden. Aber als sie sich einnisteten, sahen sie, daß sie nicht so sicher nächten würden wie gestern. Wenn sie sich ganz unter den Stein drückten, erreichte der Schnee sie nicht, aber der Wind drang heran und es war bitterkalt. Sie saßen eine Zeitlang dicht aneinander gekauert. Die Juliana fror. Zuweilen machte ein Schluchzen ihren Körper zittern. Der Gerold legte die Arme um sie. „Komm, ich wärme dich!" Aber es half wenig. Endlich sagte er: „So geht es nicht! Ich muß Holz suchen, daß wir ein Feuer machen."

Er stand auf. „Bleib ruhig hier," gebot er, „ich komme wieder." Mit großen Schritten stieg er durch den Schnee abwärts.

Die Juliana meinte ihn zurückrufen zu müssen.

Sie fürchtete sich allein in der Bergöde; dann schrie sie auch seinen Namen, aber der Sturm verschlug ihre Stimme, und er hörte den Ruf nicht mehr. Da drückte sie sich zitternd in ihr Versteck; sie wußte, daß sie lange warten mußte; die letzten verkümmerten Arven standen wohl eine Stunde tiefer im Tal. Aber obgleich sie das wußte, schien ihr die Zeit endlos, daß er nicht wiederkam, der Gerold. Gar nicht mehr schien er zu kommen! Die Angst trieb sie aus ihrer Ecke. Sie lief in den Schnee hinaus und schrie des Bruders Namen in den Sturm; dann ging sie wieder zurück und setzte sich vor Frost und Nässe schüttelnd an ihren alten Platz und flennte, als müßte sie sich zu Tod weinen. Endlich, da sie einmal wieder verzweifelt aufsprang, kam der Gerold die Halde heraufgestiegen, groß, stark, die Arme voll Holz. Der Juliana sprang das Herz im Leibe vor Jubel. Sie vergaß, was sonst ihr Leid war, daß sie in der Einöde saß, daß Vater und Mutter fort waren, weiß Gott wo! War ja doch der Gerold wieder da, der große, der mutige! Ihr Herz schlug dem Bruder entgegen. Wenn nur der wieder kam! Und sie stand im Schnee und streckte ihm die Arme entgegen und jauchzte: „Gerold!"

Der aber, der schwer beladen sich durch den Schnee heraufarbeitete und erschöpft von Arbeit und Wegmühsal mit dem Sturm stritt, trug dasselbe Drängen in sich. Ihn zog es zu ihr wie sie zu ihm, und während er mit verbissenen Zähnen seines Weges stieg, redete es in ihm: ‚Du da oben, Juliana, Schwester, du sollst mir nicht umkommen, beim Eid, du nicht, solange ich mich regen kann!'

Er saugte Mut und Kraft aus dem Mitleid mit dem Kind, das er hütete und aus der jäh in ihm erwachten Anhänglichkeit an die kleine Schwester, die mit ihm in der Einöde verlorene Schwester.

Nachher saßen sie hinter dem Feuer, das der Bub schürte. Sie gewannen doch so viel Wärme, daß sie den Hunger spürten und fast zufrieden eine kurze Mahlzeit hielten. Der Tag verging darob. Der Gerold schürte das Feuer, die Juliana saß im Felswinkel und betete. Als es Nacht war, richtete der Bub ihr ein Lager: „Leg dich. Ich muß wach bleiben, daß das Feuer nicht ausgeht," sagte er.

„Aber das Holz," warf die Juliana ein.

„Ich will's hinhalten, solange es geht," sagte der Gerold und sah unruhig auf die wenigen Aeste, die ihm noch verblieben. Dann drängte er die Juliana wieder, sich zu legen, und sie gehorchte. Aber sie schlief nicht. Sie sah ihm von hinten zu, wie er sich Stunde um Stunde um das Feuer mühte, bis es mottete und sank und erlöschte, und fühlte, wie es kälter und kälter wurde. Endlich kam er zu ihr hingekrochen, und als er sie wach sah, umfaßte er sie wieder und legte sich so, daß er mit seiner breiten Gestalt den Wind abhielt. Der Sturm ließ nicht nach und der Schnee nicht und die Nacht war lichtlos, schwer, kalt.

„Müssen wir sterben?" flüsterte die Juliana einmal. Der Gerold sah trotz der Finsternis ihre großen dunkeln Augen leuchten und sah den Schrecken darin. Aber er rückte nur näher und sagte kein Wort. Der Wind drehte sich jetzt, er warf ganze Schauer von Flocken in die Felsennische. Der Bub

fühlte, wie es feucht und schwer an seinem Rücken hing; aber der Schnee stob selbst über ihn hin und erreichte die Juliana. „Müssen wir sterben?“ wiederholte sie heimlich, fast gefaßt.

„Sag ein Vaterunser,“ gab der Gerold zurück. Dann lagen sie wieder still, er nur immer bedacht, das Kind mit dem eignen Leibe zu decken und zu wärmen, die Juliana klaglos, ergeben. „Daß du nur da bist, Gerold,“ hauchte sie einmal.

Aber die Nacht verging und sie lebten noch. Als das graue Tagen anhob, stand der Bub auf, strich sich durch das wirre volle Haar, stampfte und schlug mit den Armen, um sich zu erwärmen. Allmählich kam ein dünnes Rot in seine braunen Wangen. „Jetzt essen wir, dann müssen wir auf!“ sagte er. „Es wird ein böser Weg,“ fügte er hinzu, als die Juliana und er schon das letzte Brot aus der Tasche verzehrten. Sein Blick ging über die Schneelehne nach der Höhe, wo der weiße Bergsaum wie mit feinem Messer geschnitten gegen den Himmel abstach.

Bald darauf begannen sie den Anstieg. Bis zur Höhe zogen sie mutig, fast fröhlich; der Gerold führte die Schwester. Sie sanken bis an die Knie im Schnee ein und das Steigen war mühsam; aber die Hoffnung, die an jedem neuen Morgen den Menschen stark macht, trieb sie. Es schneite nicht mehr, nur der Wind pfiff über die Halde herab, faßte den Schneestaub und wirbelte ihn auf, daß es wie hohe Wellen über die beiden Menschen herabschlug und sie verschlang. Es wollte ihnen den Atem nehmen.

Er saugte Mut und Kraft aus dem Mitleid mit dem Kind, das er hütete und aus der jäh in ihm erwachten Anhänglichkeit an die kleine Schwester, die mit ihm in der Einöde verlorene Schwester.

Nachher saßen sie hinter dem Feuer, das der Bub schürte. Sie gewannen doch so viel Wärme, daß sie den Hunger spürten und fast zufrieden eine kurze Mahlzeit hielten. Der Tag verging darob. Der Gerold schürte das Feuer, die Juliana saß im Felswinkel und betete. Als es Nacht war, richtete der Bub ihr ein Lager: „Leg dich. Ich muß wach bleiben, daß das Feuer nicht ausgeht,“ sagte er.

„Aber das Holz,“ warf die Juliana ein.

„Ich will's hinhalten, solange es geht,“ sagte der Gerold und sah unruhig auf die wenigen Aeste, die ihm noch verblieben. Dann drängte er die Juliana wieder, sich zu legen, und sie gehorchte. Aber sie schlief nicht. Sie sah ihm von hinten zu, wie er sich Stunde um Stunde um das Feuer mühte, bis es mottete und sank und erlöschte, und fühlte, wie es kälter und kälter wurde. Endlich kam er zu ihr hingekrochen, und als er sie wach sah, umfaßte er sie wieder und legte sich so, daß er mit seiner breiten Gestalt den Wind abhielt. Der Sturm ließ nicht nach und der Schnee nicht und die Nacht war lichtlos, schwer, kalt.

„Müssen wir sterben?“ flüsterte die Juliana einmal. Der Gerold sah trotz der Finsternis ihre grossen dunkeln Augen leuchten und sah den Schrecken darin. Aber er rückte nur näher und sagte kein Wort. Der Wind drehte sich jetzt, er warf ganze Schauer von Flocken in die Felsennische. Der Bub

fühlte, wie es feucht und schwer an seinem Rücken hing; aber der Schnee stob selbst über ihn hin und erreichte die Juliana. „Müssen wir sterben?“ wiederholte sie heimlich, fast gefaßt.

„Sag ein Vaterunser,“ gab der Gerold zurück. Dann lagen sie wieder still, er nur immer bedacht, das Kind mit dem eignen Leibe zu decken und zu wärmen, die Juliana klaglos, ergeben. „Daß du nur da bist, Gerold,“ hauchte sie einmal.

Aber die Nacht verging und sie lebten noch. Als das graue Tagen anhob, stand der Bub auf, strich sich durch das wirre volle Haar, stampfte und schlug mit den Armen, um sich zu erwärmen. Allmählich kam ein dünnes Rot in seine braunen Wangen. „Jetzt essen wir, dann müssen wir auf!“ sagte er. „Es wird ein böser Weg,“ fügte er hinzu, als die Juliana und er schon das letzte Brot aus der Tasche verzehrten. Sein Blick ging über die Schneelehne nach der Höhe, wo der weiße Bergsaum wie mit feinem Messer geschnitten gegen den Himmel abstach.

Bald darauf begannen sie den Anstieg. Bis zur Höhe zogen sie mutig, fast fröhlich; der Gerold führte die Schwester. Sie sanken bis an die Knie im Schnee ein und das Steigen war mühsam; aber die Hoffnung, die an jedem neuen Morgen den Menschen stark macht, trieb sie. Es schneite nicht mehr, nur der Wind pfiff über die Halde herab, faßte den Schneestaub und wirbelte ihn auf, daß es wie hohe Wellen über die beiden Menschen herabschlug und sie verschlang. Es wollte ihnen den Atem nehmen.

Endlich standen sie auf der Höhe, wo das graue Geklüft sich jäh ins Meiental hinabsenkt. Der Gerold hielt inne.

„Mein Gott," entfuhr es der Juliana. Sie starrte mit entsetzten Augen in die Tiefe.

„Laß mich los! Hinter mir bleibst, Schritt für Schritt! Nachher trag' ich dich!" befahl der Bub mit verhaltener Stimme. Dann ging er voran, das Mädchen dicht hinter sich. Der Weg war fürchterlich; endlich wurde die Wand so schroff, daß die Juliana nicht weiterkonnte. „Jetzt komm!" sagte Gerold. Dann nahm er sie auf den Rücken und hieß sie die Arme fest um seinen Hals legen; so stieg er abwärts. Manchmal fand er keinen Raum für den Fuß. „Die Augen mach zu," keuchte er dem Kinde zu; das hing halb ohnmächtig an seinem Halse. Aber langsam, langsam gelangten sie tiefer ins Tal. Verschneit, vom Sturme gezaust, die Hände zerrissen und das Gewand, standen sie dann am Fuß der Wand auf einer sanften Lehne. In der Tiefe lagen die Hütten von Meien. Da faßte es den Buben, daß er sich nicht hielt, daß er aufschrie und die Tränen ihm wild in die Augen schossen. Nun die Gefahr vorüber war, wollte die Angst einen Ausweg haben, die er in sich erwürgt hatte, solange der Gang auf Leben und Tod gewährt. Die Juliana stand nur, nahm seine Hand und lehnte sich an ihn. Die Lippen zuckten auch ihr.

Das Dorf erreichten sie leicht und fanden Nahrung und Obdach. Am Tag nachher fanden sie sich heim nach dem Wildberg; und es waren in ihr Dorf, aus dem sie geflohen waren, keine Feinde

gekommen; sie trafen Haus und Heimstatt unversehrt. —

Der Ratsherr Zopp und sein Weib kehrten nicht zurück. Sie lagen mit vielen erschlagen im Wald am „Gwüest“. Aber es kam bald Friede ins Land. Gerold Zopp kam in seines Vaters Erbe. Die Dorfältesten halfen ihm wirtschaften die erste Zeit, aber er war frühreif, bald war er sein eigner Herr. Die Juliana hauste mit ihm. Dann wuchsen sie heran, zwei schöne und stattliche Menschen, seltsam hoch schossen sie auf, daß schon um ihres hohen schlanken Wuchses willen die Leute sie bestaunten, sie waren ein Bild, wenn sie Seite an Seite gingen. Und sie gingen selten allein. Wie sie zusammen hausten, so waren sie auch sonst wie zusammengeschmiedet. Sie waren verschlossen, hielten sich von den Dorflustbarkeiten fern, waren keine Kopfhänger und hatten doch einen an Trauer grenzenden Ernst in ihrem Wesen. Aber das Schicksal wollte ihnen wohl. Nicht nur, daß ihr Landbesitz gedieh wie kein andrer weit und breit, es traf sich auch, daß zwei habliche Brüder des verstorbenen Ratsherrn, der eine ledig, der andre verwitwet und kinderlos, starben, und ihr Vermögen auf den Gerold und die Juliana kam. Nun galten diese erst recht in der Leute Augen; den Gerold, den stattlichen schwarzbärtigen Mann, der in seinem seltsam dunkeln Gesicht einen harten Zug und in seinem Wesen etwas Gebietendes trug, ließen sie bald in Gemeinde und Land in Amt und Würden steigen; mit jungen Jahren war er der Ratsherr, wie sein Vater es

gewesen war. Wenn er zu Altdorf im Landesgemeindering stand, stießen sich die Bauern und Städter an: „Der dort, siehst ihn, den vom Wildberg, den Ratsherr?“ Und die selber nicht Kleinen schauten staunend an dem steilen, geraden Mann hinauf wie an einem fürnehmen Herren. Nach der Tagung aber, während die Ringbesucher nach dem Flecken und in die Wirtshäuser zogen, konnten sie den Zopp und die Juliana, die jenen erwartet hatte, die Straße über Schattdorf und Erstfelden hinauf nach dem Wildberg nehmen sehen, und es waren nicht wenige, die wundernd stehenblieben, wenn die zwei langen, schweren Gestalten Seite an Seite auf der staubweißen Straße davonschritten.

Die Gestalt der Juliana war aber von schönem Ebenmaß, ihr Gesicht war weiß und ihre Züge, obzwar stark, doch von edelm Schnitt, auch standen die großen dunkeln, unter schwarzen Brauen ernstblickenden Augen wohl zu der weißen Haut des Gesichtes. Es geschah deshalb auch, daß manch einer, den anfänglich wohl der Reichtum der Zoppin mochte angezogen haben, um ihrer selbst willen nach dem Wildberg hinaufstieg. Um diese Zeit saßen in der großen Wohnstube ihres Hauses an manchem Sonntag mehr Gäste als in den Schenken. Selbst die Altdorfer Herrensöhne ließen sich den Weg nicht reuen und klopften unter dem Vorwand, daß ihr Besuch dem Bruder gelte, bei der Zoppin an. Unter ihnen war einer, eines Statthalters Sohn, der es vermochte, der Juliana ein Rot in die Wangen zu jagen, und bei dessen Kommen in ihren Augen ein Aufleuchten war, aber seltsam, als sein

Wesen erraten ließ, daß er danach verlange, eine Frage zu tun, die ihm am Herzen lag, verwandelte die Juliana sich jäh, vermied seine Gesellschaft und suchte ängstlich die Nähe des Bruders, so jenem die Gelegenheit nehmend, sich ihr zu offenbaren. Nach einiger Zeit, von ihrer Zurückhaltung vertrieben, blieb er weg. Später aber, da er sich längst mit andrer Wahl getröstet, saß sie eines Tages mit ihm und dem Bruder in derselben Stube zusammen, die Hand in die auf dem Tisch ruhende Faust des letztern gelegt und in sonderbar schwerem Ton sagte sie: „Zwei Tage und zwei Nächte haben wir beide, der Gerold und ich, gelebt, die uns zusammengegeben haben, so daß wir nicht mehr voneinander können!" Da wußte der einstige Freier, daß sie ihm das sagte, damit er ihr früheres Wesen verstehe.

Wie die Erinnerung an die zwei Tage und Nächte, da sie vor den Welschen geflohen, die Geschwister nicht verließ, so konnten sie das Gefühl des Trostes nicht vergessen, das damals jedes aus des andern Nähe gesogen. Aus der Erinnerung heraus aber erstand ihnen ein Empfinden der Zusammenhörigkeit, das immer noch wuchs und so stark und gewaltig wurde, daß es alle andern Herzensregungen überwand.

Auch des Gerolds Stunde kam. Eine junge, blonde, feine Magd ging im Hause, eine Waise und eines braven Hauses Kind. Die Juliana war ihr gut, und allmählich kam es, daß des Gerolds Stimme, wenn er zu der Magd, der Lena, sprach, einen fremden, weichen Ton annahm, daß sein Blick ihr sinnend folgte und die Schwester ihn manchmal in

tiefem Sinnen traf, aus dem er schwer und wie verwirrt erwachte. Wie aber zeit ihres Lebens noch kein böses Wort zwischen den Geschwistern gegangen war, so fand auch jetzt die Juliana die offene Rede, die alles zwischen ihnen klar werden ließ, wie es immer gewesen. Sie saßen allein beisammen an dem langen Eßtisch ihrer Stube, als die Juliana anhob: „Du bist anders letztlich, Gerold."

Er stützte beide Arme vor sich auf die Tischplatte und sah sie an. „Anders?" fragte er, und es war, als röteten sich seine Wangen flüchtig und leise, aber sein Blick war offen und fest wie immer.

„Sie gefällt dir, die Lena?" sprach die Juliana weiter, ohne Heftigkeit, ehrlich und gerade.

„Ein braves Mädchen ist sie," sagte der Bruder, „einen rechten Mann mag ich ihr gönnen."

„Du brauchst auf mich nicht zu schauen, wenn du sie willst!" sagte die Juliana.

Da lächelte er fast. „Das ist jetzt recht, daß wir davon reden," sagte er, „siehst, sobald du es gesagt hast, weiß ich auch schon, daß es nicht sein kann."

„Wenn du sie doch gern hast," warf die Juliana ein.

„Gern?" wiederholte er. „Vielleicht hat mir einmal so sein wollen. Jetzt ist es wie ein Nebel vergangen. Im Leben gehören du und ich zusammen, niemand dazu!"

Nachher stand der starke Mensch auf und tat sein Tagewerk weiter, als ob nichts geschehen wäre. Der Lena war er ein guter Meister, bis ein junger Bauer sie als sein Weib aus seinem Hause holte, er selber war ernsthaft und zufrieden; an dem

Tage, an dem die Lena Hochzeit hielt, meinte er zur Schwester, mit der er über dem Essen saß: „Stoß an, Juliana! Auf der Lena ihren Haushalt und den unsern!"

Ein Jahr danach, als ein alter und angesehener Mann im Hause der Geschwister zu Gast war und sie gutmütig schmälte, daß sie beide noch immer ledigen Standes seien, gab der Gerold wiederum im Beisein der Schwester diesen Bescheid: „Wer heiraten will, muß Freude haben, immer vor sich zu sehen in die Zukunft und das, was sie bringen will; wir zwei, die Juliana und ich, müssen zu viel rückwärts schauen in das, was gewesen ist!" Dabei reichte er der Schwester die Hand, und einen Augenblick standen die hohen Menschen mit fast strengen Gesichtern nebeneinander. Irgendwie gingen dem Gast die Worte aus; er mußte die beiden, die sich rasch wieder in ihr gleichmäßiges Wesen zurückfanden, fast andächtig ansehen: sie waren einander wie angeschmiedet!

Der Gerold und die Juliana heirateten nicht. Sie lebten zusammen; die vom Wildberg und nicht nur die, zogen ihre Hüte tief vor ihnen, obwohl ihre Art bäurisch war wie die aller. Es lag etwas Adliges in der Ruhe, der Zufriedenheit, der Ausgeglichenheit ihres Lebens. Je älter sie wurden, desto mehr zogen sie sich in ihr großes Haus zurück. Der Zopp verkaufte seinen Landbesitz und entließ seine Knechte. Allmählich wollte ein und der andre Dörfler über die schrullenhafte Art, wie Bruder und Schwester sich selbst genügten, lächeln; aber der Spott kam nicht auf vor der seltsamen Würde, die

über ihnen lag, wo immer sie unter die Leute traten. Als der Gerold starb, der bis in die letzten Tage ein noch immer starker Mann, mit wallendem grauem Bart und wetterharten Zügen gewesen war, schloß sich die Juliana noch mehr nach außen ab. Sie war kein Weib, das an Heimweh krankte, war vielmehr nur eine, wie der Gerold gesagt hatte, die in ihrem Leben zu viel rückwärts schauen muß; deshalb übersah sie leicht die Gegenwart und die Menschen, die darinnen standen." — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Pfarrherr hielt inne. Die Lampe brannte an der Diele. Ihr roter Schein floß über das Täfelwerk, aber er war nicht groß und nicht hell genug, in die Ecken der mächtigen Stube zu dringen. Dämmerung und Schatten lagen darinnen. Nur der Ofen stand breit vor ins Licht. Die zwei Namen glänzten daran. Es war aber, als müßten die zwei aus den Schattenecken oder durch eine der Türen treten, der Gerold und die Juliana, hoch, ernsthaft, die beiden, die zwei schwere Tage zusammengeschmiedet.

Die Prangerbank

Daß du dich so lang hinstellen magst zu der," sagt die Lisabet Sturm zu ihrem Mann, dem Schmied.

„Geht es dich etwas an," gibt er rauh und höhnisch zurück und tritt von der sonnenheißen Straße in die kühle schwarze Werkstatt zurück, streckt den nackten Arm, der grau und hart ist wie ein Stück Stahl, nach dem großen Hammer und läßt diesen, das Eisen nach unten gehängt, wie einen Pendel hin und her schwingen, vielleicht um der Frau zu zeigen, daß ihre Worte ihm Luft sind, vielleicht um eine Verlegenheit zu verbergen. In der Werkstatt stehen sie so einen Augenblick schweigend da, der Josue, der Schmied, die Lisabet, die ihm gefolgt ist, und drüben am Blasebalg der Friedlieb, der junge Gesell. Fast so heiß und scharf, wie das Feuer von der Esse aufzischt, wenn der Friedlieb den Blasebalg tritt, bricht jetzt die Sonne durch die offengebliebene Tür und über die drei Menschen herein und beleuchtet ihre Gestalten, daß sie wie aus den Rußwänden der Werkstatt herausgeschnitten erscheinen. Der Schmied, hager, sehnig, mit dem weichen braunen Haar, das vorn weit in die Stirn hineingewachsen und über den ganzen Kopf zurückgestrichen ist, und mit dem dünnen braunen

Bart, der in das hagere, scharfgeschnittene Gesicht wohl paßt, die blonde, lange, auch hagere Frau und der Friedlieb mit den seildicken Muskeln und dem eckigen schwarzbraunen Kopf. Und vorhin vor der Tür ist die Regine, die Nachbarsmagd, von ihnen gegangen.

Einen langen Augenblick ist es still; denn der Friedlieb, der arbeiten sollte, reißt die schwarzen Augen so weit auf, daß die niedere Stirn in zwanzig Falten geschnitten ist, und gafft, was zwischen Meister und Meisterin werden soll. Da fühlt der Josue den Blick des Gesellen, wird rot und fährt ihn an: „Mach, daß das Rad zum Sternwirt kommt, draußen am Haus!"

Der Friedlieb starrt und zögert noch um eines Gedanken Länge, dann trollt er sich mit plumpen Schritten, packt das neubereifte Rad an der Hausmauer und rollt es straßab.

„Kannst dich nicht in acht nehmen vor dem Bub," schilt drin in der Werkstatt der Schmied zornig sein Weib. Die achtet nicht auf die Worte, legt die knochigen Hände mit einer unsicheren Bewegung unter der Brust übereinander und sieht den Josue aus dem schmalen, verkümmerten Gesicht mit einem qualvollen Ausdruck an.

„Ich habe dir schon viel ertragen," sagte sie, „jetzt — wenn — Wirst doch nicht mit so einer — Denk doch an die Kinder."

Der Schmied hat sich an die Esse gemacht, mit der Hand schiebt er die Kohlen auf die Glut und tritt den Balg. „Was soll ich denn haben — mit — mit der Regine!" braust er auf.

„Ja, ja —“ seufzt die Frau. Dann geht sie der Hintertüre zu, die ins Hausinnere führt, die lange Gestalt vornüberlastend, die Lippen schmal, einen Ausdruck von Elend in den groben, aber nicht unschönen Zügen.

Der Schmied läßt sie gehen. Das Gesicht ist ihm heiß. Es mag das Essenfeuer daran schuld haben, das weiß aus den Kohlen schießt.

Derweilen rollt der Friedlieb sein Rad über die staubige Straße. Er läuft täppisch dahinter her, der Staub spritzt unter seinen klatschenden Pantoffeln auf, eine Kruste legt sich an die nackten Füße. Mit Armen und Beinen hält er das schwer rollende Rad im Gleichgewicht. Wer ihm nachsieht, kann dabei seinen Wuchs bestaunen, den lederzähen Bau der arbeitenden Glieder. Die Waden und Oberschenkel füllen die Lotterhose, daß die Nähte zu platzen drohen. Jeder Muskel liegt als ein kleiner Berg am Stoff abgezeichnet, an den roten, rußigen, nackten Armen stehen sie herausgedrückt und gespannt, als liefen Stricke unter der Haut. Die Hüften, um die das Schurzfell hängt, sind breit, der Rücken, den das braune Flanellhemd deckt, ist schwer, schwer sind die Schultern, rot und stark ist der Hals. Im roten Gesicht hat der Friedlieb einen erregten, zornigen Ausdruck, und er leitet das Rad manchmal eigentümlich gehässig über eine und die andre Straßenstelle, als überführe er etwas, dem er feind ist.

‚Daß die Regine unter dem Rade läge, die Magd — die — die der Frau das Leben sauer macht!‘

Kaum ist ihm der Gedanke durch den Kopf gezuckt, schrickt der Friedlieb jedesmal zusammen, hält

sein Rad an und sieht sich mit seinen schwarzen Augen, die das einzige Schöne an seinem stumpfen Gesicht sind, scheu um, ob niemand nach ihm schaut, als könnte einer seine Gedanken erraten. Eine Strafe steht auf derlei Gedanken! Und vor Strafen zittert der achtzehnjährige Mensch wie ein kleines, ganz kleines Kind. Ein Ereignis ist in seinem Leben, das an dieser fürchterlichen, qualvollen Angst vor Strafe schuld hat. In seinem elenden Leben!

Das Ereignis liegt zehn Jahre zurück.

Das war in der alten Kantonshauptstadt Burgwyl! An dem Tag war es, an dem er, der Friedlieb, dem Vater und der Mutter entlaufen war, die oben im Berg wohnten, vier Stunden von der Stadt. Die rote Schramme, die ihm jetzt noch im Gesicht steht, quer vom Ohr zum Mund, war damals eine frische Blutstrieme gewesen. Des Vaters Ochsenpeitsche riß immer das Fleisch auf, wo sie traf. Am Rücken, an den Armen und am Kopf hatte er sie gespürt; so hatte er Erfahrung. Ja, und an dem Tag war er den Alten entlaufen. Mochten sie künftig die dreizehn Geschwister schlagen, verwünschen und hungern lassen. Genug ist genug! Einmal entläuft auch ein Hund seinem Peiniger und kommt nicht wieder. So war der Friedlieb aus der Schnapshölle entwichen, in der der Herrgott ihn hatte zur Welt kommen lassen. Vielleicht wenn ein paar Jahre früher ihn einer herausgeholt hätte, hätte er noch einen gesunden, nicht unklugen Buben mit sich nehmen können. Der Friedlieb, der an dem Tag davonlief, war ein für sein Lebenlang betäubter Mensch, der die Welt wie durch einen

Nebel sah oder doch einen langsamen Verstand hatte, so daß er zweimal so lange brauchte als andre Leute, um die Alltäglichkeiten dieses Lebens zu begreifen. Ei ja, und das war, weil ein Schlag des Vaters einmal an einer Stelle getroffen hatte, wo das Denkvermögen saß.

Der damals achtjährige Bub hatte den Weg nach Burgwyl gefunden, um die Mittagszeit, in der heißen Sonne. Auf einmal stand er barfuß, in Lumpen, auf dem Marktplatz mit dem grauen Holperpflaster, zwischen den hohen, uralten Häusern, aus deren Mitte der Ketzerturm aufragt, der noch viel älter scheint als alles andre. Eine Bank war am Fuße des Turmes angebracht. Der Friedlieb war müde, wirr im Kopf. So setzte er sich hin auf die nahe Bank. Die Sonne brannte auf diese und auf das Pflaster nieder, so daß beide ganz heiß waren. Der Friedlieb hing die nackten Füße über seinen Sitz herab und stieß dabei an einen rostigen eisernen Ring, der dicht an der Bank in einen Stein gegossen war. Er achtete nicht groß darauf, sah vor sich nieder und wußte nicht, was er wollte. Ganz fern dämmerte ihm das Bewußtsein auf, daß es ihm da unten in der Stadt übel gehen konnte, wo kein Mensch ihn kannte. Diese Empfindung verdrängte unmerklich die Erregung, in die ihn die Flucht gebracht hatte, und die Angst, daß der Vater oder die Mutter irgendwo auftauchen könnte. Als er aber damit gleichsam aus einem Taumel der Furcht erwachte, war das erste Gefühl das einer fürchterlichen Scheu vor den fremden Menschen in dieser Stadt. Er wurde auch erst jetzt gewahr, daß die

Straßen von Burgwyl stark begangen waren. Und während er noch staunte und auch aufmerksam zu werden begann, daß eine Anzahl Kinder im Halbkreis um ihn sich sammelten, ihn begafften und mit Fingern auf ihn wiesen, fühlte er plötzlich seinen Arm gepackt, und jemand zog ihn sacht, aber mit entschiedenem Griff von der Bank hinweg. Aufblickend, sah er ein blondes, schlankes Mädchen, das in sauberen Kleidern ging und mit ruhigen, verständigen Augen auf ihn niedersah. „Komm, Büblein," sagte sie, „da ist kein Platz für dich."

Diese Worte waren in einem so eigentümlichen, von Mitleid und Erschrecken durchzitterten Ton gesprochen, daß er jäh zusammenfuhr. Er sah die also geschmähte Bank an und dann die spähenden und schadenfrohen Gesichter der gaffenden Kinder, und es durchstach ihn, der noch von den Aengsten der Flucht wie aus dem Geleise geworfen war, ein neuer und so jäher und ungeheurer Schrecken vor etwas, dessen Art er nicht ermaß, das ihm aber irgendwie mit der Bank und einem Unrecht, das er selber unbewußt begangen, in Verbindung zu stehen schien, daß er in dieser Stunde eine innerliche Erschütterung erfuhr, die für sein ganzes Leben nachzuwirken bestimmt war.

Das Mädchen ließ seinen Arm los und ließ ihn inmitten des Platzes stehen. Als er jedoch in unbeschreiblicher Hilflosigkeit um sich blickte, kam sie zurück, stellte sich vor ihn hin und fragte: „Wer bist du eigentlich? Wem gehörst eigentlich, du?"

Er wußte nichts zu antworten als: „Sie haben mich immer so geschlagen, die Mutter und der Vater,

und —" und sein Aussehen erzählte das andre. Das Mädchen brauchte keine scharfen Augen zu haben, um zu erkennen, was für ein mißhandelter kleiner Mensch vor ihm stand.

„Komm, etwas zu essen kannst haben daheim," sagte sie und nahm ihn mit.

So kam er an diesem Tage in das elterliche Haus der Lisabet Epp, die Jahre später den Gesellen ihres Vaters, den Schmied Josue Sturm, zum Manne nahm und mit ihm auf die Schmiede ins Dorf Arniberg zog. An diesem Tage erfuhr er auch noch, was es mit jener Bank für eine Bewandtnis hatte.

„Du weißt also gar nicht, wo du gesessen hast, Bub?" fragte ihn die Lisabet Epp, als er nachher irgendwie mit ihr und den Ihrigen am Mittagstisch saß.

„Nein," gab er zerfahren zurück.

„Die, die etwas Schlechtes taten, hat man ehemals auf die Bank gesetzt und sie angekettet, daß sie aller Welt zum Gespött gewesen sind. Um keinen Preis würde sich ein Burgwyler auf die Bank setzen, Bub, auf die Prangerbank."

„So," sagte der Friedlieb, nichts als das „So". Er brauchte eben lange, bis er begriff, was die Lisabet ihm erklärt hatte. Es kam ihm an diesem ersten Tage nicht klar zum Bewußtsein, beschäftigte ihn nur schwer, den Tag schon und dann erst die kommenden. In diesen kommenden aber und während er erwuchs, lernte er, welcher Makel an dem Sitz klebte, von dem ihn die Lisabet hinweggeführt hatte. Jeden Tag mußte er daran denken, und mit jedem

Tage wurde es ihm klarer, und da wuchs ein Entsetzen in ihm, das in jenem ersten tiefen Erschrecken an der Prangerbank seine Quelle hatte. Das Entsetzen stand bald in keinem Verhältnis mehr zur Tat. Es endete in einer wilden Furcht, unbewußt unrecht zu tun und einer noch größeren Furcht vor der Strafe, die dem Unrecht folgen mußte. Neben dieser fremden, fast krankhaften Furcht vor jeder bösen Tat hatte nur noch ein Gefühl Raum, das einer leidenschaftlichen Dankbarkeit gegen die, die ihn von jenem häßlichen Ruhesitz weggebracht hatte, gegen die Lisabet. Sie war die erste, die ihm in seinem Leben etwas Gutes getan hatte. Das Herz klopfte ihm, wenn er daran dachte. Wenn sie ihm zehnmal das Leben gerettet hätte, er hätte sich nicht tiefer in ihrer Schuld fühlen können. Damit waren in dem Charakter des verwahrlosten Knaben durch seltsame Fügung zwei Eigenschaften fremd und groß und alles andre überwuchernd herangewachsen und mit ihm groß geworden: die Furcht vor der Sünde und die Treue zu einem andern Menschen.

Es schickte sich aber, daß der Friedlieb im Hause des Schmieds Epp blieb. Aus Mitleid behielten sie ihn; es war nicht möglich, den zerschlagenen Knaben, als der von seiner Hölle erzählt hatte, wegzuschicken. Mit seinem Alten machte der Schmied es irgendwie richtig, daß sie ihn ließen, wo er war.

*

Der Friedlieb hat das Rad hingebracht, wo es hin soll, und ist längst in der Schmiede zurück. Der Tag ist in den Abend verblaßt, und es ist nahe um

Nachtessenszeit. Josue steht feiernd und die Pfeife im Munde vor der Werkstattür. In der kahlen Wohnstube steht schon die Suppe auf dem Tisch und wartet auf ihn. In die Wohnstube tritt der Friedlieb, schnuppert und zieht den Duft der Suppe durch die Nase ein; er hat immer Hunger, wie ein gesunder Mensch in seinen Jahren ihn haben soll. Niemand ist in der Stube. Der Bursche geht barfuß an den Tisch hinüber, beide Hände in die Taschen der Lotterhose vergraben; dabei sieht er sich um, sieht niemand, auch die Lisabet nicht, die aus der nebenanliegenden, schon fast dunkeln Küche nach ihm blickt. Er beugt sich über die Schüssel, riecht mit Behagen und grinst in sich hinein. Plötzlich nimmt er ein Stück Brot vom Tisch, das bei einem Teller gelegen hat und hebt es mit freudiger Gier zum Munde. Aber er erschrickt, und hastig, mit zitternder Scheu legt er es wieder hin.

„Nun, warum issest es nicht?" fragt die Lisabet, die hereingetreten ist, und über ihr knochiges, vergrämtes Gesicht zuckt unwillkürlich ein Schein von Lustigkeit.

Der Friedlieb fährt zusammen. „Nein," sagt er mit verhaltener Stimme und ist blutrot.

„Warum nicht?" beharrt die Frau.

„Es hat mir's ja keiner erlaubt," gibt er zurück und setzt sich mit gedrücktem, scheuem Wesen auf die Wandbank.

Die Lisabet geht ihrer Arbeit nach, trägt auf den Tisch, was noch fehlt, ruft die beiden Kinder, den Hans und die Lise, von der Gasse, ruft dann auch den Josue, ihren Mann, aber derweilen gehen

ihre Augen manchmal über den Friedlieb hin, der, den Blick in den Teller gebohrt, mit hohem Rücken dahockt. So ist er nun immer, der sonderbare Bub! Vor der kleinsten bösen Tat erschrickt er, seit er auf der Bank der Bösen gesessen hat! Geht ihm der eine Eindruck durchs ganze Leben nach?

Bald aber haben die Gedanken der Schmiedin für den Gesellen nicht mehr Zeit. Die Kinder sitzen schon lang auf ihren Stühlen, auch sie hat Platz genommen; der Josue läßt noch immer auf sich warten.

„Warum kommt er nicht, der Vater?" frägt der fünfjährige Hans.

„Er wird jetzt schon kommen," sagt die Lisabet, aber ein gequälter Ausdruck ist in ihrem Gesicht.

Endlich tritt der Schmied ein, legt im Hereintreten die Pfeife aufs Gesimse und läßt sich zu Häupten des Tisches nieder. Mit ihm ist der Sultan, der Hund, hereingekommen.

„Habt ihr gewartet?" fragt er laut lachend, wirft dem Hans, seinem Bub, ein Scherzwort zu, lacht wieder und gibt sich dann während des Essens Mühe, viel und laut zu sprechen. Aber es ist zu merken, wie er sich mit beidem Mühe geben muß, mit dem Schwatzen und dem Lachen, und je mehr er redet, desto stiller wird die Frau. Sie weiß schon, warum er so laut ist, weiß schon, das Gewissen ist noch nicht tot in ihm, und er ist noch verlegen um das, was ihm im Sinne liegt. Aber das hilft eben nicht; Herr wird er doch nicht darüber! Die Lisabet würgt an ihrem Essen. Ja — ja, hier an ihrem Tisch denkt er an die andre, der Mann,

der Josue. Darum kann er auch nicht essen, darum müht er sich an dem Abendbrot ab, das ihm sonst geschmeckt hat. Ja — und — ist es so verwunderlich, daß ihn die andre gefangen hat? Er ist vier Jahre jünger als sie, die Lisabet, und sie hat schon nichts Junges, Frisches mehr an sich, und die andre ist eine Schöne, gottlos schön ist sie! Und — von Anfang an hat die Lisabet eine heimliche Angst in sich gehabt, daß der Josue sie, die Meisterstochter, nur um der paar Batzen willen genommen, die sie ihm brachte. Von Anfang an! Aber sie hat ihn haben wollen — den stattlichen Menschen, haben wollen.

„Sitz nicht so vors Maul geschlagen da," fährt der Schmied jetzt plötzlich sein Weib an. Sie hebt die wasserblauen Augen zu ihm, vorwurfsvoll, sagt aber kein Wort. Die Kinder ducken sich ängstlich. Es ist eine schüle Luft im Zimmer. Der Josue wirft schließlich Gabel und Messer in den Teller, dreht sich dem Fenster zu und starrt in die rote Flamme hinaus, die am Abendhimmel steht und die Nacht einleuchtet.

Als die Lisabet sich zusammenrafft und mit leiserer Stimme als sonst die Kinder zu Bett gehen heißt, auch anhebt, den Tisch abzuräumen, merkt sie, daß zwei Köpfe ihr zugewendet sind und vier Augen mit einem seltsamen Ausdruck an ihr hängen. Am Tisch hockt noch immer in seiner geduckten Stellung der Friedlieb, und neben ihm sitzt der große, weißgelbe, langhaarige und unschöne Hund. Beide sehen sie an. Das Tier ist klug. Es merkt wohl, daß Streit in der Luft liegt, und es folgt ihr mit dem Blick,

ängstlich und wieder fast bekümmert. Und denselben Ausdruck wie das Tier hat der Friedlieb in den Augen. Der Lisabet schießt trotz alles dessen, was sie quält, blitzähnlich ein Gedanke durch den Kopf: Sonderbar gleiche Augen haben die beiden, der Friedlieb und der Hund! Aus dem Blick ist ihnen zu lesen, wie sie an ihr hängen!

Jetzt steht Josue, der das Gutenacht der Kinder flüchtig hingenommen hat, auf und geht. Die Lisabet schiebt ihren Buben und ihr Mädchen aus der Tür und kommt nach einer Weile wieder herein, kann dabei nicht helfen, daß ein verbissenes Flennen ihre Züge noch zucken macht. Da steht der Friedlieb noch mitten in der Stube und muß das Zucken gesehen haben.

„Zum Teufel mit ihr — mit der Regine," stößt er zwischen den Zähnen hervor und steht breit in seiner ganzen zähen Schwere da, die Fäuste geballt. Es hätte kein Wort sein können, das seinen Grimm besser verraten hätte, als das: „Zum Teufel mit ihr, mit der Regine."

Jäh aber erschrickt er und sieht sich furchtsam um. Hat es einer gehört, was er gesagt hat?

Die Lisabet achtet seiner nicht und will seiner nicht achten, weil sie doch mit dem Gesellen nicht von dem reden kann, was ihr Mann auf dem Gewissen hat.

*

Die böse Zeit ist nun einmal da in der Schmiede. Die Lisabet sieht: das Gewissen des Josue wird stiller und stiller. Die Kinder merken die böse Zeit. Sie gehen mit ängstlichen Augen, oft mit Tränen

darin, umher. Der Vater und die Mutter sind so uneins immer! Und selbst der langsame Friedlieb merkt es. Seine Sinne schärfen sich sonderbar für das, was zwischen der fremden Magd und seinem Meister geht. Er sieht, daß die Regine keinmal an der Werkstatt vorüber kann, ohne durch Fenster oder Tür hereingeblickt zu haben. Er kennt ihre hellbraunen glänzenden Augen; sie sind, als ob hinter ihnen versteckt eine Flamme brenne. Und ihr rotes Haar leuchtet schon jedesmal so am Fenster, daß Nicken nicht nötig wäre, mit dem sie den Josue aufmerksam macht, daß sie da ist. Manchmal, wenn sie den Schmied allein in der Werkstatt weiß, klopft sie sacht an die Scheibe, und er tritt zu ihr in die Nacht hinaus. Dann stehen sie nahe beisammen und schwatzen leise. Der Friedlieb weiß das alles, in irgendeiner Ecke steht er immer und lauscht; denn eine innere Gewalt treibt ihn, allem zu folgen, was zwischen dem Meister und der Regine geht. Weil er auch das andre sieht, das, daß die Lisabet wie auf der Folter ist! Der Friedlieb aber leidet mit, was die Lisabet leidet. Sie ist im Unglück, die Frau, die ihm so viel getan hat, und die Regine ist schuld! Wenn sie das Wetter in den Grundboden schlüge, die Regine!

Einmal des Nachts, als es ganz dunkel ist, tritt er nach dem Abendessen durch die Haustür ins Freie. Der Himmel ist wolkenverhangen, es ist auch nicht ein einziger Stern zu sehen. Auch die Dorfgasse ist dunkel, die nächsten Häuser stehen als schwarze schwere Klumpen in der Nacht. Der Friedlieb neigt sich vor und sucht mit den Augen die Finsternis zu

durchdringen. Ob sie wieder kommen wird, heute, die Regine? Drinnen der Meister und seine Frau reden schon gar nicht mehr miteinander. Er ist grob zu ihr wie nie, wenn er doch reden muß. Sie geht mit verweintem Gesicht herum und ganz abgezehrt. Die Kinder sind verschüchtert, verkriechen sich in die Röcke der Mutter, wenn der Josue in der Nähe ist. Aber — ob sie heute wieder ums Haus schleicht, die Regine?

Der Friedlieb späht noch in die Gasse hinaus, als er ein Knurren vom Hause her hört; das ist der Hund, der Sultan!

„St!" ruft er ihn leise an. Da kommt das Tier schweifwedelnd zu ihm herüber, die kalte feuchte Nase streift seine Hand, dann scheint der Hund zu verstehen, wie der Bub ausschaut, als ob er Wache halte. Er stellt sich neben ihn, den Schweif hochgestellt, mit vorgestrecktem Kopf. Ein paarmal knurrt er. ‚Der läßt auch keinen Fremden ans Haus, der Sultan,' denkt der Friedlieb. Es durchrieselt ihn etwas Eigentümliches, als spannten sich alle seine Muskeln. Und wenn die so schwellen, kann er etwas anpacken, er. Und — wenn sie jetzt käme, die Regine! Nicht ans Haus heran würde er sie kommen lassen! —

Sie kommt nicht an dem Abend. Die Lisabet hätte heute die beiden Wächter nicht gebraucht.

Vier Tage später aber schickt es sich, daß der Friedlieb dem rothaarigen Mädchen dazwischenläuft, als es nächtens vom Nachbarhaus herüberhuschend auf die Werkstätte zuhält. Es hat den Bub nicht bemerkt, wie er eben um die Hausecke biegt. So rennen sie beinahe zusammen.

„Bist du's," raunt der Friedlieb ihr mit kurzem Atem zu. In leisem Schreck fährt sie ein paar Schritte zurück. „Wo willst hin?" fährt er fort und stellt sich wie ein Block zwischen sie und die Tür. In der Werkstatt brennt nur ein armseliges Laternenlicht. Man kann den Schmied drinnen in seinem Werkzeug stöbern hören, als suchte er etwas.

Die Regine hat sich rasch gefaßt. „Mit dem Josue Sturm muß ich ein Wort reden," sagt sie und will zur Tür hin.

„Geh," sagt der Friedlieb. Er tritt ihr so in den Weg, daß sie an seiner störrischen Gestalt förmlich anprallt.

„Laß mich doch durch," zürnt sie. Weil sie nicht weichen will, hebt er die Arme und packt sie. Er hat einen Griff, den sie spüren kann. Rauh schiebt er sie rückwärts. „Geh heim," knurrt er wieder. Aber sie schreit leise auf und wehrt sich, und das muß der Josue gehört haben; denn die Werkstattür geht auf und er tritt heraus.

Mit der Laterne leuchtet er zu ihnen herüber. Der Friedlieb läßt unwillkürlich des Mädchens Arme fahren.

„Was dem nur einfällt," schimpft dieses. „Anfallen tut er einen wie ein bissiger Hund. Nicht ans Haus will er mich lassen."

Der Schmied ist herangetreten. Er hebt die harte Faust und schlägt sie dem Friedlieb an den Kopf.

„Hinein mit dir, Halbnarr," sagt er. Seine Stirn ist glührot.

Der Friedlieb taumelt von dem Schlag; mit einem stumpfen Blick sieht er den andern an, dann trollt

durchdringen. Ob sie wieder kommen wird, heute, die Regine? Drinnen der Meister und seine Frau reden schon gar nicht mehr miteinander. Er ist grob zu ihr wie nie, wenn er doch reden muß. Sie geht mit verweintem Gesicht herum und ganz abgezehrt. Die Kinder sind verschüchtert, verkriechen sich in die Röcke der Mutter, wenn der Josue in der Nähe ist. Aber — ob sie heute wieder ums Haus schleicht, die Regine?

Der Friedlieb späht noch in die Gasse hinaus, als er ein Knurren vom Hause her hört; das ist der Hund, der Sultan!

„St!" ruft er ihn leise an. Da kommt das Tier schweifwedelnd zu ihm herüber, die kalte feuchte Nase streift seine Hand, dann scheint der Hund zu verstehen, wie der Bub ausschaut, als ob er Wache halte. Er stellt sich neben ihn, den Schweif hochgestellt, mit vorgestrecktem Kopf. Ein paarmal knurrt er. ‚Der läßt auch keinen Fremden ans Haus, der Sultan,' denkt der Friedlieb. Es durchrieselt ihn etwas Eigentümliches, als spannten sich alle seine Muskeln. Und wenn die so schwellen, kann er etwas anpacken, er. Und — wenn sie jetzt käme, die Regine! Nicht ans Haus heran würde er sie kommen lassen! —

Sie kommt nicht an dem Abend. Die Lisabet hätte heute die beiden Wächter nicht gebraucht.

Vier Tage später aber schickt es sich, daß der Friedlieb dem rothaarigen Mädchen dazwischenläuft, als es nächtens vom Nachbarhaus herüberhuschend auf die Werkstätte zuhält. Es hat den Bub nicht bemerkt, wie er eben um die Hausecke biegt. So rennen sie beinahe zusammen.

„Bist du's," raunt der Friedlieb ihr mit kurzem Atem zu. In leisem Schreck fährt sie ein paar Schritte zurück. „Wo willst hin?" fährt er fort und stellt sich wie ein Block zwischen sie und die Tür. In der Werkstatt brennt nur ein armseliges Laternenlicht. Man kann den Schmied drinnen in seinem Werkzeug stöbern hören, als suchte er etwas.

Die Regine hat sich rasch gefaßt. „Mit dem Josue Sturm muß ich ein Wort reden," sagt sie und will zur Tür hin.

„Geh," sagt der Friedlieb. Er tritt ihr so in den Weg, daß sie an seiner störrischen Gestalt förmlich anprallt.

„Laß mich doch durch," zürnt sie. Weil sie nicht weichen will, hebt er die Arme und packt sie. Er hat einen Griff, den sie spüren kann. Rauh schiebt er sie rückwärts. „Geh heim," knurrt er wieder. Aber sie schreit leise auf und wehrt sich, und das muß der Josue gehört haben; denn die Werkstattür geht auf und er tritt heraus.

Mit der Laterne leuchtet er zu ihnen herüber. Der Friedlieb läßt unwillkürlich des Mädchens Arme fahren.

„Was dem nur einfällt," schimpft dieses. „Anfallen tut er einen wie ein bissiger Hund. Nicht ans Haus will er mich lassen."

Der Schmied ist herangetreten. Er hebt die harte Faust und schlägt sie dem Friedlieb an den Kopf.

„Hinein mit dir, Halbnarr," sagt er. Seine Stirn ist glührot.

Der Friedlieb taumelt von dem Schlag; mit einem stumpfen Blick sieht er den andern an, dann trollt

er sich ins Haus. Der Schlag ist wie von einem Hammer gewesen, aber nicht der Schlag schmerzt ihn. Ihn brennt etwas andres. Quälen tut sich die Frau! Quälen! Die einzige, die ihm einmal Gutes getan. Wenn sie jetzt das wieder wüßte, das, wie sie beisammenstehen, die Regine und der Meister!

*

Die dumpfen Tage gehen ihren Gang. Unerträglich ist das Leben in der Schmiede. Der Josue hat sein Gewissen abgetötet. Er macht kein Hehl mehr daraus, daß ihm die Frau übrig ist, die eigne Frau. Nur um der Kinder willen scheint es, daß er ihr nicht die Türe weist. Und um der Kinder willen bleibt sie auch bei ihm, muß sie bei ihm bleiben; denn der Vater in Burgwyl ist tot und — und ohne den Verdienst des Josue kann sie — hungern gehen mit den Kindern. Und dann hängt sie auch an ihm, an dem schönen Menschen, vielleicht um so mehr, weil sie sieht, wie er ihr nicht gehört, und sie quält sich — windet sich. Der Friedlieb sieht sie immer so von der Seite an und begreift alles und zittert innerlich: die Regine tut ihr das an, der Frau.

Da kommt auch noch der Tag, der, an dem der Josue sein letztes Restchen Ehre vergessen zu haben scheint. Es ist in der Werkstatt gegen Abend. Der Friedlieb steht rußig und mit verschmiertem Gesicht an der Esse und treibt den Balg. Das Feuer bläst weiß auf, doppelt grell und stechend im Vergleich zu dem milden roten Abendlicht, das durch die Rußscheiben fließt, dem Schmied, wie er am Amboß steht, die bleichen Backen färbt und in ein paar roten

Flecken am schwarzen Boden leuchtet, hier — da — dort — als läge hier — da — dort eine rote feuchte Blume. Da kommt die Lisabet von hinten herein, einen Korb am Arm. Sie muß noch ausgehen, ehe Essenszeit ist. „Du mußt mir Geld geben," sagt sie zum Josue.

Der Schmied legt den Hammer nieder und greift ganz willig unters Schurzfell. Während er in der Börse kramt, blickt er einmal auf, scheint sprechen zu wollen, schweigt aber wieder, als wolle das nicht heraus aus ihm, was er zu sagen hat. Er gibt dann der Lisabet das Geld. Die nimmt es schweigend und wendet sich dem Ausgang zu.

„Du," sagt der Josue ein wenig hastig, damit sie ihm nicht entwische, und doch kann einer sehen, daß er sich zusammennehmen muß zu dem, was er sagen will; so von selbst kommt ihm das doch nicht, was er der Lisabet jetzt zumuten will.

„Ja," sagt die von der Tür her. Ihre Gestalt ist vielleicht noch eckiger geworden in der letzten Zeit. Ihr knochiges Gesicht hat allen Liebreiz verloren, nur das reiche blonde Haar, das sie am Hinterkopf aufgesteckt hat, ist noch schön an ihr.

„Du kannst dann die Kammer richten," sagt der Josue, „die neben dem Friedlieb seiner."

„Wozu?" fragt die Lisabet.

„Du hättest doch schon lange eine haben sollen zum Helfen," fährt der Schmied weiter, aber es ist eine mühsame Rede, die ihm keiner glaubt, und er fühlt das. Es klingt unwirscher, als er hinzufügt: „Du bist ja halb krank, bist —"

Ihre Unruhe wächst. „Was — was willst denn?" fragt sie in kurzem trockenem Ton.

„Die Regine — sie geht fort beim Nachbar auf nächste Woche. Zu uns kann sie kommen, habe ich ihr gesagt."

„Zu uns? — das — das tust nicht, Mann, du, das tust mir nicht auch noch an."

„Hast etwas dagegen vielleicht?"

„Wenn die vorn hereinkommt, bei Gott, geh' ich hinten mit den Kindern hinaus!"

Sie stehen jetzt aneinander auf, der Josue und die Lisabet. Die letztere hat den Korb fallen lassen und die Fäuste geballt. Der Friedlieb blickt nach ihr herüber, als warte er auf den Augenblick, da er ihr beispringen muß.

Der Josue kann den Blick seines Weibes nicht aushalten, aber er wird störrisch. „Gerichtet wird sie, die Kammer, und das wird sie."

„Josue," sagt die Lisabet vorwurfsvoll und doch halb im Bettelton.

„Gerichtet wird sie," stiert er weiter, dann läuft er davon, wie einer, der nicht weiter hören will, der seinen Willen nicht ändert. Durch die Hintertür geht er hinaus. Die Lisabet tut einen Schritt, als ob sie ihm folgen wolle, dann bleibt sie stehen wie vor die Stirn geschlagen. Was will noch kommen, was? Was wird ihr noch von der ins Haus wachsen, von der — Regine. Auf einmal sieht sie, wie der Friedlieb mit weitaufgerissenen Augen nach ihr hinstarrt. In all ihrer Verzweiflung wird sie die Angst gewahr, mit der er sie anstiert, als ginge es ihn selber an, was sie trifft. Da meint sie wieder, sich vor ihm nichts vergeben zu sollen, und nimmt still den Korb auf und geht. Der Friedlieb starrt

auf die Tür, hinter der sie verschwunden ist. Er hat bemerkt, wie sie im Hinausgehen gestolpert ist, als ob sie sich nur noch mühsam aufrecht halte. Er merkt, wie das Unglück, das auf sie gefallen ist, sie näher und näher an den Boden drückt, und er fühlt, daß mit dem Ins-Haus-Kommen der Regine das Letzte über sie kommt, das, an dem sie zugrunde gehen wird. Der Friedlieb kann aber die Lisabet nicht zugrunde gehen sehen, die, die ihn vor vielen Jahren — —

Wart, Regine, wenn —

Vielleicht ist es Zufall, daß der Bub in diesem Augenblick eine scharfe spitze Feile am Heft zu fassen bekommt. Er pochelt leise auf die Werkbank. Das Metall klingt. Dann faßt er das Werkzeug fester und zückt es wie ein Messer zum Stich. „Wart, Regine, wenn du ins Haus willst, du!"

Aber im nächsten Augenblick fährt er zusammen. Er sieht sich mit den scheuen schwarzen Augen, über denen die dichten Brauen in eigentümlichem Bogen wie mit einem einzigen scharfen Strich hingezeichnet sind, in der ganzen Werkstatt um. Jesses, was einem geschähe, der das täte! Binden würden sie den. Durchs Dorf führen wie einmal die Landstreicherin, hinter der alle Bauern nachgafften und — und — der Lori, der Schreiner, hat einmal jüngst gesagt: „Geköpft wird der jetzt wieder, der einen andern umbringt. Sie haben die Todesstrafe wieder angenommen."

Der Friedlieb friert. Ganz verstohlen legt er die Feile wieder hin und schleicht durch die Hintertüre hinaus. Aber noch im stockdunkeln Treppenhaus,

das hinter der Werkstatt liegt, hält er inne und lauscht wieder. Wenn sie jetzt käme, die Regine! Er ließe sie nicht herein, bei Gott!

Die Woche geht herum. In der Schmiede wird von der Regine nicht mehr gesprochen. Da sprechen sie jetzt überhaupt keine zehn Worte des Tags, die Lisabet, weil sie weiß, daß es nichts nützt, der Josue, weil er den Stierkopf aufgesetzt hat. Er ist wie von Sinnen, der Josue. In ihm ist ein ebenso fauchendes Feuer wie auf seiner Esse. Er hat nur noch einen Gedanken: die Regine!

Der Friedlieb friert. Er versteht schon, was das Schweigen bedeutet. Es fällt kein Wort mehr, daß die Regine kommt, aber auch keines, daß sie wegbleibt. So wird sie kommen. Und — und sie darf doch nicht!

Am Sonntagabend endlich, als sie, die Kinder und der Friedlieb, in der dämmerigen Stube sitzen, sagt die Lisabet plötzlich zu dem Bub: „Was hast denn? Es schüttelt dich ja. Bist denn krank?"

Der Friedlieb fährt auf seinem Stuhl heftig zusammen, als sie ihn anredet. Er hat immer gelauscht: Kommt sie? Kommt sie nicht?

„Es ist mir nicht ganz —" stottert er jetzt.

„So geh und leg dich," sagt die Lisabet.

Er rutscht erst ein paarmal hin und her. Dann sagt er: „Ich meine — ich will —" Dann geht er. In der Tür sieht er noch zurück nach der Frau. Nachher erinnert sie sich dessen. Er blickt sie mit einem sonderbaren Ausdruck an, furchtsam und anhänglich zugleich.

Aber in seiner Kammer wirft er sich aufs Lager

und hat eine fürchterliche Nacht. Der schwere Mensch mit den zähen Gliedern wälzt sich und zerwühlt sein Bett und schüttelt sich im Fieber. Die Strafe, die Strafe! Und sie darf doch nicht herein, die Regine!

Als der Morgen kommt, hat der Friedlieb kein Auge geschlossen die ganze Nacht.

An diesem Morgen ist eine grenzenlose Enge im Haus, als ob keines Luft zum Atmen hätte. Zudem ist es auch draußen heiß und schwer. Der Sommer brütet über versengten Matten und staubschweren Straßen. Langsam, wie große, plumpe, schwarze Schnecken, schleichen die Stunden. Die Lisabet ist graubleich im Gesicht; denn sie merkt, daß der Josue, ihr Mann, vor Ungeduld nicht Ruhe hat, daß er auf etwas wartet. So wird es kommen, wird schon! Und das Ende wird es sein! Als am Nachmittag die beiden Kinder aus der Schule kommen, drücken sie sich wie all die Tage her scheu und wie verloren im Hause herum, finden sich einmal in die Stube und die Mutter daselbst und drängen sich an sie mit heißen Gesichtern und ein Brennen in den Augen. „Was ist auch, Mutter? — Was ist mit dem Vater und Euch?“

„Nichts,“ stammelt sie dagegen und möchte sie beruhigen und ist doch kalt und unbeholfen zum Trost. Und da steht der Friedlieb wieder in der Tür und sieht dem zu, und sie fängt wieder seinen sonderbaren Blick auf. Was will denn der Bub? Schüttelt denn den das Mitleid so?

Gegen Abend geht der Josue aus der Werkstatt und über die Straße. Es dunkelt — dunkelt tiefer.

Dann ist wieder eine der plumpen schwarzen Schnecken, der Stunden verkrochen.

Jetzt ist es ganz Nacht.

Da kommen der Josue und die Regine über die Straße gegangen, langsam und im Gespräch, schön ehrsam, eines hier, das andre ein paar Schritte ab von ihm. Zuweilen bleiben sie stehen.

„Also sechs Franken die Woche," sagt der Schmied zu seiner neuen Magd.

„Ja," gibt die Regine zurück.

„Und du wirst ihr recht helfen, der Frau, sie ist keine Starke," sagt der Schmied wieder.

„Ich freue mich darauf," die andre.

Sie haben eine Sehnsucht danach, selbst vor sich selber dem, was sie tun, einen Schein von Recht zu geben, ja vielleicht haben sie jetzt sogar den Wunsch in sich, da drin in dem Haus, auf das sie zugehen, in Ehren als Meister und Magd zu leben. Sie merken nur nicht, daß ihnen die Augen glänzen und in den Blicken ein verborgener Hunger sitzt.

„Ich will ihr gewiß versprechen, recht zu tun, der Frau," sagt die Regine, als sie auf die Schwelle der Schmiede tritt. Sie streift das Tuch in den Nacken, das sie um den Kopf geschlungen trägt. Ein kleines Oellicht, das im Hausflur auf einem Brett steht, wirft in diesem Augenblick seine Helle auf sie. Ihr rötliches Haar sprüht in leisem Glanz. Ihr Atem geht rasch, bis an den schönen weißen Hals ist der Atem zu spüren. Jetzt läßt sie die Hand vom Kopfe fallen, und es fügt sich, daß sie dabei die des Josue streift. Da können sie nicht anders: die Hände drücken sich verstohlen, schon

jetzt, da sie voll guter Vorsätze sind. Sie sind jung, haben beide noch keinen andern Menschen in sich gehabt, und was sie angepackt hat, wäre nicht unrecht, wenn — wenn — es recht wäre.

Jetzt schreiten sie durch den Flur nach dem Treppenhaus.

„Sie wird in der Stube sein, die Frau," sagt der Josue.

Da erschrickt die Regine, die vorausgeht. „Jesses," sagt sie und taumelt zurück.

Und plötzlich schreit sie auf und schlägt zu Boden, und an dem Schmied, ihn zur Seite schleudernd, stürmt einer vorüber wie von Sinnen, durch den Flur aus der Tür.

Der Josue ist einen Augenblick wie betäubt. Aus dem Dunkel, wo die Werkstattüre auf die Treppe mündet, ist er gesprungen, der Friedlieb, eine Feile hoch und — und —

„Herrgott, Herrgott!" brüllt der Schmied jetzt auf. Oben an der Treppe steht die Lisabet, hager, fahl, mit weitaufgerissenen Augen, hinter ihr die kreischenden Kinder. Der Schmied starrt auf den Flurboden. Da liegt die Regine, zuckt nicht mehr, trägt — trägt die Feile bis zum Heft in der Brust

— — — — — — — — — — — — — — —

Auch die grausame schlaflose Nacht, in der die ganzen Weiber und Männer von Arniberg im Hausflur der Schmiede aus und ein gegangen waren, um ihrer Neugier Genüge zu tun, in der sie die Leiche der Regine geholt und nach dem Beinhaus vertragen hatten, in der oben in der Stube die Lisabet hier gerade auf, starr aufgerichtet und wie

von innen heraus erfroren an der einen Wand saß, und dort, zusammengeschlagen, die Augen am Boden, der Schmied hockte, die Kinder aber vergessen und übereinander hinlehnend im Ofenwinkel eingenickt waren — auch die Nacht hatte ihren Morgen. Als er in die Stube hereinkam, erst mit dem lautlosen, feierlichen Hellerwerden, dem Augenauftun des Tages und dann mit der goldenen, reichen Sonne, die sich ruhig auf die zersprungenen Fenstergesimse legte und dann auf den grauen alten Tisch und dann auf Sandboden, und das, was hart und düster war, sonderbar verschönte und in die Menschendunkelheit ein Leuchten Herrgottsheiligkeit warf, da gab es auch der Lisabet und dem Josue gleichsam einen Stoß, daß sie sich eines nach dem andern wortlos zusammennahmen, aufstanden und an ihr Tagewerk gingen. So kamen die Kinder zum Frühbrot und nach der Schule, und so kamen die Lisabet und der Schmied über dem Tagewerk auch aus diesem Morgen in den Mittag hinein, fast wortlos, nur daß die Lisabet zweimal die Werkstattür öffnete, um zu sehen, ob der Friedlieb immer noch nicht da sei und immer noch nicht, der unglückliche Mensch!

Als der Mittag da ist und Essenszeit, da finden sich der Schmied und sein Weib wieder in der Stube zusammen, wieder ohne zu reden, und die Lisabet wieder wie von innen heraus erfroren, und der Josue wieder in sich zusammengeworfen, ein vor Elend schlotternder Mensch. Still setzt er sich hinter den Tisch, und die blonde hagere Frau trägt die Suppe auf. Da kommen die Kinder, die lang hätten

da sein können, kommen mehr gewirbelt als gelaufen mit entsetzten Gesichtern, schreien schon in der Tür: „Mutter, aus dem Weiher haben sie ihn gezogen, den Friedlieb; sie bringen ihn schon!"

„Was?" sagt der Josue und fährt von der Bank auf und lauscht. Sie können schon die Schritte und das Murmeln vieler Menschen hören, die sich dem Hause nähern.

„Aus dem Weiher?" stößt die Lisabet heraus und hält sich an der Wand und steht gerade auf, und beide können sich einen Augenblick nicht regen und stehen da und lauschen. Da wird dem Hunde, der mit den Kindern gekommen ist, ihr Schweigen unheimlich, und er kommt mit hängendem Schweif zur Lisabet herüber und leckt ihr die Hand und sieht an ihr herauf, so daß es sie unwillkürlich weckt und sie auf ihn niederblickt. Und da! Der Blick! Wie der Hund sie ansieht! So — so — so hat der Friedlieb sie angesehen, der — Herrgott — Vater —

Die Lisabet reckt sich — die Augen aufgerissen, als ob sie ein Gesicht sähe. Wie Laue und Bergbruch stürzen jähe Gedanken auf sie ein: der Friedlieb mit seiner fürchterlichen Furcht vor Böstun und Strafe. Der Friedlieb, der das Gräßliche getan hat an — an der Regine — für *sie*, die Lisabet, hat er es getan aus nichts — als — nichts — nur aus — einer großen blinden Treue! Und die Erkenntnis faßt sie an, was ihn gefoltert haben muß, den Friedlieb, den Bub, und — plötzlich jäh auf dem höchsten Gipfel der Erregung, da sie der Tat voll Abscheu gedenkt, wird ihr am Bild des armen Täters etwas hell — kommt eine jähe feier-

liche Andacht sie an, als müßte sie sich demütig, ehrfürchtig neigen vor etwas — ganz Seltenem und etwas ganz Großem; denn — so — so große Treue haben Menschen sonst nicht.

Jetzt sind die vielen Leute schon auf dem Flur, jetzt auf der Treppe zu hören, und es unterscheidet sich leicht, daß, die vorangehen, eine Last tragen.

„Herrgott!" stöhnt der Josue auf. Und jetzt treffen sich zum erstenmal wieder sein Blick und der der Lisabet, die noch immer hochaufgerichtet mit fliegendem Atem steht, und in den Augen des Josue ist Scham und eine wilde Reue. Seinem „Herrgott" hört einer unwillkürlich die Worte nachklingen: Sei mir Sünder gnädig. Und da faßt die Lisabet etwas wie Hoffnung, daß sie aufschluchzt und —

Und da tragen sie den toten Friedlieb in die Stube.

Vinzenz Püntiner

Erstes Kapitel

Ein so heißer Landsgemeindesonntag ist nie erhört worden: der erste Sonntag im Mai, und im Tal die Glut eines Julitages! Mehlweiß liegt die Landstraße, die von Altburg nach Seewlen hinunterführt, zwischen den Matten. Fuhrwerke und Fußgänger haben ihren Staub aufgewirbelt und die Wolken sich seitwärts nach rechts und nach links geschlagen, weit hinein sind die Matten gepudert. Gräser liegen zerdrückt und wie zertreten, Blätter hängen an den Stengeln, schlaff, mit der Staubkruste beklebt. Selbst wo das Grün der Wiese unberührt blieb, liegt etwas Glasiges über ihr. Die Sonne sengt, und rings ist keine Ahnung eines Wassers, trotzdem der See nicht fern ist und drüben, freilich zwischen Uferbüschen versteckt, der Fluß ihm zuzieht.

An einer Biegung der Straße stehen zwei Häuser, ziemlich in der Mitte zwischen dem Hauptort Altburg und dem Seedorf Seewlen. Eine Viertelstunde herwärts und eine hinzu sind keine andern Gebäude. So ist es ohnehin still um die beiden; aber heute stehen sie tot in der Sonne. Die ist stark über Mittag hinaus, wirft aber ein dichtes Büschel Strahlen stechend auf jedes der zwei

Dächer und an jede der beiden ihr zugekehrten Frontwände. Lichtpfeil an Lichtpfeil steht wie mit geknickter Spitze auf grauen Dachschindeln und weißem Mauermörtel. Ueber die heiße Talebene wölbt sich der Himmel und hat keine Wolke, schwer und wie innerlich brennend läßt er das Blau seines Mantels hinter die langen Bergketten hinabfallen, die im Osten und Westen das Tal begrenzen. Um den Wald, der aus den Matten an die Westbergwand hinaufsteigt, weht kein Luftzug, das helle Neugrün der Tannen glänzt, ein breites Lichtband ist über die stillen Wipfel bis hinauf an das rote Steinwerk der Felskuppen gelegt.

Am Püntinerhaus, einem der beiden Gebäude an der Seewlener Straße, stößt die Elisabeth Püntiner den Rollstuhl der Mutter aus dem Flur des Erdgeschosses ins Freie. In dem weiten toten Bilde der Landschaft ist die Bewegung, die sich an dem Hause vollzieht, eine verschwindende, am Ort selbst aber liegt etwas Seltsames in dem Heraustreten der beiden Menschen in den heißen Tag. Das Püntinerhaus ist dasjenige, das näher an Altburg liegt, ein Garten trennt es von dem Nachbargebäude, das mit ihm an die gleiche Straßenseite gebaut ist. Das großmächtige Schindeldach, welches das Haus und den hinten angebauten Stall überdeckt, wirft einen Schatten über die grünen geschlossenen Fensterladen, die weißgetünchte Mauer und einen schmalen Streifen mit zerstampftem, kümmerlichem Gras bewachsenen Vorraums zwischen Haus und Straße. Auf diesen Streifen dicht neben die Haustür schiebt Elisabeth Püntiner die gichtlahme Mutter; denn

diese kann Sonne und Hitze brauchen und hat alle sonnigen Sonntage da ihren Platz, seit sie, wie sie sagt, zu nichts mehr nutz ist. Die Püntinerin ist das Haupt der Familie. Ein wackliges Haupt, würde sie lächeln. Der Ratsherr, ihr Mann, ist tot; das ist jetzt schon fünfzehn Jahre her. Die Püntinerin ist selber schon sechzig.

„Sie sind fertig mit gemeinden," sagt Elisabeth zur Mutter, „da kommen schon Leute."

Ganz fern, wo die Häuser von Altburg an einem Haufen liegen und die weiße Straße sich diesem entwindet, werden schwarze Punkte sichtbar, die zu nahenden Menschen wachsen.

„Siehst schon?" frägt die Püntinerin. Sie neigt sich in ihrem Rollstuhl vor und hält die verkrüppelte, knüppelbedeckte Hand über die Augen. Als ob sie sehen könnte! Ihr Blick ist lange nicht mehr hell genug, ihre Augen sind eingesunken und entzündet; sie reichen nicht in die Ferne. Aber dennoch fährt es aus dem kleinen, tief in Falten liegenden Stern manchmal noch wie ein scharfer Blitz. Dabei hat, wer das sieht, nicht so sehr die Empfindung, daß die Püntinerin scharf sehe, als vielmehr das Gefühl, daß etwas noch frisch und rasch in ihr sei. Das ist es auch: nach außen hat die Alte trübe Augen, nach innen sieht sie scharf und gut; mancher zu Altburg staunt, wie hell es noch immer in ihr ist.

„Ein paar von Seewlen," sagt jetzt die Elisabeth, die auf der Türschwelle steht und noch immer nach denen Ausschau hält, die sich von Altburg her nähern. „Eine Masse Menschen muß es heute im Ringe gehabt haben." Die Fünfzehnjährige streckt

die hochaufgeschossene, noch kindisch eckige Gestalt, und in ihr Gesicht mit den runden, schön rotapfelfarbenen Wangen und der kleinen zierlichen Nase springt ein aus Verlangen und Bedauern gemischter Ausdruck. Sie ist ungern zu Hause geblieben.

„Und auch nicht recht ist es, daß eines statt dessen die Mutter hüten muß," lacht die lahme Frau. Sie will dem Mädchen nicht weh tun, spöttelt und scherzt nur; aber die Elisabeth wird dunkelrot. In ihren großen blauen Augen leuchtet ein schneller Schreck. „Nein," sagt sie, und dann: „Sagt das dem Vinzenz nicht, Mutter, daß ich das gesagt habe."

Sie streicht mit der Hand eine braune Haarsträhne aus der hellen Stirn, wirft noch einen Blick an der Landstraße hinauf und verschwindet im Haus.

Die Püntinerin lächelt. Sähe einer zu, so müßte das langsame Stillwerden des Lächelns in dem alten Gesicht ihm auffallen. Während es dauert, schwindet und erlischt, ist es, als spräche die Alte mit sich selber, und sie sagt doch kein Wort. Es liegt nur in dem Lachen: Ja, ja, das weiß ich doch alles, wie das ist mit dem jungen Volk! Das versteh' ich doch alles, wie das Vergnügen es lockt! Und unrecht wäre es, wenn es anders wäre! Dann stützt die Frau einen Ellbogen auf die Wagenlehne und legt das knochige Kinn auf die verzogene Faust. So sitzt sie und staunt die Straße hinauf. Das Lächeln ist verschwunden, aber eine Weile ist es noch, als ob irgendwo sein Widerschein ginge. Dann wird der Blick ernst. Vielleicht denkt die Püntinerin jetzt an den Vinzenz, dem sie es nicht sagen soll.

Der grelle Sonnenschein brennt noch auf die Straße. Die zusammengekauerte Gestalt der Püntinerin, obgleich sie im Schatten sitzt, ist von einer so scharfen Lichtwirkung getroffen, daß sie sich in ihrem schwarzen Kleid wie ein ausgehauenes Bild von der Hausmauer abhebt. Vor allem ist der kleine Kopf wie gemeißelt. Ein farbiges Tuch ist, den Zipfel nach hinten hängend und unterm Kinn verknüpft, über den Hinterkopf gelegt. Unter ihm ist die braune, glatte, gerade Stirn noch sichtbar. Das ganze schmale, faltige Gesicht, das scharfe Züge hat, trägt die gleiche braune Farbe wie die Stirn, es ist ein Braun, das fast einen gelblichen Kupferton hat. Zwei dicke weiße Haarsträhne fallen unter dem Tuche hervor und hängen an den beiden Wangen herab. Sie und die schneeweißen Brauen sind wie mit Zinkfarbe in und um das scharfe Braun gemalt.

Unterdessen nähern sich die Leute, die die Elisabeth entdeckt hat. Sie tauchen in den Gesichtskreis der Püntinerin, vier Bauern im Feiertagsstaat, der eine im buntbestickten Aelplerhemd, die andern im dunkeln Schafwollgewand. Schwerfällig kommen sie dahergeschoben. Wo der schwere Schuh die Straße tritt, spritzt der Staub nach allen Seiten, kleine Räuchlein steigen an die ungelenken Beine. Die Oberkörper schieben sich ruckweise nach vorn nach dem Takte der aufstampfenden Schuhe; etwas Mühsames liegt in dem Gang der Männer, zugleich aber etwas Freies, Zähes, aus dem einer raten könnte, daß die an dem Boden hängen, den sie so breit und sicher beschreiten. Die Männer,

als sie an das Püntinerhaus kommen, rücken die Hüte und grüßen: „Gut Tag.“ Der der Püntinerin zunächst Gehende, ein junger Mensch, meint noch etwas hinzufügen zu müssen. „Es ist heiß heute,“ sagt er und geht vorüber.

„Ist viel Volk gewesen am Ring?“ frägt die Püntinerin hinter den Davongehenden her.

„Mächtig viel,“ antwortet ein andrer von den vieren, ein alter Mann mit einem rasierten Gesicht, großem, freundlich grinsendem Mund und linkischem Wesen. „Ja, ja, mächtig viel,“ wiederholt er. Dabei bleibt er ein paar Schritt hinter den Gefährten zurück. „Sie haben ihn dann genommen, Euern Vinzenz,“ sagt er wieder und verzieht sein Gesicht zu einem breiten Lachen.

Die andern sind jetzt, wie er, stehen geblieben. Auch auf ihren Gesichtern steht ein breiter Ausdruck der Vergnügtheit.

„Was? Wie genommen?“ frägt die Püntinerin.

„In den Landrat haben sie ihn gewählt,“ berichtet schmunzelnd der alte Bauer.

„Das hätten sie bleiben lassen können,“ gibt die Püntinerin wie mit leisem Aerger zurück, „er hat sonst genug Arbeit.“

Einer der jungen Männer meint: „Man muß die Leute nehmen, die man brauchen kann im Rat.“

„Einmal an den Rechten sind sie gekommen,“ fügt ein zweiter hinzu.

Der Alte schmunzelt: „Ja, beim Eid, haben sie den Rechten, und das haben sie.“

„Ja, ja,“ nickt die Püntinerin. Man weiß nicht, hat sie das „ja, ja“ zu den Bauern oder zu sich

selber gesagt; denn sie scheint voller Gedanken und der Männer kaum mehr acht.

„So ade," grüßt einer von diesen. „Ade" klingt das Echo der andern. Damit stampfen sie davon.

Die Püntinerin hat ihren Gruß erwidert. Dann sinkt sie in die Stellung zurück, die sie vorher innegehabt. Die Nachricht macht ihr zu schaffen. Ein Häuflein schweres Leben, sitzt sie in ihrem Stuhl und sinnt vor sich hin, nicht trübselig und kopfhängerisch, aber mit bitterernstem Gesicht wie eine, die weiß, daß im Leben wenig Spaß ist. Als die Elisabeth nach einer Weile in die Haustür tritt, um einen Blick nach ihr zu werfen, merkt sie ihr Kommen und sagt: „Du, in den Rat haben sie ihn gewählt, den Vinzenz."

Das Mädchen errötet in Freude und Eifer. „Den Vinzenz?" entfährt es ihr, und dann fügt sie langsam und sinnend hinzu: „Es ist nicht zum Wundern." Das letztere ist im gleichen heimlich-scheuen Ton gesagt, wie vor einer Weile das: „Sagt das dem Vinzenz nicht!"

Beide schweigen nachher; es ist sonderbar wie das, was sie von dem Vinzenz erfahren, ihre Gedanken so beschäftigt, daß sie das Sprechen vergessen. Die Elisabeth dreht sich wieder und geht ins Haus. Die Alte sitzt, und unmerklich wächst der Schatten, in dem ihr Stuhl steht. Unmerklich kann auch neues Volk über sie kommen, das von Altburg her den Weg nach Seewlen tut.

Ein einzelner Mann geht vorüber, grüßt und heimst den stillen Gegengruß des lahmen Weibes ein.

Eine Weile darauf tauchen zwei Frauen auf.

Auch von denen fragt eine im Vorbeigehen: „Habt Ihr es gehört von dem Vinzenz?"

„Ja, ja," sagt die Püntinerin.

Die Weiber nicken zurück; auch in dem Nicken liegt es: Heute ist es einmal recht gegangen.

Die Freude der Leute ist so offenkundig, daß sie der Püntinerin zu Herzen geht. Ihr Oberkörper streckt sich. Ein heimlicher Stolz gibt ihr Kraft, sich gerade zu halten. Noch im Sich-Aufrichten sieht sie den Arnold, ihren Jüngsten, die Straße daherkommen.

Er geht rasch mit breit ausziehenden Schritten, erblickt die Mutter von weitem, und obschon er wissen muß, daß sie sein Gesicht nicht erkennen kann, lacht er wie einer, der sagen will: ‚Weißt es schon, du?' Jetzt kommt er heran, ein fester, gesunder Mensch. Er trägt einen knapp sitzenden hellen Anzug und hat in seinem Gang etwas Leichtes, Federndes, in seinen Bewegungen weniger Eckigkeit als die Bauern sonst. Dafür ist er Leutnant und geht mit den Herrensöhnen von Altburg um, in deren Gesellschaft seine Umgangsformen sich abschleifen.

„Haha, da werdet Ihr aufhorchen, Mutter," lacht er, noch ein paar Schritte von der Püntinerin entfernt. Dabei nimmt er den runden schwarzen Filz von dem dichten, krausen Blondhaar und trocknet sich mit seinem Sacktuch die Stirn von darauf perlenden Schweißtropfen.

„Kommst lang zu spät," scherzt die Mutter, „ich weiß schon Bescheid."

Er setzt sich kurzerhand auf die Türschwelle, öffnet den Hemdkragen und trocknet eifrig Hals und

Gesicht. „Ein solches Mehr hat nicht bald einer gehabt an der Landsgemeinde," erzählt er indessen. Aus seinem heißen Gesicht leuchten die großen blauen Augen. Das helle, bartlose hat einen Zug von Gutmütigkeit und Offenheit. Wäre seine Haut nicht rauh, sein Knochenbau weniger stark, möchte es einem Mädchen wohl anstehen und hübsch heißen.

„Wie ist es gegangen?" frägt seine Mutter ruhig.

„Was weiß ich," berichtet der Arnold. „Vorgeschlagen haben sie ihn. Auf einmal schiebt er sich von hinten her durch die Menge. Gleichmütig tritt er aus der Lücke, als ob er schon einmal Landammann gewesen wäre. Dann nimmt er den Hut ab und redet, mir nichts, dir nichts, gerade so wie er dahier in der Stube redet. Was ihnen einfalle, von der Straße weg einen in den Rat zu wählen! Aber nichts geholfen hat es ihm. Den Wald von Händen hättet Ihr sehen sollen, Mutter!"

Die Püntinerin sperrt die Augen auf. Vor Leid flennt sie nicht mehr; so viel Augenwasser aber hat sie noch übrig, daß es ihr jetzt in den Blick springt, da sie das vom Vinzenz hört, das von der Ehre, die sie ihm angetan haben.

„Er wird wohl bald kommen," meint sie darauf.

Der Arnold ist aufgestanden. „Ja," gibt er zurück. „Es ist mir zu heiß, da außen," fügt er hinzu.

„Nimm mich mit," sagt die Alte, als er Miene macht, ins Haus zu treten.

Der vierundzwanzigjährige kräftige Mensch faßt den Wagen an der Stoßlehne und dreht ihn gefährlich schnell um, so daß die Lahme völlig schwankt darin.

„Langsam, langsam," schmält sie.

„Freude habe ich bei Gott, Mutter," lacht er und stößt sie ins Haus.

In der niederen Stube, die mit den langen Fensterreihen zweier Wände auf Matte und Gartenland und weiterhin gegen Altburg hinauf sieht, sitzen nachher der Arnold, die Püntinerin und die Elisabeth beisammen und warten auf den neuen Landrat, den Vinzenz. Sie sitzen um den runden Tisch, über dem, noch unangezündet, die Lampe an der getäfelten Diele hängt: der Arnold in Hemdärmeln, eine Zeitung vor sich, die Elisabeth in einem Buche blätternd, die Püntinerin müßig und in Gedanken.

Die Stube ist sauber. Auf der Kommode, dem Lederkanapee und dem Polsterstuhl liegen gehäkelte weiße Decken, das übrige Gerät, Stabellen und Tisch, ist alles schlicht und stark zum Gebrauch wie in andern Bauernstuben.

Draußen hat die brennende Sonne ihren Weiterweg getan.

Als einmal während des Lesens und Wartens die Elisabeth aufsteht und einen Fensterflügel öffnet, weht ein leiser Luftzug herein, dem die Talhitze nicht alle Gletscherkühle genommen hat. Das Licht in der Stube ist ruhig, nicht mehr grell wie am vollen Tag, sondern rein und sacht und feierlich. Schon geht aber ein Dunkeln in den Ecken an, als auf der Straße, am Vorplatz und dann im Flur die schweren Tritte desjenigen laut werden, auf den die Püntinerin, der Arnold und die Elisabeth warten.

„Er kommt," sagt die Elisabeth.

„Ja, das ist er," sagt der Arnold. Beide rühren

sich nicht von ihren Sitzen, beide neigen sich wieder über Zeitung und Buch, auch die Püntinerin tut nicht dergleichen, als ob sie gewartet hätte; es ist nicht Art da herum, zu verraten, wo einer sich freut oder wartet.

Jetzt geht die Tür.

„Guten Abend," sagt der Vinzenz.

„Guten Abend," grüßen die drei. Kaum daß sie aufsehen.

Der Vinzenz legt seinen Hut am Fenster nieder. Während er das tut, hält seine schwere, breite Gestalt zum guten Teil das Licht vom Tisch ab, wo die andern sitzen. Er läßt sich dann nieder und sieht die Mutter an, die ihm doch mit den Augen heimlich gefolgt ist. Er lacht. „Ihr werdet es schon wissen," sagt er. Das Lachen ist so flüchtig, daß nachher keiner weiß, ob es in seinem vollen, starken Gesicht gewesen ist.

„Ich wünsche Euch Glück, Ratsherr," sagt die Püntinerin fröhlich.

„Von Glück wollen wir nicht reden," meint er. Dabei legt er die Ellbogen auf die Knie und beugt den stierstarken Rücken vornüber. So sitzt er eine Weile, den Boden anstaunend. „Eigentlich habe ich denken können, daß es kommen wird," sagt er nachher.

„Hast ihnen schon genug Dienste geleistet, meine ich," wirft der Arnold ein, der wie die Elisabeth zu lesen aufgehört hat und nach dem Bruder hinsieht.

Der zuckt die Schultern. „Bah," sagt er still und ohne Wesen, „die paar Waisengelder verwaltet und das Bruderschaftsgut, das hätte ein andrer

auch können." Plötzlich ändert er den Ton. „Hast gehirtet?" fragt er den Bruder. Er hat eine tiefe, starke Stimme. Während er so halb vor sich hingemurrt hat, ist das nicht aufgefallen. Jetzt tönt die Frage laut und kurz in die Stube; es kann einer an den zwei Worten merken, wer im Püntinerhaus Meister ist.

Der Arnold steht gleich auf. „Gerade jetzt will ich hinüber," sagt er und geht hinaus.

Die Elisabeth hat bisher stumm dagesessen. Sie hat noch nicht dareinzureden, wenn die Alten sprechen. Jetzt ist es, als hätte der Vinzenz auch sie gemahnt. Sie erhebt sich und folgt dem Arnold. Sie hören sie nachher in der Küche hantieren.

Der Vinzenz, als die Jungen fort sind, zieht den Rock aus und setzt sich auf das Sofa, wo der Arnold gesessen hat. Da dehnt er sich. Seine dicken Armmuskeln lassen die Hemdärmel krachen, als er das tut, seine Brust wölbt sich mächtig. Er gähnt und reibt sich die Augen. „Mehr trinken muß einer, als gut ist, bei solchem Anlaß," sagt er.

Die Püntinerin, die das Buch der Elisabeth aufgenommen hat und darin blättert, kann sehen, daß er bleich und doch heiß im Gesicht ist, seine dunkeln, etwas hervorquellenden und von schweren Hautsäcken unterhangenen Augen glänzen. Er lehnt den Hinterkopf, an dem sich die schwarzen Haare lichten, an die Wand und schließt die Lider. Die Hände in die Hosentaschen gestopft, die Beine vorgestreckt, sitzt er in fast liegender Stellung da. Er scheint müde.

Die Püntinerin betrachtet ihn schweigend. Eine

ganze Weile schon, ehe er selber in die Stube getreten ist, hat sie ihn in Gedanken vor sich gehabt: Schwer, mit dem sonderbaren Gesicht, Mund, Nase, Kinn, alles breit und groß, vor allem aber die Stirn völlig mächtig und nach hinten gewölbt! Der Stirn und des kurzen, aber buschigen, dichten Schnurrbartes wegen hat ihm einer den Uebernamen „der Bismarck" angehängt. Nur — an dem Vinzenz haftet ein Uebername nicht! Der ist zu ernsthaft, als daß ihn einer im Scherz nennte.

Die Püntinerin schaut ihn an. Wie der Vinzenz mag der Vorfahr von Gestalt gewesen sein, der „Riesenpüntiner", der wilde Kriegsmann, den sie Anno 1515 bei Marignano erschlagen haben!

Er rührt sich jetzt und begegnet ihrem Blicke mit Augen, aus denen er gewaltsam den Schlaf wegzwingt. „Jetzt weiß ich es wieder," sagt er, „vor dem Trinken muß ich mich in acht nehmen. Da wäre ich bald darin, meine ich." Er steht auf, reckt sich und geht in der Stube auf und ab, seiner Schritte völlig mächtig, nur sichtlich ein Unbehagen, eine Unklarheit niederzwingend.

Die Püntinerin lächelt. „Wegen dir ist mir nicht angst," sagt sie und lacht wieder. Der da und trinken! Haha, einer wie der!

Zweites Kapitel

Der Vinzenz Püntiner steht seit fünfzehn Jahren, seit seinem zweiundzwanzigsten, an Vaters Statt. Damals ist der Ratsherr Balz Püntiner gestorben,

von einer großen Familie, acht meist noch unerzogenen Kindern weg. Zwei Jahre war er lahm und arbeitsunfähig. So kam der Vinzenz früh in die Leitung des Anwesens. Das ist nicht klein; schon die halben Matten zwischen Altburg und Seewlen gehören dazu, weit mehr Landbesitz aber liegt dem Püntiner im Schachental. Ganze Berge gehören ihm da, und er ist doch kein just reicher Mann; denn das Land hat keinen Wert, falls er es verkaufen wollte. Weil er es aber behält, bringt es Mühe und Arbeit und Unkosten.

„Jetzt stell dich, Vinzenz," sagte der Ratsherr, sein Vater, zu ihm, als ihn der erste Schlaganfall gelähmt hatte, „die Mutter muß sich wehren, wenn sie mit euch allen durchkommen will; also wirst wissen, wie du zu ihr stehen mußt."

Wenn er es nicht wußte, der Vinzenz, konnte er es lernen. In dem Maße, als er sich einarbeitete, spannte er sich auch selbst ins Joch einer Pflicht, die ihm wenig freie Augenblicke ließ. Er war acht Jahre älter als das älteste seiner übrigen Geschwister. Der Vater hatte es gut gehabt; zu seinen Lebzeiten waren die sieben jüngeren Kinder noch alle schulpflichtig oder ganz klein; während des Vinzenz' Regiment wuchsen sie heran, die Buben wollten auswärts besser geschult und auf eigne Füße gestellt sein, taten Militärdienst und brauchten Geld, auch die Mädchen kosteten, als sie älter wurden, mehr als gut für der Mutter Geldsack war. Aus dem Land mußte alles kommen, und der Vinzenz, dem die Bewirtschaftung oblag, mußte sehen, wie er es herausbekam. Jetzt nach all den Jahren und während

er selber aus der Jugend in die hohen Mannesjahre hinaufgewachsen ist, kann er sagen, was das Mühe und rastlose Arbeit gekostet hat. Auch die Püntinerin kann davon sagen. Sie weiß: ohne den Vinzenz hätte sie es nicht durchgeschleppt, und sie weiß, daß der sich jetzt erst allmählich darauf besinnen kann, daß er nicht nur für andre, daß er auch für sich auf der Welt ist. Jetzt! Denn mit vergangenem Herbst hat die zweitletzte Schwester ins Luzerngebiet hinübergeheiratet und sind nur noch der Arnold und die Elisabeth zurückgeblieben. Alle hat er so nach und nach versorgt, der Vinzenz. Daß ihm keiner das Verdienst schmälere! Einen eignen Stolz hat er dareingesetzt, jedem der Geschwister, wie er sagt, den Stecken in die Hand zu geben. So sitzt der eine Bruder auf der guten Säge in Altburg, ein andrer hat ein Gasthaus im Oberland und ein sorgenfreies Leben, Fuhrhalter in Oberalpen ist der dritte, und zwei Schwestern haben brave und habliche Männer bekommen. Eine schwere Hand hat er freilich über allen gehabt, selbst über der Mutter. Schon bald nach des Vaters Tod kehrte er das Meisterwesen heraus.

So ist des Vinzenz' Leben gewesen und so ist es gekommen, daß bisher alle Geschwister Zeit gehabt haben, sich außer dem Hause selbst ein bißchen in der Welt herum umzusehen, nur er nicht. Sein Weg ist vom Haus auf die Matten, von den Matten in den Schachentaler Berg, von da wieder heim. In letzter Zeit hat er auch manchmal in Altburg zu tun gehabt, auf der Sparkasse, auch sonstwo; denn sie haben ihm Waisenvater- und andre Be-

schwerden aufgeladen, zu denen sie im Land wie überall nur die Rechtlichsten und Ernsthaftesten brauchen können.

Zum Püntinerbesitz gehört auch das Nachbarhaus, das jenseits des Gartens auf der gleichen Straßenseite liegt, kahl und groß und ohne Fensterladen ist wie eine Kaserne. Vor Jahren, als die Eisenbahn gebaut wurde, die drüben den Fluß entlang hinauffährt in die Berge, hat das Haus als Unterkunft für die Erdarbeiter gedient. Nach der Bauzeit erstand es der Ratsherr Püntiner um ein Billiges, kaufte es, damit ihm keine Nachbarschaft mehr komme, wie die der welschen Arbeiter gewesen, und die ihm nicht paßte. Alle die Jahre nun hat es leer gestanden. Jetzt soll es Mieter bekommen. Der de Felice will einziehen, der Granitsteinbruchbesitzer, der einen Bruch oben in Steg hat, aber gern in der Nähe von Seewlen wohnt, weil er viel Granit auf Schiffen verfrachtet. Der Welsche ist an ein großes kahles Haus gewöhnt. Ehe er sich zum Eigentümer der Steinbrüche aufgeschwungen, hat er mit eigner Hand Hammer und Meißel geführt und mit einem Haufen Kameraden in schlechteren Baracken gewohnt, als die, die er dem Vinzenz Püntiner abgemietet hat. Der hat übrigens das Haus instand setzen lassen, so daß es sich sehen lassen kann. Die Scheiben sind ganz und rein, ein paar Fußböden und eine Treppe hat er ersetzen lassen, die Wände und die Außenmauern sind frisch getüncht worden. Kahl ist das Haus freilich noch immer und groß für die paar Menschen, die hineinziehen wollen. Der Vinzenz kennt aber den Fe-

lice. Er ist ein gesetzter, tüchtiger, achtbarer Mensch, was soll er ihm also das Haus nicht billig überlassen, statt es leer stehen zu lassen.

Heute — es ist Montag und acht Tage nach der Landsgemeinde — soll der Einzug der Mieter sein.

Die Elisabeth ist in Aufregung. Den ganzen Morgen schon blickt sie die Straße nach Altburg hinauf, aus welcher Richtung der Wagen des Felice kommen soll. Auch die Püntinerin läßt sich ans Fenster schieben und meint einmal: „Auf seine Frau bin ich neugierig, dem Felice seine!“

„Sie ist keine Welsche,“ sagte die Elisabeth, „eine von Anderhalden soll sie sein, sagt der Vinzenz.“

Bisher hat nur der Steinbruchbesitzer selber im Hause vorgesprochen, so kennen sie seine Familie noch nicht, wissen nur, daß er eine Frau und ein Mädchen haben soll.

Kurz vor Mittag können sie aus dem Wundern kommen. Da weht gegen Altburg hin Staub auf.

„Jetzt kommt er, der Wagen, mein' ich,“ sagt die Elisabeth, die den Tisch deckt, aber just einen Blick zum Fenster hinausgetan hat.

„Als ob heute nicht schon mancher vorbeigefahren wäre,“ lacht die Püntinerin.

Aber es ist doch der, den sie erwarten. Der Staubwirbel kommt langsam näher und näher. Allmählich werden zwei große, mit Plantüchern überdeckte Leiterwagen sichtbar. Gerade als der Vinzenz, der Arnold und die Knechte von der Arbeit auf einer benachbarten Matte zum Mittagessen kommend, gegen das Haus zuschreiten, fahren die

Wagen heran. So kommt es, daß die vier Männer unter der Türe stehen und den Felice mit seinem Haushalt gleich empfangen können, als er heranzieht. Die Elisabeth ist hinter den Männern hervorgeschlüpft und steht mit vorgestrecktem Kopf neben den Brüdern. Es gibt nicht viel Neues zu sehen, wo sie daheim ist, das Heutige will sie sich nicht entgehen lassen. Am Ende drängt sich auch noch die Hausmagd in den Flur, der Felice findet neugierige Augen genug, die auf ihn warten. Der Vinzenz merkt, wie der Welsche beim Einzug Spießruten laufen soll. „Sind nicht noch mehr Gaffer da!" brummt er spöttisch. Dann läßt er den Rock, den er über die eine Schulter geworfen getragen, an der Hauswand zu Boden gleiten und geht dem Felice entgegen. Der lenkt, nebenherschreitend, die beiden Pferde des ersten Wagens; den zweiten führt ein Knecht des Fuhrhalters, von dem er die Gespanne entlehnt. Der Felice geht hemdärmelig wie der Vinzenz, der ihm entgegenkommt. Er ist ein mittelgroßer, fester Mann mit einem schönen spitzen grauen Bart und scharfen dunkeln Zügen. In seinem Wesen ist eine wohltuende Ruhe und Langsamkeit, nichts von der übergroßen Lebendigkeit seines Volkes.

„Da sind wir," ruft er dem Vinzenz entgegen, er spricht das Deutsch mit fremdem Akzent, spricht es aber gut mit einer heiseren, tiefen Stimme. Im gleichen Augenblick zieht er die Zügel straff; die Pferde stehen.

„Das ist meine Frau," sagt der Welsche und nickt mit dem Kopf nach einem Weibe, das mit einer zweiten weiblichen Gestalt vorn auf seinem

Wagen auf einem Möbelstücke sitzt. Die beiden Frauen tragen bunte Tücher im Zipfel um die Köpfe gebunden, von ihren Gesichtern ist wenig zu sehen, ihre Augen aber leuchten scharf auf den Bauern, der an ihren Wagen tritt und so groß ist, daß sein Kopf beinahe zur Höhe ihrer Schultern heraufreicht. Vinzenz trägt eine rauhe Arbeitshose, schweres Schuhwerk, ein am Halse offenstehendes grobes Hemd und eine offene Weste. Aus den breiten Schultern hebt sich sein großer dunkler, unbedeckter Kopf. Die beiden Weiber verbergen das Staunen nicht über das Ungewöhnliche, das in seinem Aeußern ist.

„Das ist der Ratsherr Püntiner," sagt der Felice. Seine Frau schiebt das Tuch in den Nacken und steigt vom Wagen. Ihr Mann hilft ihr dabei. Vinzenz ist einen Schritt zurückgetreten und erwartet sie, damit er sie grüßen kann. Sein Gesicht ist dunkel. Sein ganzer Körper ist gleichsam noch vom schweren Tagwerk warm, so liegt nichts Sonntägliches und nichts Feierliches in seiner Erscheinung, als ihn die Frauen des Felice zum erstenmal sehen. Jetzt steht die Felicin vor ihm, noch nicht sehr alt, vielleicht um seine Jahre herum, hochgewachsen, mit schwarzem Haar und einem gelbbleichen, knochigen Gesicht; sie ist aus gleichem Stoff wie die Püntinerin und andre dazuland, sie leugnet es in ihrem Aeußeren nicht, daß sie im Bergland Heimat hat. Auch der Dialekt, den sie spricht, gibt Zeugnis dafür. „Tag, Ratsherr," sagt sie zurückhaltend, fast scheu. Sie reicht ihm die arbeitsharte Hand und zieht sie gleich und unbeholfen zurück. Dabei wird sie rot und verlegen. Er ist ihr an Ruhe und Haltung

über, breit und schwer steht er da, nimmt den Blick ruhig von ihr und sieht sich nach der andern um, die auf dem Wagen neben ihr gesessen. Die springt eben jenseits des Wagens vom Radtritt, dabei löst sich auch ihr Tuch, und ein schwarzbrauner Kopf wird sichtbar. Die Felicin sieht den Blick des Vinzenz auf ihr haften. „Das ist die Tochter," sagt sie kurz, so unbeholfen wie vorher.

Der Felice spricht drüben mit Arnold und einem der Knechte. Das Mädchen, das sich hat nennen hören, biegt vorn um die Gäule und kommt zur Mutter und Vinzenz herüber. „Grüß ihn, den Ratsherrn," sagt die Felicin.

Da hebt die Junge die Hand, eine, die auch schon gearbeitet hat, aber noch schlankfingerig und schmal ist, und gibt sie dem Bauern. „Tag," grüßt sie.

„Tag," sagt Vinzenz und hält die Hand in der seinen.

„Anna heißt sie," sagt die Frau des Felice.

Vinzenz blickt auf das Mädchen nieder; ein ganzes Stück muß er hinabsehen, obwohl die Anna schlank ist. Sie senkt das Gesicht, wendet sich, da er ihre Hand fallen läßt, gegen die Pferde und hebt an, sie zu streicheln.

Der Felice kommt inzwischen herüber, meint: „Zufahren wollen wir, denk' ich," und faßt das Pferd am Zügel, um das Gefährt vor das Nachbarhaus zu führen.

Die Knechte und Elisabeth trollen sich ins Haus. Vinzenz und Arnold stehen noch in der Straße, während die beiden Wagen die paar Schritte weiterfahren.

„Laßt die Pferde einstellen und kommt mit uns essen nachher," ruft der Vinzenz hinter dem Felice her.

„Dank, Ratsherr, aber —" wehrt er ab.

„Macht keine Umstände," sagt der Vinzenz. „Wo wir alle essen, wird es für euch auch noch haben."

So kommt es, daß bald darauf alle in der geräumigen Küche am langen tannenen, von Alter und Sand graudunkeln Tisch sitzen. Die Elisabeth und die Magd haben für die Gäste Platz geschaffen. Die Suppe reicht reichlich, und den Mais können sie nicht aufessen, so viel ist davon da. Zwischen dem Löffelklappern klingt ein eifriges Gespräch. Der Vinzenz, der zu Häupten des Tisches hemdärmelig und breitschulterig dasitzt, unterhält sich mit dem Felice, die Püntinerin sitzt in ihrem Lederlehnstuhl neben der Frau des Welschen und hat mit ihr zu reden, und der Arnold und die Elisabeth haben, während die Knechte unter sich ein Gespräch führen, die Anna in Beschlag genommen, über deren Gesicht Arnolds Augen fleißiger spazieren gehen als nötig ist.

Die Anna ist keine Redselige. Vielleicht fühlt sie sich nicht behaglich unter den vielen Leuten, und dann gibt ihr auch das Gesicht der Püntinerin zu staunen, das sonderbare, kindlich kleine, verrunzelte, mit den zwei scharfen Farben, dem Kupfergelb der Haut und dem Weiß des Haares und mit jener stillen und verborgenen Klugheit im Ausdruck, die das Leben erfahren und das Leben versteht. Plötzlich merkt sie, das der Blick des Vinzenz, während er noch immer sich mit ihrem Vater unterhält, auf ihr scharf und mit einer Art starren Sinnens haftet.

So fest hängt er an ihren Zügen, daß sie darunter langsam und unwillkürlich errötet. Es wird ihr zumute wie einem Schulkinde unter den Augen des examinierenden Hochwürdigen.

Der Vinzenz weiß anfangs kaum, daß er sie ansieht. Erst allmählich wird ihm Zug um Zug ihres Gesichtes deutlich. Dann aber saugen sich seine Augen daran fest. Er überhört ein Wort, das der Felice neben ihm sagt. Wie einer in einem durstigen Zuge trinkt, so nimmt er in eines tiefen Atemzugs Länge das Bild der Anna in sich auf. Er kann das Erröten sehen, das sie ankommt. Das Blut wallt sacht in den feinen, von einzelnen krausen Haaren umschatteten Schläfen. Ihre Nase ist merkwürdig edel geschnitten und hat rote Nüstern, in denen es wie ein Fliegen der Erregung geht. Als sie sich in Verlegenheit tiefer über ihren Teller neigt, geschieht es mit einer unauffälligen Anmut. Der Vinzenz erinnert sich, daß ihm das vorher vor dem Hause schon aufgefallen, die geräuschlose, schlichte Anmut ihres Wesens.

Der Felice wiederholt jetzt lauter, was er vorhin gesagt hat, so daß der Püntiner merkt, wie er sich einen Augenblick verloren hat. Er antwortet rasch, aber die eine Hälfte seiner Gedanken kommt doch erst allmählich und wie aus einer großen Ferne zu dem zurück, was den Stoff ihrer Unterhaltung ausmacht. Als das Essen lang vorbei ist, am nächsten Tag und an vielen, die nachkommen, sieht der Vinzenz das Gesicht der Anna de Felice vor sich. Ihr Bild ist gleichsam durch seine Augen in ihn hineingewachsen.

Drittes Kapitel

Das ist nun schon vierzehn Tage her, daß der Felice das Haus drüben bezogen hat. Der Art nach, wie er und die zwei Frauen mit denen im Püntinerhaus heimisch geworden sind, könnte es noch viel länger her sein. Der Steinbruchbesitzer ist oft auswärts, von ihm sieht man nicht viel; aber seine Frau kommt manchmal um einen Rat oder eine Hilfe zur Püntinerin herüber; ein-, zweimal hat sie sich auch schon eine freie Stunde lang zu der lahmen Alten hereingesetzt, um der Gesellschaft willen; drüben im Hause, dessen Stuben sie mit einfachen Möbeln sauber eingerichtet hat, kann sie es noch lange genug einsam und still haben. Hier und da kommt auch die Anna herüber. Von Fenster zu Fenster und über den Gartenhag haben die Elisabeth und sie sich einander angefreundet, wobei das um zwei Jahre jüngere Püntinermädchen die feurigere ist und die andre die stille.

Ueber den Hag hin knüpft auch der Arnold die Bekanntschaft fester. Er hockt auf den Haglatten oder vor der Haustüre des Felice um die Feierabendzeit und pflegt die Nachbarschaft.

Das Hinüberhocken ist auch in die Knechte gefahren. Was mit dem Mädchen in das Leben des Mannsvolkes gekommen ist, ist zu neu und zu unterhaltsam, als daß sie es nicht ausgenutzt hätten, wie die Katze den Rahm schleckt.

Die Anna und ihre Mutter lassen sich die Ge-

sellschaft gefallen; die Abende sind kurz derweise, es scherzt und lacht sich gut, wenn die Sonne nicht mehr brennt, nur das leise kühle Gold, das sie im Versinken wie Duft über Matten, Wald und Gebirge gießt, auch um die neue Hausbank leuchtet, die der Felice an seine Frontmauer gezimmert hat.

Der Vinzenz ist nie da, der hat keine Zeit, hat nicht Feierabend wie andre. Er kommt abends von der Arbeit in Feld oder Wald, ißt zu Nacht, kleidet sich um und geht nach Altburg hinüber, wo er von Amtes wegen zu tun hat. Ruft ihn nichts dorthin, so sitzt er daheim in der Stube, die er sich eingerichtet hat und die neben der Küche liegt. Ein großer tannener Tisch, zwei Brettstühle, ein Schrank und eine Truhe stehen darin. Auf dem Tisch liegen Schreibzeug, allerlei Schriften und ein paar Bücher, das Landbuch darunter, in dem er immer studiert, weil ihm ernst mit seinem Gesetzhüteramt ist, das sie ihm an der Landsgemeinde übertragen. Das Fenster der Stube geht gegen das Nachbarhaus hin, dessen eine Seitenmauer er überschaut. Die Frontseite und die Hausbank kann er nicht sehen, sieht deshalb auch den Arnold und die Knechte nicht am Abend dort herumlungern, pfeifeschmauchend, die Hände in den Taschen und sich „braver Mann“ bei der Nachbarschaft machen. Hier und da aber taucht an einem Fenster gegenüber die Anna auf. Gewahrt sie der Püntiner, so springt eine eigentümliche Spannung in seinen Blick. Er hebt den großen Kopf, daß die Fensterhelle breit auf seiner turmhaften Stirn liegt, sein Gesicht ist bleich dabei.

Tagsüber trifft er sie zuweilen, selten zwar. Einmal, als er, die Sense auf der Schulter, abends noch mähen geht, läuft sie ihm in der Straße in den Weg. Die Sense blinkt neben seinem dunkeln Haupt. Er geht barfuß, nur in Hose und Hemd; dennoch ist etwas Besonderes an ihm. Die Anna fühlt immer dieselbe Scheu in seiner Nähe.

„Guten Abend," sagt er, bleibt stehen und sieht sie an. Seine Augen schauen unbehaglich ernsthaft unter den buschigen Brauen hervor. „Gehst heim?" fragt er.

„Ja," gibt sie zurück. „Ihr wollt noch mähen gehen?" fragt sie dann.

Er antwortet nicht und sieht sie nur immer noch und ganz versonnen an, dann geht er weiter und vergißt den Gruß.

Sie wundert sich nicht. Was soll einer, der viel weiß und ist, wie er, sich groß um ein junges Ding, wie sie, kümmern! Erst, während die Zeit geht und als ihre Nachbarschaft bald ein halbes Jahr alt ist, will ihr manchmal scheinen, daß der Püntiner ein sonderbares Wesen hat. Eines Sonntagmorgens insbesondere muß sie sich über ihn wundern.

Es ist Winterende im Kalender, in Wirklichkeit ist noch kein Ende abzusehen. Die Talebene und die Lehnen und die hohen Berge sind weiß. Kaum ein dunkler Punkt unterbricht die wellige, flirrende weiße Linie, die über die Altburger Ebene und über ihre beiden Bergwälle hinaufläuft. Die Straße ist hartgestampft. Ein kalter blauer Himmel sieht herab. Die aus dem Püntinerhaus und der Felice und seine Frau sind im Gottesdienst. Nur die

Püntinerin sitzt daheim und betet, und die Anna muß das Haus hüten, weil ihr Kochsonntag ist. Um von der Küchenluft einen Augenblick zu verschnaufen, ist sie unter die Haustür getreten, spielt mit dem Fuß auf der Schwelle, wo wie auf den Vortreppen ein paar Schneestapfen kleben, und blickt auf die Straße hinaus. Da sieht sie den Vinzenz ein Stück weiter oben über die Straße treten und nach etwas ausspähen, das am Himmel oben sein muß. Als sie eben gehen will, erblickt er sie: „Hast ihn gesehen, den Geier?" fragt er.

„Nein," sagt sie, tritt zu ihm, der näher gekommen ist, in die Straße hinaus und läßt sich von ihm weisen, wo der Raubvogel hoch in den Lüften wie windgetragen unendlich ruhig gegen einen der Berge zieht und über diesen hinaus sich im Blau verliert.

„Schön ist es zu sehen, wie er segelt," sagt Vinzenz. Sie tauschen darauf Rede und Gegenrede. Anna geht dem Hause wieder zu, im Gespräch mit ihr folgt er, und in der Tür, wo sie vorher gestanden, bleiben beide stehen, jedes an einen Pfosten gelehnt. Er hat Sonntagsstaat an, schwarzes schweres Gewand, von dem die weiße, neue Hemdbrust scharf absticht; ansehen kann ihm jetzt einer, daß er nicht nur zu Sense und Hacke geschaffen ist. „Bist gern da?" fragt er plötzlich.

Sie haben vorher von etwas ganz anderm gesprochen, und die Frage kommt unvermutet. Anna schaut unwillkürlich auf und ihn an. Der Blick ihrer klaren braunen Augen ist frei und erstaunt. Vor dem seinen aber, der etwas Brennendes hat, muß er sich senken.

„Noch nirgends haben wir so gern gewohnt," antwortete sie ihm dennoch unbefangen.

Der Vinzenz schweigt. Von der Stelle aus, wo er steht, streckt er langsam die Hand aus und faßt die Annas. Sie errötet, als er sie schweigend drückt, und sieht ihn wieder an. Staunen, vielleicht etwas wie Furcht steht jetzt in ihrem Gesicht. Er aber mag etwas andres darin gesucht haben. Er läßt ihre Hand so plötzlich los, wie er sie genommen hat, sagt ein: „Ja, ade, ich muß hinüber," und geht davon.

Die Anna aber wundert sich. Sie geht in die Küche zurück, denkt nach und wird nicht klug. Was will er, der Püntiner? Ihr schön tun? Bald vierzig ist er! Und könnte fast ihr Vater sein! Aber — nicht doch — was sollte er sich kümmern um sie, der, den sie zu den Besten im Land rechnen! Seine Art wird es sein, wie er ist. Seine sonderbare Art!

Mit dem letzten Gedanken legt sie die Sache zur Ruhe. Im Grunde kümmert sie sich nicht groß! Der Püntiner ist ihr nach wie vor der gleiche, einer, vor dem sie eine scheue Hochachtung hat.

Der Vinzenz ist indessen auf seine Stube gegangen, hat sich zum Arbeiten niedergesetzt, schiebt aber die Schreiberei zurück und sieht zum Fenster hinaus, sieht nichts, staunt nur. Nach einer Weile hört er die Kirchgänger heimkommen. In der Küche klappern die Teller; es ist Essenszeit. Da steht er auf und geht hinüber.

Die Knechte drücken sich herum, die Magd setzt die Suppe auf, die Püntinerin sitzt schon in ihrem

Lehnstuhl und sieht den Vinzenz an, als er hereinkommt.

„Nicht einmal an Sonntagen hast Ruh'," sagt sie.

Er zuckt die Schultern und läßt sich neben ihr nieder. Auch die andern rücken zu. Dann hebt die Mahlzeit an.

Nach einer Weile stößt Vinzenz den Suppenteller weg und hat ihn nicht leergegessen. Mit breit aufgestützten Armen wartet er, bis die andern so weit sind. Als das Fleisch aufgetragen wird, zerschneidet er es, nimmt auch für sich ein Stück heraus und beginnt zu essen; aber schon nach zwei Bissen legt er die Gabel wieder hin. Eine eintönige Unterhaltung geht am Tisch, ein Wort von dem zu dem; auch der Vinzenz sagt dies und jenes dazwischen. Da wendet sich die Püntinerin zu ihm: „Du issest ja nichts."

„Ich mag nicht," sagt er.

„Ist dir nicht recht?" frägt die Mutter wieder, der seine Art auffällt. Er hat sonst ein gleichmäßiges Wesen. Jetzt läßt ihm etwas keine Ruhe, bald spielt er mit dem Messer, bald legt er es wieder weg und sieht aus, als ob ihm die Mahlzeit zu lange dauerte.

„Ich mag nicht," gibt er ihr abermals zum Bescheid. Als auch die Elisabeth sich noch über sein Nichtessen wundern will, sagt er barsch und kurz: „Es soll sich jedes um seinen Teller kümmern."

Dann spricht er von andern Dingen, in gleichgültigem Ton, so daß die übrigen sich wieder in ihn finden, steht aber bald auf und geht aus dem Hause. Sie können ihn nachher, den Hut auf dem Kopf,

über einen zurechtgetretenen Fußweg nach einem Stalle gehen sehen, der drüben am Berghang liegt. Eine der Kühe, die dort stehen, ist krank, so frägt sich niemand, warum er hingeht. Aber seine Schritte werden langsam, als er ein Stück vom Hause entfernt ist, zuweilen steht er still und atmet tief. Ihn verlangt nach Luft; es ist ihm eng im Innern. Während er dann wieder weiterschreitet, läßt er seine Gedanken über sich kommen.

Das kann er nicht mehr vor sich heimlich halten, daß ihm die Anna im Sinne liegt! Er hat in seinem Leben keine Zeit gehabt für Weiber, erinnert sich nicht, daß er einmal sich um irgendeine gekümmert hätte, die Rekrutenzeit ausgenommen, während der er auch nicht besser war als andre und der und jener schön tat. Aber seither — bah — schon in den Weg kommt ihm keine! Jetzt jedoch! — Herrgott — wie das — ganz inwendig — wühlt!

Er steht still und geht wieder fürbaß.

An nichts denkt sie, die Anna! Achtung hat sie vor ihm, eine fast lächerliche Achtung! Aber nichts weiter! Sie ist auch viel — zwanzig Jahre jünger! — Was dir nur einfällt, Vinzenz!

Eine tiefe Röte steigt ihm ins Gesicht. Er hat sich in seinem Leben keines Tages zu schämen. Soll heute einer sein, der — — — Nein, nein! Jeder Mensch will einmal seine Jugend haben! Keiner soll ihn verlachen, wenn er seine erst später haben kann als andre!

Er ist jetzt dem Stalle am Berg ganz nah gekommen und steigt die kleine Halde zum Gaden hinan. An diesem bleibt er stehen und sieht über

den Weg zurück, den er gekommen ist. Drüben stehen die beiden Häuser. Wie Inseln steigen sie aus einem toten flimmernden Meer von Schnee. Dort wohnt sie, die Anna!

Der Arnold tut ihr schön, dem Mädchen! In der letzten Zeit weiß er von nichts als von ihr zu berichten! Aber der Arnold — haha — jedem Weibsbild läuft er nach! Der ist wie Stroh, das gleich brennt! Sieht er morgen eine andre, wird ihm die besser gefallen! Lange nicht gesetzt genug ist er, an etwas Ernstliches zu denken. — Er aber, der Vinzenz — — — —

Die Brust dehnt sich ihm. Etwas Gewaltiges drängt und treibt in seinem Innern.

Wenn — wenn es werden könnte — mit der Anna!

„Herrgott!"

Das letzte hat er wirklich zwischen den Zähnen hervorgestoßen. Es hätte ein Schrei werden können, aber es ist nur ein wildes, dürres Wort geworden.

Wenn etwas werden könnte! Und warum soll nicht? Schaffen nur und zu etwas kommen! Wenn einer keine ganze Jugend mehr hat, so soll er eine ganze Wackerkeit dagegen setzen können!

Er steht aufrecht an seiner Halde, hat den Hut abgenommen und hält die Stirn dem kalten Wind hin. Schaffen und zu etwas kommen! Die Schwüle fällt von ihm ab; es kommt wie ein Gesundwerden über ihn.

So geht er nach kurzem, und nachdem er nach seinem kranken Tier gesehen hat, nach dem Hause zurück. Die Püntinerin, zu der er sich eine Weile

in die Stube setzt, staunt ihn an. Er ist anders als am Vormittag, aber auch anders als in seinem ganzen Leben. In seinem Gesicht leuchtet eine Fröhlichkeit, die ihn jung macht. Aus den Augen bricht sie. Die Püntinerin staunt über den Glanz in seinem Blick.

Dann geht der Sonntag und die Zeit. Der Vinzenz arbeitet, und die Fröhlichkeit, die über ihn gekommen, bleibt ihm. Selbst der Elisabeth, die noch ein halbes Kind ist, fällt sie auf. „Ganz anders ist er, der Vinzenz," sagt sie zur Mutter.

„Sag nichts," sagt die, „wie der Vinzenz ist kein zweiter."

Ihre eingesunkene Brust hebt sich bei diesem Wort. Stolz ist sie auf jenen. Den Hut ziehen die Herren von Altburg vor ihm, tief, von weitem!

Einmal kommt der Vinzenz von einem großen Viehmarkt heim und schließt einen schweren Geldsack in seinen Schrank. „Wir haben ein gutes Jahr, Mutter," sagt er. „Wenn es so weitergeht, sind wir bald nicht mehr die Kleinsten bei der Sparkasse."

Die Püntinerin weiß, daß er einen rechten Ruck vorwärts getan haben muß, daß er davon spricht. Von Kleinigkeiten macht er kein Aufhebens.

In diesen Tagen geschieht es, daß der Arnold, von Altburg kommend, in die Wohnstube tritt und das Wochenblatt, das just ins Haus gebracht worden, auf dem Tisch liegen findet. Er nimmt nicht einmal den Hut ab, grüßt Mutter und Schwester kurz, die arbeitend am Fenster sitzen, schlägt das Blatt auseinander und beugt sich darüber.

„Da steht es — beim Eid" — sagt er eifrig, mit heißem Gesicht.

„Was denn? Was ist?" fragen die Weiber.

„In Altburg reden sie in allen Gassen davon," berichtet erregt der Arnold, während er weiterliest.

„So sprich doch, was ist!" drängt die Püntinerin erschreckt.

„Wie er die Klusenstraße durchgebracht hat im Rat, der Vinzenz!" wirft der Arnold wieder hin. Dann liest er ihnen laut vor, wie der Vinzenz im Rat für die vielumstrittene Bergstraße gesprochen, sonderbar wuchtig gesprochen und das seit Jahren vor den Behörden herumgezogene Projekt durchgezwungen hat. Die Zeitung hat nicht Rühmens genug für ihn.

Die Blicke der Frauen glänzen. Der Arnold hebt sein Gesicht. Es ist heiß vor Freude. „In Altburg ist kaum einer, der gilt, was der Vinzenz," sagt er.

Was er an diesem Abend erzählt hat, das bringen die Knechte heim, das bestätigt der Felice, der auf einen Sprung herüberkommt, den Vinzenz zu finden meint, aber nur die Püntinerin trifft, und davon reden eine ganze Anzahl Bauern von Seewlen und Altburg, die in den nächsten Wochen am Haus vorübergehen oder aus irgendeinem Grund hereintreten: Etwas werden kann aus dem, aus dem Vinzenz! Auch der Name kommt wieder auf, den sie ihm seines Aeußern wegen einmal gegeben haben. Den „Bismarck" heißen sie ihn. Jetzt ist eine versteckte Meinung darin: Der wird einmal etwas im Land.

Der, den es angeht, macht kein Wesen, arbeitet und arbeitet und hat die heimliche Fröhlichkeit in sich. Aus Luzern, wo er geschäftlich zu tun hat, bringt er eines Tages ein hübsches Buch heim, ein Geschenk für die Anna de Felice. Zu dem Buch gesellt sich nach Wochen ein silberner Rosenkranz. Den hat er der Anna in Einsiedeln gekauft.

Das Mädchen dankt und freut sich jedesmal und denkt nichts dabei. Seit sie von dem Püntiner im Land soviel Wesens machen, erscheint er ihr erst recht hoch und recht alt. Mit scheuer Dankbarkeit nimmt sie deshalb, was er ihr gibt; er macht wohl gern dem und jenem Menschen Freude! Vor dem Arnold, seinem Bruder, muß eines sich weniger scheuen! Eine fröhliche Kameradschaft ist zwischen ihm und ihr aufgesprungen. Er hat den Knechten, die sonst mit ihm abends am Felicehaus saßen, einen Vorsprung abgewonnen, steht bei der Felicin gut angeschrieben, kann sich dann und wann zu den zwei Frauen in die Stube setzen, hat die Anna einmal zum Tanz und einmal im Nauen von Seewlen nach Brunnen zur Kirchweih geführt, und er ist der Bursche, der einem Mädchen gefallen kann.

„Der Arnold," sagt die Püntinerin zum Vinzenz, „ist hinter ihr her, hinter der Anna de Felice."

„Wann ist der nicht hinter einer her gewesen?" frägt er lächelnd dagegen. Aber nachher wird er nachdenklich, sitzt am Tisch der Mutter gegenüber, den einen Arm aufgestützt, den Kopf vornüber gebeugt, schweigt einen Augenblick und starrt an den Boden.

„Er gäbe sie auch wohl kaum schon her, der Felice,“ beginnt die Püntinerin wieder.

Da ist es, als atme er tief auf, wie wenn ein Stein von ihm fiele. „Und zu jung ist er selber noch, der Arnold,“ sagt er. Er empfindet nicht, daß er spricht, was er selber gern hört, und daß er seiner Sache nicht sicher ist; aber er horcht doch mit heimlicher Spannung auf die Antwort der Mutter.

Die Püntinerin meint den Zeitpunkt gekommen, da sie ihn selber einmal mahnen soll, an die Gründung eines Hausstands zu denken. An die Anna denkt sie dabei nicht mehr.

„Du solltest einmal vorwärts machen,“ sagt sie.

„Ich?“ die Frage klingt hastig. Er wird dunkelrot.

„An manchem Ort könntest anklopfen,“ fährt seine Mutter ahnungslos weiter — „die reiche Jauchin, die Witfrau, oder dem Säckelmeister sein Mädchen, oder —“

Er schiebt seinen Arm langsam über den Tisch, bis er ihre Hand erreicht und drückt sie ihr nieder, einen halb verdrießlichen, halb spaßhaften Ausdruck im Gesicht. „Es tut's — es tut's,“ sagt er, dann lehnt er sich schwer in den Stuhl zurück und sieht die Mutter groß an. „Wenn ich heiraten will, suche ich mir selber eine aus,“ sagt er mit sonderbar strengem Ernst. Die Püntinerin wagt nachher kein Wort mehr zu sagen, so sichtbar ist es, daß etwas an ihrer Rede ihn erzürnt hat.

Der Vinzenz steht bald danach auf und geht hinaus. Was die Mutter gesagt hat, macht ihm zu schaffen. Lauter bestandene Weiber hat sie ihm vor-

geschlagen, in seinen Jahren stehende! Und er denkt — — — an eine blutjunge denkt er! —

Am gleichen Abend aber geht er zur Felicin hinüber und trifft sie mit der Anna in der Stube. „Gespielt wird im Theater drüben in Beckenried am Sonntag," sagt er. "Kommt ihr mit mir, ihr beide?"

Als sie nicken und zusagen, entfernt er sich leichteren Herzens als er gekommen ist. Er weiß jetzt, daß er sich rühren muß, wenn er, der Alte, neben den Jungen bestehen soll.

Viertes Kapitel

Die Landsgemeinde naht wieder. Die beiden Blätter von Altburg stehen voll von den Dingen, über die das Volk am Ring entscheiden soll. Da steht auch ein Name in beiden: Vinzenz Püntiner! Ein Regierungsratssessel ist frei. Von dem Vinzenz Püntiner wird gesagt und geschrieben, daß er in die oberste Landesbehörde gewählt werden wird. Schön einig scheint alles. Schlankweg wird er gewählt werden! Er selber spricht nicht davon, hat nicht gern, wenn ihm einer davon redet. Aber er weiß, daß es kommen wird.

Als die Anna de Felice zum erstenmal hört, welche neue Ehre dem Püntiner zugedacht ist, sieht sie gedankenvoll ins Leere. Was das für einer ist! Das Herz schlägt ihr. Der Vinzenz Püntiner hat ihr letztlich viel Freundliches getan. Wo er ihr eine Freude machen kann, tut er es. Ein rechter Freund ist er, und sie mag ihn wohl, scheut sich auch nicht

mehr vor ihm, ist zutraulich geworden; denn er ist ja ganz alt. —

Eine Woche dauert es noch bis zum Landsgemeindetag. Im Tal ist Frühling. Die weiten grünen Matten glänzen. Höher und höher schwindet die Schneegrenze an die Berge hinauf. Nur ein paar Firne werfen silberne Blitze ins Tal, und der blaue Himmel leuchtet. Zur Nachtzeit wandelt der wachsende Mond über die beiden Häuser am Seewlener Weg.

Am Anfang einer dieser Nächte sitzen der Vinzenz, der Arnold und die Püntinerin in der Wohnstube, hemdärmelig die zwei Männer, pfeifenschmauchend, die Arme breit auf den Tisch gelegt und langsam, in Zwischenräumen, wie als ob jedes Wort Geld kostete, sich unterhaltend. Die Püntinerin hockt in ihrem Stuhl, hört zu und sagt auch ihrerseits manchmal ein kostbares, langsames Wort dazu. Der Mond wirft seinen Glanz in die Scheiben. Er zerschellt an Rahmen und Glas. In Scherben liegt er da und dort inwendig am Fußboden. Ein Schein trifft den Kopf der Püntinerin. Ihre ledernen Züge sind fahler, und wie zwei Wässerlein rinnen die beiden weißen Haarsträhne vom Kopf in das gestrickte Tuch, das um die Schultern geschlungen ist und das sie mit der knochigen Hand an der Brust zusammenhält.

„Wo ist die Elisabeth?“ frägt der Vinzenz jetzt.

„Ich weiß nicht, was sie ankommt, daß sie abends so spät hereinkommt, letztlich,“ sagt die Püntinerin.

Da klopft es an die Tür.

„Herein,“ sagt der Vinzenz.

Einer der Knechte kommt herein, ein ganz alter. Den „Köbi“ heißen sie ihn und er hat schon dem

alten Ratsherr dreißig Jahre gedient. Er hat etwas Verdrossenes in dem von wirrem, grauem Bart umstandenen Gesicht. Seit einigen Jahren erträgt er den Branntwein nicht mehr wie früher; er wird leicht Herr über ihn. Auch jetzt scheint er nicht nüchtern. „Ja," sagt er und steht störrisch da, „so kann es nicht alleweil gehen, meine ich."

„Was ist?" fragt der Vinzenz laut und barsch. Er hat sich etwas aufgerichtet, hält aber noch immer die Arme aufgestützt. Die Mondhelle zündet jetzt auch ihm ins Gesicht. Die schweren Brauen und unter der derben Nase der buschige Schnurrbart sind wie tiefe Schatten in dem Fahl der Haut.

Der Köbi will eifrig Auskunft geben, aber die Worte überstürzen sich ihm, so ist sein Reden wie Spucken und Zischen: „Der Bartli und die Elisabeth!" verstehen die andern.

Der Arnold, der bisher nur halb zugehört hat, fährt plötzlich herum. „Was?" frägt er scharf.

„Jeden Abend stecken sie beieinander hinter der Stalltür," berichtet der Knecht zänkisch weiter.

„Sein hat es mir wollen," sagt der Arnold, „lang sein hat es mir wollen."

„Nun, nun," schilt die Püntinerin und schüttelt den Kopf. „Dafür will ich ihm, dem Mädchen."

Der Vinzenz stützt die Hände auf den Tisch und steht langsam und ruhig auf.

„Es schickt sich nicht, meine ich," stichelt der Köbi.

Der Vinzenz hört nicht; er wendet sich mit derselben Langsamkeit und Ruhe zur Tür.

„Ein halbes Kind," geifert der Knecht, hinter ihm hertrottend, „ein Kind ist sie noch."

Als die Tür hinter beiden zugefallen ist, wird der Arnold lebendig. „Das hätte ich sagen können, daß da etwas ist,“ sagt er.

„Warum hast es nicht gesagt?“ schmält die Püntinerin und kann nicht verbergen, daß sie ängstlich hinauslauscht. Wenn der Vinzenz zornig ist — gnad Gott —

„Gnad Gott dem Bartli,“ sagt der Arnold. Auch er wartet auf das, was von draußen hereintönen soll.

Einen Augenblick sitzen beide schweigend. Aber es bleibt alles still. Nur Schritte kommen durch den Flur, zaghaft zögernde. Sie wissen gleich, daß es die Elisabeth ist, und sie muß dem Vinzenz dicht vor der Haustür begegnet sein. Jetzt öffnet sie die Tür und drückt sich herein. Sie ist leichenblaß und zittert. Sie sieht freilich noch kindisch aus mit ihren sechzehn Jahren. Ihre blauen Augen sind groß und dunkel vor Angst. Sie kann einem leid tun, so deutlich steht die Furcht in jedem Zug ihres Gesichtes.

„Mutter,“ stammelt sie und knüllt die Falten ihres Rockes.

„Schöne Sachen machst,“ sagt die Püntinerin. Dann verschlägt ihr der Atem; der Vinzenz kommt zurück.

Als er in die Stube tritt, ist es ganz still. Der Arnold wirft einen verstohlenen Blick auf des Bruders Gesicht. Die zwei Frauen regen sich nicht. Jetzt muß es kommen. Aber der Arnold wundert sich, wie der andre darein schaut: ganz ruhig!

Der Vinzenz wendet sich zur Mutter: „Ins Schachental fährt er morgen, der Bartli, im Sommer

kann er auf der Alp bleiben." Mit diesen Worten geht er an der Püntinerin vorbei und setzt sich auf seinen vorigen Platz. Dann sieht er die Elisabeth an.

„Vinzenz," stößt sie heraus. Fast ist es, als müßte sie umsinken.

„Komm," sagt er.

Da geht sie zitternd zu ihm. Das Wasser springt ihr in die Augen. Die Backen sind ihr heiß, die weiße, feine Schläfe sticht noch schöner als sonst davon ab.

Der Vinzenz nimmt mit festem Griff ihre beiden Arme und zieht sie näher. „Das ist nichts, Mädchen, das ist nichts. So früh soll eines nicht anfangen mit derlei Geschichten," sagt er mit seiner tiefen Stimme. Es klingt aber etwas Sonderbares darin, Herzlichkeit, keine Spur von Zorn. Die Elisabeth weint heftiger. Die Püntinerin und der Arnold sehen zu und staunen.

„Hast ihn gern?" fragt der Vinzenz. Die Elisabeth windet sich. Dann nickte sie und weint wieder.

Der Vinzenz dreht das ruhige Gesicht der Püntinerin zu. „Er ist nicht ungrad, der Bartli," sagt er, „sein Vater, der Säger, ist ein rechter Mann."

„Ja, ja," nickt die Püntinerin; es tönt, als ob sie ein „aber" anhängen wollte.

Er hat darauf nicht acht. „Wenn er recht tut, in ein paar Jahren läßt sich wieder davon reden," sagt er. Dabei läßt er die Arme der Elisabeth los, schiebt sie zurück und spricht zu ihr: „Geh jetzt! In deiner Kammer kannst flennen, wenn es nötig ist. Ins Haus kommt er nicht mehr, eine Zeitlang, der

Bartli. Aber mit Zeit und Zeit, wenn ihr es noch gleich meint — bin ich wieder zu sprechen. Der Bartli weiß Bescheid!"

Die Elisabeth wischt die Augen, tut ein paar Schritte und wendet sich wieder. Sie sieht den Vinzenz an, die Lippen zucken. „Trag mir's nicht nach," sagt sie, nicht laut, noch schluchzend, aber mit jäh aufwallender Dankbarkeit. Still dreht sie sich nachher um und geht hinaus.

Der Vinzenz auf seinem Sofa lehnt sich an die Wand. Er sitzt breit da, wie einer, dem wohl ist. Dann lacht er wirklich. „Wundern will es mich, ob sie fest bleiben so lang, die zwei," sagt er.

Die Püntinerin atmet zum erstenmal auf. Zusammengekauert wie sie immer sitzt, sieht sie dem Vinzenz ins Gesicht, und ihr Blick hat um dieser Haltung willen etwas Spähendes. „So habe ich dich noch nie gesehen, du," sagt sie. Und er dehnt sich und gibt keine Antwort, sieht nur frei vor sich ins Leere, immer wie einer, dem die Brust weit ist.

Dem Arnold, der anfänglich eine Sittenrichtermiene hat aufsetzen wollen, schlägt die Laune um. „Freuen will ich mich, wenn sie zusammenkommen," sagt er und wird gesprächig, rühmt den jungen Knecht, den Bartli, zählt von der Schwester alle guten Seiten auf, vergleicht und bringt heraus: „Wie gemacht sind sie füreinander."

Der Vinzenz spricht nicht, sitzt nur und schaut gradeaus.

Aber der Arnold weiß, warum er dem Bartli Beifall klatscht. Wohl tun kann es ihm, wenn es zweien mit ihrer Liebe gut geht. Wohl tun kann

es ihm, wenn er gut zu sprechen ist, der Vinzenz! Unter demselben Mond, der dem Bartli und der Elisabeth gezündet, hat der Arnold auch schon gestanden, wird er morgen wieder stehen! — — — —

Der morgende Tag ist so hell wie der gestrige war, und die Nacht, die ihm folgt, ist klar, als seien nur dämpfende Schleier vor die Helle des Tages gehängt. Vor dem Haus des Felice sitzt pfeifend der Arnold. Nachtessenszeit ist lang vorbei. Die Püntinerin hat sich gelegt, auch die Frau des Felice ist schlafen gegangen. Der Arnold sitzt auf der Bank, pfeift leise vor sich hin wie sich selber zur Gesellschaft und doch sichtbarlich bestrebt, daß ihn eines höre. Auf einmal, als er den Kopf nach der Haustür wendet, steht die Anna dort und lacht leise darum, daß er sie nicht hat kommen hören. Eine ganze Weile hat sie schon, die Hände in ihrem Rücken an den Pfosten gelegt, dagestanden.

„Komm doch," sagt er. Seine Stimme klingt knapp vor innerlicher Erregung.

In ihrer geräuschlosen Art kommt die Anna über die paar Treppenstufen herab und setzt sich zu ihm auf die im Schatten verborgene Bank, ein gutes Stück ab von ihm. Sie trägt ein schlichtes einfarbiges Kleid, ein Seidentüchlein um den Hals. Ihr Gesicht ist bleich, um den Mund liegt ein eigentümlicher Zug, fast als ob sie körperlichen Schmerz empfinde; den hat sie immer, wenn sie etwas aufregt. Die Flügel der schmalen Nase winden wie bei einem witternden Reh.

Der Arnold rückt näher und legt die Hand auf die ihre, die auf der Bank liegt. „Bist doch gekommen?" sagt er.

„Wenn ich es versprochen habe," gibt sie zurück, ohne ihn anzusehen.

Versprochen hat sie es, von einem zum andern Mal, und heute sitzen sie den sechsten Abend zusammen auf der Bank. Der Arnold ist ein guter Gesellschafter, weiß immer etwas. Ein warmes Wort hat er hier und da gesagt, und im Mondschein wird einem sonderbar zumut, und — darum ist sie gekommen. Heute aber klopft ihr das Herz. Schon das letztemal hat er eine drängende Art gehabt, der Arnold!

„Du," sagt er jetzt. Sie merkt, wie ihm die Stimme zittert. Sein helles, aber festes, bartloses Gesicht ist zu ihr erhoben, das volle blonde Haar glänzt im Mondlicht, und seine Augen haben einen ehrlichen Schein. Die Anna läßt den Blick in dem seinen, der seltsame Zug um ihren Mund verschärft sich noch, aber sie drückt seine Hand wieder, als seine Finger sich fest um die ihren schließen. Dann küßt er sie und sie läßt es willig geschehen. Derweilen hat sie ganz klare Gedanken: dem Püntiner-Arnold seine Frau wird sie werden! Sie freut sich daran — seine Mutter mag sie wohl leiden und die Elisabeth — und dann — dem Vinzenz, dem Ratsherrn, verwandt wird sie sein. Stolz kann eine sein darauf! — Zufrieden küßt sie den Arnold wieder.

„Wann kommt er heim, dein Vater?" frägt dieser.

„Am Sonntag," gibt sie zurück, und er sagt: „Gleich reden will ich dann mit ihm."

Die Anna schweigt einen Augenblick und sinnt.

„Aber mit keinem andern vorher,“ sagt sie dann, „es soll nicht hinter seinem Rücken gehen. Wenn er es weiß, mögen es nachher alle wissen!“

„Auch die Mutter erst dann?“ frägt er.

„Ja, auch die Mutter!“

„Wenn du es willst,“ gibt er zu. Dann packt ihn der Jubel, und er tut, was närrisch ist und Liebesleuteart. Die Anna ist fröhlich und wehrt sich, wenn er ungestüm wird. Bald entschlüpft sie ihm.

„Morgen ist wieder ein Tag,“ sagt sie, als sie im Hausflur steht, sieht ihn an, daß er von dem Blick noch ein Geschenk auf den Weg hat und geht.

Die Woche hat noch fünf Abende. Fünfmal hat die Bank noch Besuch nachher. Keiner weiß und merkt es. Auch der Vinzenz nicht. Der hat eine arbeitsschwere Zeit, auf dem Eigenland viel zu tun, mehr noch von seiner Aemter wegen. Er sitzt abends schreibend in seiner Stube und hat die Vorhänge gezogen, damit er nicht aus dem Fenster schaut und die Arbeit zu langsam geht. Freilich halten auch die Vorhänge die Gedanken nicht ab, die die Arbeit unterbrechen. Wenn sie kommen, sitzt der Vinzenz in den Stuhl zurückgelehnt, den Kopf auf der Brust. Am Ende der Woche muß es sich entscheiden! Keine Ruhe ist gewesen all die Zeit her, Arbeit auf allen Seiten, und es schickt sich nicht, Freude und Ungeduld darunter zu mischen, wo so viel Arbeit und Pflicht ist. Aber am Sonntag wird der Tag dazu sein. — — —

Die Anna — ist — — auch nicht mehr schüchtern wie früher — zutraulich ist sie — sie mag ihn gut —

das kann er merken, wann und wo sie ihm in den Weg kommt. Und das andre wird kommen — wird schon. Verdienen muß es einer erst!

Fünftes Kapitel

Landsgemeinde! Die Glocken von Altburg läuten. Aus den Häuserhaufen des Ortes quillt es auf wie ein Sprudelquell von Tönen, der über den Dächern sich teilt und in einer blauen reglosen Luft nach allen Seiten hinausschwimmt. Wie goldene Tropfen aus dem klaren Frühlingstag, der im Gegensatz zu andern, schon heißen Maitagen eine klare Kühle an sich hat, wie goldene Tropfen fallen ein paar Glockenlaute auch über das Püntinerhaus herein. Da hantiert um Stall und Haus mit Gabel, Milcheimer und Lecktrog der Arnold. Die Knechte, bis auf den Köbi, sind in der Kirche, auch der Vinzenz ist früh nach Altburg gegangen. Die Sitte will, daß er dort in der Kirche sich zeigt und nachher mit Freunden vom Rat zum Imbiß geht. Um ein Uhr tagt die Gemeinde.

Dem Arnold sein Gesicht leuchtet wie der Tag. Zuweilen tritt er vom Stall in die Straße vor und späht nach dem Haus des Felice hinüber. Der ist gestern abend spät heimgekommen. Wenn er, der Arnold, mit der Arbeit fertig ist, wird er hinübergehen zu ihm.

Eine gute Stunde später zieht er den Feiertagsrock an. Als er aus seiner Kammer herab und in den Hausflur kommt, steht die Wohnstubentür offen.

Drinnen in einer Flut warmen Morgenlichtes, das durch die Scheiben bricht, sitzt die Püntinerin, in sich zusammengekauert, und hält die Andacht zu Haus, die sie in der Kirche nicht mehr suchen gehen kann.

„Zum Felice gehe ich hinüber," sagt der Arnold unter der Tür und wartet die Antwort der Mutter nicht ab, sondern geht gleich weiter. Aber noch ehe er die Haustür erreicht, läßt ihm die drängende Freude nicht Ruh und er ruft zurück: „Vielleicht erzähle ich Euch etwas, wenn ich wiederkomme."

Er kommt nicht allein wieder; drei bringt er gleich mit aus dem Felicehaus: die Anna, ihre Mutter und den Vater. Er lacht mit dem ganzen Gesicht, als er mit ihnen ins Haus tritt. Der Felice lächelt auch, aber fast mißbilligend, zum mindesten verlegen. „Es gehört sich nicht," murmelt er, „daß wir alle miteinander ins Haus fallen."

„Es ist niemand daheim als die Mutter," sagt der Arnold. Der Kopf ist ihm rot vor Freude und Erregung. Der Felice kann nicht länger unzufrieden sein, als er ihn ansieht.

So treten sie alle hinter ihm in die Stube, wo die Püntinerin noch immer ihren Rosenkranz dreht. Sie wendet sich, als sie sie kommen hört und macht beim Anblick des zahlreichen Besuches ein erstauntes Gesicht. Es ist aber nicht schwer zu erraten, weshalb sie kommen. Der Arnold hält die Anna bei der Hand. „Ihr werdet es schon merken, Mutter," sagt er.

„Was?" sagt die Püntinerin.

„Er will mir sie geben," sagt der Arnold wieder und sieht den Felice an.

Die Püntinerin heißt die Nachbarn Platz nehmen, und sie setzen sich, der Felice mit einem ernsthaften Gesicht und der ruhigen Würde, die er an sich hat, auch seine Frau still, mit freundlicher Miene.

„Er sagt, Ihr wüßtet, daß er sie gern hat, die Anna," hebt der Welsche an.

„Zu viel hat er nicht verlauten lassen," gibt die Püntinerin zurück, will aber keinen Mißton in das bringen, was ihr nicht unlieb ist, reicht deshalb die knochige Hand nacheinander dem Nachbarn und seinem Weibe. Die der Anna, die sie dann faßt, behält sie in der ihren. „Es freut mich, wie es gekommen ist," sagt sie.

„Es ist mir fast früh für das Mädchen," beginnt der Felice wieder, „nur weil es Euer Sohn ist — Frau —." Er neigt den Oberkörper ein wenig in linkischer Höflichkeit.

Die Püntinerin sieht den Arnold an. „Weiß der Vinzenz, was du im Sinn hast?" frägt sie ihn.

Er wird rot. In diesem Augenblick weiß er, daß er etwas versäumt hat. Aber es ist nicht immer bequem, einen Bruder über sich zu haben, den man fragen und bitten soll. So hat er keine Eile gehabt, mit dem Vinzenz zu reden. Die Frage der Mutter ärgert ihn. „Ja — ja — schon reden will ich jetzt dann mit ihm," sagt er unwirsch.

Das Gesicht des Felice wird ernster. „Sagen hätte er es ihm sollen, dem Ratsherr," meint er zur Püntinerin. Sie aber will wieder die Freude nicht stören lassen. „Er wird schon zufrieden sein, der Vinzenz," sagt sie. Dabei blickt sie die Anna an, und das Wort kommt ihr aus dem Herzen her-

auf; er hat immer große Stücke auf sie gehalten, der Vinzenz! „Freuen wird er sich," lächelt sie der Anna zu.

Aus der Herzlichkeit ihres Wesens wächst ein gemütliches Zusammenplaudern. Die Frau des Felice ist redselig und kommt auf Aussteuer und Hochzeit. Er selber ist langsamer. „Was der Ratsherr meint, wollen wir hören," sagt er ein paarmal, wenn sie seinen Rat wissen wollen.

Nachher werden sie einig, daß sie den Vinzenz in Altburg abholen wollen, der Arnold und die Anna. „Augen wird er machen," lacht der Arnold.

Später kommt die Elisabeth heim und erfährt, was Neues ist, freut sich und will dabei sein, wenn sie nach Altburg gehen. Kein Morgen seines Lebens ist dem Arnold vergangen wie der. —

Es ist darauf hoher Mittag, als die beiden Mädchen und der Arnold von Hause weg und auf die stille Straße nach Altburg kommen. Die beiden Mädchen gehen im Sonntagsputz, haben helle bebänderte Hüte an, die Elisabeth trägt ein lichtblaues, die Anna ein dunkles Kleid. Die Elisabeth ist jung und im Gesicht blustfarben wie immer, die Anna erregt und darum bleicher, der Wind weht ihr ein paar Kraushaare um Schläfe und Ohr. Der Arnold hat sich herausstaffiert wie ein Herrensohn. Er trägt eine Geraniumblüte im Knopfloch und einen glänzend schwarzen neuen Rundhut auf dem blonden Kopf.

Im Anfang ihres Weges — der Arnold geht zwischen den zwei Mädchen — wissen sie allerlei zu reden; je näher sie Altburg kommen, desto schweig-

samer werden sie, weil das Schauen angeht. Sie gehen über das Holperpflaster des Fleckens, an den letzten Häusern vorbei, aus dem Ort wieder hinaus nach dem Landsgemeindeplatz. Dieser Teil ihres Weges ist nicht mehr einsam. Eine festlich geputzte Menge wogt hin und her. Sie haben zu staunen, zu grüßen, aufzupassen, daß sie einander nicht verlieren. Je näher sie der Tagungsmatte kommen, desto dichter wird das Gedränge. Am Ring stehen die Männer zehn Glieder tief, alle barhaupt, hoch über dem Volk in schwarzgelben Mänteln die stimmenzählenden Waibel. Der Arnold und die Mädchen machen sich an einen der Hänge hinan, die die Matte amphitheatralisch umgeben und von Zuschauern besetzt sind. Sie finden eine schöne freie Aussichtsstelle, von der sie mitten in den Ring, auf den Landammann und den Schreiber und das Volk sehen können. Der Landammann spricht eben. Eine Abstimmung folgt. Hände für und Hände dagegen! Wie ein Vogelvolk fliegen sie bei jeder Aufforderung über den dichten Menschenring auf. Gleich nachher beginnen die Wahlen.

Der Arnold und die Mädchen haben noch nicht lang hinuntergeblickt, als sie den Namen des Vinzenz vom Ring herauftönen hören. Dann tritt er auf einmal selber aus der Menge, von hinten hervor, keiner, der sich vordrängt, keiner, dem darum zu tun ist, daß er gesehen wird. Jetzt steht er frei im Ring, den Hut in der Hand, in schwarzem Anzug von bäurischem Schnitt, ungleich den Herren von Altburg, die in Fräcken und Gehröcken gehen. Seine Schultern sind so breit, daß seine Gestalt trotz ihrer Höhe fast

etwas Plumpes hat; sein großer Kopf ist von der Sonne beschienen, jeder derbe Zug steht scharf im Licht, und die Stirn glänzt wie ein Turmdach. Als er spricht, klingt seine Stimme tief und dumpf wie eine große Glocke, aber sogar der Arnold und die Mädchen hören, was er sagt, kurz, schlicht, ein paar Worte: „Wenn ihr es so haben wollt, will ich es tun.“

In der Gemeinde sträubt sich sonst ein jeder gegen ein ihm zugedachtes Amt; zum guten Ton gehört es. Der Vinzenz kümmert sich um den Alltag nicht. Er sagt sein Wort. Als er geendet hat, blickt er um sich, einmal im Kreis, einmal nach den Zuschauern hinauf. Plötzlich ist es, als habe er den Arnold und die Mädchen erkannt. Wie ein Lachen geht es durch sein Gesicht. Dann tritt er in den Ring zurück.

„Wer dem Ratsherr Vinzenz Püntiner stimmt,“ geht eine Stimme.

Der Arnold und die Mädchen können die Hände fliegen sehen. Es ist, als ob keine an der Seite eines Mannes bliebe. Ein Jauchzen bricht aus der Menge. Die oben am Hang wissen: Der Püntiner sitzt von jetzt an im obersten Rat!

Unten nehmen die Wahlen ihren Fortgang. Um den Ring ist ein unablässiges Gewoge von Menschen. Die beiden Mädchen und der Arnold suchen den Vinzenz, der im Ring verschwunden ist. Stehen muß er irgendwo im Glied! Plötzlich sehen sie ihn dicht unter der Stelle, wo sie selber sich befinden, den Hang heraufkommen.

Er kommt langsam vorwärts; denn immer treten

ihm Leute in den Weg, die ihm die Hand schütteln, ihn mit ein paar Worten aufhalten. Selbst als er endlich den Bruder und die Mädchen erreicht, drängt sich ein Kreis von Volk um sie. Unter aller Augen reicht er dem Arnold, der ihn mit einem freudigen Blick anleuchtet, die Hand, dann der Elisabeth und dann der Anna. Ehe er dieser die Hand gibt, sieht er sich flüchtig um, fast als meinte er die ärgerliche Frage: Warum steht ihr alle da? Dann grüßt er sie, ohne sie anzusehen. Plötzlich erst hebt er dann den Blick. Seine Brust dehnt sich sichtbar unter einem tiefen Atemzug. „Wir sehen uns heute noch, wir zwei," sagt er leise zu ihr. Er lächelt dazu; die andern mögen glauben, daß er einen Scherz gesagt hat. Die Anna weiß es anders. Sie erschrickt. Seine Hand hat in der ihren gezittert. Aus der Art, wie er die Worte aus allen Herztiefen geholt hat, fühlt sie, was sie heißen. Es geht vor ihren Blicken wie ein Tor auf: Der — der Vinzenz — will — will dich haben.

Andre Leute drängen ihn von ihr und ihren Begleitern ab. Er nickt noch flüchtig. Dann muß er sich denen zuwenden, die da und dort ihn grüßen wollen. Bald sehen sie ihn nach dem Ring zurückschreiten und sehen ein, daß sie nicht auf ihn warten können, daß er lange nicht frei werden wird.

Sie bleiben noch eine Weile auf ihrem Lugaus stehen. Der Arnold spricht eifrig: „Jetzt weiß er es erst nicht, Augen wird er machen, wenn er heimkommt! Daß daheim unser altes Dach nicht einfällt, wenn es so viel Neues zudecken muß, einen Regierungsrat und einen Bräutigam, heute nacht." Er

sieht die Anna an und wundert sich, daß sie nicht lacht, meint aber, daß das, was unten vor ihren Augen hin und her wogt und treibt, sie in Anspruch nimmt. Sie blickt auf das Getriebe; aber sie sieht es nicht. In ihr sind tausend Gedanken. Wach ist sie, ganz wach: Der Vinzenz — der Püntiner — an hundert kleinen Dingen hätte sie es merken sollen, daß er mehr meint als nur Wohlwollen und Freundlichkeit!

„Heimgehen sollten wir, meine ich," sagt jetzt der Arnold neben ihr. Sie schrickt zusammen, faßt sich aber rasch, stimmt jenem bei, geht mit ihm vom Platz hinweg in ein Wirtshaus zu Altburg, nachher auf den Heimweg und gibt sich all die Zeit Mühe, auf das aufzupassen, was ihre Gefährten reden. Aber immer wieder muß sie sich von dem losreißen, was ihr die Gedanken einzieht: Er — er will dich haben, der Püntiner! Sie scherzt mit Elisabeth und Arnold, läßt sich des letzteren heimliche Zärtlichkeit gefallen, hat selber manchmal ein Aufwallen im Herzen und sieht ihn mit frohem Blick an oder drückt ihm die Hand, aber auf einmal scheint ihr die eigne Rede dann wieder ganz fern zu tönen, und sie sieht den Vinzenz wieder vor sich stehen, in heimlicher Erregung, mit einem Wesen — als — als sei ihm ein wundersames Wunder aufgegangen — mit — tags ihres Lebens hat sie nie einen Menschen so im Innersten aufgewühlt gesehen! Und auf einmal packt sie eine Angst. Wenn er heimkommt und fragen will und — und es ist wie es ist, der Arnold und sie — — —

Als die Angst einmal da ist, macht sie ihr Herz-

klopfen, wird sie immer größer. Sie selbst wird stiller und bleich.

„Warum redest nicht mehr?" fragt der Arnold neben ihr. Er hat hier draußen den Arm um ihre Hüfte gelegt und tut seiner Liebe keinen Zwang mehr an.

„Ich weiß nicht — das Gewühl" — stottert sie.

„Ganz dumm macht einen der Lärm, hast recht," bestätigt die Elisabeth, und damit ist es gut.

Sie erreichen dann das Püntinerhaus, grüßen die Mutter und gehen später zum Felice hinüber, wo sie beisammen sitzen. Der Felice sieht wohlgefällig auf das junge Paar. „Wenn er es dann weiß, der Ratsherr, und einverstanden ist, will ich mich freuen," sagt er.

Die Anna bleibt wortkarg und hat die heiße Angst im Herzen. Wenn er es erst wüßte!

Indessen sitzt die Püntinerin in ihrem Geduldsstuhl. Das Leben ist arm, wenn seine Grenzen die eines Armstuhls sind; aber die große Geduld lernt sich darauf, das schwere Leben zu verstehen. Die Alte läßt die Gedanken dem Vinzenz entgegengehen. Er ist es geworden, Regierungsrat! Der Arnold hat es gebracht. Auch dahin ist er gekommen, der Vinzenz. So groß ist einer von den Buben, von ihren Buben geworden! Sie hat ihn gemeistert in seiner Jugend, hei und wie! Sie ist keine Sanfte gewesen! Und jetzt ist ihr Wort ganz klein und seines groß geworden. Was er sagt, gilt jetzt im Haus. So ist er über sie hinausgewachsen!

Ueber sie und ihre Gedanken herein leuchtet der rote Abend. Es ist ein ganz helles und wundersam

feierliches Licht. Der Tisch, das Sofa, die Stühle, alles sieht viel fürnehmer darin aus. Wenn die Püntinerin sich selber sähe — über ihrem schmalen, kleinen Gesicht und auf den weißen Haarsträhnen liegt es wie ein Schein junger Jahre.

Mit dem roten Abend kommt der Vinzenz. Sein Schritt ist schon vor dem Haus zu erkennen. Es ist nur, als trete er heute leichter und rascher auf als sonst, auch ganz sicher. So selten er sich vergißt, er meidet sonst festliche Anlässe, weil er weiß, daß er nicht viel Wein verträgt; und heute hätte es wohl geschehen mögen, daß sie ihn zu vielem Bescheidtun gebracht hätten. Aber ganz ruhig und sicher tritt er auf.

Jetzt steht er in der Tür.

„Tag, Mutter," sagt er, als ob er gar nicht hereinkommen wollte. Sie streckt ihm die Hand hin.

„Darfst mir schon die Hand geben," sagt sie, und als er sie lachend drückt: „So bist also das auch noch geworden, jetzt?"

„Freut es Euch?" fragt er.

Sie antwortet mit einem Scherz, den ihr Blick zum Lob macht: „Die Mutter muß sich bald fürchten vor dem gescheiten Sohn."

Er lacht und will sich wenden. „Wo sind die andern?" fragt er.

„Drüben — beim Felice," gibt sie zurück.

Er zieht die Stirn zusammen, er wäre lieber allein gewesen dort, nachher. „Just hinüber will ich," sagt er dann; sein Ton zeigt, daß ihn die Ungeduld nicht länger läßt. „Mit der Anna will ich reden," wirft er dann noch hin, ganz mit Absicht,

daß die Mutter daraus etwas ahnen soll. Dabei geht er schon der Türe zu.

„Mit der Anna?" sagt die Püntinerin. Ein sonderbar ungeduldiges Zittern in seiner Stimme ist ihr aufgefallen. Ihr Atem stockt. „Du, Vinzenz," sagt sie dann, als er eben in den Flur treten will.

„Was?" fragt er.

„Du hast es doch gemerkt, daß er sie gern hat, der Arnold?" sagt die Püntinerin. Aengstlich blickt sie ihn an.

Er kommt auch wirklich einen Schritt zurück in die Stube. „Was?" fragt er wieder, als ob er nicht recht verstehe.

„Sie haben sich einander versprochen heute," sagt die Püntinerin.

„Der — Arnold?"

„Und die Anna," sagt die Alte.

Der Vinzenz steht aufrecht. Es ist nur, als falle seine große Gestalt zusammen wie plötzlich abgezehrt; es muß wohl in der Haltung liegen. Nun tritt er wieder ganz in die Stube herein. Die Tür macht er zu und setzt sich. In seinem schwarzen Anzug, den Hut in der Hand sitzt er da, der Kopf fällt ihm etwas vornüber. Man sieht jetzt, wie weit die Stirn unter das sich lichtende Haar zurückstrebt; die schweren Brauen und der Schnurrbart hängen wie dunkle Grasbüschel an Felskanten in seinem Gesicht.

Die Püntinerin sieht ihn an. Sie errät alles. Er braucht nicht zu reden. Und — Herrgott, daß sie es nicht früher gesehen hat!

„Ich" — sagt er mit einer trockenen Stimme,

als breche er mit jedem Wort in sich selber etwas ab — „um sie fragen habe ich wollen — um die Anna."

Die Püntinerin schweigt und starrt. Es ist fürchterlich zu sehen: Langsam steigt etwas in seinem großen Körper auf, jetzt macht es die Brust keuchen, jetzt würgt es im Hals, und jetzt sprengt es Lippen und Augen. Der Vinzenz schluchzt. Nur einen Laut. Nachher ist alles wieder nur inwendig, die ganze Qual.

Aber die Püntinerin, deren Hand er ganz entwachsen ist, hat die Empfindung, als ob der Große, Alte ihr just noch einmal heimkäme wie als klein und jung, da sie in seinem Leben noch etwas zu sagen gehabt hat. Sie faßt mit der gichtigen Hand nach ihm hinüber, kann ihn aber nicht erreichen und streicht darum unbeholfen, verlegen um das, was sie tun soll, über ihr Haar, daß die schwarze Haube, die sie trägt, sich zurückschiebt. Jetzt ist ihr ganzer weißer Scheitel sichtbar, und das rote Licht zündet über ihren kleinen, schmalen Kopf.

„Es muß eines viel tragen, bis es zum Sterben kommt, Vinzenz," sagt sie; ohne daß sie es weiß, zeigt das rote Licht Striche und Striche in ihrem Gesicht, die dasselbe sagen: Es muß eines viel tragen, bis es zum Sterben kommt!

Darum ist das Wort wohl das größte, was sie ihm hat sagen können. Er sieht sie an und versteht sie. Dann nimmt er seine Kraft zusammen. Es dauert eine Weile, bis er reden kann. „Sie werden wohl herüberkommen nachher?" sagt er dann.

„Ja, sie kommen alle," antwortet die Püntinerin.

Sechstes Kapitel

Der Verlobungsabend ist nicht nach dem Arnold seinen Erwartungen gewesen; aber dann — wann ist im Leben die Wirklichkeit so schön wie die Erwartung! Der Vinzenz, als das Brautpaar, die Elisabeth und die zwei Alten herüberkamen, saß am Eßtisch, oben an seinem Platz, wo er immer sitzt. Langsam und scheinbar mühsam stand er auf, als alle in die Küche, wo immer gegessen wird, traten.

„So — so" — redet er so daher. „Die Mutter hat es mir gesagt."

Es klang, als ob ihm jedes Wort an der Zunge klebe. Dann gab er allen die Hand, auch der Elisabeth, als ob er der auch Glück wünschen müßte, setzte sich und steckte den Löffel in die Suppe, in einer Art Zerfahrenheit. Dieses Wesen blieb ihm den ganzen Abend, die Augen, sonderbar klein und eingekniffen, blinzelten immer so gleichsam über alles hinaus, so daß es war, als sei er auf einem ganz andern Weg und müßte immer erst zurückgerufen werden, wenn einer etwas von ihm wollte. Dann gab er auch immer auf jede Frage hastig ein „Ja, ja" oder „Nein, nein" zurück, und manchmal paßte das gar nicht. — Der Arnold winkte der Mutter einmal mit den Augen, so als zu sagen: ‚Sie haben ihm mit Wein stark eingeheizt in Altburg.' Der Felice wurde mit heimlichem Lächeln die erste kleine Schwäche an dem gewahr, den er nie genug rühmen

kann. Von allen wußte außer der Püntinerin nur eine Bescheid. Das war die Anna. Die trug um den Mund und die Nüstern das Zucken, das bei ihr die Erregung verrät, sprach wenig, sah viel vor sich nieder und dachte daran, daß der Vinzenz, als er ihr Glück gewünscht, ihre Hand kaum berührt hatte.

Ueber dem ganzen Abend hat also nichts Festliches gelegen.

Heute sitzt der Felice bei dem Vinzenz in der Schreibstube.

„Also — Ihr — es ist Euch doch recht?" fragt er, den Hut in den Händen drehend, während sichtliches Unbehagen und leiser Groll aus seinem bärtigen Gesicht zu lesen sind.

Der Vinzenz ist mehr bei der Sache als gestern. Er merkt, daß der andre ob seiner Zurückhaltung stutzt. „Gewiß ist es mir recht," sagt er rasch. „Der Arnold kann eineweg zufrieden sein."

Der Felice sieht ihn ehrlich an. „Es ist mir gewesen, daß ihr nicht ganz zufrieden wäret," sagt er. „Und ich möchte denn doch das Mädchen nicht in ein Haus geben, wo sie nicht willkommen ist. Sie — sie wäre mir zu gut dafür."

Der Vinzenz wird dunkelrot. „Natürlich," sagt er, „und natürlich bin ich zufrieden! — Ich will nachher mit dem Bruder reden, was er anfangen will."

Als er das gesagt hat, sinkt er in seinem Stuhl wieder zusammen, wieder als ob ein Abzehren an seinem Körper wäre.

Der Felice ist von der Sache, von der er spricht, gefangen, darum merkt er es nicht. „Ins Geschäft

will ich ihn nehmen, den Arnold," sagt er. „Ich muß jemand haben, jemand, der zu mir hält."

„Desto besser," sagt der Vinzenz.

Eine Weile gibt Wort noch Wort. Endlich geht der Felice, weil er merkt, daß der andre immer weniger zum Antworten aufgelegt scheint. Dabei sagt er sich, daß er an dem Püntiner eine neue Seite kennen gelernt hat, eine unfreundliche Seite, und ist überzeugt, daß der frohlebige Arnold der Bessere von beiden ist, wenn auch der weniger Begabte.

Nach der Unterredung geht mit der Verlobung alles weiter, wie es bei jeder andern geht. Der Arnold hat es eilig und will die Hochzeit recht nah rücken. Da ihm niemand dagegen ist, soll sie zwei Monate später schon statthaben. Inzwischen hängt der Arnold den Bauern an den Nagel und geht mit dem Felice in die Brüche hinauf, lernen, was ihm der zu zeigen hat.

Der Vinzenz geht in Haus und Stall seiner Arbeit nach und tut daneben, was seine Aemter von ihm verlangen. Die ihn nur hier und da sehen finden nichts Auffallendes an ihm, so auch der Arnold nicht, dem überdies die Augen vor Glück blind sind. Die Elisabeth nur fragt heimlich die Mutter: „Ihr — der Vinzenz — es ist, als ob etwas an ihm gebrochen wäre."

Das ist das rechte Wort. Wie mit geknicktem Rücken geht der Vinzenz einher. Die Arme schlenkern schlaff; am Leibe hängen die Kleider, auf die er nicht acht hat, so peinlich er sonst ist. Zuweilen kommt er in die Stube, wo die Mutter sitzt, und

läßt sich in einen Stuhl fallen, schwer, daß es nur so kracht, sitzt da, als müßte er einschlafen, und mahnt ihn dann die Püntinerin: „Du, Vinzenz, es ist Zeit zum Hirten,“ oder „Du, noch nach Altburg hinein hast wollen,“ so wirft er die beiden Schultern an die Stuhllehne und die Arme auf die Knie und sagt ein faules Wort: „Es ist der Mühe nicht wert, aufzustehen.“

Die Püntinerin hat gehofft, daß er es verwinden wird; denn er ist nie schwach gewesen in seinem Leben. Er zeigt auch jetzt keine Schwäche, seufzt nicht und klagt nicht; aber es ist fürchterlich zu sehen, wie es an ihm frißt. Und die Zeit geht darob.

Einigemal kommt er von Altburg erst spät in der Nacht zurück und schwer betrunken. Die Püntinerin erwartet ihn einmal, denn zum Bett vermag sie sich selber zu schleppen.

„Jesses du“, sagt sie, als sie sein wüstes Gesicht sieht, „denk daran, was du deinem Amt schuldig bist.“

Er lacht sie an und lallt: „Ja — ich habe es euch immer gesagt — vor dem Wein muß ich mich bekreuzen — er mag mich, der Wein.“ —

Und schon geht in Altburg ein Gerede: „Dem Püntiner ist es zu gut gegangen, das Trinken fängt er an.“

Der Zufall will, daß gleich den ersten Hauch dieses Lästerns ein Knecht ins Haus trägt. Der Vinzenz horcht auf, und vom Tage an ist er ein andrer. Den Ehrgeiz hat er noch. Er rafft sich zusammen, reißt sich aus seinem Schlemmerleben auf

und lebt nur der Arbeit. In wenigen Wochen ist das Entgleisen im Haus und bei andern, die es gemerkt haben, vergessen, und er gilt wieder bei den Leuten. Nur die Püntinerin weiß, daß er nur äußerlich der alte ist und daß er in sich Tag für Tag und Stunde für Stunde den Wolf Elend erwürgen muß.

Drüben im Felicehaus näht indessen die Anna an ihrer Aussteuer. Noch im vergangenen Jahr hat sie sich das als eine wundersame Sache gedacht, wenn eines an seiner Aussteuer nähen kann. Jetzt stichelt sie darauf los und denkt kaum an das, was sie arbeitet, hat keine Zeit, sich an Leinen und Stoffen zu freuen, hat andres zu denken. Das mit dem Vinzenz geht ihr jeden Tag durch den Kopf. Daß sie nicht gemerkt hat, wie es um ihn steht! Daß sie nur so blind hat sein können!

Ihn selber sieht sie selten. Sie geht ihm und er geht ihr aus dem Wege. Was sie voneinander merken, ist allenfalls ein „gut Tag" im Vorbeigehen. Aber von seinem Wesen hört sie von der Elisabeth. Und sie ist klug, weiß sich wohl zu reimen, wie alles mit ihm steht. So haben ihre Gedanken viel und viel mit ihm zu tun. Sie sieht ihn auch vor sich, breitschulterig, mit dem klugen Kopf, sieht ihn meist so, wie sie ihn an der Landsgemeinde gesehen hat. Neben allem, was sie beschäftigt, regt sich eines Tages ein neues, kleines Gefühl: Einer, der so viel gilt, ein so Angesehener, verzehrt sich deinetwegen, Anna de Felice! Das Herz wird ihr warm davon. Der Vinzenz hat ihr noch nie so leid getan wie an diesem Tag. Als er

am nächsten Tag am Haus vorübergeht, sieht sie ihm hinter den Fenstervorhängen nach; das Herz klopft ihr: Viel höher ist er gewachsen als der Arnold! Im Aeußern schon kann ihm einer ansehen, daß er etwas Besonderes ist! Ja — und es ist wie die Elisabeth sagt — wie unter einer heimlichen Last geht er! — Allmählich und während die Tage gehen, beginnt sie zu vergleichen: So ist der Vinzenz und so ist der Arnold! Und der Vinzenz wächst immer und der Arnold wird immer kleiner. Und der Vinzenz — gern hat er sie und ist elend! Leid tut er einem!

Bis acht Tage vor der Hochzeit denkt und näht die Anna de Felice sich so durch. Daß die Hochzeit so nah ist, zu dem Gedanken erwacht sie gleichsam erst, als der Arnold eines Abends wieder neben ihr sitzt, zärtlich tut und flüstert: „In einer Woche, Schatz!"

Er hat den Arm um sie gelegt. Sie aber windet sich plötzlich. „Laß mich doch," sagt sie, weiß selber kaum, daß sie es sagt, fühlt nur, daß seine Zärtlichkeit ihr lästig ist.

Er sieht sie halb erschreckt, halb zornig an. „Was hast denn?" frägt er.

Da schießt es in sie hinein, daß sie ihm unrecht getan hat. „Du weißt ja, daß ich fleißig sein muß, wenn ich fertig werden will," entschuldigt sie sich; und weil er an die sieben kurzen Tage denkt und neben der Freude darüber kein Bedenken Platz hat, gibt er sich zufrieden, tätschelt ihr die Hand und sagt: „Nachher mußt mir nachzahlen, was du mir jetzt schuldig bleibst."

Um seiner guten, unverdrossenen Rede willen sieht sie ihn mit herzlichem Blick an. Er vergißt darüber, daß sie ihn seit der Landsgemeinde ohnehin nicht mit ihrer Liebe verwöhnt hat und manchmal sonderbar ist, als ob es sie reute. Er hat sich auch an dem Abend nicht mehr zu beklagen. Die Anna ist gut zu ihm und nickt, wenn er erzählt: So wollen wir es dann haben und so und so!

Aber als er fortgeht und nachher, die sieben kommenden Tage, ist ihr manchmal: Du kannst ihn nicht nehmen! Ein-, zweimal meint sie es ihm sagen zu müssen: Verzeih mir, nicht lieb genug kann ich dich haben! Dann fürchtet sie sich vor dem Unrecht und dann geht die Zeit, und sie kann es nicht sagen — und auf einmal ist der Hochzeitsmorgen da. —

Die Sonne scheint nicht; sie hat zu lange vorher geschienen. Der Himmel ist nicht zu sehen; er hat zu lange mit seiner blauen Unendlichkeit geprahlt. Ein grauer Strich läuft von Bergwand zu Bergwand, er läuft dicht über den Firsten der zwei Häuser am Seewlener Weg hin. Das ist schwerer Nebel. Zwischen ihm und dem Boden geht ein feines Stäuben. Die Straße ist feucht und dampft, das Gras hängt voll Tropfen, und es ist, als sollte die Nebeldecke tiefer und tiefer sinken, und wenn sie die Erde erreicht, alles tot sein.

Vor dem Püntinerhaus hält ein mit zwei Pferden bespannter Wagen. Im Flur treiben sich die Magd und die Knechte herum; denn der Arnold ist ins Felicehaus hinübergegangen, um die Braut zu holen, und sie wollen die Anna im weißen Kleide sehen. Ein weißwollenes Kleid trägt auch die

Elisabeth, die mit der Püntinerin in der Stube sitzt und wartet; sie soll Brautjungfer sein. Sie sieht frisch und gesund aus wie immer; ihre Backen sind wie gemalt, und die blauen Augen leuchten; denn es ist etwas Großes, zum erstenmal an eine Hochzeit geladen zu sein. Neben der Freude hat ein heimliches Verlangen Platz: Wenn er mich sähe, der Bartli!

Die Püntinerin hat ihr bestes Kleid an. „Ich will beten, wenn ihr in der Kirche seid," hat sie dem Arnold versprochen, als er vorhin gegangen ist. Jetzt schon hält sie die Hände gefaltet, hockt zusammengekauert da, ist klein wie ein Kind in ihrem Stuhl und kann sich nicht freuen. Sie muß an den denken, der drüben in seiner Stube sitzt und nachher herüberkommen muß, dem Brautpaar ein „Behüt Gott" zu sagen. Da geht schon sein Schritt, an dem man merkt, was für ein schwerer Mensch kommt. Er tritt aus seinem Zimmer, muß wohl die Leute aus dem Felicehaus haben kommen sehen; denn eben treten auch die durch die Haustür herein.

„Ihr müßt es mir nicht anders auslegen," hört die Püntinerin den Vinzenz zum Felice sagen, „ich kann nicht aus der Arbeit laufen, jetzt."

Des Felice Antwort geht im Lärm der Schritte unter. Sie treten alle in die Stube. Die Anna zuerst, vom Arnold hereingeschoben, dann dieser, dann der Felice und seine Frau, endlich der Vinzenz. Die Püntinerin muß grüßen und grüßen, aber zwischenhinein hat sie die Augen auf den, der zuletzt gekommen ist. Er ist hemdärmelig, im Werktagsgewand, aufrecht, breit wie immer. Im Gesicht

hat er ein Lächeln, das ist wie hineingeschraubt, nicht unnatürlich sieht es aus, es ist nur immer da, statt zu kommen und zu gehen wie ein andres. Die Haut des Gesichtes ist gelb, unter den Augen hängen Säcke.

„Schön Wetter habt ihr nicht," sagt der Vinzenz und lacht mit einer großen fleißigen Freundlichkeit. Der blinde Felice freut sich, daß jener augenscheinlich so zufrieden ist.

„Ja, ja," redet seine Frau so daher, „man kann es nicht aussuchen, das Wetter."

„Wenn es nur in uns selber schön ist," lacht der Arnold, dem die Augen wie zwei Leuchten im runden Gesicht stehen. Alles ist blitzblank und neu an ihm, vom Hut zum Schuh, blitzblank auch das Glück. Die Anna läßt er gar nicht mehr los, hält ihren Arm fest mit den Fingern umspannt, daß der weiße Wollärmel ihres Kleides faltig wird. „Unser Wetter ist gut," prahlt er weiter, sieht die Anna an und fragt sie: „Gelt?"

Sie nickt, auch freundlich, auch fleißig freundlich. Der Uebermut des Arnold reißt sie nicht fort, aber sie fühlt, daß ihm das Glück wie ein Feuer zum Dach hinausloht und muß sich irgendwie daran freuen, hat auch in dem Augenblick den festen Willen im Herzen: Eine gute Frau willst ihm werden. Im Grunde ist ihr wirr im Kopf, und sie tut alles, was sie tut, weil es sein muß, weil Zeit dafür ist.

„Jesses, wie schön," sagt die Miegg, die Magd, unter der Tür. Sie beschaut die Anna von allen Seiten. Das weiße Kleid steht der letzteren gut, auch der Schleier, der vom Kopf nach hinten fällt.

Das Gesicht ist schmal. Es ist als ob ein feines Messer am Morgen noch einmal Zug um Zug geschnitten hätte. Die Nasenflügel blähen und senken sich mit unmerklicher Hast, während sie jetzt mit dem, dann mit jenem spricht.

Inmitten des Sprechens, von dem die Stube laut ist, sieht der Felice nach der Uhr. „Zeit ist es," sagt er.

Da neigt sich die Anna zur Püntinerin: „Ade, Mutter," sagt sie; einen Augenblick stockt ihr der Atem.

„Helf euch der Herrgott," sagt die alte Frau. Sie küßt die neue Tochter nicht; das ist nicht Sitte dazuland, ein Handdruck muß viel sagen da. Einen Handdruck gibt sie auch dem Arnold. Und dem Felice. Und seiner Frau.

Die Anna ist zum Vinzenz getreten. Es ist der einzige Augenblick, in dem der Arnold nicht neben ihr ist, weil er just noch mit der Mutter spricht.

„Ade," sagt die Anna und gibt dem Vinzenz die Hand, furchtsam, meint auch, sie gleich wieder fortzuziehen, meint auch, mit den Augen an den seinen vorbeizukommen, wie immer bei flüchtigem Gruß Blick und Blick sich streift. Etwas andres meint auch der Vinzenz nicht.

„Ade," sagt er, und — „ich wünsch' euch Glück dann auch."

Das ist, was er sagen muß. Die Rede ist nur um zwei, drei Worte zu lang. Während sie dauert, bleiben die Hände ineinander liegen. Und plötzlich — weiß der Himmel, wie es in die Augen springt — aber es ist doch da — in den Augen, mit denen sie

sich ansehen: „Warum gehen nicht wir zwei zusammen?“

— — — „Glück dann auch,“ endet der Vinzenz.

„Ja, Dank,“ sagt die Anna.

Der Arnold kommt auch heran. „Behüt Gott, Vinzenz, hättest wohl kommen können zum Fest,“ sagt er, hält sich aber nicht auf, hat schon die Festhast in den Gliedern und tauscht nur noch einen Händedruck mit dem Bruder. In der Festhast machen sich dann alle vier, der Felice und die Frau, der Arnold und die Elisabeth aus der Stube und die Anna treibt unter ihnen. Der Kopf ist ihr wirr.

Der Vinzenz geht ihnen nach, auch die Magd und die Knechte kommen. Sie sehen dem Einsteigen zu und dem Davonrollen des Wagens. Der Arnold und die Elisabeth, die gerade zunächst sitzen, grüßen noch aus dem Fenster.

Der Vinzenz staunt ihnen nach. Der Wagen verschwindet, und er staunt immer noch. Angeschaut hat sie ihn, die Anna, geschaut — so — so —

Endlich geht er, tut seine Arbeit, tut sie den ganzen Tag. Dabei läßt es ihn nicht mehr los: „Angeschaut hat sie dich! — Herrgott! — Ist es — so gewesen — so — eigen — oder hast geträumt?“

Siebentes Kapitel

Von dem Blick ist es hergewachsen.

Der Arnold und die Anna sind schon lange von der Hochzeit und der kleinen Reise in die

italienische Schweiz zurück, die vier Tage gedauert hat. Wochen sind seitdem herumgegangen.

Aber von dem Blick ist es hergewachsen.

Der Arnold geht in die Brüche. Wie der Felice bleibt auch er tagelang weg. Wenn er heimkommt, findet er eine stille, arbeitsame, immer gute und willige Frau. Sie ist nicht so zutraulich wie er sie haben möchte, hängt sich ihm nicht an den Hals, wie er sich das für die Ehezeit vorgestellt hat, aber sie tut ihm zulieb, was sie kann und mag. Eine Schande wäre es, wenn er sich beklagen wollte. Aber was in ihr ist, weiß er nicht.

Drüben im Püntinerhaus geht der Vinzenz aus und ein. Er geht scheinbar wieder aufrecht, entschlossen und mit Schritten, die wissen wo aus. Nur eine größere Unruhe ist an ihm als früher. Im Rat ist ihm das Bauwesen übertragen worden. Er muß daher oft fort wie sein Bruder, der Arnold, aber er geht und kommt unregelmäßiger als dieser. Allmählich, während er in allen Ecken des Landes sich umgesehen hat, kommt auf den Straßen, die er gegangen ist, als Welle, die zurückschlägt, das heimgefahren, was die Leute in den Landecken von ihm halten.

„Merkwürdig ist es, wie er sich in alles einarbeitet, der Püntiner! — Der sieht noch, wo etwas fehlt und wo nicht! — Auf Ordnung sieht er noch, der Bauherr, beim Eid!" — Gutes, Besonderes, ja manchmal Großes verlautet von ihm und kommt alles heim zu seiner Mutter, kommt auch heim zu Anna; der Felice und der Arnold selber tragen es ihr zu. Vor ihren Augen fließt um das Bild des

Vinzenz allmählich ein Heiligenschein. Der Arnold aber wird klein, ganz klein davor. Der hat nur einen Alltagsverstand, läßt sich an einem ehrlich zu Ende gebrachten Tagewerk genügen, sein Schwiegervater muß von ihm sagen, daß er zwar brauchbar, aber keiner ist, der mehr lernen will, als ihm gerade not tut. Die Anna bekommt immer häufiger seltsamen Besuch: Das Mitleid mit dem Vinzenz, den das Elend würgt, das Verlangen nach ihm, der der Bessere ist von den zweien, das Bewußtsein: Dich hat er in sich, dich, keine sonst! So ist es, daß des Arnolds Frau mehr an dessen Bruder denkt, als gut ist! Dann wohnen sie auch zu nahe beisammen, die Anna und der Vinzenz. Sie suchen einander nicht, meiden einander vielmehr, aber der und der Tag bringt doch ein Aneinandervorübergehen oder ein Zusammentreffen, und so stumm jedes bleibt, aus den Blicken wächst es heraus, daß eines weiß, wie das andre hungert und nach wem.

So geht die Zeit.

Der Vinzenz hat ein geschäftiges Leben; eine Menge Menschen gehen bei ihm aus und ein; manchmal ist es, als ob er der einzige wäre, der im ersten Rat sitzt. Daneben läßt er im Haushalt nichts fehlen. Ueber das Land im Schachental setzt er den Knecht, den Bartli. Die Elisabeth fährt mit glühenden Wangen und glänzenden Augen auf bei der Nachricht.

„Freu dich noch nicht," sagt der Vinzenz. „Kannst noch manchmal warten lernen, bis deine Zeit kommt!" Aber er sieht sie sonderbar an dabei, wie als zu sagen: Aber sie wird schon kommen, deine!

Die Püntinerin beobachtet ihn heimlich. Sie lernt ihn auswendig seit Wochen und Wochen wie ein schweres Buch und weiß, daß noch alles in ihm so aussieht wie am ersten bösen Tag. Aeußerlich ist er ganz gesund. Aber den Wurm hat er in sich. Die Püntinerin wartet nur noch auf die Zeit, da der Wurm genug gefressen haben wird. Da wird der baumstarke Mensch, der Vinzenz, am Boden liegen.

Und die Tage wechseln.

Jetzt ist wieder Sommer, die Zeit der offenen Fenster und Türen und die Zeit der Mondhelle. Die Frau des Felice ist für ein paar Tage ins Oberland gereist, ihre Verwandten aufzusuchen. Die Elisabeth ist mit ihr gegangen, hat das Oberland noch nie gesehen, und die Frau hat gern eine mitgenommen, die ihr Gesellschaft leistet. In den Brüchen ist viel Arbeit, der Felice und der Arnold sind häufig, oft tagelang fort. Eben sind sie wieder für zwei Tage weggefahren, der eine auf Reisen, der andre in den Bruch. So ist die Anna allein im Haus. Die Püntinerin, die den Vinzenz in Geschäften fort weiß, läßt sie rufen. Warum soll jede für sich die Zeit lang werden lassen! Sie sprechen nicht viel, aber jede ist um der andern Nähe froh. Die Anna muß viel an den Vinzenz denken, und daß er in der Stube, wo sie mit der Püntinerin sitzt, täglich ein und aus geht. Gegen Abend aber schüttert der Flur unter schweren Schuhen. Der Vinzenz ist da. Die Püntinerin schrickt zusammen und kann einen Satz, den sie im Gespräch just angefangen, nicht zu Ende bringen, weil der Gedanke ihr die übrigen verschüttet, daß der Vinzenz die

Anna hier nicht finden sollte. Die Anna aber sinnt auf ein Wort, mit dem sie erklären kann, daß sie plötzlich gehen muß. Bis der Püntinerin die Gedanken und der Anna die Worte kommen, steht der Vinzenz schon in der Tür.

„Tag," sagt er, „ich bin schon da; schnell fertig gewesen bin ich diesmal." Dann erblickt er die Anna, kommt in die Stube und setzt sich. Wohl oder übel muß auch die Anna noch bleiben. So sitzen die drei beieinander. Allemal wenn ihnen heiß wird, weil es zu still zwischen ihnen ist, weiß wieder eines etwas zu sagen. Aber die Unterhaltung ist eine mühsame Sache. Dennoch geht die Anna nicht und der Vinzenz sitzt wie angeleimt; denn — es ist etwas Großes, so in der gleichen Stube beieinander zu sitzen! Die Püntinerin stört sie nicht. Es ist, als ob sie nicht da wäre. Der Vinzenz fühlt nur die Nähe von einer, und die fühlt nur, daß der Vinzenz da ist. Endlich aber weiß die Anna, daß es Zeit ist zu gehen; die Püntinerin muß sonst merken, warum sie bleibt. So steht sie auf und gibt der Alten die Hand, muß sie auch dem Vinzenz geben. Die Hände fallen zusammen und halten fest; es ist keine unschuldig; sie liegen beide knapp ineinander und lassen sich unwillig los.

„Ade," sagt die Anna.

„Wirst froh sein, wenn sie morgen wieder kommen, der Arnold und der Vater," sagt die Püntinerin.

„Ja, ja," sagt die Anna. Dann geht sie.

Der Vinzenz sieht nach Stall und Vieh, Knechten und Magd, nachher geht er in seine Stube und arbeitet. Zuweilen findet sein Blick das Fenster

des Nachbarhauses. Einmal, als er wieder hinblickt, steht die Anna dort und schaut herüber. Es ist kein Zweifel, daß sie nach ihm ausgespäht hat; ihr Zurückfahren verrät deutlich, wie sie sich vorgeneigt hat, um besser zu sehen. Es ist auch nichts Neues; es ist nur der Hunger, der große Hunger. Und der wächst an dem Abend. Den Vinzenz zieht es wie mit Seilen von seinem Stuhl weg hinüber. Drüben ist die Anna — allein und — morgen kommen sie erst heim, der Arnold und der Felice! Aber er sitzt fest, der Vinzenz. Nur der Hunger wächst. Er wächst den Abend und eine schlaflose Nacht hindurch und ist am Morgen so groß, daß sich der Leib wie in einem Fieber schüttelt: „Erst am Abend kommen sie heim, der Arnold und der Felice!“

An diesem Morgen hat der Vinzenz vor dem Hause zu tun und drüben kehrt die Anna die Haustreppe. Sie erblicken einander. Der Vinzenz nickt, und die Anna auch, und sie grüßen: „Tag!“ Und der Hunger zerrt an ihnen. Das schlimmste aber ist, daß jedes fühlt, wie er am andern zerrt.

Aus dem Morgen wächst der Mittag. Der Vinzenz kann nicht arbeiten; er geht bald da, bald dort hin im Haus. Einmal läuft er auf die Straße hinaus und kehrt wieder um, hat wollen die Anna sehen. Es hätte sein mögen, daß sie just um den Weg gewesen wäre.

Der Mittag verrinnt langsam in den Abend. Jetzt kommen sie bald, der Arnold und der Felice!

In drei Stunden!

In zwei Stunden!

Die Püntinerin sitzt am offenen Fenster in der Stube. Der Abend ist warm, gewitterig. Weiße und braune und schwarze Wolken fahren von Westen nach Osten über das Tal, zuweilen zieht unten über die Matten ein schwarzer Schatten, wenn oben am Himmel durch dunkles Blau eine besonders nachtfarbene Wolke segelt.

Nach einer Weile tritt der Vinzenz bei der Mutter ein.

„Sind sie heim, der Arnold und der Felice?" frägt er die Mutter.

„Ich habe sie nicht gesehen," gibt sie zurück.

„So kommen sie erst im letzten Zug," sagt er; es ist, als ob er keinen Atem habe.

Als der Tag endet, zuerst die Sonne erlischt und dann die Helle, beides zuletzt an den hohen Bergen vergehend, während das Tal schon in Schatten und Nacht gesunken, tritt der Vinzenz wiederum aus dem Hause, steht erst eine Weile vor der Tür, hemdärmelig, mit offener Weste, gelb im Gesicht, dicke Hautwulste unter den Augen, geht dann hin und steigt auf den Lattenhag des Gartens. Das ist nichts Besonderes, daß er da sitzt; die Knechte, der Arnold und er selber haben sich oft um Feierabendzeit so hin an die Straße gesetzt. Heute freilich sind die Knechte im Schachental, wo Heu gemacht wird; nur der „Köbi" sitzt drin in der Küche bei der Miegg, der ist so alt und dürr, daß er sich selbst im Sommer an den Herd kauert.

Der Gartenhag ist nah am Nachbarhaus; eigentlich ist er wie ein Band zwischen den zwei Häusern. Der Vinzenz, während er sich an der obersten Latte

hält, hat ein Gefühl, als legte er schon die Hand an des Nachbars Mauer. Dazu drängt es ihn auch. Hinter der Mauer wohnt — die Anna, und nach der Mauer allein schon, hinter der sie ist, ist er gierig.

So ist der Hunger gewachsen, wochenlang, aber noch nie wie an diesem Tag.

Der Vinzenz sitzt, stiert den Boden an, und die, Dunkelheit rennt über das Land und die Straße und ihn. In der Wohnstube drüben, zu ebener Erde rechts, gleich neben der Haustür, wird das Fenster hell. Ein roter Schein sticht in die Dunkelheit hinaus. An der scharfen Helligkeit ist etwas Rohes, sie ist wie ein klaffender Wundschnitt im schwarzen Leib der Nacht. Nahe an den Vinzenz rinnt sie heran; aber der sitzt noch im Dunkeln.

Ja! Und die Anna ist allein drüben! — — — Und — dem Bruder seine Frau ist sie!

Einen Augenblick überläuft ein Frost den Vinzenz, mehr noch ein Gefühl, als ob ihn ekelte. Ihn ekelt vor der eignen Niedertracht.

Das willst doch nicht, dem Bruder die Frau stehlen, ein solcher Schuft bist nicht! Aber — gern hast sie und sie dich — ja — und — Herrgott —

Der Vinzenz atmet nicht, er keucht, er denkt nicht, er jagt die Gedanken und seine Gestalt schüttelt.

Ja — und da kann kein Mensch etwas sagen, wenn du hinübergehst zu der Anna. Der Schwager bist. Was sollst sie also nicht besuchen gehen!

Er steigt von seinem Sitz. Es reißt ihn hinüber. Ein wenig zu ihr hineingehen? Warum nicht — —,

wenn es ihr und ihm wohltut! — Sie kommen vielleicht, der Arnold und der Felice! — Mit dem letzten Zug mögen sie erst kommen, können aber auch die nächste Viertelstunde schon da sein. Jetzt aber sind sie nicht da! Und sie ist allein, die Anna! Warum also nicht gehen, die Stube mit ihr teilen! Sie mögen dann kommen, der Arnold und ihr Vater! Was wird dabei sein, wenn — sie ihn bei ihr finden! Zwei so nahe Verwandte! Bah, es ist ja zum Staunen, daß sie nicht öfter beieinander sitzen!

Der Vinzenz geht auf das Haus zu, den Kopf vorgestreckt, taumelnd; seine Augen brennen. Er stolpert über die Treppe hinauf, in den Flur und klopft an die Tür.

„Herein!" sagt die Anna.

Darauf tritt er in die Stube, hält aber die Falle fest und die Tür offen. „Sind sie noch nicht da, der Arnold und — —?" fragt er.

„Nein," sagt die Anna. Sie ist aufgestanden. Eine Handarbeit liegt vor ihr auf dem Tisch, wo sie gesessen hat; im ersten Schreck hat sie sie hingeworfen. Das Herz schlägt ihr, daß sie es oben am Hals fühlen kann. Was der will, der Vinzenz?!

Er sieht sonderbar aus, wie verstört. Sein Haar ist wirr, mit der schweren Rechten knüllt er die Weste. „So, noch nicht da sind sie?" sagt er. Dann macht er die Tür zu, sacht drückt er sie ins Schloß, es ist, als ob seine Arme zitterten. An der Tür bleibt er stehen.

„Warum hast es nicht früher gewußt?" fragt er plötzlich mit ganz leiser, heiserer Stimme.

Die Anna braucht nicht zu fragen, was er meint;

der große Hunger scheint ihm zu deutlich aus den Augen.

„Jesses, geh!" stammelt sie.

„Du — du — armer, dummer Mensch — daß du uns das Leben so hast verwüsten müssen!" sagt er, wieder ganz heiser.

„Vinzenz — ich — ich —"

Jeder Zug in ihrem weißen Gesicht zuckt. Verloren und hilflos steht sie da.

Der Vinzenz kommt langsam auf sie zu. „Du — du —" hungert er und packt ihr Handgelenk.

„Jesses, wenn sie kämen," stößt sie heraus.

„Warum hast es nicht gewußt?" keucht der Vinzenz und zieht sie näher. Es bricht etwas aus ihm hervor wie Wildwasser, das den Damm sprengt, und die Anna sieht es wachsen und sich selber darin treiben wie in einem Wirbel. Während er sie näher und näher zieht, verwirrt sich ihr Denken. Jetzt fühlt sie nur noch, daß er da ist und fragt: Warum hast es nicht gewußt?

„Ich kann nichts dafür — so gekommen ist es halt — erst nach und nach," gibt sie ihm Antwort. Dann lehnt sie sich an ihn.

„Einmal will ich dich haben," hungert er.

„Einmal," sagt sie ihm nach.

Sie halten sich fest. Der Vinzenz setzt sich und zieht sie auf seine Knie. Sie ist ein Spielzeug, wie er sie packt.

„Einmal," sagt er atemlos und küßt sie. Sie drängt sich ganz nahe zu ihm, fährt aber gleich auf: „Horch!"

Er kümmert sich nicht, hält sie wie angeschlossen.

Alles bleibt still und sie gibt sich zufrieden. Sie reden nicht, halten sich nur. Plötzlich aber erschrickt sie wieder.

„Jesses!"

Schritte nahen dem Haus.

„Da sind sie," sagt die Anna, „jesses, laß mich!"

Sie windet sich in seinen Armen, aber er hält sie wie mit Klammern und sieht mit den brennenden Augen nach der Tür. „Jetzt muß er es sehen," stößt er zwischen den Zähnen hindurch.

Die Anna stemmt die Hände gegen seine Brust und wehrt sich wie wild; aber er rückt nicht, braucht sich kaum anzustrengen, um sie zu bändigen.

Jetzt geht schon die Tür.

Der Felice und der Arnold treten dicht hintereinander ein. Sie sind im Gespräch begriffen auf die Schwelle getreten, so sieht der Arnold, der der hintere ist, zuerst in die Stube.

„Was — — —" sagt er. Nun schaut auch der Felice hin.

„Laß sie doch los," sagt der Arnold. Er scheint nicht zu wissen, was er denken soll. Meint sogar scherzen zu müssen. Aber der Vinzenz sieht so aus, daß ihm das Scherzen vergeht.

Die Anna regt sich nicht mehr. Sie hält den Arm des Vinzenz umklammert; vielleicht ist es ihr jetzt eine Wohltat, daß er sie hält.

Die beiden Männer kommen näher. Langsam steigt dem Felice das Blut ins dunkle Gesicht. „Mach keine Narrheiten," sagt er zum Vinzenz und streckt die Hand nach der Anna aus.

Der Vinzenz sieht den Bruder an, von unten herauf, mit flackernden Augen.

„So,“ sagt er und schiebt die Anna von sich. „Jetzt hast es gesehen. Jetzt will ich sie dir geben, für ganz.“

Der Arnold hat Schweiß auf der Stirn. Ein fürchterlicher Zorn kommt über ihn, der sonst gutmütig, langsam und gleichgültig ist. „Was bist du für einer, für ein elender Lump,“ sagt er. Es ist soviel, als ob er vor dem andern ausspuckte.

„Nicht recht mußt sein im Kopf,“ sagt der Felice.

Der Vinzenz wirft einen Arm über die Stuhllehne. „Setz dich,“ sagt er zum Arnold und zeigt auf einen Stuhl, dann auf einen andern. „Setz dich, Felice!“

Sie wissen selber nicht, warum sie tun, was er verlangt. Vielleicht ist er vor ihren Augen so lange hoch gestanden, daß sie nicht daran glauben können, daß er auf einmal klein sein soll. Sie sitzen und warten fast mit verhaltenem Atem auf das, was er sagen wird.

Er lehnt sich breit in den Stuhl zurück, durch sein gelbes Gesicht zuckt ein fast mitleidiger Ausdruck.

„Elender Lump, hast gesagt,“ hebt er zum Arnold gewendet an, „du ganz Kleiner, den ich aufgebracht habe von Kindswindeln auf, dem ich der Vater sein könnte den Jahren nach — so — elender Lump hast gesagt?“

Er lacht kurz und trocken. Der Arnold will auffahren, aber der Vinzenz spricht schon wieder.

„Fast vierzig Jahre lang habe ich keine Zeit gehabt, an mich zu denken. Immer ist noch eines

gewesen, dem ich etwas in die Hände habe geben müssen! Und wie ganz zuletzt die Reihe an mich selber kommt, die Hände nach etwas auszustrecken — nach — der da," — er nickt mit dem Kopf nach der Anna, die drüben an der Wand lehnt — „da bist du gekommen und hast es weggenommen!"

„Was? — du hast —" will der Arnold einfallen. Der andre aber spricht weiter, ruhig, immer wie mit mitleidigem Hohn:

„Elender Lump hast gesagt! Recht hast vielleicht! Zahm und fromm bin ich nicht! Dir hat sie gehört, deine, die Anna, und mir ist sie doch zugewachsen allmählich mit den Gedanken. Zwei hat er geschlagen damit, der Herrgott! Hätte es dem dritten geschenkt bleiben sollen? Haha, so geduldig bin ich nicht! Darum hast es wissen müssen. Jetzt mußt helfen an dem Rätsel herumraten, warum es im Leben so schief gehen kann."

Der Arnold und der Felice sitzen stumm da. Eine schwüle Luft ist in der Stube. Dem Vinzenz seine Worte fahren hinein, karg, kurz wie Blitze, die aus einem schwarzen Kohlenhaufen zucken. Die Anna hat den Blick am Boden, die Lippen zusammengelegt steht sie da und wartet. Es wird kommen, wie es muß.

„Das hat kommen müssen," fährt der Vinzenz fort. „Jetzt da — da hast sie wieder — deine! Es ist ihr nichts geschehen. Lernen mußt den Weg zurückfinden zu ihr, wie ich mich fortfinden muß! Immer noch leichter hast es. Und — es wird schon gehen, wart nur — es wird schon gehen."

Er steht auf. Breit, von plumpem Wuchs, mit

dem großen, turmhaften Kopf steht er da. „Vor mir brauchst keine Angst zu haben," endet er. „Ich gehe schon — heute nicht — morgen nicht — aber, wenn es Zeit ist! Weit genug — sei ruhig — nach Amerika — oder noch weiter — wart nur. Ich weiß schon, daß ich gehen muß. Und bis ich gehe — Angst brauchst keine zu haben!"

Er geht der Tür zu. Keiner von den andern weiß was zu sagen. Die Anna rührt sich nicht. Tags ihres Lebens aber hat nachher keiner der drei vergessen, wie der Mensch, der Vinzenz, breit, mit schwer schlenkernden Armen, den Kopf vornüberhängend wie ein Zerschlagener, sich aus der Stube geschoben hat.

Achtes Kapitel

Das ist nun nicht leicht, das Sich-ineinanderzurückfinden, das der Arnold und die Anna lernen sollen. Gut ist es vielleicht, daß sie allein wohnen und die Alten haben, den Felice und seine Frau. Die sind die Brücken, auf denen sie langsam wieder zusammenkommen müssen. Der Felice hat der Tochter harte Worte gesagt: „Hast du keine Scham in dir gehabt, du?" Aber nachher hat ihm der bleiche, verkümmerte Mensch, die Anna, leid getan. Daß sie nicht leicht an dem trägt, was geschehen ist, kann ihr einer ansehen. Der Mund ist schmal, die Unterlippe zittert leise. Darin liegt alles, reden tut sie nicht. Sie ist für den Felice und seine Frau immer das einzige Kind, ist auch lange brav und recht gewesen. In Erinnerung daran kommt der Friede zwischen

den Alten und der Anna wieder zustande. Inzwischen hat der Arnold mit dem Felice zusammen gearbeitet; denn nach außen und vor den Leuten hat ohnehin alles beim alten bleiben müssen. Die Arbeit hat sie einander nahegebracht, die gemeinsame Arbeit bringt auch den Augenblick heran, wo der Felice zum Arnold sagen kann: „Laß es wieder recht werden mit der Anna! Immer könnt ihr nicht wie Unbekannte aneinander vorbeigehen."

Der Arnold, gutmütig und ans Gehorchen gewöhnt, hat allgemach eine sonderbare Empfindung von dem, was geschehen ist. Er wundert sich kaum mehr groß, daß der Vinzenz, der immer Meister über alle gewesen, auch jetzt wieder mit seiner schweren Hand in sein Leben gehauen hat, wundert sich nicht, duckt sich still. Er kommt an dem Abend, an dem ihm der Schwiegervater zugeredet, mit frischerem Gruß heim zur Frau. Ueber dem Nachtessen, das sie seither schweigend eingenommen, erzählt er ein Wort von dem und dem, während die Anna in ihrer geräuschlosen Art für ihn sorgt. Dann sieht er sie plötzlich an, etwas wie Rührung im Gesicht, und streckt ihr die Hand über den Tisch: „Du," sagt er, „es muß ja doch wieder ins Geleise kommen mit uns."

„Wenn es dir recht ist," sagt die Anna demütig. Mit ihr ist es, daß sie weiß, was sie gefehlt hat, und daß es sie drückt. Es drückt sie fast mehr als das andre, daß sie und der Vinzenz nicht zusammenkommen sollen. Sie ist von geradem und starkem Sinn. Die Qual um den Vinzenz zwingt sie allmählich nieder; über das Schuldbewußtsein wird sie nicht Herr. Sie kann auch jetzt den Arnold nicht

ansehen. So quält sie das Gewissen. Daß es aber weitergehen muß zwischen ihr und dem Mann, dem Arnold, weiß sie so gut wie der.

„Mit der Zeit wirst es lernen, nicht ganz unzufrieden zu sein," sagt er jetzt wieder.

„Ich habe kein Recht zum Unzufriedensein," gibt sie zurück, „muß dir danken, daß du mich behältst."

„Nun, nun," beschwichtigt er gutmütig.

Mit dem „nun, nun" läßt er das Gespräch zu Ende kommen; mehr ist heute nicht reif. Aber der Friede zwischen ihnen wächst doch aus diesen ersten guten Worten heraus. Die Anna tut still und von innerem Verlangen gedrängt alles das, was dem Arnold recht und gut sein muß, und der, wenn er auch merken muß, daß nur der Wunsch, gutzumachen, nicht der, ihm zu gefallen, ihre Art und ihr Leben bestimmt, findet sich langsam darein, die Frau zu haben, die er hat, eine ruhige, gleichmäßig freundliche, der jede Zärtlichkeit fremd ist, die aber auch mit keinem Blick, keinem Seufzer, ja nicht mit einer trüben Miene verrät, daß in ihrem Leben etwas tiefer gegangen ist als das, was sie mit ihm verbindet.

Der Vinzenz freilich hilft den beiden den Weg wieder glätten, der ihnen hat holperig werden wollen, hilft ihnen damit am meisten, daß er ihnen nicht mehr in diesen Weg kommt. Seit dem, was an jenem Abend geschehen ist, haben sie ihn mit keinem Blick mehr gesehen. Ohne daß etwas ausgemacht wäre, betreten die vom Felicehaus das des Püntiner nicht mehr. Nur ganz am Anfang ist der Arnold bei der Püntinerin gewesen, die ihn hat rufen lassen.

Vorher hatte der Vinzenz lange bei ihr gesessen. Dem Arnold hat sie zu wissen getan: „Wirst einsehen, daß er nicht gleich fort kann, der Vinzenz. Wochen oder Monate können herumgehen. Es ist viel zu ordnen vorher. Er will Haus und Land in rechten Händen wissen, wenn er geht, euch allen etwas abtragen soll es einmal, wenn es an ein Teilen kommt."

„Wo will er hin?" hat der Arnold gefragt.

Darauf die Püntinerin: „Weit fort, was weiß ich wohin."

Von dem, was geschehen ist, hat keines ein Wort verloren. Nur just bevor der Arnold hat gehen wollen, hat die Püntinerin hingeworfen: „Um keinen Menschen ist es schade wie um den!" Dem Arnold hat es in den Ohren getönt wie: „Warum hast du ihm in den Weg kommen müssen, du?" Er hat wohl gesehen, daß der Mutter um ihn minder leid gewesen wäre, aber keine Antwort gewußt und ist darum fast kleinlaut davongegangen. Seitdem wissen er und die Anna nur durch die Elisabeth, was der Vinzenz treibt und denkt. Die Elisabeth kommt manchmal herüber. Sie und die Anna halten eng zusammen; aber die Anna will nicht, daß sie von dem Vinzenz spricht. Dafür fragt der Arnold nach ihm und der Felice. Einmal hat die Elisabeth ein heißes Gesicht, als sie erzählt: „Den Bartli hat er kommen lassen; er will ihm das Haus- und das Landwesen zeigen."

„Deinen Bartli?" stichelt der Arnold. Die Elisabeth nimmt das übel; denn so fest sie an dem jungen Knecht hängt, die Freude über seine Rückkehr kommt

nicht auf vor dem andern Gedanken, daß der Vinzenz gehen will, Kopf und Hand im Haus, der, dem es keiner nachtun kann, auch der Bartli nicht.

„Der Vinzenz hat Vertrauen zu ihm, dem Bartli," sagt sie still, „einen Ehrlichen, sagt er, muß er haben."

Nach diesen Worten schweigen alle. Zum erstenmal wird ihnen klar, daß Ernst wird mit dem Vinzenz seinem Fortgehen. Und dem Felice, dem Arnold und den Frauen, die an dem Gespräch teilhaben, fällt die Gewißheit aufs Herz, daß er eine Lücke reißen wird, die keiner mehr ausfüllt. Das ist aber nichts Kleines.

„Jesses, wenn er geht," sagt ängstlich die Elisabeth.

„Wohin geht er?" fragt der Arnold wieder.

„Ich weiß nicht," gibt die Elisabeth Bescheid. —

„Wohin geht er?" können sie noch manchmal fragen. Weil sie keine Antwort bekommen, verlegen sie sich aufs Raten.

„Er wird nach Amerika gehen," sagt einmal der Felice zum Arnold.

„Vielleicht nach Afrika, wo jetzt Krieg ist," rät seine Frau.

Nach Amerika oder anderswohin!

Die Püntinerin ist außer der Anna, die niemals fragt, die einzige, die sich nicht wundert. Die Püntinerin weiß etwas. Er wird weit gehen, der Vinzenz! Mag er nun nach Amerika reisen eines Tages — dort wird noch lange nicht sein Wegende sein! Da ist kein Leugnen! So oder so — in Arbeit und Rechttun ist er auf seine Jahre gekommen; an dem, was dann in sein Leben geschlagen hat, geht er zu-

grund. Das gilt noch immer, daß der starke, schwere Baum an seinem Wurm fault, bis es ihn wirft. —

Die Anzeichen, daß der Vinzenz reisen will, mehren sich jetzt. Mit den verheirateten Geschwistern, den Arnold ausgenommen, verkehrt er letztlich viel. Die wissen seitdem: Fort will er. So und so hat er alles zurechtgelegt daheim! — Er muß auch alles wohl bedacht und besorgt haben, denn niemand hat etwas einzuwenden. Aber zu halten suchen ihn alle, die Geschwister vorab, die nur wissen, daß etwas geschehen ist, was ihn forttreibt, nicht aber was, und mit Wundern und Fragen nichts erreichen. Auf einmal fährt es auch in den Felice und den Arnold: Man darf ihn nicht gehen lassen, den Vinzenz!

„Ich will es nicht auf mir haben, daß er meinetwegen fort ist," sagt der Arnold. Ihm ist eng bei den Worten. Am nächsten Tage weiß er den Vinzenz zu finden, so wohl der es sonst versteht, sich nicht mehr blicken zu lassen. Der Arnold hat aber einen Schrecken, als er ihn sieht. Vinzenz ist wie verwüstet, hohläugig, die Haut des Gesichtes gelb und schlaff; für einen alten Mann kann er gelten.

„Bleib doch da," beginnt der Arnold gleich und ohne Umwege. „Das kann doch zugedeckt sein, was geschehen ist."

Der Vinzenz sieht ihn mit Augen an, die sonderbar in ihren Höhlen glimmen. „Das kann auch nur einer sagen wie du," sagt er und lacht heiser.

„Unsinn — bleib doch," drängt der Arnold ängstlich.

„Meinst, wenn du aus deiner vergangenen Zeit

etwas ausstreichst, ist es auch aus meiner gestrichen?" sagt der andre in bitterem Ton.

Der Arnold ist am Ende seiner Weisheit. Er zuckt die Schultern, murmelt noch etwas und geht; dabei hat er das Gefühl, daß er vor dem andern kleiner und alltäglicher ist als je.

Bald nachher aber fängt der Vinzenz, den bisher die Arbeit nicht hat ruhen und rasten lassen, zu brüten an; denn die Arbeit mindert sich. Der Bartli, der Knecht, greift mit jungen, starken Armen zu, und ein klarer Kopf hilft ihm rascher in seinen Pflichten heimisch werden, als mancher erwartet haben mag. Auch sonst ist manches geordnet und geglättet. Auf dem Tisch des Vinzenz liegt ein noch undatierter Brief an den Regierungsrat, in dem er anzeigt, daß er verreisen muß, nach Amerika verreisen, wo ein Bruder seiner Mutter sitzt, alt, krank und hablich ist und einen der Schwestersöhne haben will, daß er mit ihm seinen baldigen Nachlaß ordne. Daran ist ganz wahr, daß der Chrisostomus Baumann, der Bruder der Püntinerin, brieflich vor Monaten einen dahin zielenden Wunsch geäußert hat, ebenso wahr aber ist, daß der Baumann auch mit andrer Hilfe sterben und hinterlassen könnte. Aber der Vinzenz hat die Ausrede gefunden. Sie geht auch daheim unter den Leuten um, wenn davon gesprochen wird, daß der Püntiner verreisen wird; denn daß er ans Reisen denkt, ist nicht geheim geblieben. Und der Vinzenz weiß, daß er nur für das Fortkommen einen Grund braucht, für das Nichtwiederkommen nicht; denn — es kommen viele nicht wieder!

Der Brief an den Regierungsrat liegt noch man-

chen Tag auf dem Vinzenz seinem Tisch. Es findet sich immer wieder etwas, um dessentwillen er daheim noch nötig ist. Inzwischen lebt er seinem Amte noch wie andrer Pflicht. Fragt ihn einer nach seinen Plänen, besinnt er sich und sagt: „Noch immer weiß ich nicht, wann ich fortkomme."

An einem Sonntag im April endlich heißt es im Püntinerhaus: „Ende dieser Woche wird er gehen, der Vinzenz! Nach Amerika wird er gehen."

Er selbst hat es gesagt.

Vom Hause wandert die Nachricht hinüber ins benachbarte, von da landauf und -ab. Aber der Brief an den Rat liegt noch da. Am Mittwoch nimmt ihn der Vinzenz, schließt und siegelt ihn; der Püntinerin, der einzigen, die er in das einweiht, was er tut, sagt er: „Morgen will ich den Brief an den Rat abschicken. Am Freitag muß ich noch die neue Straße begehen mit den Isengrundern. Morgen abend will ich hinfahren, damit ich zeitig dort bin übermorgen. Am Sonntag reise ich für ganz."

„Vinzenz," sagt die Alte.

Er wendet sich ihr zu. „Ja?" fragt er.

Als sie aber nicht reden kann, nur der dürre Unterkiefer klappernd zuckt und in die Augen das spärliche Wasser steigt, sagt er: „Lasset doch das! Das nützt doch nichts. Ihr seid noch lange nicht allein nachher." Damit geht er der Tür zu.

Am Abend läßt er sich einmal vernehmen: „Am Ende lasse ich das mit der Isengrunder Straße. Muß ein andrer vom Rat für mich einstehen, kann er auch das übernehmen."

Er hat jetzt etwas Rastloses in seiner Art,

kümmert sich schon nicht mehr groß um Haus und Stall, läßt den Bartli und die Knechte schalten. Einmal sitzt er über Fahrtenplänen, nach einer Weile schiebt er sie wieder fort, geht aus dem Haus und läuft ein Stück feldein, als suchte er etwas, und planlos, wie er gegangen ist, kommt er zurück.

Der nächste Tag ist grau und unruhig. Am frühen Morgen schon streicht der Föhn aus dem Oberland nieder, und es regnet leicht; gegen Mittag zerreißen die Wolken. Da und dort zuckt ein greller Sonnenblitz auf neugrüne Matten; eigentümlich steht dann der helle Schein zwischen Himmel und Erde, aus dem Düster des Tages stechend. Er verschwindet bald, und über der Matte liegt wieder Schatten. Das Gewölk jagt am Himmel hin wie gepeitscht. Es ist ein Hasten, daß manchem, der hinaufblickt, unheimlich wird, weil ob dem Wirbeln, das zu seinen Häupten ist, ihm sein will, daß er selber nicht auf sicherem Boden stehe. Die Berge sind nah. Schwer und grau, als müßten sie aufs Tal niederbrechen, hängen die Firne daran.

Der Vinzenz hat am Morgen nach dem Himmel geschaut und schaut am Mittag nach dem Himmel. Von der Fahrt nach dem Isengrund sagt er kein Wort mehr. Plötzlich gegen vier Uhr abends bricht der Föhn wieder herein. Das kommt durch das Tal herabgefahren wie wild, Stoß um Stoß. Gleich im ersten Fauchen und Fegen reißt es am Felicehaus ein Kamin um.

„Jesses," sagt die Elisabeth, die just von Altburg zurückkommt. „Kaum halten kann sich eines auf der Straße."

Der Vinzenz ist unter die Haustür getreten, als die Backsteine des stürzenden Kamins drüben in die Straße prasseln. Die Püntinerin kann ihn zurückkommen und in seine Stube treten hören. Dort bleibt er lange. Indessen wächst der Föhn. Er haust immer übel im Tal von Altburg und Seewlen. Heute aber ist wohl der schlimmste Sturm, den sie da seit langem erlebt haben. Die Knechte kommen heim vom Land und aus dem Stall.

„Will's Gott, wirft er das Haus nicht um, der Wind," sagt der alte Köbi und drückt sich in den Herdwinkel.

„Beim Eid, nicht sicher ist es heute," murrt ein andrer Knecht.

Dann hocken sie in der Küche beisammen und warten auf das nahe Abendessen. Auch die Elisabeth gesellt sich zu ihnen.

„Es wird einem angst," murmelt sie.

Da hören sie den Vinzenz aus der Schreibstube kommen und nach seiner Kammer hinaufgehen, kümmern sich aber nicht weiter.

Indessen sitzt die Püntinerin, wo sie immer sitzt, horcht auf das Windfauchen und denkt an den Vinzenz. Wie sie an dem schon herumgesonnen hat! Es wird aber schon so sein: In allem, was er in seinem Leben und von Jugend auf getan hat, ist immer der ganze Mensch gewesen. Wie er sich in jede Arbeit und jede Pflicht und jede Sorge immer ganz hineingeworfen, so auch in das Unglück mit — mit der Anna. Darum ist kein Herauskommen mehr!

Wie die Püntinerin noch sinnt, steht er selber

bei ihr in der Stube. Der Luftzug will ihm die Tür, deren Klinke er hält, aus den Händen reißen, aber er packt fest zu und zieht sie ins Schloß.

„So, ade," sagt er. Er trägt den Anzug, den er immer anlegt, wenn er von Amts wegen fort muß, einen dunkeln, feiertäglichen, auf dem Kopf hat er den weichen schwarzen Filzhut sitzen. Er sieht stattlich aus. Die breiten Schultern hat ihm keine Last eng drücken können, ist auch der große Kopf vorgebeugt, der Rücken hoch, er ist immer noch ein baumhafter Mensch. Der Tag wirft sein letztes Licht auf sein gelbes, zerfallenes Gesicht. Die Augen blicken ruhig unter den Brauenbüscheln hervor die Mutter an, die überhohe Stirn glänzt wie eine weiße Tafel.

Die Püntinerin sitzt ganz still und erwidert seinen Blick. Es ist, als sei sie kleiner geworden unter seinem „so, ade"; ein Häuflein Schwäche, hockt sie in ihrem Stuhl, und es ist kaum zu glauben, daß sie die Mutter sein soll und er der Sohn. Sie faltet die dürren, verzogenen Finger und zieht sie wieder auseinander, zittert dabei und braucht nicht zu sagen, daß sie sich abquält, ein Wort zu finden.

„An die Isengrunder Straße fahre ich hinüber," sagt der Vinzenz.

Die Püntinerin erschrickt nicht, hat den Bescheid gewußt, vom Ansehen bloß, weiß auch, daß es nichts nützt, ihn zu halten. Kommen muß, was kommt, so mag es halt jetzt kommen.

„Ade, Vinzenz," sagt sie endlich mit spröder Stimme. Wieder zuckt und klappert der Unterkiefer ihres braunen Tausendrunzelgesichts.

Der Vinzenz kommt näher und gibt ihr die Hand. Da fährt sie ihm mit der freien andern tastend über den Arm. „Du hast mir wacker geholfen, das ist dann wahr, dein Teil hast getan in deinem Leben," sagt sie, sagt es langsam und stockend und streichelt seinen Aermel, jetzt und jetzt und jetzt.

„Ja," sagt der Vinzenz, „es ist recht, wenn Ihr zufrieden seid", dann läßt er ihre Hand los, seine eigne fällt an seine Seite, und er geht der Tür zu.

„Ade," sagt er, öffnet und schließt die Tür.

Die Püntinerin langt einen Rosenkranz aus der Tasche und hebt zu beten an. Immer zuckt das karge Flennen um ihren Mund. Die Rosenkranzperlen rinnen durch ihre Finger, kreisum, kreisum, die Gedanken gehen alle einen andern Weg, hinter dem Vinzenz her. Um des Unwetters willen fährt er an die Isengrunder Straße. Nur im Nauen erreicht man die Straße von Seewlen aus, und im Nauen — bei dem Sturm — Wenn er wiederkommt, ist es ein Wunder! Aber — kommt es jetzt nicht, kommt es ein andermal — kommen muß es — denn er sucht den Weg, der Vinzenz —

Maria, Mutter Gottes, wie der Föhn heult!

Und es dunkelt. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als der Vinzenz aus dem Haus tritt, wirft sich der Föhn über ihn wie ein Raubtier, prall — auf den Rücken. Er muß unwillkürlich einen rascheren Schritt tun. Dann aber stemmt er sich gegen den Wind, drückt den Hut fest auf den Kopf und geht mit großen Schritten straßabwärts. Als er am Felicehaus schon halb vorüber ist, erblickt ihn die

Anna von einem Fenster der Wohnstube aus. Daß er am Haus vorüberkommt, ist seit langem das erstemal; daß er in dem Sturm geht, ist seltsam. Plötzlich öffnet sie die Augen groß. ‚Wenn er auf den See ginge!‘ Sie weiß nicht, wie ihr der Gedanke kommt.

Der Vinzenz schreitet aus, weit und gleichmäßig, beide Arme läßt er hängen und hält mit den Fäusten dem Wind stand, der sie nach vorn reißen will.

Die Straße wird dunkler und dunkler. Die ersten Häuser von Seewlen sind wie Schatten in der Nacht. Wenige Lichter brennen; wenn der Föhn rast wie heute, löschen viele Feuer und Lampe. Die Gasse von Seewlen ist völlig ausgestorben. Weit und gleichmäßig schreitet der Vinzenz auch hier aus. Nun kann er schon den See zischen und ans Ufer schlagen hören. Zu sehen ist er nicht, auch nicht beim Näherkommen, wo er tobt und gurgelt, ist alles dunkel. See, Luft und Himmel sind in dieselbe graue Finsternis gehüllt. Da und dort, wo diese sich noch vertieft, steht einer der Berge, die hier unten auf drei Seiten den See einengen und den Fuß tief in den Wellen, das Haupt in den Wolken haben.

Am Seewlener Hafen brennen zwei Laternen, eine weit drüben, die andre dicht an der Stelle, wo der Vinzenz das Ufer erreicht. Der Sturm quält die Flamme im Glas. Sie zischt, duckt sich und zuckt wie in Angst dahin und dorthin, als sei ihr der gläserne Käfig eng. Die Laterne schwingt sich am Pfahl; wo sie am Nagel hängt, singt es: kling, kling.

Unter der Laterne an der Mauer hängen die Nauen an den Ketten.

Am Ufer stehen ein paar Menschen, drei, vier Fischer und Fährleute, am Steg, wo die Dampfschiffe landen. Das letzte ist noch nicht ein, wird auch nicht kommen; bei dem Sturm ist die Fahrt unterblieben. Die Männer stehen beisammen und murren in den Wind: „Gnad Gott, wenn es fahren müßte, das Schiff."

„Hoffentlich hat sich kein Bauer am Luzerner Markt verspätet," schreit einer dem andern zu. „Gerade viele sind fort heute morgen."

Der Vinzenz steht abseits von ihnen an der Laterne und sieht auf die schweren, ungelenken Boote. Da taucht in der Nähe ein Schein im Dunkeln auf und nieder. In einem der Nauen steht ein Sturmlicht. Der Püntiner sieht zwei Schatten sich bewegen. Es sind die Schiffer, die ein Boot fester an die Kette schließen. Er nähert sich der Stelle.

„Bist du es, Seppetoni?"

Ein halbgewachsener Bursche steht im Nauen auf. Der Sturm zaust ihm den bloßen Kopf.

„Ihr, Regierungsrat?" fragt er, steigt in das nächste Boot und kommt ans Ufer. Ein zweiter Bub macht drüben eines andern Nauens Kette kürzer.

„Ich muß an die Isengrunder Straße," sagt der Vinzenz.

Der Bub sieht ihn verstört an. Dann lacht er. „Aber heute schon nicht."

„Gerade jetzt," sagt der Vinzenz und steht schon im Schiff.

„Jesus, Ihr — Ihr könnt doch nicht —" sagt der Bub.

Der Püntiner: „Kannst mir dein Licht lassen."

Er faßt die Sturmlaterne und stellt sie in den Nauen, den er bestiegen hat. Da stellt sich auch der zweite Bursche neben den ersten. „Was denkt Ihr —" stottert er, „in dem Wetter."

Der Püntiner spannt die Fäuste um die Rudergriffe. Der Nauen knarrt an den andern und gleitet rückwärts. Die Burschen sperren Augen und Maul weit. Sie dürfen ihm nicht länger widerreden, dem Püntiner. Der hat noch immer gewußt, was er tut — Aber jetzt — —

„Sagst es dem Vater, wer den Nauen hat, Seppetoni," schreit der Püntiner. Er steht barhaupt im Boot. Ein roter Lichtschein zuckt eben über das grobe, feste Gesicht: wie schweres hängendes Buschwerk Schnurrbart und Brauen, wie eine gerade Tafel die Stirn. Jetzt verschwindet es aus dem Lichtbereich. Jetzt geht der Nauen ins Dunkel hinaus.

In die Buben kommt Leben. Wild rufend stürmen sie zu den Männern auf die Schiffsbrücke hinüber.

„An die Isengrunder Straße hinüber will er, der Püntiner, der Regierungsrat. Mit dem Nauen ist er fort! — Gerade jetzt!" — — —

Der Sturm brüllt. Der zwischen den Bergen eingeengte See kocht. Durch das Brodeln und Schlagen und Zischen treibt der Püntiner den Nauen. Am Boden des Schiffes steht die Laterne. Ihr Licht reicht bis in die Mitte desselben, bis dahin,

wo die Wellen immer hereinschlagen, während der Kiel sie stöhnend schneidet und übersteigt. Weiter vorn ist nichts als Dunkelheit, aber der Püntiner kennt die Richtung, steht aufrecht und rudert. Die Stangen knarren, so tief taucht er sie ein. Wenn eine Welle sich an die Seitenplanken des Schiffes wirft, neigt es sich vor ihr, ein-, zweimal schwankt der Ruderer, aber er arbeitet sich auf und steht wieder fest; denn er will nicht nachhelfen, wenn der See ihn nicht will. Meistern soll ihn der Tod; verschenken tut er sich nicht; denn er ist nicht feig. Kommt er über den See, gut, soll es ein andermal sein! Er wird nur immer da stehen, wo das Leben seine Grenzen hat. Von selber aber übertritt er die nicht.

Der Sturm brüllt. Der Püntiner hat jetzt die Mitte seines Weges erreicht. Die Wellen kommen seitlich gefahren; er kann die Richtung nicht ändern. Da! — Ha — was ist dort? Ein Licht! Jetzt ein Schrei! Langgezogen, grell und in Todesängsten! Eine Weiberstimme scheint es. Dem Püntiner haben die Arme schlaff werden wollen; die Arbeit ist selbst für seine Muskeln schwer. Jetzt aber steht er straffer im Nauen. Er hält auf das Licht zu. Es nähert sich, oder besser, er selber treibt darauf zu, er braucht nur den Sturm ganz in den Rücken zu nehmen. Jetzt sieht er das Schiff, eins wie das seine, plumper noch und größer vielleicht. Im nächsten Augenblick schießt sein Nauen darauf zu. Er reißt die Ruder auf, wirft sie ins Boot und packt das andre. Eine Frau rudert dort, ein starkes vierzigjähriges Weib. Der Sturm hat ihr die Zöpfe los-

gerissen, das Haar flattert. Ihr Gesicht ist leichenfahl, Schweiß und Wasser überrinnen es. Neben ihr steht das Sturmlicht. Vor ihren Füßen kniet ein zehnjähriger Bub, hat die Hände gefaltet und schauert vor Angst.

„Packt die Kette," schreit der Püntiner. Er wirft ihr die Nauenkette ins Boot, springt selber nach und reißt ihre Ruder an sich. Sie ist wacker und rasch, versteht ihn und hat die Kette gefaßt. Der Püntiner rudert schon, gegen den Wind, wie sie gekommen ist. Mühsam hakt sie die Kette fest.

„Wohin?" schreit der Vinzenz.

„Seedorf zu; vom Markt komme ich, von Luzern."

Als sie das geschrien hat, muß sie sich ins Schiff niederlassen, die Knie zittern ihr.

Der Püntiner rudert. Von unten herauf starrt das Weib ihn an; sie hat den Arm um den Bub geworfen. Der flennt nicht mehr. „Wer ist er?" fragt er.

„Ich kenne ihn schon," sagt sie, „der Püntiner, der Regierungsrat." Sie können laut schreien; der, der aufrecht steht, hört es nicht.

Das Weib sieht an ihm auf. Vielleicht kann er helfen! Er ist wie ein schwerer Block in dem Sturm, den Kopf hat er wie ein Stier vorgestemmt. Kraft hat er. Und Seedorf ist nicht gar weit.

Der Püntiner sagt nichts. Er rudert, rudert. Endlich nach einer Weile schreit er der Frau zu: „Dort ist der Steg!"

Der Föhn faucht herüber. In fünf Minuten könnte der Steg erreicht sein. Nach einer halben

Stunde erst vermag der Püntiner das Holzwerk der Lände zu packen. Sein Atem geht keuchend.

„Steigt aus!“ schreit er.

„Hakt die Kette ein!“ nachher.

Die Frau hilft dem Buben ans Land klimmen. Dann steigt sie selber nach und hält in der kräftigen Faust die Kette.

Da läßt der Püntiner schon die Ruder fahren. Die Frau schlägt die Nauenkette in den Landungsring.

„Kommt Ihr?“ schreit sie in die Dunkelheit. Dann neigt sie sich vor. Was? Wo ist er?

Sein Schiff ist los von ihrem. Alles ist dunkel.

Herrgott! Ja, ist er fort noch einmal? — Herrgott und Vater! — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist am andern Tag. Der Vinzenz könnte lang zurück sein. In der Wohnstube sitzen die Püntinerin und die Elisabeth. Die Püntinerin betet heute den ganzen Tag, hat für nichts im Hause Ohren und Augen, horcht nur zwischen dem Beten manchmal hinaus, als müßte einer kommen.

„Jetzt ist er noch immer nicht da,“ sagt die Elisabeth atemlos.

„Ja, ja,“ sagt die Püntinerin.

Da geht die Tür und die Anna kommt herein, keines hört ihren Schritt. Ihr Gesicht ist weiß und schmal, ihre Nüstern fliegen.

„Ist es wahr, ist er auf den See gestern?“

„Ja, ja,“ nickt die Alte. Sie neigt sich vor und sieht die Anna an, die zittert und sich wehrt und langsam Herr wird über sich selber. Ein Weib ist sie und eine brave, die überwindet und sich findet.

Wie sie jetzt das Flennen überkommt, so wird sie das Elend überdauern und sich zurückfinden und ihm eine gute Frau sein, dem Arnold! Aber der — andre — der Vinzenz. Das steht oder bricht, das kann sich nicht schicken, wie der Lebenswind weht.

Das geht der Püntinerin durch den Kopf.

Jetzt werden wieder Schritte laut. Der Bartli kommt aus dem Schachental. Er macht ein lustiges Gesicht, hat auch ein männlicheres Aussehen als ehemals, einen rotblonden Bart, rote Backen.

„Guten Abend," grüßt er. Zur Elisabeth neigt er sich vertraulich. „Du," flüstert er, aber so, daß es die andern hören. „Im Maien sollen wir Hochzeit machen, hat er gesagt."

„Wer?" fragt das Mädchen.

„Der Vinzenz, gestern morgen, als ich fort bin."

„Der Vinzenz?" sagt die Elisabeth. Dann springt ihr das Wasser in die Augen. Da merkt der andre erst, daß etwas nicht recht ist in der Stube. Er will fragen, aber die Elisabeth wehrt ihm leise, mit einem Blick auf die Mutter.

Die dreht den Rosenkranz in den hilflosen Fingern.

— — — — — — — — — — — — — —

Eine von Seedorf kommt am Tage darauf ins Haus.

„Der Püntiner hat mich heimgebracht vom See vorgestern, mich und den Bub."

Die Weiterrede stockt ihr. Das, was sie hat fragen wollen, kann sie schon aus den Gesichtern derer lesen, die ihr zuhören. In dumpfem Ton fährt sie fort zu erzählen, von dem Sturm, dem Zusammentreffen auf dem See. „Nicht vergessen

kann ich ihn mehr, wie er im Nauen gestanden hat: Breit, schwer wie ein Block, den Kopf vorgestreckt, die Arme wie Stangen, Nase und Kinn derb und fest, das schwere Brauenhaar und den buschigen Schnurrbart — und die Stirn, hoch und gerade — wie eine weiße Tafel!" —

Dann wird ihre Stimme ganz leise.

„Seinen Nauen muß der Wind wieder losgerissen und fortgetrieben haben! — Auf einmal nicht mehr gesehen habe ich ihn! — Ja — und" — — sie stockt wieder und endet mit engem Atem — „also — nicht heimgekommen — ist er?"

Der Geiß-Christeli

Wohl an die hundertmal bin ich ihm doch begegnet und habe nichts an ihm gesehen, als daß er ein Bub war wie die andern, die herumliefen. Selbst dann, als er mir auffiel, war nichts Auffallendes an ihm. Auf dem schmalen Bergsträßchen kam er daher. Eine Flucht schöner Tage hatte den Weg braun überstaubt, auch dem Christeli seine nackten Füße und Beine waren braun, so wußte man nicht, wo der Weg aufhörte und der Christen anfing. Im ganzen übrigen aber also war der just wie ein andrer. Einen Rock hatte er nicht an, die Hemdärmel, die aus der Weste schauten, waren ziemlich weiß, rauh aber wie Zwilch. Die Weste hing offen und schlampig, zwei Knöpfe hatte sie wohl noch, wenn der Bub sie hätte zuknöpfen wollen. Die Hosen — jesses, die Hosen —, die sahen aus wie die Ebene im Unterland, die in dunkelgrüne Matten und geschorene Matten, in graue und braune Ackervierecke geteilt ist. In lauter Flickvierecke war dem Christen seine Hose geteilt. Auch ein paar Löcher wies sie auf; damit der Schnee auf der Ebene nicht fehle, blitzte zwischen den Vierecken an zwei Stellen das Hemd hervor. Auf die nicht übergeraden Beine hingen die Fransen der Hosensäume herab. Der Kopf war klein, der Hut, der

darauf saß, groß; manchmal trug ihn wohl der Vater, manchmal der Bub. Hahaha, der Hut! Er bestand aus einem Stück Filz oder Leder oder Pappdeckel; der hätte eine Belohnung verdient, der noch herausgefunden hätte, aus welchem Stoff der Hut bestand, aber es war ein Hut der Form nach, eine weiche, spitz zulaufende Kupfe und ein zerknitterter, verschlissener, in allen Formen und Farben prangender Rand daran und er saß nach hinten geschoben fest auf dem steckigen schwarzen Haar. Seit wir näher bekannt geworden sind, gibt der Christeli ihm manchmal einen kleinen Dreher, wenn wir aneinander vorübergehen, das ist, wenn ihn die Höflichkeit sticht. Häufiger trottet er an einem vorüber mit einem ernsthaften derben Gesicht, vielleicht hat er die Herrenlaune, die ihm eingibt: Er soll zuerst grüßen, der fremde Hudel, ich bin daheim hier! Im Gesicht ist der Christen gelbbraun wie an Beinen und Armen. Es ist eine schöne, ebenmäßige, satte Farbe von den Backen zum Hals, vom Hals zur Brust, die meist aus dem offenen Hemd schaut; auch hat die Farbe nichts Krankhaftes und nichts Unreinliches, beileibe nicht, die Haut sieht vielmehr so frisch aus, als ob der Bub alle Augenblicke unter dem kalten Wasserstrahl der Dorfbrunnenröhre läge. Das Gesicht ist starkknochig, eher schmal und hager, hat eine eckige Stirn, ein kleines, hartes Kinn, abstehende Ohren, schwarze, eng zusammengewachsene Brauen über braunen Augen. Der Mund ist breit, hat aber schmale Lippen; wenn diese geschlossen sind, läuft der Mund wie ein schmaler fester Strich von Wange zu Wange, lacht er, so bohren sich zwei Grübchen in diese.

So — und als der Christen mir auffiel, sah er mich an. Das war, wie gesagt, nachdem ich ihm schon weiß Gott wie manchmal vorher begegnet war. Er sah mich an und ich ihn, sein Blick wich dem meinen nicht aus; eine scharfe Falte saß in seiner Stirn und in seinen dunkelbraunen Augen war ein Licht, das fast stach. Als er vorüber war, mußte ich lachen. Der Bub hatte keinen Laut von sich gegeben, auch nicht gegrüßt, natürlich nicht, und doch war es, als hätte er mir ins Gesicht das Wort geworfen: „Was gaffst denn so, du? Hast, denk' ich, schon mehr Menschen gesehen als mich.“ Vielleicht war es darum, daß ich auf ihn aufmerksam wurde.

Als ich ihn wieder sah, war es an einem Nebeltag. Ich stieg über einen breiten Bergrücken, einen Weg, wo wenige gehen; das sind immer die besten. Zu sehen war nichts als der herbe Boden, bald kurzes Gras, bald nackter Fels, bald harte Granitsplitter und weißer Sand. Die Nebel hingen still, ohne Bewegung über alles, was rings sich auftürmte, herab, hielten den Wildbach versteckt, der in der Tiefe donnerte und den dunkeln Wald, der über dem Abhang stand. Rings war eine graue, fast furchterregende Ruhe und Düsterkeit. Aber die Luft war kühl und durch die Glieder rann es einem wie neue Kraft. Da klang ein dumpfer Hornton aus der Höhe herab, langgezogen und stark; es war sonderbar, welche sieghafte Macht in dem unmelodischen, fast murrenden Ton lag, der die Nebel überwand, die alles verhüllten und banden, der aus ihnen hervorbrach mit einer rauhen Gewalt, die

gleichsam stiernackig und mit langsamer Wucht überstampft, was ihr im Wege ist. Der Ton setzte nur so lange aus, als ein Mensch, um tief Atem zu holen, braucht, dann hob er von neuem an, und je höher ich stieg, desto näher scholl er. Dann stand über mir auf einem Felsblock der Christen mit einem Kuhhorn. Der Nebel tat sich just so viel auf, daß ich ihn sah, und er wie in einem grauen Gewölbe stand. Das eine Bein war ein wenig vorgesetzt, der nackte Fuß stemmte sich fest auf den Felskopf, beide Hände hielten das Horn, so blies der Bub mächtig, und daß seine Backen zum Platzen gefüllt waren, hinein und sah mich nicht kommen. Ich blieb stehen. Da klingelte es in den Nebeln, da und dort, scharf und kurz. Nun wußte ich, daß der Christen, der Geißbub, seine Herde lockte. Das Läuten der Schellen stand in seltsamem Einklang zu der Magerkeit der Tiere, es war ein dürrer, kurzer Ton; ohne daß man sie sah, ließ sich jeder Sprung, den die einzelne Ziege tat, verfolgen. Dann tauchten sie aus der grauen Nacht, weiß, scheckig, dunkel, und strichen dem Fels zu, wo der Christen stand. Es war, als ob der sie am Faden heranzöge. Er setzte das Horn ab und musterte die Herde. Als einzelne Tiere zu lange säumten, fluchte er eins, griff wieder zum Horn und stieß hinein, zornig, herrisch dieses Mal. Langsam kamen die Nachzügler gestrichen. Da stieg er vom Stein und setzte sich an die Spitze des Zuges. Wie weiland der Rattenfänger von Hameln vor dem Rattenheer, zog er vor seiner Herde einher. Als er an mir vorüberkam, grinste er und griff an den Hutrand; er hatte ge-

merkt, daß ich ihn beobachtet hatte. Dann zogen sie weiter, in der Art aber, wie der Bub Herr war über die Herde und gewissermaßen Herr über die Nebel, die ihn nicht kümmerten, über den gehässigen rauhen Hang, den er mit nacktem Fuß beschritt, lag es wie Freiheit und Kraft, lag etwas, das mich packte.

Einige Tage danach ging ich durch die Dorfgasse, die schmale, sandige, mit den Holzhütten zu beiden Seiten, die sie wie Knöpfe das Kleid in spärlichen Reihen säumen, als ob immer wieder ein paar zwischenhinein ausgefallen wären. Die rauchschwarzen Türen standen offen, denn es war Abend und Sonntag und warm; auf den grauen zertretenen Schwellen lag das milde Gold der versinkenden Sonne. Die von Ober-Ebmeten hockten und standen vor diesen Türen und ließen mich Spießruten laufen. Die meisten boten ein kurzes, zögerndes „Tag“, einzelne drehten sich ab und traten ins Innere. Was soll einer grüßen, wenn er sich die Mühe ersparen kann! Beim „Plutten“, dem Christeli seinem Vater, war die ganze Familie in der Tür beisammen. Die Arnoldin, das kleine, krummbeinige runde Weib mit dem freundlichen Gesicht, saß auf einem Stuhl und hielt das Jüngste auf dem Schoß. Der Arnold, der Vater, der den schönen Uebernamen der „Plutt“ trug, lehnte hemdärmelig an der Hausmauer und rauchte aus der Stummelpfeife. Er war lang und hager, hatte ein blatternarbiges, bleiches, verhungertes Gesicht und einen kurzen, just nur an die Mundecken reichenden rauhen schwarzen Schnurrbart. Sein Kopfhaar war spärlich und an den breiten Schädel

gepappt; dem Alois Arnold sah die Armut aus den tiefliegenden Augen. Neben ihm hockte sein Aeltester, hager wie der Vater, mit einem Gesicht von kranker Farbe. Der Christen und seine Schwester, die Vroni, hatten ihren Sitz auf einem Baumstamm, der von der letzten Holzteilung her noch vor der Hütte lag. Zwischen dem Josep, dem Aeltesten, und der Vroni fehlte noch ein Bub, der war auswärts, war unten in Obersee in Dienst. Die Vroni war ein geradegewachsenes siebzehnjähriges Ding mit einem unschönen gelben Gesicht, kohlschwarzem Haar und denselben dunkelbraunen klugen Augen wie der Christen sie hatte. Der, der Geißbub, beliebte sich unsrer Bekanntschaft zu erinnern, als ich daherkam. Er lachte, griff an den Kopf, wo der Hut diesmal nicht saß, und sagte ein „Tag!" — „Tag!" grüßten die andern. Mit der Alten ging die Freundlichkeit durch. „So wollt Ihr eben noch ein wenig laufen," meinte sie. Aus der Verlegenheitsfrage wuchs ein mühsames Gespräch, weil ich stehenblieb. Der Arnold, die Vroni und der Christen nahmen nicht daran teil, nur der Nichtsnutz, der Josep, war gesprächig und die Arnoldin.

„Sind sie schon daheim, die Geißen?" fragte ich. Der Christeli hielt den Kopf in beiden Händen, stieß die Backen in die Höhe und schwieg. Statt seiner antwortete die Mutter: „Nein, es hat ein andrer ausgetrieben heute."

„Der da will fort morgen, der Bub," winkte der Josep über die Schulter nach dem Christen hin.

„Fort?" fragte ich.

„Ja, eben," wand die Arnoldin mühsam eine

Erklärung auf. „Wißt Ihr, einen Bruder hat er jetzt halt da unten in Obersee."

Aus den Mitteilungen, die dann abwechselnd die Frau und der Bursche gaben und die von ihren Lippen knack, knack, wie abgebrochen, fielen, war zu entnehmen, daß es dem Bruder, der als Messerputzer in einem großen Gasthof war, gut ging, und daß er geschrieben hatte, der Christen möge kommen, er habe eine Stelle als Laufbursche für ihn im gleichen Hause.

„Gehst gern?" fragte ich den Bub.

„He ja," sagte er, „einmal sehen kann man ja, wie es da ist!"

„Verdienen kann einer halt," meinte die Frau; „hier verdient einer ja nichts, und das tut er."

„So, so," sagte ich.

„Eben ja," sagte die Arnoldin.

Damit schlief das Gespräch so langsam wieder ein, wie es angehoben hatte, und ich ging weiter.

Am nächsten Tage war ich Zeuge, wie der Christen in Ebmeten abfuhr. Weil ich diese seltsame Reise mit ansah und von des Buben redseliger Mutter erfuhr, was nachher geschah, auch den kleinen krummbeinigen Christeli allezeit so vor meinem inneren Auge habe, als stünde das Konterfei seiner erhabenen Persönlichkeit richtig auf irgendeine der Platten meines Innern eingeätzt, muß ich das hier ausführlich erzählen.

Der Christen kam um sieben Uhr in der Frühe vom Weiler Oberebmeten ins Hauptdorf heruntergestiegen. Das ist eine halbe Tagreise; die von Oberebmeten wohnen hinter dem Wald, halb am

Himmel oben; die Murmeltiere hören sie pfeifen, aber die Lokomotive nicht, darum stehen sie in der Einsteighalle von Ebmeten, wenn der Weg sie einmal aus ihrem Talwinkel herausführt, immer mit weitgesperrten Augen und Mäulern so angedonnert da, daß man sie vor lauter Mitleid gern haben muß. Der Christen kam auf der breiten, sauberen Straße daher, die zum Bahnhof führt. Er war im Sonntagsstaat; ich sah ihn zum erstenmal so herausgeputzt. Einen neuen Hut hatte er an, der noch vor Schwärze glänzte, und den man sich noch nicht einmal in der ganzen Farbenvergangenheit des Werktagshutes vorstellen konnte, zu der er doch einst hinabsinken mußte. Sein Anzug war ein bißchen warm für die Jahreszeit, aus schwerem grauem, kurzhaarigem Schafwollstoff mit Hirschhornknöpfen. Von den Hosen hingen keine Fransen; aber kurz waren sie auch und ließen zwischen den derben, stark eingefetteten Schuhen den grauen, gestrickten Strumpf sehen. Das Gesicht des Christeli war so gelbbraun und so frisch wie immer, vielleicht noch frischer als sonst. Es war, als sei das schwarze Haar an den Schläfen noch feucht, die Ohrläppchen und der Zipfel der starken, festen Nase waren rot, just als trockne das kalte Waschwasser erst in den Tälchen des Gesichts. In der Hand trug der Christen einen grauen Handkoffer. Der hatte früher den zwei Brüdern gedient, wann sie zum Militär einrückten, war deshalb nicht mehr gerade neu, auch nicht mehr ganz diebssicher, weshalb dem Schloß zur Unterstützung ein alter faseriger Strick um den Kofferbauch gewunden war.

Je näher der Christen dem Bahnhof kam, desto

mehr veränderten sich seine Züge, die anfänglich hell gewesen waren wie der Himmel, der ihm mit seiner schönsten Sonne aus dem Heimattal zündete. Es war, als ziehe sich Linie um Linie des Gesichtes straff, die braunen Augen, die vorher von Lehne zu Lehne, von Hütte zu Hütte die Frage geblitzt hatten: „Seht ihr mich, wie ich ausziehe?“ wurden ruhig, schauten geradeaus, mit einer Art Starrheit, als wäre ihr Blick an ein Ziel genagelt, dem der Christen fadengerade zugeleitet werde. Wenn ihm Leute begegneten, grüßte er nicht. Er stapfte nur fürbaß, etwas wie Zorn im Gesicht, als lägen hundert Hindernisse zwischen ihm und dem Bahnhof und müßte er sie mit dem zornigen Gesicht hinwegschrecken. Was brauchten Leute ihn anzusehen? Es sahen ihn aber ganz viele an. Und er merkte, wie sie lächelten. Eine dünne Röte kroch in seine hageren Wangen, und seine Schritte wurden größer. Dann tauchte er in die Menge der Reisenden unter, die sich in den Gängen des Bahnhofs drängte. Ich sah ihn nachher daraus auftauchen, als er, seine Fahrkarte in der Hand, die Einsteigehalle betrat. Seine Züge hatten jetzt einen ganz harten Schnitt. Es war, als sähe man ihn sich selber zusprechen: Hindurch mußt, Christen, und wenn es das Leben kostet! So stieg er in den Wagen dritter Klasse, schob den Handkoffer unter die erste Bank gleich an der Türe und setzte sich. Rings um ihn füllten sich die Plätze, Stimmen schwirrten, in allen Sprachen fuhren Worte und Rufe hin und wider, der Christen saß wie ein Held in dem Getriebe und zuckte nicht, obwohl ihm heiß und kalt war unter all dem Fremd-

volk, aber er sprach auch nicht. Als seine Nachbarin, eine dicke redselige Deutsche, die mit drei Töchtern reiste und mit diesen des Christelis nächste Umgebung bildete, ihn fragte: „Nun, und wo willst du hin, allein, Kleiner?" drehte er nur den Kopf nach dem Fenster und sagte kein Wort. Die Frau lachte laut auf darüber nachher. Dann pfiff der Zug und fuhr ab.

Als der Arnold-Christen in Obersee ankam, mag er aus dem Gewühl der Reisenden, das da, in der Fremdenstadt, noch zehnmal größer ist als oben in Ebmeten, wiederum aufgetaucht sein wie ein stachliges Sonderwesen, das sich dem übrigen Volk nicht mischt, sondern geradeaus seine besondere Straße geht. Der graue strickumwundene Handkoffer und der Christeli standen nachher hinter dem prachtvollen Bahnhofgebäude, auf dem weiten Platz, wo die Omnibusse der Gasthöfe, eine ganze Herde, die ankommenden Reisenden verschlangen. Der Christen und der Koffer standen etwas abseits, gerade noch nahe genug, daß der Bub das goldene „Hotel Schweizerhof" auf dem größten und ihm nächsten Hotelwagen lesen konnte. Der „Schweizerhof" war dem Christen sein Reiseziel. Es fiel ihm ein, daß der beste Weg, in der großen, unbekannten Stadt den Gasthof zu finden, der wäre, mit dem Wagen dort, der voller Reisenden war und auf den sie jetzt mächtige Koffer luden, hinzufahren. Er nahm seine Kleiderherberge auf und tat einen Schritt. Da fiel der Blick des uniformierten Portiers auf ihn, flüchtig, spöttisch, so wie man eine dicke verächtliche Fliege ansieht. Der Christen stellte den

Koffer wieder nieder und drehte sich ab. Einen Augenblick später machte er sich zu Fuß auf den Weg. Zwei Straßen und eine Brücke leiteten vom Bahnhof hinweg. Er wählte die Brücke. Und weil in diesem Augenblick der Omnibus heranrollte, auf dessen Türbrett, das eine Bein in der Luft schlenkernd, der goldgesäumte Portier stand, hob der Bub, einem plötzlichen Impuls folgend, zu laufen an und trottete im Sturmschritt dem Rasselkasten nach, den Handkoffer in der Hand. Es war ein Bild, das befremdlich in die Straßen der Stadt sich fügte, so daß die Menschen stillstanden, lachten, mit Fingern wiesen und ein allgemeines Aufsehen entstand.

Die Fahrt des Hotelwagens und der Eillauf des Christen dauerten nicht lang. Das Hotel Schweizerhof stand breit, stolz, groß und vornehm über der Straße, so daß diese einzig es von dem blauen, weiten See trennte. Auf der Straße hielt der Christen an, sah eine Weile zu wie die Reisenden drüben aus dem Wagen stiegen, das Gepäck abgeladen wurde und der Eingang des Gasthofs sich mit Menschen füllte. Dann biß er die Zähne zusammen und schritt hinüber. Gerade ehe er die weite, von Marmorsäulen getragene Halle betrat, die selbst noch schöner war als droben in Ebmeten die neue Kirche, tat er einen Blick rückwärts und ins Freie hinaus. Ueber der weißen Straße lag die Sonne, aber leuchtender und herrlicher lag sie über dem stillen, wie von leisem Atem gehobenen See. Der schien nach Süden kein Ende zu haben. Weit dehnte sich das leuchtende Blau. Aber, ja,

ganz fern baute es sich auf wie aus blauen Dünsten steigend, dunkel am Fuß, weiß in der Höhe, hoch wie Mauern, schlank und zackig wie Türme, und ferne und heimlich schimmernd — Berge. Dem Christen gab es einen Stich, als wäre ihm ein Messer in die Seite gefahren, gerade als er den schweren Schuh zum erstenmal auf den Steinplattenboden des Hoteleingangs setzte. Er nahm mit dem letzten Blick die heimatlichen Berge mit in das Haus, das er betrat.

Drinnen schien niemand weder Zeit noch acht für ihn zu haben. Eine ganze Anzahl Menschen standen noch herum; soeben angekommene Fremde, die in allen Sprachen durcheinander welschten, der Portier in der Goldtressenuniform, ein andrer noch vornehmerer in langem Tressenrock, ein paar Kellner, die hin und her schwirrten wie Fliegen und den Frack wie eine Fahne hinter sich herwehen ließen; endlich ein ganz hoher unter den hohen Menschen, den Zylinder in der Hand, in schwarzem Gehrock und weißer Weste. Eine fremde, erregte, vielschwatzende Frau sprach den letzteren mit „Herr Direktor" an. Der Direktor hielt einen Zettel in der Hand, von dem er Nummern ablas, worauf, wie der Christen deutlich sah, die fremden Reisenden in einen Kasten gesperrt wurden, der mit ihnen plötzlich in die Höhe fuhr. An diesem Kasten stand ein Bub, wie er selber einer war, jesses, nur ganz anders, auch in eine Uniform gesteckt und geschniegelt und städtisch! Er entdeckte ihn, den Christen, zuerst und stieß den Mann im langen Tressenrock an, als er eben wieder die Kastentür hinter zwei Reisenden

schloß, so daß dieser auf Christen aufmerksam wurde. Der kam kurz darauf mit zwei großen Schritten herübergestiegen. „Was willst denn du?" fragte er mit nur halblauter heftiger Stimme und einer Entrüstung im Ton, als hätte der Christeli ihm vorher die Zunge gezeigt. Der schluckte einmal; einen großen Klumpen Zorn und Tränen schluckte er hinunter. Dann murrte er: „Zum Bruder will ich, zum Arnold aus Ober-Ebmeten, der hier ist." Da schob ihn der andre durch eine ziemlich verborgene Tür in der Nähe aus der hellen Halle in die Dunkelheit eines engen Ganges. „Jean," rief er da mit gedämpfter Stimme in irgendeine Tiefe hinab, „der Jean soll kommen." Dann drehte er sich ab und ging davon. Der Christen stand jetzt nicht nur allein, sondern auch in der Nacht des Flurs völlig blind da. Aber nicht lang. Schritte kamen über eine steinerne Treppe aus jener Tiefe herauf, in die der Betreßte hinabgeschrien hatte. Auf einmal knackste etwas und der Blitz eines Lichtes sprang so jäh von der Decke herab, daß der Bub ganz dumm dastand, als hätte ihn ein wirklicher Blitz geschlagen, und es hatte doch nur einer eine elektrische Lampe angezündet.

„Bist du's?" fragte dieser eine den Christen und war sein Bruder, der Hans, den er jetzt ein Jahr nicht mehr gesehen und den er kaum mehr erkannt hätte, wenn nicht in der Stimme und Sprache doch noch die Bergrauheit geklungen hätte. Sonst hatte der Hans nicht mehr viel Heimisches an sich. Die Ohren standen ihm noch vom Kopf wie ehedem, aber das Gesicht war so — so glatt, wie die Stadt-

gesichter sind und — und eine grüne Schürze trug er, eine Weste mit schwarz glänzenden Aermeln dazu, sauber sah er aus.

„Bist du's?" sagte der Hans.

„Tag," gab der Christeli zurück. Er streckte dem Bruder die Hand hin; ihre Finger berührten sich kurz, trocken, wie scheu, wie sie sich in den Bergen grüßen.

„Komm," sagte dann der ältere und stieg über enge gewundene Steintreppen dem Christen voran, immer höher; der Geißbub war schon auf manchen Berg gestiegen, so hoch glaubte er in seinem Leben nie gekommen zu sein.

Endlich hatte die berghaft hohe Treppe ein Ende und mündete in einen Gang, der unterm Dach lag; weißgetünchte Sparren waren hoch an der Decke erkennbar. Auf den Gang führte eine Menge Türen, von denen der Hans eine auftat. „Da schlafen wir," sagte er, „der Küfer schläft auch da und der Liftbub." Was das für zwei waren, wunderte den Christen nicht, weil ihm der Kopf schon dumpf war und nichts Neues mehr darin Raum hatte.

„Zieh das Sonntagsgewand aus," befahl jetzt der Hans, „dann kommst herunter, über die Treppe hinab in die Putzkammer, wirst es schon finden."

Er stand schon wieder in der Tür, als er das sagte. „Wie geht es daheim?" fragte er aber doch noch.

„Gesund sind sie," sagte der Christen. Dabei sah er den Bruder mit einem verfahrenen Blick an, sah gar nicht den, sondern irgendwie durch denselben

hindurch in blaue, dunstumsponnene Ferne. Da ragten sie auf — Berge — Berge.

„Mach, eil dich," sagte der Hans.

„Ja," gab der Christen mechanisch zurück. Aber als der andre schon hinaus war und die Tür geschlossen hatte, stand er noch immer und sah ins Leere und sah fern verschleiert — das — was er von der Straße in die Gasthofhalle tretend mit in das Haus hereingenommen hatte. Er mußte sich einen Stoß geben, daß er davon loskam. Nachher tat er seinen Handkoffer auf und zog sich um. Das dauerte nicht lang; denn eine Unruhe trieb ihn, zu erfahren, was in diesem großen, fremden Haus, in dem einer nicht Luft hatte zu atmen, weiter werden würde. Er verließ die Kammer und suchte die dunkle Treppe, fand sie auch und stieg hinab. Seine schweren Schuhe klapperten auf den Steinstufen. Er stieg hinab und hinab und gab sich Mühe, die eignen Tritte zu dämpfen, deren Schwere ihm zum erstenmal in seinem Leben auffiel. Endlich fing es an heller zu werden — ein Lichtstreifen stach aus irgendeiner Tiefe herauf. — Das dunkle Blut trat ihm in die braunen Backen, als er kurz darauf vor der Tür eines großen, lauten Raumes anlangte, von dem, so unerfahren er war, er doch wußte, daß er eine Küche war. Zwei mächtige Herde mit glänzendem Kupfergeschirr standen in der Mitte, und an die zwölf Köche in weißen Jacken, Schürzen und Kappen fuhren hin und her. Eine Menge andrer Leute ging ab und zu, es war ein Lärm, Rasseln, Klirren, Klappern, Schwatzen, Schelten, Lachen, daß einem der Kopf davon brummte. Und in der hellen

Tür stand der Christeli wie aus einer andern Welt hergeregnet, unbeholfen, klein und klotzig, rauh und eckig, wie ein rechter Stein, der sich denen da, dem Küchenvolk, in den Weg gewälzt. Inzwischen kam von hinten der Hans Arnold über den Geißbub. Woher der aufgetaucht war, wußte der Christen nicht; der Teufel mochte sich da unten in dem Gewirr von Gängen zurechtfinden!

„Komm doch!" sagte der Hans ärgerlich. Da ging der Christen dem Bruder nach, aber er sah nicht, wohin ihn der brachte. Sie standen gleich darauf an einer andern Tür, die zu einem kleineren, allerlei Maschinenzeug haltenden Raum führte. Der Christen sah, daß das dem Hans sein Reich sein mußte, also auch seines. Er staunte die Maschinen an, von denen eine ein Rad war, in dem Messer steckten. Als er das eine Zeitlang betrachtet hatte, war es auf einmal verschwunden und statt seiner war Dunst und Nebel und fernes Gebirg, und er starrte hinüber und dachte: ‚Jetzt laufst dann, wieder heim laufst!' Eine lange Weile merkte er nicht, daß der Hans auf einem Tisch saß und auf ihn einredete, ihm gute Lehren gab, ihn foppte und schmälte zugleich, weil er so dumm sei.

„Morgen mußt zum Herrn!"

Erst dieses Wort fing Christens Ohr auf. Er fuhr herum. „So, zum Herrn, zu dem, dem der Schweizerhof gehört?" fragte er.

„Ja, da wirst eingeschrieben. Eine Predigt bekommst auch, wie dich zu halten und was zu tun hast! Stell dich dann nicht so dumm! Sagst auch ja zu allem, hast gehört, nachher kannst

immer tun wie du willst, und ich will dich schon weisen."

Der Christen sah den Hans an. Der tat, als ob er etwas gelte in dem großen Haus, war nicht scheu und langsam, wie doch jeder in Ober-Ebmeten, war — war kein rechter Ebmeter mehr! Der Christen würde das vielleicht laut herausgesagt haben, aber der andre stieg eben von seinem Tisch, weil eine Glocke tönte, und sagte: „Zum Essen läutet's. Komm, du! Wirst wohl mögen!"

So trotteten sie zusammen nach der großen heißen hellen Küche zurück und durch diese hindurch nach einem Nebenraum, wo zwei große Tische und eine Herde Brettstühle standen. Um die Tische herum saß ein ganzes Volk, Männer und Frauenzimmer, fürnehme und weniger fürnehme, geschniegelte und schlichtere, nur bäurisch wie der Christeli war keins. Aber sie schwatzten und aßen hastig, und beides mit unheimlicher Fertigkeit. Der eine Tisch schien der adligere zu sein; es war nicht der, an dem sie selber, der Hans und der Christen, sich jetzt niederließen. An seinem einen Ende saß ein Herr mit einer weißen Weste und einem hochtrabenden Wesen, dann ein Kellner mit einem Bürgermeisterbauch und einem großen Schnurrbart und ein nicht mehr ganz junges Fräulein mit einer weißen Schürze und einem Schlüsselbund am Gürtel. „Der Sekretär, der Oberkellner und die Haushälterin," erklärte der Hans, weil er sah, daß der Christen hinüberstarrte. Zu jenen trat jetzt einer von den Köchen, ein großer dicker Mann mit einem fetten Gesicht und fetten Fingern. Der Christen hatte gesehen, daß der in

der Küche nichts tat, sondern nur befahl, daß er also wohl eine Art Kochoberst sein mußte. Jetzt aber trug er eine große gedeckte Schüssel und stellte sie eigenhändig vor die drei wichtigen Persönlichkeiten hin, die der Hans vorhin benannt hatte. Diese schlugen darüber ein Hallo auf, drückten dem Küchenmenschen die Hand und nannten ihn mit allen schönen Namen.

„Alle Augenblicke steckt er denen etwas Besonderes zu," murrte der Hans dem Christen ins Ohr, „wir andern müssen fressen, was auf den Tisch kommt."

Das schien aber dem Christen nicht zutreffend; denn ein Kellner, der eben eine Platte mit Hühnerbraten in die Küche gebracht hatte, kam gar nicht erst an den Tisch herüber, sondern griff mit fünf Fingern in seine Platte, nahm und nagte, was und soviel ihm beliebte, in einer andern Ecke aber stand ein Mädchen und schlang von einem kunstvollen Bau einer süßen Speise hastig so viel hinunter, als für sechs gewöhnliche Menschen genügt hätte.

Und das ganze Treiben war fremd, unschön; wider den Strich ging es einem. Der Christen war baff. Er nahm mechanisch ein Stück Fleisch aus einer Schüssel, die ihm einer hinbot, aber die Augen hatten so viel zu tun, daß der Mund nicht auf seine Rechnung kam. Jetzt stieß eines der Frauenzimmer einen kleinen Schrei aus und ein allgemeines Gelächter entstand, weil der Person ihr Nachbar, der Goldtressenportier, sie geküßt hatte. Darauf kreischte eine andre, weil einer der Köche sie in den Arm kniff, dann schimpfte hier einer, und dort

schüttelte ein andrer sich vor Lachen, und dann warf der Oberkoch einem seiner Handlanger eine Pfanne nach, weiß der Himmel warum. Der Christen saß und hatte keinen Atem. Keine Luft war in dem Küchenloch und unter den Menschen allen, und keine Stille war da und — und —

Ha — jetzt war alles versunken, der Wirrwarr der essenden und schnatternden Gasthofsangestellten und die Küche und die Wände und — Nebel war und ein Weg — hinauf — hinauf zwischen Lehnen und Felsen — heim!

Der Christen stand auf; er hatte noch keinen Bissen angerührt.

„Was willst denn? Iß doch einmal," sagte der Hans. Der Bub gab keine Antwort. Er ging zwischen den Tischen hindurch auf seinen schweren klappernden Schuhen unbeholfen, aber störrisch.

„Wo willst denn hin, du?" rief der Hans ihm nach. Die am Tisch lachten. Als der Christen immer weiter ging, nicht Antwort gab und sich nicht umsah, wieherten sie. Aber der Bub trat in die Küche und ging zur Tür hinaus.

Als der Hans nach einer Weile oben in der Kammer ihn suchte, lag er im Bett und tat, als schliefe er. ‚Wart,' dachte jener, ‚morgen will ich dich drillen.'

Am andern Morgen rüttelte er den Christen frühzeitig aus dem Schlaf. „Du, mach, daß fertig wirst, wir müssen früh an die Arbeit hier, tu nicht so faul, beim Eid!"

Der Christen war in Ober-Ebmeten mit der Sonne aufgewesen; von Langschlafen hatte er nie

etwas gewußt. Jetzt aber murrte er, drehte und dehnte sich, während der andre in die Kleider fuhr und schimpfte. Der Kleine brachte es auch fertig, erst mit einem Bein aus dem Bett zu sein, als ihre beiden Schlafgenossen schon aus der Tür waren, und der Hans, der ihm im Zorn die Bettdecke weggerissen hatte, mit einem: „Dem Vater will ich es berichten, was du für ein stieriger bist, ein Holzkopf, ein besessener!" das Zimmer verließ. Dann aber ging es wunderbar schnell, daß der Christen auf einmal geschuht und gewandet im Eingang zur Putzstube des Bruders stand. Nicht nur geschuht und gewandet, auch den neuen schwarzen Filzhut hatte er auf, und den Handkoffer trug er in der Hand. Er stellte den letzteren fest auf den Boden, so daß der Hans, der emsig daran war, einen Stiefel glänzend zu reiben, sich umsah und dann so wie angedonnert dastand, daß trotz seiner verfeinerten Gasthofkleidung plötzlich der Ober-Ebmeter wieder an ihm erkennbar war, der ob etwas Neuem Maul und Augen aufreißt. Er glich jetzt auch dem Christeli wieder, und aufs Haar.

„Ich gehe dann wieder heim!" sagte der.

„Was?"

Der Schuh flog auf die Putzbank. Mit der Bürste kam der Hans auf den Christen los. „Meinst, ich lass' mich für das ansehen? Eine Stelle habe ich dir besorgt hier, jetzt willst fortlaufen und ihn zum Narren halten, den Herrn! Meinst — meinst, das lass' ich mir nachsagen! Willst den Koffer hinauftragen oder nicht und" — er hob drohend die Bürste.

„Blas mir,“ sagte der Christeli. Sein braunes Gesicht sah aus wie gegossen, Zug um Zug ganz straff und fest. Die braunen Augen leuchteten in einem kriegerischen Zorn. In diesem Augenblick kamen schwere, knarrende Schritte den Steinbodenflur entlang, der Goldtressenportier! Er blieb stehen. „Was ist denn?“ fragte er.

„Er will fortlaufen,“ sagte der Hans, der so wild war, daß er fast flennte.

„Dreckbub, du,“ sagte der mit den Goldtressen. „Willst wohl an die Arbeit gehen, oder —“ drohte er dann und streckte den Arm aus, als ob er den Christen schütteln wollte. Der bückte sich, entwischte und stellte sich wieder, ein paar Schritte entfernt, den Handkoffer fest in der Hand. „Blas mir, du,“ sagte er. Damit zündete er mit einem braunen Blitz aus seinen Augen furchtlos in die des Tressenmannes. Im nächsten Augenblick stürmte er davon. Fast durch Zufall fand er den Weg gleich in die Vorhalle, wo die Säulen standen und alles Pracht und Reichtum war. Hier rannte er gegen den fein schwarz gekleideten zylindertragenden Herrn, den Direktor.

„Wo willst denn du hin?“ fragte der.

„Blas mir,“ schrie der Christen zum drittenmal und schwang den Handkoffer, daß er selber nur so flog. Dann stürmte er aus der großen, weit offenen Tür auf die Straße, sah nichts mehr, hörte nichts mehr, merkte nur plötzlich, daß er Luft hatte, freie, morgendliche Luft. Da jauchzte er, gellend und jäh: „Juhuhuhui.“

Die Straße war noch still, die wenigen Vorüber-

gehenden aber blieben stehen, starrten ihn an, lachten, — einer schimpfte: „Auch ein guter, scheint er, der Lausbub da.“ —

Aber in der Ferne, weit über dem nebelverhangenen See schimmerte es weiß und wie rosig übergossen, als brenne ein Licht verborgen hinter Schleiern und werfe seinen Schein auf Schnee — fern — fern! — Das waren die Berge!

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe das Kuhhorn gehört, in das der Geiß-Christeli stieß, als er von seiner Talreise heimkam. Ich weiß nicht, welche Macht in dem Brüllen des Horns gelegen hat, wenn der Uristier der Alten hineinstieß in Kampf und Sieg! Aber — aber, mir scheint — der kann auch nicht mächtiger hineingeblasen haben als jetzt der Christeli. In dem Hornton war Brüllen und Jauchzen und Schmettern, man fühlte, wie dem, der hineinstieß, die Brust schwoll, ja man zagte fast: wird sie ihm nicht springen!

Und — irgendwie — an dem Geißbub, dem krummbeinigen, braunen, dem Alltagbub, dem einer hundertmal begegnen kann, ehe er ihm einmal auffällt, ist seitdem etwas! Etwas Großes ist auf einmal an ihm.

In den Bergen haust das arme Volk. Da hocken die Bauern unter den Lawinen, und wenn diese kommen und Gaden und Häuser zerschmettern, stehen jene und starren, und nachher stellen sie Häuser und Gaden wieder hin, wo die zerstörten gestanden, zäh, weil — es nur einen Heimatboden gibt. Da hocken Bauern und hungern und sehen weiter unten im Tal die Leute auswandern, die arm sind wie sie,

und anderwärts ein leichteres Brot suchen, sehen es und bleiben sitzen, weil — weil es nur einen Heimatboden gibt! Ihrer einer ist der Bub, der Christen. Heim ist er gekommen, weil er nicht abtrünnig werden kann, und es ist etwas Großes um einen, der nicht abtrünnig wird in dieser Zeit, da die Geschmeidigen und Feinen so zahllos sind, die sich bücken und winden und sich finden, und denen die Welt gehört!

Wie der Huber-Dres zu Ehren kam!

Erstes Kapitel

Ein Mensch wie der Huber-Dres ist nicht alle Tage da. Es kommt auch nicht oft vor, daß ein Dorf so schwer einen Totengräber findet wie Wiggen. In dem Nest am großen Loch aber, durch das die Eisenbahn aus dem deutschen Kanton in den welschen hinüberrasselt, wollte sich keiner finden, der den paar Menschen, die im Jahr sich zum großen Schlaf streckten, zur letzten Bettstatt half. Darum machten die Wiggener vor ungefähr zwanzig Jahren den Huber-Dres, den Tunnelwärter, in der Gemeindeversammlung zum Friedhofgärtner, ohne daß er sich irgend um das Amt bemüht hätte, vielleicht, weil er der einzige war, von dem sie annehmen durften, daß er es nicht ablehnen würde. Der Huber-Dres war nämlich wegen seiner Gutmütigkeit im ganzen Tal bekannt. Viele Leute lachten über ihn, sahen ihn für einen dummen Kerl an, mit dem einer machen konnte, was er wollte; wenige nur, die in der Welt nicht nur gafften, sondern über das Gesehene nachdachten, blickten sonderbar ernsthaft auf ihn und meinten in seiner Gutmütigkeit etwas Feierliches zu sehen, etwas, vor dem man gleichsam in Gedanken den Hut abnehmen mußte. Der Dres

lehnte das Amt nicht ab, nahm es aber auch nicht eigentlich an. Als nach seiner Wahl die Wiggener merkten, daß er Lust hatte, ihnen abzusagen, kamen sie zu ihm, schilderten ihm ihre Not, ihre Totengräbernot, und setzten ihm mit Bitten zu, bis er ihnen versprach, so lange die Gräber für sie auszuwerfen, bis sich ein andrer Mensch gemeldet haben würde. Darauf schrieben sie geraume Zeit Jahr für Jahr die Stelle aus, nie aber bewarb sich einer um den karg besoldeten Posten, und der Dres amtete stillschweigend weiter. Allmählich vergaßen die Wiggener das Ausschreiben und der Dres das Absagen, ja, es würde den letzteren wohl sauer angekommen sein, das Amt zu lassen, für das allmählich eine eigentümliche Liebe ihn erfaßt hatte.

Der Dres wohnt am großen Tunnel, dicht neben dem schweren, schwarzen Eingangsportal. Da steht ein zweistöckiges schindelbedecktes Haus ohne Fensterladen. Der erste Stock hat verrammelte Türen und Fenster und besteht aus einem einzigen Raum, der während des Tunnelbaus als Magazin gedient hat; im zweiten Stock wohnen der Dres und seine Enkelin, die Martha. Wenn die beiden aber in einem wirklichen Schlot ihre Statt aufgeschlagen hätten, so würden sie kaum an einem schwärzeren, stickigeren Orte hausen. Das Haus ist verraucht wie ein alter, alter Pfeifenkopf. Der Ruß sitzt in allen Poren der Mauern, liegt über den schadhaften Schindeln und klebt an den Fenstern, die eine eigne matte Bleifarbe haben. Und diese Fenster kann der Dres kaum je öffnen, weil der große Tunnel raucht und raucht und raucht, und weil der Qualm immer und immer über

das schwarze, öde Gebäude zieht. Da hat der Alte also keine beneidenswerte Wohnstatt. Aber auch nach hinten hat er keinen freundlichen Auslug. Rings um sein Haus stehen die Ruinen einer Anzahl andrer Gebäude, die zur großen Bahnbauzeit benutzt wurden und jetzt zerfallen, und dicht hinter denen steigt der dunkle, steintrümmmerbesäte Berg an und nimmt die Sonne von den zerfallenen Bauten und vom Haus des Tunnelwärters, hebt aber das schöne, klare Haupt so hoch in den Himmel, daß der Dres nicht einmal die Genugtuung hat, aus einer seiner Stuben wenigstens das Licht fern auf dem hohen Berge sehen zu können. Weiß einer aber nun, warum dem Dres sein zweites, sein Totengräberamt, lieb geworden ist? So schwer ist das Rätsel nicht! Hat nicht der Städter, der in enger Gasse wohnt, seinen Garten vor dem Stadtbann lieb? Wie diesem, wenn er um Feierabend oder Sonntags hinausgeht, zwischen seinen Beeten zu wandeln und friedlich unter seinen Bäumen zu rasten, ist dem Dres zumute, wenn er den Friedhof besorgt. Zu seinem Garten ist ihm allgemach der Gottesacker geworden. Darum gäbe er ihn auch schwer wieder her. So rußig und dunkel sein Wohnhaus ist, so hell und frei ist dieser sein Garten. Er liegt etwas außerhalb des Dorfes im grünen Wiggental. Matten und Lehnen ringsum und inmitten der ummauerte Totenhof! Eine große, andächtige Stille in dem Tal, durch das kein Wagen rollt, keine Stadtvolksmenge drängt, nur der wortkarge Bauer einzeln und schwerschrittig geht! Die ernsthaften Berge niederzuschauen auf die ruhevolle Menschenruhestatt! Ueber ihnen ein Stück Himmel, gerade

groß genug, daß einer sehen kann, wie über den Zinnen und Zacken noch etwas ist, etwas wie ein weites blaues Land!

Da amtet der Dres!

Wenn er drüben im Tunnel dienstfrei ist, arbeitet er an der Sauberhaltung seiner Gräber; wenn er einen zu bestatten hat und sollte doch am Tunnel Wache stehen, so stellt sich dort statt seiner die Martha hin, die ein Eisenbahnerkind ist und Bescheid weiß wie der Großvater selber. Aber den Dres muß einer sehen am Tunnel und auf dem Friedhof: er ist fast wie zwei Menschen und ist doch wieder derselbe. Am Tunnel steht er im blauen, aber rußgeschwärzten Diensthemd und der dunkeln Schirmkappe, steht und geht aufrechter als sonst, die Bewegungen der mittelgroßen, derben Gestalt sind gleichsam nach einem Dienstgesetze geregelt, knapp, kurz, und in dem braunen, auch rußigen Gesicht mit der großen, weichgebogenen Nase, der glattrasierten Oberlippe und dem weißen Bartkranz, der wie eine Binde von den Schläfen gegen das Kinn und unter diesem zusammenläuft, ist ein Zug von an Verdrießlichkeit streifendem Ernst. Auf dem Friedhof arbeitet er in einer alten Hose, hemdärmelig und barhaupt. Da ist er ein Bauer wie jeder Wiggener. Er bewegt sich schwer, plump, gemach und lässig, komm' ich heute nicht, komm' ich morgen. Sein Gesicht ist heller, weil er sich den Ruß abwäscht, wenn er auf den Friedhof geht; schön aber ist sein bloßer weißer, ganz weißer Kopf mit dem dichten, kurzen Haar, von dem der Bart nun erst recht wie eine Binde auszulaufen scheint, so daß ein flüchtig Hinblickender leicht glauben könnte, es

säße eine weiße Haube über dem braunen Gesicht. Am schönsten aber ist das, was in dem Gesicht selber liegt, das, woraus die meisten lesen wollen, daß er ein dummer Kerl sei, der Dres, was aber nur eine sonderbare, große, innere Stille ist! Diesen Ausdruck hat der Dres übrigens auch, wenn er am Tunnel Dienst tut, nur ist er hinter dem Diensternst verborgen und bricht nur immer wieder hindurch, wenn der Alte einmal müßig steht und Zeit hat, sich auf sich selber zu besinnen. Das ist eben das Seltsame an ihm, daß der Friede in seinem Gesicht nicht von außen kommt und nicht von der Sonne und den Wolken des Himmels abhängig ist, sondern daß er ihn wie aus einem unerschöpflichen Brunnen aus sich selber heraufholen kann. Der Brunnen versiegte nicht, als die Agatha, des Andres Weib, ihm wegstarb, und er ihr selber die letzte Wohnung in die braune Wiggenerde schnitt. Ja, die, die aus seinem Gesicht die Dummheit lesen wollten, konnten bei diesem Anlaß neuen Grund für ihren Glauben finden; denn das Gesicht veränderte sich wenig in dieser Stunde. Es zuckte wohl hier und da darin; es mochte sogar sein, daß der Dres einmal mit der erdigen Hand sich in die Augen fuhr, während er das Grab bereitete, aber, was zu dieser Zeit an ihm anders war, das konnte nur ein ganz scharfes Auge entdecken, das lag in der Art, wie er arbeitete. Sorglich maß er die Grube, sorglich stieg er, als sie ausgeworfen war, immer wieder hinab und scharrte da und dort einen kleinen Erdvorsprung hinweg, damit er nicht später nachrutsche und alles schön still sei in dem viereckigen Hause. In jeder Bewegung war zu lesen: Schön

mußt es haben, alte Agatha, meine! Und wer weiß, ob nicht auch das andre zu lesen war: Warum flennen! Warum unzufrieden sein! Du legst dich doch selber in ein paar Jahren hin, alter Dres, in das Wiggenerdeviereck, wo die Agatha jetzt sich strecken wird. Der Friedensbrunnen also versiegte dem Huber-Andres nicht.

Damals nicht und nachher nicht!

Da gab es doch noch manchen Rippenstoß des Schicksals auszuhalten.

Als da der Johann, der einzige Sohn, unter den Zug kam im Tunnel und sie ihn der Schwiegertochter ins rußige Haus trugen, dem armen Weibe, das mit dem zweiten, späten Kinde ging. Dann — der Johann lag erst vier Tage im Friedhof — als ihm sein Weib und das Kleine nachkamen, jene in schwerem Wochenbett erlegen! Der Dres und des Johann Aelteste, die Martha, blieben allein übrig. Aber der Dres hatte seine innere Stille noch, behielt sie selber an dem Tag, als der Berg kam. Und da zitterten doch die ganzen Wiggener, nicht nur ihre Häuser.

Es hatte lange geregnet. Da brechen immer die mürben Stücke aus den Felswänden. Auf einmal krachte es über Wiggen wie Donner, wenn der Blitz einschlägt, und gegen die Tunnelbaracken fuhr vom Berg nieder eine Herde Steinblöcke, zwei, drei große inmitten — schwer, mit dumpfem Aufschlag —, ein Heer kleinerer um sie herum, hüpfend, splitternd und knallend.

„Jesus, der Dres," kreischten die Wiggener.

Der Dres und die Martha waren auch mit schnellen Beinen aus ihrem Rußhaus heraus und

im Tunnel drin, wo sie sicher waren. Aber die Blöcke fuhren in die unbewohnten Gebäude, schlugen Mauern durch, daß eine Staubwolke über der Stelle aufwirbelte, und zerschmetterten morsche Balken und faule Schindeln zu Pulver. An dem Dres seinem Hause sprang nur ein kleines Steinchen in ein Fenster wie mit einem: Du, nimm dich in acht! Und doch zog der Alte ruhig, als ob nichts geschehen wäre, wieder hinein. Die Wiggener fuhren ihn an, grob die einen, höhnisch die andern, mitleidig drei, vier: „Wirst doch nicht da wohnen bleiben, wo du deines Lebens nicht sicher bist!"

Er aber antwortete: „Natürlich bleibe ich! Wie sollte ich nicht! Wenn mich der Herrgott erschlagen will, kann er es anderswo so gut wie da."

Die Wiggener zuckten seither noch mehr als früher die Schultern: „Bah, ein dummer Kerl ist er, der Dres! Ein andrer ließe doch nicht so ohne zu mucksen alles über sich ergehen." Und so war der Alte trotz der Dienste, die er den Bauern als Totengräber leistete, ein verachteter oder doch ein unbeachteter Mensch. Ja, die Wiggener schöpften aus seiner Gutmütigkeit für sich allmählich das Recht, von ihrer Herrenhöhe herab zu finden, der Dres möge froh über das Dorfbrot sein, das er aß, und wendeten allgemach den Spieß, bis sie die schöne Ueberzeugung gewannen, daß sie nicht mehr dem Dres, sondern dieser ihnen verpflichtet sei.

Aber es ist oft sonderbar, wie Menschen lange beieinander wohnen, einander täglich mit Augen sehen und wenig Gutes, Großes oder Bemerkenswertes aneinander finden, und wie dann einmal der Herrgott

dumpf und hallend auf den Amboß schlägt, daß jene aus ihrer Gleichgültigkeit auffahren und staunend einen der Ihren aus dem Rahmen seiner Alltäglichkeit heraustreten und wie gewachsen und geadelt vor sich stehen sehen. So ging es — freilich in seinen bescheidenen Grenzen — zu Wiggen mit dem alten Dres.

Zweites Kapitel

Es ging ein heißer, regenarmer Sommer über Wiggen hin. Auf den Gletschern schwand der Schnee, und das graue Eis lag bloß. Die Felskuppen waren heiß wie Wüstensteine; reglos und wie tot stand der Wald, und die Lehnen trugen brandige Stellen, als beginne das Herbststerben. Nur der wilde Dorfbach, der hoch vom Schyn herunterkam, donnerte lauter denn je in die Talstille, rollte die Steine in seinem Bett und warf Gischt an Uferstellen hinauf, die er nie berührt hatte; denn das Schwinden des Gletschers machte ihn groß. Der Bach war der lebendigste zu Wiggen; die Bauern schnauften, den harten Menschen, die um keine Wintertücken und kein rauhes Wetter sich kümmerten, wurden in der Hitze die schweren Glieder schlaff. Ihre Tiere selbst dürsteten nach Regen.

Dem alten Dres machte sein Garten Sorge, sein Friedhofgarten, und da erlebten nun die Wiggener wiederum etwas Sonderbares an ihm.

Eines Abends, als Feierzeit war, der Großbauer pfeifenschmauchend auf seiner Hausbank saß, der Tagelöhner in seiner verwitterten Tür stehend Ruhe

sein ließ, auf der und jener Schwelle Weiber und Kinder hockten, kam der Dres mit seiner Enkelin durchs Dorf gegangen. Erst achteten sie des Alten nicht groß, sahen noch eher nach der sechzehnjährigen Martha, der zwei lange blonde Zöpfe in den Rücken hingen, die schlank und geschmeidig war, ein gesundfarbiges, hübsches Gesicht hatte und bald eine abgeben konnte, die auf den Tanzboden taugte. Von der Martha aber gingen ihre Blicke auf etwas, was der Dres in der Hand trug, ein zu Wiggen seltenes Instrument, eine Gießkanne. Zum Staunen in ihren Blicken trat bald der Spott. Gleich war auch das Lachen da, das mitleidige Lachen über den dummen Dres. Es fiel ihnen gleich ein, was der im Sinne trug. Auf den Friedhof wollte er, begießen gehen! Das war noch nie vorgekommen! Sie vergaßen, daß auch die Trockenheit noch nie dagewesen war. Der Dres aber sah ihre spöttischen Blicke nicht. Mit weiten Schritten, daß die schweren Schuhe auf der Straße klapperten, ging er seines Weges, nickte jedem, an dem er vorbeiging, sein „guten Abend" zu und hielt sich bei keinem auf. Da stach einige der Wiggener die Spottlust, daß sie ihm nachgingen: Sehen wollten sie, wie er den Friedhof begoß, wo doch kein Wasser in der Nähe war. Auf die Mauer des Friedhofweges setzten sie sich hin, gafften dem Gebaren des Dres zu und sahen ein nicht alltägliches Bild. Der Alte legte Rock und Hut ab und ging mit seiner Kanne davon, während die Martha sich auf den Gräbern zu schaffen machte. Hinten um die Friedhofmauer bog er und verschwand gegen den Fluß hinab.

„Beim Eid, bis an den Bach geht er es holen,

das Wasser," lachten die auf der Mauer und rissen Witze, und allmählich sammelten sich andre zu ihnen. Bald kam der Dres zurück. Sie sahen ihn aus dem Schatten heraufkommen, der schon über dem Wasser lag. Zuerst tauchte der weiße Kopf über einen grünen Hügelrücken herauf und dann der breite, nur mit dem rauhweißen Hemde bekleidete Oberkörper, und endlich stieg der ganze schwerfällige Mensch, die Kanne tragend, heran. Scharf trat die Gestalt ins Licht, das über den Totenhof noch golden und warm hinfloß, und die Wiggener lachten: „Da ist er mit dem Wasser, der Dres, der Schwachkopf!"

Der aber leerte seine Kanne, ging wieder seinen weiten Weg und kam zum zweitenmal zurück. Und die auf der Mauer warteten schon auf ihn. Während er so ging und kam, ließen sie sich in kindischer Freude sein Herauftauchen zum Spiel werden und paßten, wenn er verschwunden war, auf den weißen Kopf, bis er wieder hinter dem Hügel sichtbar wurde, wieherten dann und machten Hallo, so daß die Martha jedesmal zornig von ihrer Arbeit aufsah. Endlich hielt sich das Mädchen nicht länger. „Sie lachen dich nur aus, Großvater," sagte sie zum Dres, als er eben wieder die volle Brause über einen Blumenhügel sprühen ließ.

„Laß sie doch," sagte dieser und lachte, und lachte kaum der Wiggener wegen, sondern ließ seine Gedanken bei seiner Arbeit sein und freute sich über die Frische, die unter seinem Begießen in den kargen Blust seines Gartens kam. Allmählich kamen die von der Mauer näher, lehnten über den Friedhofwall herein und ließen ihn ihren Spott aus der Nähe

kosten. Er aber ereiferte sich keinen Augenblick, sah sie ruhig an und gab da und dort ein Wort zurück, bis ihnen die Lust am Foppen, ohne daß sie es recht merkten, verging. Aber sie fühlten sich doch mächtig erhaben über ihn, fühlten sich so auch noch folgenden Tages, der ein Sonntag war und an dem die Dörfler, Männer, Weiber und Kinder auf der Straße sich ergingen, die in der Höhe über dem Tunnelportal aus Wiggen hinaus in eine Schlucht und nach dem nächsten Bergdorf hinaufführt. Es war ein drückend schwerer Tag. Der Himmel trug ein tiefes, brennendes Blau und keine Wolke belebte ihn. Der Föhn strich über die Berge. Auf der Straße der Wiggener war Sonne, über dem Tunnel, dem Haus seines Wärters und der Berghalde in seinem Rücken lag Schatten. Schwerer, schwarzer Rauch quoll aus dem großen Bergloch, langsam und stickig schlug er um die Portalmauer und an den Berg hinan. Tief in Schatten und Rauch sahen die Wiggener gerade um die Zeit, da ihrer am meisten drüben die Straße hinaufzogen, den Dres, der Dienstpause hatte, auf seiner schwarzen Bank am Hause sitzen! Er trug sein blaues Ueberhemd und schmauchte seine Pfeife. Mit einem Strickzeug saß die schlanke Martha neben ihm. Die Menge in der Sonne sah auf das Paar in seiner dunkeln Ecke herab, und in ihren Reden, in ihrem ganzen Gebaren und Empfinden war das Hochgefühl, daß sie in ihrer sonnigen Talweite es so viel besser hatten als die beiden da unten im Rauchwinkel und unter dem schlimmen Berg. Einer nach dem andern zuckte wieder die Achsel über den Menschen, der da wohnen

blieb, da in der Elendsecke; denn sie wußten noch nicht, wie die Ecke am Abend sicher war und wie gefährlich und gefährdet ihre Talweite. Und mehr als einer sagte das hämische Wort, das zu Wiggen so oft umging: „Ist er nicht ein dummer Kerl, der Dres!"

Der Unterschied, der zwischen ihrem Winkel und dem hellen Tal war, fiel auch der Martha an diesem Nachmittag auf.

„Siehst, wie sie gaffen," sagte sie zum Großvater. „Gewiß spotten sie wieder, daß wir so im Dunkeln sitzen."

Der Dres saß vornübergebeugt, wie es ihm behaglich war, und antwortete nicht gleich. Die Worte kamen ihm immer langsam, man konnte gleichsam immer seine Gedanken gehen hören, ehe sie zu Worten wurden.

„Spotten meinst?" sagte er endlich. „Weil sie es dort hell haben und wir hier dunkel? — Ich meine, es schaut sich viel besser aus der Dunkelheit in die Helle hinaus als umgekehrt."

Er schien bei diesen Worten erst inne zu werden, wie schön die Talweite war, die vor ihren Blicken lag, hob die Hand, die rußig war wie alles hier am Tunnel, und zeigte ins Freie hinaus. „Siehst," sagte er, „wie der Schyn vom Himmel absteht, gerade wie aus ihm herausgeschnitzt, und wie der Gritwald dort dunkel ist und der Schneestock weiß darüber, wie Tag und Nacht."

Die Martha tat ihre hellbraunen, großen Augen weiter auf, und des Großvaters Genügsamkeit steckte auch sie an. Ganz recht hatte er, es war schön, in

die große Klarheit hineinzuschauen; man vergaß, wo man war!

Die ganze Freistunde hindurch saßen darauf die beiden in schweigender Behaglichkeit da; nachher ging der Dres an seinen Tunnelposten zurück, und die Martha hatte im Hause zu tun. Sie hatten nachher nicht mehr Muße, sich zu kümmern, ob es in ihrem Winkel immer noch dunkel und jenseits über dem Dorf immer noch hell sei; nur daß der Föhn heftiger wurde, merkte Dres an dem Rauch, der in schweren und immer dichteren Massen aus dem Tunnel hervordrängte. Als der Tag um und Feierabend war, fand der Alte, der nach seinem Haus hinüberschritt, daß die Martha ihm sein karges Gedeck für das Abendbrot auf der Hausbank bereitgestellt hatte, und diese, als sie ihn kommen sah, trat aus der Haustür und sagte: „Ihr müßt draußen essen, Großvater. Wie ein Backofen ist es im Haus, so drückt der Föhn."

Dann wurden sie beide erst wieder auf den Himmel aufmerksam, daß er noch immer dieselbe wunderbare sattblaue Farbe trug wie am Vormittag, die keine Wolkenfärbung unterbrach, und daß er auf die in zwei Reihen ins enge Wiggental sich ziehenden zusammengedrängten Häuser und Hütten des Dorfes näher herabgesunken erschien, auch die Berge wie zusammengerückt aussahen, so daß es war, als müßte das Dorf unter ihrer Wucht ersticken. Der Wald in der Höhe aber bog sich unter einer unsichtbaren und kaum hörbaren Gewalt; an einer Felsenecke da und dort scholl es wie Hornstoß und wieder wie Wehklagen.

„Mir ist immer unheimlich bei dem Wind," sagte die Martha.

„Warum?" fragte der Alte, der sich gemächlich über sein Essen machte.

„Wenn einmal Feuer wäre bei uns, wie jetzt an andern Orten so viel geschehen in dem trockenen Jahr!"

„Ja, es hat oft gebrannt dieses Jahr," sagte der kauende Alte. Dann ließen sie den Gedanken und kamen auf andres, Alltägliches zu reden. Ihr Abend ging hin, wie er am Sonntag immer ging: sie saßen am Berghang hinter dem Hause in den Steinen. Der Alte rauchte, die Martha las und staunte manchmal ins Leere, vielleicht doch ein unbestimmtes Verlangen in sich tragend, in ihr junges Leben mehr Freude zu haben, als am Tunnel wuchs. Früh gingen sie ins Haus zurück und schlafen.

Aber mitten in der Nacht kam die Martha an die Kammertür des Großvaters gestürmt, vom Jauchzen des Föhns und einer eigentümlichen Unruhe, die vom Dorf herüberzukommen schien, geweckt.

„Steh auf! Um Gottes willen schnell! Es brennt oben im Dorf, und der Föhn treibt das Feuer talein!"

Und noch ehe der Alte sich angekleidet hatte, stand sie abermals vor der Tür und schrie: „Jesus, Großvater, so etwas! Es ist fürchterlich zu sehen! Das ganze Dorf verbrennt!"

Noch unter der Tür in die letzten Kleidungsstücke fahrend, kam der Dres hastig zu ihr in den dunkeln Flur gelaufen, und miteinander stürmten sie aus dem Hause und hangan einer Stelle zu, von der sie einen

Teil des Dorfes übersehen konnten. Was sie sahen, war, wie die Martha gesagt hatte: der Schrecken schrie im stillen Tal. Die Nacht war ganz klar, der Mond schien, und da und dort lag sein weiches Licht silbern in einer verborgenen Schlucht oder einer Waldlichtung an irgendeinem Berge, aber nur in Winkeln lag es, verdrängt und still und bescheiden; denn die Herrschaft über die Nacht hatte eine sprühende, in der wilden Lust des Sieges bis an den Himmel springende Lohe an sich gerissen. Sie warf eine wunderbar leuchtende Blutfarbe über alle Berge und war so hell, daß jede einzelne Tanne eines Waldes aus ihrer Nacht auftauchte und deutlich mit ihren im Sturme schlagenden grünen Zweigen erkennbar war, daß die hohen Felsen ihre Risse und die Gletscher ihre Spalten scharf und hart umrissen wie im Glühen des Abends zeigten und daß der Himmel blau war wie am Tag, wo nicht auch er wie in fürchterlichem Feuer brannte. Wald, Berge und Himmel waren ruhig, nur die Sterne an letzterem brachen flirrend und wie mit einem Stich manchmal durch seine Purpurfarbe, über dem aber, was zwischen den Bergen in der Tiefe lag, über dem Dorfe, war Toben und Zerstörung. Vielleicht schien die Wildheit dieser Unruhe um so größer, je mächtiger die Stille der Berge und des Himmels war.

Das Feuer mußte im Haus des Bäckers aufgegangen sein, das gleich am Eingang des Dorfes lag. Es hatte steinerne Mauern und war selber zum Backofen geworden. Aus ihm hob sich die Flamme einen Augenblick schlank und hoch wie eine

Gestalt in brennenden Schleppgewanden, dann sprühend und zischend und jetzt jäh vom Winde hingeschlagen, als knickte er eine riesige Blume, und als sie hinfuhr, kam für das Bergdorf Wiggen das letzte Stündlein. Der Föhn schien plötzlich in einem langen Atemzuge neue Kraft gewonnen zu haben; er faßte die Flamme am Bäckerhaus und trug sie und riß sie zu Stücken, warf die lodernden Fetzen in die mondweiße Nacht, hoch in die Luft, hin auf die Dächer der Hütten, weit hin, daß sie hinausschossen über die lange Häuserreihe taleinwärts, zur Seite dann, an die Lehne, in den Wald; oft sank ein Feuerpfeil wie kraftlos zwischen die dunkeln, schlagenden Tannen. Und da schoß es auf und da und dort, jetzt wieder eine Hütte und jetzt ein Gaden, und jetzt fraß das allmächtige Rot am dunkeln Schindeldach des Kirchturms. Da kam selbst an den Tunnel herüber das Echo eines vielstimmigen Schreies, konnten selbst der Dres und die Martha droben am Hang hören, wie die von Wiggen in Verzweiflung aufkreischten, als der Brand an ihre Kirche kam.

Dem Dres und dem Mädchen zauste der Föhn die Haare. Der Martha umflatterten sie lang den Kopf, dem Alten fuhr der Sturm nur darüber wie über ein leise aufstäubendes Schneefeld. Sie standen beide mit weitvorgebeugten Häuptern, die Augen in Entsetzen aufgerissen, die Martha schlank und zitternd, der Alte breit, plump, mit den schweren Armen schlenkernd wie einer, der nicht weiß, wo er angreifen soll. Aber gerade in des Alten Wesen wandelte sich bald etwas. Als der erste starrende Schrecken

überwunden war, hörte das Armschlenkern auf, an der ganzen Gestalt schien Muskel um Muskel sich zu spannen, und in das gutmütige Gesicht kam ein Ausdruck von Entschlossenheit. Er stand nicht mehr lange auf seinem Auslug. Das Halstuch knüpfte er fest, das er nur lose umgenommen, und sprang derweilen schon mit schweren, unbeholfenen Sprüngen von der Halde. „Hinüber müssen wir," rief er der Martha zu, „helfen, wo wir können!"

Drittes Kapitel

Der Dres half, wo es möglich war. An der kleinen Handspritze arbeitete er, daß ihm der Schweiß aus dem dichten Haar rann. Daß er mithalf, beachtete keiner groß. Die Männer von Wiggen standen an der Spritze und arbeiteten wie er, jeder soweit und solange seine Kraft reichte. Mit blutunterlaufenen Augen stierten sie während des Pumpens in den Brand. Wenn einem der Atem nur noch keuchend kam, trat er beiseite und ließ sich von einem andern ablösen. Und langsam wichen sie mit ihrer kleinen Spritze, deren dünner Wasserstrahl nicht mehr vermochte als der kleine, übersiedende Schwall, der aus der Pfanne ins Herdfeuer schießt. Rascher und rascher trieb das Feuer sie rückwärts. Der Dres half an der Deichsel ziehen, als sie, geschwärzt und durchnäßt, mit hängenden Köpfen und geschlagen mit ihrem Rettungswerk hinten zum Dorf hinausstampften. Auch dann noch achtete wohl kaum einer darauf, daß er bei ihnen war. Sie

waren nicht nur am Körper, sie waren auch am Geist wie zerschlagen und standen, als hätte sie einer mit einem Hammer vor ihre braunen, störrischen Stirnen getroffen.

Die Wiggener standen noch so hinter ihrem Dorf, als auf die fürchterliche Nacht der Tag kam. Ihr Dorf aber war nur eine schwarze Wüste. Ein paar Häuser waren noch übriggeblieben, hoch über dem Dorfbach am Berg, als ob sie sich aus der Schlacht ihrer Genossen mit Sturm und Feuer unter den Wald geflüchtet hätten. Zu ihren Füßen und weit ins Tal hinein wie eine schwarze Zunge war der Weg des Feuers gezeichnet. Balkengerippe ragten in die Luft und halbzerfallene Mauern starrten auf, manchenorts waren die Hütten dem Erdboden gleich gemacht und lag nur ihre Asche über den Boden verstreut. Wo Grasflecke die Häuser umgeben hatten, waren sie versengt, die Gärten verwüstet, hier und dort stach ein Baum ohne Krone wie ein warnender Finger aus der Erde. Manche Trümmerstätte rauchte noch, an vielen Stellen fraß das Feuer unter Haufen von Holz und Heu, selbst an ragenden Balken hingen noch einzelne Flämmlein, als säßen kleine rote Vögel auf schwarzen Stäben. Die Wiggener standen und kauerten bei gerettetem Eigentum am Dorfausgang, verwirrt, aus allen Geleisen geworfen, betäubt. Nur wenige Männer drangen in die Dorfgasse ein und schlugen die Flammen mit Beilen klein, wo sie aus irgendeiner Brandstätte wieder herauswachsen wollten.

Von den draußen kauernden Weibern, die auf die Brandstätte starrten und dann die Blicke ver-

zweifelt in die Runde schweifen ließen, kam vielleicht heute zum erstenmal einer oder der andern die Empfindung, wie weltverloren ihr Bergnest Wiggen war, vielleicht bedrängte die eine oder andre ein Einsamkeitsgefühl, daß sie innerlich fror; denn es war zu Wiggen nicht, wie es im Tale gewesen wäre, daß aus den Nachbardörfern Neugierige und Hilfsbereite in Scharen herbeigeströmt wären, wenigstens nicht an diesem ersten Tag. Von Anderhalden, dem eine Stunde tiefer im Tal gelegenen Dorfe, waren freilich in der Nacht einige Bauern heraufgeeilt; mit dem Morgen waren sie wieder gegangen. Geholfen hatte ihr Kommen nicht viel; zu Anderhalden besaßen sie keine Spritze, und zu helfen blieb am Morgen wenig.

Darauf ging dieser erste Tag bleiern und langsam und ohne Trost über Wiggen hin. Daß im Tal die Mildtätigkeit sich schon für sie regte, wußten sie nicht oder dachten nicht daran. Der endlose Tag, den sie in der Bergeinsamkeit gleichsam verloren und vergessen verlebten, weckte sie nicht aus ihrer brütenden Verzweiflung. Es war, als hätte keiner einen Gedanken an das, was werden sollte, als wäre der Untergang ihres Dorfes ihr eigner Tod. Dann kam die erste Nacht nach dem Brande über sie und fand sie noch auf den Matten kauernd; sie war nicht kühl genug, daß sie sie getrieben hätte, Unterkunft zu suchen. Der Föhn war ganz still geworden. Dafür braute das schlechte Wetter, das er bringt, schon hinter den Bergen. Im Westen schoben sich langsam weiße Wolken herauf. Ueber Wiggen aber war der Himmel noch klar, und an dem Himmel herauf

schwamm bald nach Eindunkeln der fast volle Mond, dessen Licht in der vorhergehenden Nacht vergeblich über den herrischen Schein des Brandes Meister zu werden sich gemüht hatte. Jetzt konnte er seine stille bleiche Flut ungestört in die Dorfgasse gießen. Auf den Mauerresten lag der bleiche Schein, auf den schwarzen Balkengerippen und auf der verwüsteten Straße, und langsam floß er hinaus bis an die Matten, wo die Wiggener auf einem Haufen saßen. Einige von ihnen hatten sich wohl hinweg gemacht, zu Verwandten in Tal oder Berg der eine und andre; auch die stehengebliebenen Häuser nahmen ein paar auf. Die meisten aber schickten sich an, sich für die Nacht einzurichten, wo diese sie überfiel. Einige Weiber betteten ihre Kinder auf gerettete Möbelstücke, die Erwachsenen saßen zumeist herum, wie sie den ganzen Tag gesessen hatten, da einige, dort einige, verwirrt und zerschlagen. Ihr Pfarrherr, ein junger, kurz erst zum Priester geweihter schwarzhaariger Mensch, richtete sich zuerst aus der Betäubung auf, die auch ihn befangen gehalten, seit das Feuer auf seine Kirche übergesprungen und diese und sein Haus in rasender Eile vernichtet hatte. Er fand Worte und mühte sich jetzt, von einem zum andern gehend, ihnen Mut einzusprechen.

„Ich will schon sammeln gehen, das will ich, im Tal," verhieß er ihnen. Aber sie waren noch nicht reif für das, was er sagte. Ihre Gedanken waren noch zu sehr bei dem, was sie verloren, als daß sie schon auf das zu hoffen vermocht hätten, was sie wieder zu gewinnen hatten.

„Um mein ganzes Erspartes bin ich," sagte dumpf der Hans Joseph Muheim, der Knecht.

„Vier Kühe — alle vier schönen Kühe," stöhnte der Bauer von der Geißplatte, der eichene Mensch, der vielleicht in seinem Leben nie geweint hatte, und das Gesicht war ihm naß vom Flennen.

Und die Regli-Seppe, die Häuslerin, schrie immer nur, ein ums andre Mal: „Jesses! Jesses! Jesses!"

Und da nun, während sie immer und immer nicht von ihrer Verzweiflung loskamen, tauchte der Huber-Dres vor ihren Blicken auf. Irgendwie kam es, daß alle ihn sehen mußten, wie er daherkam. Auf der Dorfstraße daher, auf sie zu, durch den weißen, taghellen Mondschein, zwischen Mauertrümmern hindurch und an den Brandbalken vorbei, die schwarz in die weiße Nacht stachen! Vielleicht fiel er ihnen so jäh auf, weil er barhaupt ging und der Mondschein besonders hell einmal hoch oben über dem Dorf, auf dem Schyn, dem weißen, hohen Berge, und zum zweiten unten in der Straße auf dem weißen Kopf des Dres lag, als sei zwischen dem hohen Berg und dem weißen Kopf irgendeine Zusammengehörigkeit. Neben ihm ging die Martha. Er hatte den ganzen Tag seines Dienstes am Tunnel gewaltet. Da mochte ihm der Gedanke gekommen sein, den er nach Feierabend mit dem Mädchen besprochen und beraten und der ihn jetzt wieder zu den Abgebrannten hinüberbrachte. Sein Wesen war ganz das gewöhnliche. Plump und schwerfällig in seiner jeder Eile baren Art kam er daher. Die Dienstkleider hatte er gegen seine Totengräberuniform,

das alte, zertragene Bauerngewand, vertauscht, an dem Spuren der Scholle, in die er grub, zu sehen waren. In der einen Hand hielt er ein blaukartoniertes Heftchen, das die Form eines Schulzeugnisses hatte. Ein Ausdruck seines Gesichtes verriet, daß auf dem Wege das Bild fürchterlicher Zerstörung, den das Dorf bot, neuerdings ihn bedrängt und erschüttert, aber hinter dem Ernst, der das erkennen ließ, leuchtete etwas Sonderbares. Es war kein Lachen und doch eine Fröhlichkeit. Obschon er keine Bewegung machte, schien es, als ob er den Wiggenern von weitem vertraulich, beschwichtigend zunickte: ‚Ich bringe euch schon etwas, ich! Wartet nur!‘ Und ein ähnliches Deuten: ‚Wir bringen euch schon etwas, wir!‘ schien der Martha aus den Augen. Und nun mochte es sein, daß die Vorempfindung, den Dres und das Mädchen führe etwas Besonderes her, die von ihrer Trauer Niedergehaltenen belebte. In diesen und jenen Blick, der bisher starr und düster gewesen war, sprang ein Ausdruck der Erwartung, und als der vielgescholtene und vielverlachte Mensch, der Andres, jetzt mitten unter sie und vor den Pfarrherrn hintrat, tat vielleicht zum erstenmal seine große Ruhe, die sie Dummheit hießen, ihnen wohl. Dann erlebten sie, daß die gutmütigen Züge des Alten einen Ausdruck klugen Ernstes gewannen und dadurch sich so veränderten, daß niemand mehr ihm einen Mangel an Geistesbegabung nachzuschelten vermocht hätte.

Er wendete sich mit den Worten zum Pfarrherrn: „Ihr werdet es wohl übernehmen, das Sammeln für das Dorf?“

Der Hochwürdige bejahte.

Da fuhr der andre, das blaue Heft in den Händen drehend, mit ernsthaftem und entschlossenem Ton fort: „Wir haben es miteinander besprochen, die Martha und ich. Daß jetzt bald Geld da ist, ist so nötig wie daß später von vielen Seiten Geld kommt. Was auf der Sparkasse liegt für mich, hier — es soll jetzt denen wohl tun, die jetzt so ins Unglück gekommen sind."

Damit übergab er dem Pfarrherrn das Sparheft. Er sah ihn fast streng an dabei und fügte hinzu: „Unsereiner muß lang leben, bis er das beisammen hat. Zum zweitenmal erlebe ich kein solches Buch mehr."

„Das glaube ich schon," sagte der Hochwürdige und machte Miene, ihm wegen der Größe des Geschenkes Vorstellungen zu machen. Aber der Dres hörte nicht hin, wandte sich schon und sprach den Geißplattenbauern an: „Gar keine hast herausgebracht scheint's von deinen Kühen?"

Indessen waren die Wiggener aufmerksam geworden, langsam näher getreten und umstanden ihn und das Mädchen im Halbkreis.

„Bravo, Dres," sagte der Muheim, der Knecht, mit seiner tiefen Stimme und streckte dem Huber die Hand hin.

„Der Herrgott soll dir's vergelten," flüsterte die große, verhärmte Frau des Gemeindeschreibers, die zum zweitenmal ihr Haus in Asche sah. Andre drängten näher, Hände und Hände fuhren auf den Dres ein. Die vor Jammern heisere Regli-Seppe umklammerte mit zitternden Fingern und noch außer

sich die Hand des Alten. „Vergelt's Gott, du barmherziger Mensch, du!"

„Dem Mädchen kannst danken," sagte der Dres und wies auf die Martha, „die hätte es bekommen, das Geld einmal."

Dann wehrte er den Herandrängenden, wurde verlegen und machte sich langsam und täppisch los, nahm die Martha bei der Hand und ging wieder, obwohl er noch mit dem und jenem hatte sprechen wollen, lief schwerfällig vor ihrem eifrigen Dank davon.

Sie sahen ihm nach, sahen seine Schritte sich verlangsamen, und dann dämmerte es dem und jenem auf: Was das ein neidenswerter Mensch war, der Dres, einer, der den großen Frieden hatte, einer — ein andrer wie der, für den sie ihn gehalten. Dumm nicht — sicher nicht dumm! Sie wurden lange nachher das Bild nicht los, wie er an dem Unglücksabend als der erste ihnen Hilfe gebracht hatte: das durch den klugen Ernst seltsam geedelte Gesicht, die schwere Gestalt, den weißen Kopf!

Das Bild ist ihnen heute noch nicht verwischt, obwohl zwei Jahre über den Brand hingegangen sind und das Dorf neu und sauberer als ehemals steht. Es war zu befremdlich und unerwartet, daß in ihr Unglück das erste Licht aus dem Rußloch des Dres kam. Das Staunen darüber werden sie immer nicht los. Und sie rücken den Hut vor dem Alten, wenn sie ihn in der Straße treffen, und schelten nicht mehr. Er ist zu Ehren gekommen.

Aber es wird schon verwischt werden, das Bild — wird schon! — Keine Sorge! — So übermensch-

lich dankbar sind die Wiggener nicht! Nur vielleicht wird der Dres dann nicht mehr dasein, der zu Ehren gekommene, und sie werden den Totengräber zu den Toten gelegt haben. Der aber würde, wenn er es wissen könnte, in das letzte sich schicken, in das Begraben- und das Vergessenwerden, wie er sich in jede Lebensunbill geschickt, fast mit einem stillen Lachen; denn der Herrgott hat ihm eine Gabe verwehrt, die wir so reichlich haben, du und du und du und ich — die Unzufriedenheit!

Elisabeth

Erstes Kapitel

Ueber die hohe graue Mauer herein in den Garten fächelt von Zeit zu Zeit der Wind. Sonderbar! Jedesmal ist es, als schwänge er sich wie ein geschmeidiger und kühner Junker über die alte Mauer und eilte mit stillen, elastischen Schritten zwischen den Büschen und Bäumen, die Blätter streifend hinab bis ans Gitter, das den Garten da unten von der großen Straße trennt. Das Laub rauscht und neigt und wiegt sich, und da und dort leuchtet ein Blatt als ein silbernes Flämmlein aus dem Busch, denn der Mond steht über dem Garten und legt auf das schwankende Laub sein stilles Licht, daß das letztere wie in eine kleine Schale gegossener Tau erscheint. Und ich, Hans Dietrich Brennwald, sitze auf der steinernen Lehenbank, hinter der die drei alten Tannen Schildwache stehen, und lasse den leisen Junker Wind, wieder und wieder über mich kommen und vorübereilen und lausche seinem Huschen, das mich wie Schritte dünkt, und die Schritte des Windes werden mir zu sachten Tritten zweier Menschen. Sie sind durch diesen selben alten, in der Stadt St. Felix nun schon seltenen Garten und durch mein eignes Leben gegangen und haben sich aus

dem Garten und aus meinem Leben hinaus verloren, die einen in die Höhe, die andern in die Tiefe, beide aber so weit, daß ich ihnen nicht mehr folgen kann. Warum ich aber gerade heute diese Schritte so deutlich vernehme, daran ist Konrad Hilpert schuld und das große Sängerfest, an dem ich ihn heute nach langen Jahren wiedergesehen habe.

Da war die große hölzerne Festhütte, bekränzte Wände, Wimpel auf allen Seiten, Hunderte von Menschen eng gepfercht im Zuhörerraum, Hunderte einander ebenso sardinennah auf dem Podium, die Luft von jener Begeisterung geschwängert, die wir Schweizer einmal von Zeit zu Zeit uns leisten wie einen rechtschaffenen Rausch: man schießt dabei leicht ein bißchen übers Ziel, gebart sich, daß der nüchterne Zuschauer unwillkürlich lächelt; aber es ist doch nur ein harmloses Verpuffen guten Pulvers, von dem dabei wohl ist zu wissen, daß ein rechter Vorrat allzeit vorhanden.

In die bewimpelte, menschenvolle, begeisterungsschwangere Festhütte hinein kam mein Konrad Hilpert und brachte eine andre Luft mit sich.

„Da ist er! Der dort! Der kleine Mann mit dem großen Kopf!" So ging eine Bewegung durch die Zuhörerbänke und durch die Reihen der Sänger auf dem Podium. Dann wurde es ganz still. Da stand er am Dirigentenpult. Mein Konrad Hilpert! Im schwarzen tadellosen Frack, derselbe, der er immer gewesen, und doch ganz anders. Alle Augen hatten auf ihn gewartet, alle Augen hingen jetzt an ihm. Atemlos still war es. Der kleine Mann hielt alle wie im Bann. Und jetzt klopfte er mit dem

Dirigentenstab auf sein Pult und stand einen Augenblick mit in den Rücken geworfenem Kopf vor seinen Sängern. So stand er da: — ich habe sein Bild in mir, als hätte ich es mir in diesem Augenblick aus den Tausenden von andern Menschen herausgeschnitten — die unscheinbare, untermittelgroße, schwarzgewandete Gestalt mußte jeder vergessen, nur den Kopf sah einer an; denn der war ein Schaustück. Ein mächtiger Schädel mit weichem schwarzbraunem Haar, die Stirn wie eine weiße Marmorplatte, über die von dem schwarzbraunen Haar ein Büschel hereinfiel und sie noch weißer leuchten ließ, die Nase leicht gebogen, eine kühne Nase, wie sie der welsche Schlachtenkaiser gehabt, nur edler, diese Nase, und das übrige Gesicht, soweit es der Bart nicht deckte, von einer zarten, frauenhaften und doch rosigen Farbe, seltsam abgetönt gegen die Schläfen und die Stirn hinauf. Der Bart rund geschnitten und braun, dieses Braun aber ebenso seltsam abgetönt wie die Gesichtsfarbe, dunkel an den Schläfen, fast rötlich an den Wangen, blond am Kinn. Ich habe nie ein vollkommeneres und harmonischeres Männergesicht gesehen als das Konrad Hilperts. Aber das Gesicht kannte ich lange, nur war es mir an dem Buben des Nachbars, des Flachmalers Hilpert, nicht so aufgefallen wie an dem großen Komponisten und Dirigenten, den sie heute für das Sängerfest aus Deutschland ins Land heimgeholt hatten, damit er die Aufführung eines seiner Chöre selbst leite.

Konrad Hilpert, der Meister, hat sein Werk dirigiert. Seine Kunst muß groß sein, die des

Dirigenten sowohl als die des Komponisten, denn der Jubel, der ihm dankte, sprengte fast die Holzwände der Festhalle. Meine Mitbürger von St. Felix sind ein langsames Volk. Gewöhnlich wartet einer auf den andern, daß er vorausgehe, wenn es zu bewundern, zu danken oder zu richten gilt, Hilpert hat sie aus dem Häuschen gebracht, hat mit ihnen gemacht, was er wollte. Ich aber weiß von seinem Gesang und seiner Dirigentenkunst nichts; denn mir stieg Konrad Hilpert von seinem Podium, kam herab zu meinem Sitze in der ersten Mittelschiffreihe, wo ich zu Recht als ein Brennwald und Altbürger sitze, und nahm mich bei der Hand: „Komm!" nahm mich und führte mich heim in den alten Garten, wo der Wind huscht und das Mondlicht spielt und die alten Zeiten wach werden.

Zweites Kapitel

Den Brennwaldgarten schließen ein altes großes Haus und drei Gassen ein. Das Haus ist das meine; wenn ich tot bin, wird es der Stadt gehören. Denn ich bin der Letzte im Hause, und wenn ich auch hinausgehe, soll es in verwandte Hände fallen. Die Stadt aber ist mir, wie mich so dünkt, gleichsam verwandt, denn sie ist so alt wie unser Geschlecht, und wir Brennwalde haben immer treu zu ihr gestanden, und die Stadt, obwohl sie nach und nach ein neumodisches Kleid anzieht, ist zöpfisch, und es weht noch viel alte, feierlich prüde Luft durch ihre Gassen. Wenn die Stadt ein Mann, eine einzelne

Gestalt wäre, so müßte sie aussehen und einherschreiten, wie mein Herr Vater einhergeschritten ist: aufrecht, immer in schwarzen Kleidern, die Füße vorsichtig und gemessen setzend, den Gehrock zugeknöpft bis hinauf an die schwarze breite Halsbinde, und den aus dieser Binde herausragenden weißen Kopf steif auf dem Halse tragend. Mein Vater hatte einen schönen Kopf, Haar und Bart weiß, solange ich mich erinnern kann, und immer kurz und sorgfältig geschnitten. Die feine Sorgfalt, die aus dieser Pflege seines Haares sprach, war am ganzen Manne zu finden, sie lag in dem strengen, vornehmen Gesicht, in der Art, wie er mit den weißen, gepflegten Händen jeden Gegenstand, den sie griffen, behutsam hielt, die Hände schonend wie den Gegenstand, ja selbst darin, wie er die Worte setzte, die in langsamer, scharf auf Tatsachen gehender Rede über seine schmalen Lippen kamen. Der Vater paßte in das große Brennwaldhaus, das keinen Schmuck außen und innen, das nur hallende Flure und große getäfelte Stuben hat, wie man sie in neuen Gebäuden nicht mehr findet.

In das Haus paßten auch die Frauen. Da war die Großmutter, meines Vaters Mutter, die kleine Dame, die gebückt ging, große schwarze Hauben und auf die Schultern fallende Ringellocken trug und dieselben schlanken Hände hatte wie der Vater und dieselbe Art, mit Fingerspitzen und doch fest die Dinge zu fassen. Da war die Mutter, die den Vater um Haupteslänge überragte. Sie hatte scharfe Züge und einen herben Mund, ihr Wesen war nicht freundlich, und über die Straße schritt

sie, zumeist in schwarze Seide gekleidet, so aufrechten Ganges, daß ich mehr denn einmal ihr nachspotten hörte, sie trage ein Brett im Rücken. Aber wir andern, die sie kannten, wußten, daß ihr Stolz nur ein Firnis war, der gleichsam den Staub der Niedrigkeit von ihr abhielt, und daß sie steif und einsam zwischen den Menschen stand, weil sie eine so scheue und vor allem Unschönen furchtsame Seele hatte, daß sie sich nicht in der Welt zurechtfand. Und da — war — — — —

Doch ehe ich von der Schwester rede, muß ich zu meinem Garten zurück, von dem ich sagte, daß außer dem Hause drei Gassen ihn begrenzten. Von diesen Gassen ist die eine nicht sichtbar. Die hohe Mauer im Osten schließt sie völlig aus. Die zweite ist die große geräuschvolle Hauptstraße und liegt hinter einem türlosen und von Büschen und Bäumen dicht verkleideten Gitter, so daß auch sie uns Brennwalde nie gestört hat. Die dritte ist die Gasse Konrad Hilperts und ist ganz schmal und dunkel. Ein unendlich langes, einstöckiges Gebäude, in dem die städtischen Feuerlöschgeräte aufbewahrt werden, und das kleine Hilperthaus auf der einen, der Brennwaldgarten auf der andern Seite bilden sie. Der Garten hat auch hier sein vom Alter rostiges Gitter auf grüngrauem Sandsteinsockel und hat eine kleine Tür in diesem Gitter. Durch des letzteren Stäbe herein piept das Hilperthaus bescheiden, gleichsam auf Zehen stehend. Ganz wie das Haus piepte Konrad Hilpert selbst in den Garten, als er und wir noch Kinder waren und unsre Bekanntschaft in den Anfängen stand. Aber nicht diese Bekanntschaft geht

mir heute durch den Sinn. Der Konrad Hilpert, an den ich heute immer denken muß, war schon jahrelang der Schule entwachsen, stand in seines Vaters, des Malermeisters, Lehre und besuchte daneben die städtische Musikschule, in die auch meine schlanke Schwester ging. Und war der Stern dieser Musikschule. Das In-den-Garten-Piepen hatte er nicht mehr nötig, weil er längst das Hereinkommen gelernt hatte. Die Kinderfreundschaft war mit uns aufgewachsen und ein schöner starker, junger Baum, in dessen Schatten sich's zufrieden lebte. Aus der Musikschule kam Elisabeth heute und heute heim:

„Ihr hättet den Konrad hören sollen!"

Die Elisabeth!

Die Büsche rauschen leise, und es ist nicht der Wind, der sie streift, es ist ein weiches Gewand. Und es sind Schritte, die auf dem Wege sich nähern, wirkliche Schritte, obwohl sie leicht sind wie Windhuschen; denn sie hatte einen fast lautlosen Gang, hatte meine Schwester Elisabeth. Wie ihr Gang war ihr Wesen, anmutig und still, und sie glich der Mutter darin, wie sie fast abweisend zurückgebogen den dunkeln Kopf im Nacken trug, und glich dem Vater in den ebenmäßigen und feinen Zügen und hatte von ihm die schönen, vornehmen Hände. —

Komm, Schwester! Dein Platz mir zur Seite unter den drei tannenen Schildwachen ist frei. Und Konrad Hilpert muß bald kommen. Er kommt alle Tage, bleibt wunderselten aus; wir drei haben uns an unsern gemeinsamen Feierabend gewöhnt. Siehst du, da ist er, der seltsame Mensch, barhaupt, sein Haar ist so dunkel wie die Dämmerung im Garten,

darum erkennen wir es nicht, aber seine Stirne leuchtet. Was für eine seltsame Stirne er hat! Und jetzt tritt er zu uns und drückt uns die Hände und setzt sich in den Gartenstuhl. Und — was für ein gewöhnlicher kleiner Mann er nun End' aller Ende doch ist! Den Flachmaler sieht ihm einer an, obwohl er keine Arbeitskleider trägt, wie man dem Bäcker den Bäcker und dem Gastwirt den Gastwirt auf hundert Schritte ansieht. Er spricht laut, und manchmal entwischt ihm ein Wort, wie wir es nicht im Munde führen, wie es aber im Volk eben hingesagt wird, damit Kraft in der Rede sei. Manchmal scheint Konrad wie verlegen; er hat die Scheu nie ganz überwunden, obwohl wir so gute Freunde sind. Er ist ja auch nur ein Bürgerkind und wir — wir sind aus einer alten Zeit.

„Wollen wir heute nicht singen?“ sagt Konrad Hilpert nach einer geraumen Weile.

„Wahr ist es,“ sagst du, Elisabeth, und du gehst ins Haus und holst die Laute. Wir haben dich früher ausgelacht, daß du die Laute spielst, die doch das Klavier mit den weißen Händen fürtrefflich meistert. Aber wir wissen jetzt warum. Die Frauen der Brennwalde haben immer die Laute gespielt. Die du in den Händen hältst, hat die Großmutter schon geschlagen. So hast du es ihr nachgelernt.

Es ist Nacht geworden. Der Wind schweigt fast ganz, flüstert nur ab und an aus einem Busch, und ein Blättchen regt sich, als ob eine Hand damit spielte. Die drei Gassen sind still, selbst der Lärm der großen Straße klingt gedämpft. Dafür ist uns, die wir wissen, daß jenseits von ihr der

See liegt, als hörten wir das Wasser sacht ans Ufer plaudern. Und die Sterne stehen hoch über dem dunkeln Garten. Du spielst, Elisabeth, und dann singt ihr beide, Konrad und du! Ich rege mich nicht, ich habe nichts dabei zu tun. Ich lausche nur, und ich weiß nicht, was ich höre, ich weiß nur, daß es mir seltsam ans Herz faßt! Und das ist, weil ihr so singt, ihr beide! Konrad Hilperts kleine Gestalt ist nicht mehr sichtbar, nur sein Kopf steht im Dunkeln deutlich vor meinem Blick: Die schöne Farbe der Wangen, der weiche Vollbart, die leuchtenden Augen! Ich bringe oft den Blick nicht von ihm, wenn er singt. Sein Gesicht lebt, Begeisterung strahlt aus ihm und hat die Macht, die mitzureißen, die sie leuchten sehen. Selbst du vergissest dich zuweilen, Elisabeth, und staunst Konrad Hilpert an. Dein Gesang verstummt dann und du schlägst nur noch halb mechanisch die Laute jenem zur Begleitung. Ist das Lied zu Ende, dann sitzest du wortlos, den Blick traumverloren ins Dunkel gesenkt. Wenn du aber schweigst, mag keines von uns mehr reden. Dein krauses dunkles Haar rührt der Wind, dein einer Arm liegt auf der Lehne der Bank, und du sitzest zurückgelehnt mit leicht in den Nacken gebogenem Kopf. Und zumeist kommst du aus deinem Sinnen nicht mehr zu uns zurück, erhebst dich bald, sagst leise: „Gute Nacht" und verläßt uns.

Lautlos und anmutsvoll gehst du davon.

Drittes Kapitel

Eines Tages standen meine Schwester und ich am offenen Fenster meiner Stube. Es sah auf die Gasse, gegen welche den Garten die alte Mauer schützt. Die Sonne brannte in diese Gasse. Es war nahe an Mittagszeit. Da bog drüben der alte Hilpert mit seinem Sohn und einem Gesellen in den heißen Weg; sie schritten gegen unser Haus und langsam vorüber. Wir, die wir so nahe am Fenster standen, mußten sie sehen. Sie gingen in ihrem Arbeitsgewand, langen kattunenen und farbbeschmierten Oberhemden. Am Vorabend hatte Elisabeth wieder mit Konrad gesungen, und wir hatten eben davon gesprochen, wie begabt er sei und wie die Musik ihn über sich selbst hinaushebe, so daß er selbst in seinem Aeußern ein völlig Umgewandelter sei. Da nun, als er unten vorbeiging, schrak meine Schwester eigentümlich zusammen. Unbewußt legte sie eine leise zuckende Hand auf meinen Arm, und ihre Nüstern windeten wie die eines erschreckten Rehs. Aber sie faßte sich rasch, denn sie hatte allezeit ein großes seelisches Gleichmaß in sich, das ihr wohl auch äußerlich die wundervolle Ruhe und Anmut der Sprache und der Bewegungen gab.

„Ich wollte, ich sähe Konrad nie in diesem Aufzuge," sagte sie.

Der Konrad von gestern abend und der unscheinbare Mensch im Arbeitsrock waren freilich wie zwei einander völlig fremde Menschen. Ich vermochte

aber nicht sogleich zu antworten, denn der Schwester schmerzliches Erschrecken hatte mich seltsam berührt und beschäftigte meine Gedanken. Sie jedoch tat bald, als ob nichts geschehen wäre, sagte ein ruhiges Wort, daß sie zur Mutter hinübergehe, und schritt gemach und leise hinweg.

Befremdlicherweise hatten wir an diesem Morgen Konrad Hilpert zum letztenmal im Arbeitsrock gesehen. Er blieb am Abend dem Garten fern, obgleich ich auf ihn wartete. Auch Elisabeth war nicht gekommen; ich vermochte fast zu sagen, warum: sie war über die Verstimmung noch nicht Herr geworden, deren Ursache Konrad am Vormittag gewesen war. Am nächsten Tage gegen Dunkelwerden saß dieser schon wartend auf der Bank, als ich mit der Schwester mich dahin begab. Er war feiertäglich angetan, und als er uns kommen sah, litt es ihn nicht, trat er hastig auf uns zu und sprudelte die Nachricht hervor, er werde seinen Beruf an den Nagel hängen und Musiker werden. Einer seiner Lehrer hatte ihn nach Leipzig empfohlen und ihm ein Stipendium verschafft. Eben erst war er vom Besuche bei diesem Lehrer zurückgekommen. Sein Gesicht glühte. Aus seinen Augen brach ein so fremdes Licht, daß er kein Wort zu sagen brauchte; wir beide wußten, ein Feuer brannte in ihm, und es mußte etwas aus ihm werden, wenn je das Innenfeuer der Begeisterung Menschen groß zu machen vermochte. Er und Elisabeth sangen gemeinsam an diesem Abend, und er insbesondere wurde nicht müde. Seine Stimme hatte noch nie so klar und stark geklungen. Als er zuletzt Elisabeths

Laute nahm, hinter die nächsten Büsche lief und allein ein Lied leise in die Nacht klingen ließ, wurde uns wohl beiden der Atem eng, so weich und voll, von innerer und jubelnder Gewalt gedrängt, kamen die Töne von seinen Lippen.

Nach einer kleinen Weile stand er wieder bei uns, sagte, daß er bald reisen werde, und seine Stimme zitterte noch von innerlicher Bewegung. Wir standen eine Weile ohne zu sprechen beisammen. Das Bedauern überkam uns, daß die zufriedenen Abende im Garten ein Ende haben würden, und machte uns wortarm. Da kam der Mond über die Häuser von St. Felix herauf und warf sein Licht in den Garten, nicht zwar auf Konrad und mich, die wir nebeneinander unter einem Baume standen, wohl aber auf Elisabeth. Sie trug ein dunkles Kleid, das sich wohl an ihre schlanken Formen legte, und der Mond umgab ihre ganze Gestalt mit einem so hellen Glanze, daß jede feine Linie der Arme, der Schultern, des Halses und des Hauptes klar von dieser Helle sich abhob. Um ihre Schläfen hingen ein paar krause, dunkle Haare, die der leise Wind bewegte. So geringfügig die Bewegung war, so war mir doch, als belästige sie das stille, vollkommene Gesicht, und unwillkürlich hob sich mir die Hand, die neckischen Haare aus der reinen Stirne zu streichen. Vielleicht, daß auch Konrad dergleichen bewegte, denn ich sah seine Augen mit einem seltsamen Ausdrucke an ihrem Gesichte hängen, der mir wiederum die kleine Szene mit Elisabeth an meinem Fenster und ihr Erschrecken ins Gedächtnis zurückrief, und zum erstenmal regte sich ein Verdacht in

mir, daß zwischen den ungleichen Menschen Fäden sich spannen, die sich zum Netze verweben könnten.

Sie gaben jetzt einander die Hand. Konrad hielt die meiner Schwester lange in der seinen, während er, vielleicht um es zu bemänteln, rasch nacheinander ein paar Sätze sprach, und Elisabeth ließ sie ihm, sah auch mit einem weichen und selbstvergessenen Lächeln auf ihn nieder, dessen Gesicht einen Augenblick aus dem Dunkel in die Lichtflut rückte und noch immer wie einen Nachglanz jener Begeisterung trug, in der es bei unserm Zusammenkommen geglüht hatte.

„Ich werde wiederkommen," sagte er noch, und es war vielleicht nur für Elisabeth gemeint, denn als er gleich darauf von uns ging, übersah er mich gänzlich, nur von ihrem Gesicht löste sich sein Blick langsam und mit einer großen Mühe.

Viertes Kapitel

Meine Schwester und ich sprachen nie von diesem Abend. Sie hob nicht davon an, so schwieg auch ich, um so mehr, als mir schien, daß sie des Kameraden, der bald nachher abreiste, völlig vergessen hätte. Zuweilen schrieb Konrad an mich, jetzt und jetzt eine Karte, alle Vierteljahre auch wohl einen Brief. Mit einem solchen stieg ich einst in Elisabeths Zimmer hinauf, das über den unsern und hoch über dem stillen Garten lag. Es hatte ein einziges Fenster, das auf den See hinaussah, auf die blaue, schweigende und glanzvolle Flut. Wie dieses Fensters

Aussicht über dem schönen ruhevollen Bilde des Sees das dem Auge leide der lärmenden Straße nicht aufkommen ließ, war auch in der Stube selbst nichts, das den Blick störte. Eine große Behaglichkeit und schlichte Schönheit war in dem Raume. In den Farben und Formen der Möbel, der Tapete und des kleinen Schmucks der Wände, in der Art, wie jedes Ding stand und zum andern paßte, war dieselbe Ausgeglichenheit und Ruhe, wie sie Elisabeth selbst an sich trug. Vielleicht, daß ich das damals weniger empfand als jetzt, da ich glaube, in das Innerste ihres Wesens eingedrungen zu sein. Jetzt aber weiß ich, daß von ihrer Stube sich auf sie selber schließen ließ und auf den Grundzug ihres Charakters, das Glück im schönen Ebenmaße aller Dinge zu sehen.

Zum Briefe unsers Freundes sagte sie wenig, obwohl er von manchem Erfolge erzählte, und die Nachricht darin stand, daß er bald nach St. Felix komme und daß ich sie das wissen lassen möchte.

„Er ist ein gemachter Mann," sagte ich und berichtete, was ich kurz zuvor in Freundeskreisen von ihm, dem werdenden Meister gehört hatte.

„Ich habe es immer gewußt," erwiderte sie, stand auf und trat ans Fenster. Mit von mir abgewandtem Gesichte verweilte sie lange dort, bis wir auf andre Dinge zu sprechen kamen. Als wir aber nach einer geraumen Weile das Zimmer verließen, sannen ihre Augen vor sich hin, und sie sagte: „Ob er, Konrad, sich wohl sehr verändert hat!" In ihren Wangen war ein leises Rot, wie ich es nie darin gesehen hatte.

Einige Wochen später kam Konrad Hilpert. Er machte Besuch bei Vater und Mutter, wie es dem anstand, der in der Fremde den nötigen gesellschaftlichen Schliff sich angeeignet hatte. Er ging schwarzgekleidet und wußte sich leidlich umzutun, obwohl er seine Eckigkeit nicht verloren hatte. Mein Vater lud ihn, dessen junger Ruhm ihm bekannt war, zum Abendessen auf einen der nachfolgenden Tage. Wir drei aber wollten uns vorher wie sonst im Gartenhaus treffen. So kam es, daß Elisabeth und ich am nächsten Abend schon, der warm und frühlingshaft war, auf der alten Bank saßen und uns gegenüber auf einem Stuhl Konrad Hilpert hatten.

Die Blätter wiegen sich leise auf und ab, ein ganz sachtes Rauschen ist um uns. Die Sterne scheinen. Konrad hat in kurzen unbeholfenen Worten erzählt. Er ist keiner, der sich herausstreicht, sondern scheut sich, vom Errungenen zu berichten, und sagt doch mit dem, was er verschweigt, mehr als wenn er prahlte. Wir beide reden nicht. Wir können ihm die Bewunderung nicht versagen, und sie nimmt uns die Worte. Da greift er nach der Laute, die Elisabeth mitgebracht und die neben ihr auf der Bank liegt, und hebt leise an zu spielen. Es ist, als sendete er die Töne erst weit, weit fort und kämen sie halb verloren zurück über den See drüben und durch den dunkeln Garten herauf, zaghaft singend, wie kleine fromme Bettler mit unschuldigen, schönen, stillen Zügen. Es ist wunderbar, was er aus dem armseligen Instrument herauszuholen weiß. Dabei ist seine schwarzgekleidete Gestalt nicht sichtbar, nur

sein kluger Kopf taucht aus dem Dunkel. Zuletzt singt er zur Laute, keine Worte, er summt die Melodie nur so vor sich hin, aber sie nimmt einen sonderbar gefangen.

„Was ist das für ein Lied?“ fragt Elisabeth.

„Es ist von mir,“ gibt er zurück. Dann sieht er sie mit leuchtendem Blick an und fügt leise hinzu: „Die Worte singe ich Ihnen ein andermal.“ Vielleicht hätte ich es nicht hören sollen.

Bald darauf geht er, und ich weiß, daß Elisabeth, meine Elisabeth, ihm seinen Blick wie aus innerem Zwang zurückgegeben hat. Nun schreiten wir beide durch den dunkeln Garten dem Hause zu. Ich hätte wohl reden wollen und sollen; allein Elisabeth geht in tiefen Gedanken, sichtbarlich mit sich selber uneins und von einer innerlichen Bedrängnis erfaßt, die deutlich in ihrem Gesicht zu lesen ist. Als wir auf der Treppe uns trennen, mag ihr eingefallen sein, daß wir allezeit offen gegeneinander gewesen. Sie drückt mir die Hand und wendet sich ab, damit ich den Zwiespalt in ihren Zügen nicht lesen soll. „Ich weiß nicht, was ich tun soll, Hans Dietrich,“ sagt sie und steigt langsam und in einer Art Müdigkeit die Treppe hinan.

Ich, Hans Dietrich, meinte zu verstehen, was sie bedrängte. Aber ich irrte damals doch in einem: ich konnte nicht glauben, daß sie ernstlich den Gedanken erwägte, sie könnte Konrad Hilperts Frau werden. Wir sind aus uraltem St.-Felixer Holz, wir Brennwalde, und er ist ein Neubürgerssohn, eines Handwerkers Kind. Wie würden der Vater und

die Mutter lächeln! Es war ein Scherz, ein solcher Gedanke, nichts weiter! Im Ernst sprach man von dergleichen nicht!

Wenige Tage darauf folgte Konrad meines Vaters Einladung. Wir saßen in der guten Stube, und der große Kerzenleuchter an der Diele brannte und glitzerte. Es waren keine weiteren Gäste da. Die Großmutter war vor zwei Monaten gestorben, so blieb das Haus noch still. Aber der Vater und die Mutter saßen in ihren hohen Stühlen und führten mit Konrad ein eifriges Gespräch, ein wenig: Komm mir nicht nah, ein klein wenig gönnerhaft, wie mir schien, aber gar freundlichen und gewogenen Tons. Da weiß ich nun nicht, warum mir Konrad Hilpert so unbeholfen und unscheinbar vorkam. Der Vater und die Mutter wie auch Elisabeth lehnten leicht in ihre Stühle zurück und sprachen in ihrer ruhigen und klugen Art über viele Dinge, der Vater sagte hier und da ein feines, scharfes oder witziges Wort und hatte dabei ein kaum merkliches Zucken um die schmalen Lippen, durch das ein solches Wort erst recht gleichsam einen köstlichen Schliff bekam. Mir aber schien, daß Konrad dem Gespräch nicht immer zu folgen vermochte, er rückte unbehaglich auf seinem Stuhl. In seinem Gesicht kam und ging ein heißes Rot, und er sprach in sprunghaften Sätzen, als wäre er jedesmal froh, wieder einen anbringen zu können. Ein-, zweimal geschah es ihm, daß er in die St.-Felixer Gassenbubensprache zurückfiel, wenn er in Eifer kam und diese oder jene Behauptung bekräftigen wollte. Meine Alten ließen sich nichts merken, obwohl ich sicher bin, daß ihrem

feinen Ohr das und jenes derbe und unschöne Wort nicht entgangen war. Elisabeth jedoch preßte die Lippen wieder, als schmerze sie etwas, zusammen und war sehr bleich.

Nun forderte die Mutter Konrad auf, zu spielen, und er zierte sich nicht, sondern trat gleich ans Klavier. Da stand er einen Augenblick, die Hand an die Stirn gelegt. Eben fiel mir noch auf, wie unschön ihm sein schwarzer Anzug saß, dessen Hose knapp an die Schäfte seiner derben Schuhe reichte. Da hatte er sich schon vor dem Instrumente niedergelassen und ließ die Finger über die Tasten gleiten. Dann spielte er. Wir sahen keines das andre an, saßen da und rührten uns nicht. Konrad Hilpert war ein großer Künstler geworden. Es half uns nichts, wir sahen ihn nicht mehr, von dem wir vorher fast gemeint hatten, daß unsre Stube fast zu gut für ihn sei, wir mußten uns ducken, tief, tiefer, und froh sein, daß er in unsrer Stube war. Er machte uns ganz klein, uns vier, tat Konrad Hilpert. Ein so großer Künstler war er! Und Elisabeth, als er endete, stand auf und trat zu ihm, schlank und blaß, wie sie war. „Spielen Sie noch," sagte sie mit einer hastigen und leisen Stimme. Er aber wendete das Gesicht nach ihr, auf dem der Schein der zwei Klavierkerzen lag. Der schöne Kopf saß ihm herrisch im Nacken. Dann sagte er: „Jetzt will ich Ihnen mein Lied singen, Sie wissen, das eine."

Elisabeth hätte das wiederum allein hören sollen, aber ich war eben zu ihnen getreten und fing die Worte auf.

Konrad begann:

„Eine Heimat komm ich suchen, Kind,
Meine Heimat deine Augen sind.
Deine Augen, deine linde Hand
Sind mir Vaterhaus und Vaterland."

Es war die schlichte, seltsame Melodie, die er im Garten gesummt hatte. Jetzt sang er die Worte dazu mit einer sehnsüchtigen Inbrunst, fast leise, doch so, daß selbst mir, den sie nicht angingen, etwas im Innern erzitterte.

Elisabeth stand neben ihm.

„Aug' und Hand, versag mir nicht die zwei,
Daß ich nimmer ohne Heimat sei."

Mit ein paar verhallenden Akkorden schloß er. Es war ganz still im Zimmer, als er geendet hatte. Da wandte er sich langsam nach Elisabeth um und irgendwie war es, daß sie einander die Hand gaben. Ob sie ihm hatte danken wollen oder wie es war, weiß ich nicht. Ich sah nur, daß die Mutter einen erstaunten Blick auf die beiden warf, aufstand und uns, nachdem sie Konrad ein paar rühmende Worte gesagt hatte, zu Tische lud. Sie nahm meines Vaters Arm und nickte Konrad zu, zu folgen. Der drehte sich linkisch nach meiner Schwester um und bot auch ihr den Arm. Dann stiegen wir über die Treppe nach der im Erdgeschoß liegenden Eßstube. Ob es nun auf diesem kurzen Wege schon oder ob es bei Tische geschah, vermag ich nicht zu sagen, aber es war, als ob Konrad Hilpert den großen Meister und Menschen abstreifte, der er eben noch gewesen. Ein unbeholfener und unbehaglicher Gast saß an unserm Tisch. Bald nachdem die Mahlzeit vorüber war,

brach er auf. Unter der Türe, dahin ich ihn begleitet hatte, sagte er: „Werde ich morgen deinen Vater allein sprechen können?"

„Gewiß," gab ich zurück.

„Es ist deiner Schwester wegen," flüsterte er, und ehe ich ihn halten konnte, war er gegangen.

Als ich in die Stube zurückkam, saßen Vater und Mutter und sprachen von ihm. Elisabeth war in den Schatten einer Fensternische getreten und sah in den nächtigen Garten hinaus.

„Gegen dich war er sehr aufmerksam, Elisabeth," sagte die Mutter eben. „Sehr aufmerksam," wiederholte sie nachdrücklich. „Er wird doch nichts Ernsthaftes — — —"

„Mutter," mahnte der Vater lächelnd. Mit der schlanken Hand las er sich ein Stäubchen vom schwarzen Rock. Dann lachte er wieder, behaglich wie ob eines guten Scherzes. „Die Idee, Mutter!"

Da trat Elisabeth aus ihrer Nische in die volle Helle des Zimmers. Ich habe sie nie vorher noch nachher so voll einer großen Anmut gesehen. „Ich habe ihn sehr lieb," sagte sie.

„Er will dich morgen aufsuchen, Vater, Elisabeths wegen," fiel ich ein.

Meine Schwester stand mitten im Zimmer und sah mich groß an. „Du wirst hingehen, Hans Dietrich," sagte sie dann in einem mühsamen Ton, „und ihm sagen, daß er nicht kommen soll."

„Ich?" fragte ich. Der Weg war mir nicht leicht.

„Du wirst ihm die Demütigung ersparen, daß ich ihm ‚nein' sagen muß."

„Ich verstehe dich nicht," stammelte ich.

„Aber ich verstehe sie," sagte die Mutter, „seine Familie und die unsre — — —"

„Es ist nicht das," unterbrach sie Elisabeth. Ihr Gesicht war von einer großen Qual lebendig. „Er hat an sich, was mich ihm gewonnen hat, und hat an sich, was mich nicht zu ihm läßt."

Sie ging der Türe zu.

„Es ist dasselbe," tönte jetzt des Vaters klare, ruhige Stimme. „In St. Felix werden sie sagen: Die Zöpfe! Sie haben ihn nicht in ihren Kreis gelassen. Sie vergessen, daß etwas ist, was uns nicht in seinen Kreis läßt."

Und er tauchte die Spitze der Finger, mit denen er eben eine Birne zerlegt hatte, in die vor ihm stehende Wasserschale. Dann trocknete er die Hände an seiner Serviette, ruhig, gelassen, aber mit seltsamer Aufmerksamkeit, und es war in dieser Handlung ein eigentümlicher Zusammenhang mit seinen Worten, als wische er seine Hand auch von dieser peinlichen Angelegenheit mit — mit seinem Gaste von vorhin rein.

Elisabeth verließ das Zimmer.

Fünftes Kapitel

Die Nacht spinnt durch den Garten und um meine einsame Bank. Die drei Schildwache stehenden Tannen ragen kerzengerade gen Himmel und rühren sich nicht. Hoch oben leuchten die Sterne. Kleine Wolken kommen geschwommen und nehmen die Sterne in sich auf, eben funkelte der noch und

der, jetzt sind sie erloschen, der und der. So kommen die Jahre über die Menschen und löschen sie aus.

Das Brennwaldhaus ist leer. Und seit jenem Besuch Konrad Hilperts sind zehn Jahre vergangen. Genug, um drei Menschen hinwegzunehmen! Vater und Mutter starben in einem Jahre, ersterer an einem Leiden, das ihn lange vorher schon behelligte, letztere rasch am rauhen Winter, dessen sie sich zu wenig versah. Elisabeth hat mich vor zwei Jahren allein gelassen. Mit einem andern als dem Tod wäre sie nicht von mir gegangen, denn wir hielten fest zusammen, und nach Konrad Hilpert hatte niemand mehr auch nur einen Schein von Aussicht, daß sie ihm folgen würde. Hätte sie gelebt, sie würde durch ihre hohen Jahre gegangen sein wie durch ihre jungen, mit einem sachten, anmutsvollen Wesen, mit den klugen Händen ihre ganze Umgebung harmonisch gestaltend, ihr und der Ihren Leben glättend und verschönend, soviel es in ihrer Macht lag, denn ihre Augen ruhten immer freudig und lange auf allem, was schön und ausgeglichen war. Sie starb nicht an ihrer Liebe zu Konrad Hilpert, dem großen Künstler. Ich lächle fast, da dieser Gedanke mir kommt. Aber eine große Trauer um ihn trug sie doch in sich. Einmal hier im Garten, als wir lange schweigend gesessen hatten, fiel von ihren Lippen das Wort: „Meinst du nicht wie ich, Hans Dietrich, daß wenig Vollkommenheit sei in der Welt?“

Und ich weiß, wessen Bild vor ihren Augen stand, als sie das sagte.

Still! Da ist das Huschen des Windes wieder, da — sind das nicht ihre Schritte? Kommst du,

Elisabeth? Wirst du dort zwischen den Büschen auftauchen, Konrad Hilpert?

Still! Ich warte! Es war eine schöne Zeit! —

Horch! Wieder die Schritte! Doch nein, das ist Wirklichkeit! Man kommt. Hanne, die Magd, die schon seit der Großmutter Tagen im Hause ist! Einen Brief? Ich danke dir, Hanne! Man wartet auf Antwort, sagst du?

„Mein lieber alter Freund! Mit ein paar ehemaligen Kameraden treffe ich mich in einer Stunde im neuen Saale „Zur Wage". Es würde mir eine große Freude sein, wenn du kommen wolltest. Dein Konrad Hilpert."

Im neuen Saale „Zur Wage"! Richtig, da haben sie den großen schönen Wirtschaftssaal gebaut. Aber — im neuen Saale? Wenn es die alte ansehnliche Zunftstube wäre! — „Willst du Bescheid sagen, Hanne? Ich lasse herzlich danken, aber ich bedaure, wir verkehren nicht in dem Lokal, wir Altbürger von St. Felix."

Das Fest im Grünwinkel

Erstes Kapitel

Der Kirchweihsonntagsgottesdienst im Grünwinkel ist zu Ende. Aus der Tür der das Dorf überragenden, auf grünen Hügel gebauten Kirche quellen die Menschen, aus dem weißen Turme quellen die Glockentöne, beide flutähnlich, beide nach allen Seiten ausströmend, nur daß die Menschen nach kurzem Wege in Häusern und Wirtshäusern verschwinden und daß in diesem kurzen Wege und plötzlichen Verschwinden eine kleinliche Eile liegt, während die Glockenklänge sich teilen und wie von großen, stillen Schwingen getragen hoch über die Köpfe derer von Grünwinkel hin in eine unbestimmte Weite ziehen, über den glitzernden See die einen, andre an waldiger Lehne entlang, an die Steinwälle des grauen Axen hinauf, in das weißgoldene Feuer, die Sonne hinein, die über dem Grünwinkel und seiner Kirchweih wie ein Festzeichen steht. Und die Glockenklänge verschwinden nicht plötzlich mit hartem, klapperndem Schritt wie die vom Grünwinkel, sie vergehen langsam und schön und feierlich ob dem See, an den Felsen, in der goldenen Sonne.

Als das Läuten selbst still ist, ist auch der Kirchweg leer. Dafür hebt im Dorf das Leben an. Aus

der Gasse fährt ein Jauchzer in den heißen, hellen Tag. Der unmelodische Schrei vermischt sich eben noch mit dem letzten Glockenklang, als könnte die Menschenfreude nicht abwarten, bis die Gottesandacht ihre Zeit gehabt hat. Der Zeno Lauener, der den Schrei in die Luft geschickt hat, hat damit die Grünwinkler Kirchweih eröffnet, kommt sich auch ganz befugt vor, das zu tun, denn er ist Gemeindepräses und Schützenmeister, also sicher der, der der Kirchweihfreude den ersten Stoß geben darf: Jetzt lauf und tanz!

Bald folgt dem Schrei auch schon der erste Schuß vom Schützenstand her.

Der Lauener, der gejauchzt hat, steht vor dem Gasthaus zum Weißen Kreuz auf der Eingangstreppe, spricht und scherzt jetzt zur langen, der Vorderfront des Hauses entlang gebauten Zinne hinauf, über deren Geländer herab ein paar Grünwinkler Honoratioren ihm Rede und Antwort stehen, jetzt in die Straße zurück, wo eine Anzahl andrer in den Feiertag gekleideter Bauern stehen geblieben sind und ihm den Schrei und die Erlösung vom Sonntagsernst mit einem Lachen bezahlt haben.

„Es muß einer den Tag anfangen," sagt der Zeno, dreht den Hals im gesteiften Kragen und schwingt sich ein wenig in den breiten Hüften wie nach einer großen Tat. Neben ihm auf der Treppe steht seine junge, kleine, blonde Frau und gießt einen Sonnenschein von Blicken, in denen Stolz, Lustigkeit und Selbstzufriedenheit glänzen, über den Zeno, die Bauern in der Gasse und die andern auf der Zinne.

„Ueberhaupt — heut' soll einmal etwas laufen," läßt der Lauener sich wieder vernehmen. „Wir fangen

schon gut an, wir zwei." Er winkt dabei nach seiner hübschen, noch neuen Frau hin. Der Zeno, der als Präses erst ein Halbjahr amtet, amtet so lang auch erst als Ehemann. „Sie soll einmal nicht kochen, die Frau," fährt er fort, „im Wirtshaus essen wir! Geschwollen geben wir es einmal."

Mit diesen Worten und einem ihnen folgenden Auflachen nickt der Lauener denen in der Gasse zu und verschwindet in der Gasthoftür, gefolgt von seinem lächelnden Gespons. Kurz nachher tauchen der große breitschultrige Mensch im dunkeln grobstoffigen Sonntagsanzug und die leuchtend blau gekleidete schmächtige Frau auf der Terrasse auf. Da ist ein lautes Grüßen zwischen denen, die schon da waren, und den beiden Ankommenden. Ein Dutzend Stühle klappern und lärmen, dann sitzen die Bauern und der Lauener um einen langen Tisch, die blaue Frau mitten darunter, so daß sie hervorsticht wie eine grelle Blume aus dunkelm Gras. Die Julia Lauener sticht aber nicht nur der Kleider wegen aus ihrer Umgebung heraus. Sie sind eine seltsame Gruppe, wie sie da beisammen sitzen. Da ist der Josmarie Furger, der Bergführer, kaum mittelgroß, häßlich von Gesicht, häßlich von Gestalt, etwas Katzenartiges im Wesen trotz der schweren Glieder, so daß man ihn in Gedanken immer an irgendeiner Felswand angekrallt sieht, dort sitzt der Gnos, der ehemalige Ratsherr, der Vater der Julia, breiter und schwerer als der Führer, mit dem eckigen Kopf, über dessen rotes Haar allmählich und spät das Weiß der hohen Jahre stäubt, ja, und dort neben der Julia hat der alte Gisler-Andreas, der Junggeselle, Platz, der lange, knochige Mensch. Wenn der

aufrecht steht, sieht er wie ein Baum aus, der vom langen Tragen schwerer Fruchtlasten krumm geworden ist. Seine Beine sind etwas nach außen gebogen, sein Rücken ist hoch und gewölbt, eben wie von oben zusammengedrückt, aber selbst so noch ist er ein Zweistöckiger der Länge nach, und die lebendige Zähheit ist er. Sein Gesicht hat etwas merkwürdiges Beruhigendes. Weil sein Oberleib und der angegraute schwarze Kopf so vornüberlasten, sehen seine Augen etwas von unten herauf einen an, blicken aber so klar und mit langsamem Sinnen, daß man vielleicht, um des andern Bedächtigkeit Rechnung zu tragen, selber in Rede und Gebärde langsam und darum ruhig wird. Wie die drei sind alle, knochiges, ungeschlachtes, dunkles Volk, in dessen Mitte die zarte, feinwangige Frau sich ausnimmt wie eine Porzellanfigur unter Granitblöcken. Wenn sie aber spricht, hört auch ihre Feinheit auf. Ihre Sprache hat die gleiche Herbheit wie die der Männer, selbst ihre Stimme ist rauh, wie sie in die Berge paßt, die grau, schwer und hoch auf zwei Seiten von Grünwinkel aufsteigen.

Der Lauener führt am Tisch das große Wort. Er ist einer, der gern viel und gern groß redet. Weil er dabei hinter der schönen, braunen Stirn gesunden Verstand hat, weiß er neben manchem Ueberflüssigen auch manches Richtige zu sagen; vielleicht hat ihm das zur Präsesstelle verholfen.

„Ja, laufen soll heute einmal etwas," wiederholt er jetzt und stößt mit dem gefüllten Weinglas an die der Tischgenossen. „Die erste Kirchweih im Ehestand, das, meine ich, ist etwas, he, Josmarie?"

„Ja, ja," gibt der Führer trocken zurück und kichert ins Glas.

Der Lauener schlingt seiner Frau den Arm um die Hüfte. Die wird rot und ziert sich, aber im geheimen lebt sie einen großen Augenblick. Es ist ihr vielleicht noch nie wie heute deutlich gewesen, daß sie einen zum Mann hat, der etwas zu sagen hat. Er regiert sozusagen die Kirchweih, der Zeno, ihr Mann! Der Truttmann-Joseph, der auch mit am Tisch sitzt und manchmal hungrig nach ihr hinüberblickt, der blonde, mit dem schönen flachsigen Schnurrbart, den sie auch hätte haben können und der ihr lang die Wahl schwer gemacht hat, der ist jetzt noch gar nichts, ist einer wie jeder andre im Dorf. Bah, doch recht hat sie gehabt, daß sie End aller Ende für den Lauener-Zeno sich entschlossen hat. Der spricht und schwadroniert indessen, während der Frau das Oel des Wohlbehagens so durch die Glieder fließt, weiter. Von dem Schießen erzählt er, das erst am Nachmittag recht lebhaft werden soll, von der Italienermusik, die am Schießstandswirtshaus und abends im Kreuzsaal spielen, von dem Tanz, der dann den Festtag schließen wird. Sein Gesicht wird heiß dabei. Er streicht sich fleißig über den schwarzbraunen Schnurrbart und das lockige gleichfarbige Haar, und die großen, etwas hervorstehenden Augen rollen und blitzen lebhaft. Ein ansehnlicher Mensch ist er dabei.

Ueber dem Reden, Planen und Großtun vergeht eine halbe Stunde. Der Lauener bestellt dazwischenhinein Essen für sich, die Julia und deren Vater; ein paar Bauern brocken ab und trollen sich heim an den eignen Eßtisch. Als es so lichter wird, wird auch

die Unterhaltung langsamer. Schließlich schlägt die Uhr Mittag. Da stehen die Bauern auf.

„Also bis nachher," geht es hin und wieder. Der Lauener hält sie mit seiner Kirchweihlaune noch fest. Er weiß immer noch etwas.

„Und ein Wetter haben wir," rühmt er jetzt. Sie stehen alle um ihn und seine Frau herum, die einen schon halb im Gehen begriffen, die andern noch den letzten Schluck im Glas beäugelnd. Als der Zeno jetzt vom Wetter spricht, wenden sich ihre Blicke auswärts. Von der Terrasse ist ein prachtvoller Ausblick. Das Dorf Grünwinkel liegt in einer Felsennische, die nach hinten in das lange, schmale Gruontal, nach vorn aber mit weichem grünem Mattenland weit und froh gegen den See hin sich auftut. Auf dieses Mattenland, das sich wie eine glänzende und reiche Uferwiese ausnimmt, und auf den See haben die auf der Zinne Aussicht. Aus der dunkeln Nische gesehen erscheint der letztere doppelt hell. Das jenseitige, steil aus dem Wasser aufsteigende Ufer steht wie in einem Dunst, so daß der Fuß der Felsen, ein Dorf, eine Waldmatte, wie sie der See dort bespült, schwer unterscheidbar sind. Dafür ist das hohe Gebirge um so klarer. In wunderbar scharfen Linien hebt sich dunkler Stein und strahlender Firn vom blauen Himmel ab, und eine große Welt von ragenden Bergen, einer immer mächtiger als der andre, baut sich vor den Blicken der Grünwinkler auf.

„Den Tag schaut an," tut der festtrunkene Lauener groß.

„Grünwinkler Festwetter," prahlt der Gnos.

„Grünwinkler Festglück," grölt ein andrer,

der schon vom Morgentrunk seinen Stüber weg hat.

Da kommt mit seiner ruhigen langsamen Stimme der Gisler-Andres dazwischen. „Ja — ja — es ist denn noch nicht Abend."

„Was meinst damit?" fragt, sich nach ihm umwendend, ärgerlich der Lauener.

„Es kann dann noch wettern heute," sagt der Andreas, stützt sich aufs Geländer und sieht mit seinen großen, ruhigen Augen weit hinaus.

„Haha, wettern," spöttelt der Gnos, der gern andrer Meinung als andre ist.

„Die Wolke dort," sagt der Furger, der Führer, sinnend, „es könnte ja sein, könnte es."

Der Andreas betrachtet die Wolke, die er zuerst entdeckt hat und die der Furger meint. Glänzend weiß, wie eng zusammengeballte Baumwolle, hängt sie am dunkeln Gitzistock im Westen. „Von da herüber kommt es immer, das Wetter," sagt der Andreas.

„Aber heute schon nicht," lacht der Lauener. „Wetten will ich dann noch."

„Wenn nicht, desto besser," nickt der Andreas, macht ein vergnügtes Gesicht dazu, sagt: „Also, bis nachmittag" und geht mit seinen langen, langsamen Schritten davon.

„Bis nachmittag!"

„Bis nachher!"

So grüßend setzen sich die Bauern endlich alle in Bewegung und die Terrasse leert sich. Nur der Lauener, seine Frau und der ihr Vater, der Gnos, bleiben zurück. Die zwei letzteren lassen sich an ihr Essen nieder und hauen gleich fest ein. Der Zeno

steht noch. Er hat den letzten der Fortgehenden, den blonden Truttmann, bis unter die Tür begleitet und mit ihm noch gesprochen. Jetzt dreht er sich um, und während er dem Tisch sich zuzuwenden im Begriffe ist, bleibt sein Blick an etwas hängen, was weit unten zu seiner Rechten auf der scheinenden staubweißen Landstraße ist. Er zögert einen Augenblick und sieht scharf hinaus.

„Was ist?" fragt seine Frau.

„Es kommt etwas da unten, Fremdzeugs etwas, Touristen vielleicht, aber es ist mir, als ob sie barfuß gingen." Mit diesen Worten kommt er an den Tisch und setzt sich. Weder er noch die andern reden weiter von dem, was seinen Blick eben eine Minute lang festgehalten hat. Mit Scherzen und eifrigem Schwatzen würzen sie sich die Mahlzeit.

Inzwischen ziehen auf der staubigen Grünwinkler Straße zwei fremde Menschen ins Dorf.

Hinter dem Gitzistock ist die klatschweiße Wolke um eine Handbreit gewachsen.

Zweites Kapitel

Wo die breite Straße um die Felsnase in den Dorfbann hereinbiegt, steht das große, vornehme Hotel Sonne so am See, daß es zwischen diesem und der Landstraße wie auf einer Insel liegt. Ueber das heiße, staubbedeckte Straßenband, der Gartenmauer des Hotels entlang, kommen ein Weib und ein Mann geschritten, zwei hohe, schlanke Menschen von auffallendem Ebenmaß der Glieder, einer edeln, un-

bewußten Anmut der Bewegungen und — in Lumpen. Das junge Weib trägt weder Hut noch Tuch auf dem wirren, schwarzen, unordentlichen Haar; der Mann hat einen bandlosen, verwaschenen Filz auf dem glatten, schwarzen Scheitel sitzen. Wenn sie lachen — und sie tun es häufig —, blinken die Zähne aus den braunen Gesichtern, wenn sie in abgerissenen Sätzen sprechen, geschieht es im fremden, zischenden Deutsch des Nordens, der Sprache, die etwas Scharfes, Klares an sich hat.

„Xander," ruft lachend die Frau den um ein paar Schritte vorausstapfenden Mann an. Als er sich umsieht, deutet sie mit einer Bewegung des Kopfes nach dem Hotelgarten. Eine Anzahl fremder Gäste sind dort an das Geländer getreten und blicken nach den beiden. Unverhohlene Bewunderung äußert sich in ihren Blicken und in der Unterhaltung, die sie miteinander führen. In der Kopfbewegung des fahrenden Weibes aber liegt etwas wie Hochmut. Die Art, wie sie den Gefährten auf die Gaffer aufmerksam macht, zeigt, daß es ihnen nichts Neues ist, angestaunt zu werden. Die Bewegung hat aber erst recht die Bewunderung der Zuschauer geweckt. Ein Mann klatscht in die Hände, eine Dame schwenkt winkend und grüßend ein Tuch. Nun grüßt auch die braune Frau zurück und hält unwillkürlich einen Augenblick, dem Herrenvolk zugewendet, in der Straße still. Auch der Mann bleibt unfern stehen. Sein Gesicht ist weniger hell als das der Gefährtin, die nicht unfreundlich blickt; aber auch er erwidert ihr Lachen und die Munterkeit springt in sein Gesicht mit dem kleinen, schwarzen Spitz- und

Schnurrbart wie ein Blitzen und vergeht wie ein solches.

Als sie sich wenden und ihren Weg fortsetzen wollen, lassen die Hotelgäste sie nicht. Sie treten aus dem Garten an die Straße und winken sie heran. Eine Dame spricht sie italienisch an. Aber die Landstreicherin schüttelt den Kopf und sagt ein kurzes, scharfes Wort: „Deutsch". Nun nehmen andre die Unterhaltung auf. „Woher kommt ihr?" fragt ein städtisch herausgeputzter Herr mit einem Lebemannsgesicht und einem Monokel im Auge, durch das er den schlanken Wuchs des Weibes mustert.

„Norddeutschland," steht die Fahrende Rede, und auf weitere Fragen gibt sie Bescheid: „Wir sind nur den andern voraufgegangen. Korbflicker sind wir. Unser Wagen steht noch drüben, vier Stunden von hier, in Aegerlen, bleibt dort bis über den Sonntag. Italien wollen wir uns ansehen."

Als das Weib das sagt, lacht sie wieder und blickt fast herausfordernd, wie um zu sagen: ‚Als ob wir nicht auch reisen könnten wie ihr andern!'

„Seid ihr Mann und Frau?" fragt der mit dem Augenglas.

Die Fahrende nickt. Ihr Auge blitzt zum Gefährten hinüber. Etwas Sengendes liegt in der Art der sich kreuzenden Blicke.

„Wirklich getraut? In der Kirche getraut?" erkundigt sich mit naiver Neugier ein noch junges Fräulein.

Wieder wirft die Fahrende den Kopf hoch. Der Mann spricht statt ihr: „Nein — nicht in der Kirche."

Sein Ton ist höhnisch. Das fremde Fräulein wird ganz klein davor. Der Korbflicker aber nimmt sein schlankes Weib am Arm und zieht sie weiter. „Komm, Maria," sagt er ungeduldig.

So schreiten sie davon. Die Gäste staunen ihnen nach und ergehen sich in neuen Ausrufen der Bewunderung. Einmal blickt Maria zurück und lacht, als sie die Fremden noch alle stehen und staunen sieht. Uebermütig schwenkt sie das Kopftuch, das sie in der Hand hält. Auch die Gäste winken zurück. Die Zwei aber ziehen dorfein. Ihre Schritte sind leicht und von einer schönen, ebenmäßigen Gelenkigkeit. Die nackten Füße beider sind edel und kräftig gebaut.

Als sie zwischen den ersten Grünwinkler Häusern hindurchgeschritten sind, biegt die Hauptgasse des Dorfes aus ihrer Straße ab. Zu ihrer Rechten aber liegt der offene See. Ein schmaler Fußweg führt durch eine Matte ans Ufer hinab, das dort nicht steil, sondern mit Kies bedeckt, gleich der Küste des Meeres zur Ebbezeit, sich mählich in den See verliert. Xander, der Korbflicker, blickt hinunter.

„Da im Dorf wollten wir ausruhen," sagt er.

Sein Weib ist mit dem Blick dem seinen gefolgt. „Recht! Gehen wir," sagt sie kurz.

Es ist eigentümlich, wie sie fast ohne Worte sich verstehen.

Sie biegen ab und schreiten, eines hinter dem andern, an den See hinunter. Dort werfen sie sich auf den heißen, weißen Kies und jedes zieht einen Imbiß aus der Tasche. Sie haben einen stillen Rastort, stiller noch, als er sonst ist; denn die Kirch-

weih hat alles Leben in das eigentliche Dorf hinaufgelockt. Der blaue Himmel leuchtet über ihnen und dicht vor ihren Füßen, so nah, daß es ihnen sein kann, als trieben sie auf ihm, leuchtet der See. Sie sitzen, schlagen die weißen, starken Zähne in Brot und dürres Fleisch und reden wenig.

Die Maria dehnt sich einmal, stößt einen wohligen Seufzer aus und sagt: „Liegen bleiben möchte einer hier.“ Der Xander ist eben mit seiner Mahlzeit fertig. Er antwortet nicht, legt die Arme unter den Kopf und sich selbst lang auf den Rücken. Als er eine Weile die Augen am Himmel gehabt hat, sagt er: „Sag's, wenn du hier bleiben willst. Ein Wetter zieht ohnehin auf.“

Von jenseits des Sees schieben sich weiße blitzende Wolken herauf, als ob Rauch aus den weißen Bergen stiege.

„Nun sitzen wir einmal,“ sagt die Maria. Was sie nicht sagt, aber meint, heißt: ‚Und was wir weiter tun werden, wird sich weisen.‘ Sie rückt näher zum Xander hin, stützt den Ellbogen auf seine Brust und lehnt so über ihn. Als er die Augen schließt, sinkt ihr Oberkörper tiefer, bis ihr Kopf dort ruht, wo sie den Ellbogen aufgestemmt hatte. In den Sand hingeworfen liegen die beiden, unbekümmert, eine Stunde und länger. Etwas Herrenhaftes liegt in der Art, wie sie, um Gewand und Sitte nicht sorgend, lang ausgestreckt ihre Ruhe sich nehmen, wo es ihnen gefällt; und die zwei braunen Menschen haben trotz der unordentlichen Hüllen, in die sie gekleidet sind, etwas an sich, was sie dem reichen Tag und dem schönen Ort, wo sie sich nieder-

geworfen haben, ebenbürtig macht. Der Xander schläft, die Maria blinzelt. Sie richtet sich zuerst wieder auf, rutscht vollends zum Wasser hinab und schiebt die Füße hinein.

Indessen ist das Dorf völlig zum Fest erwacht. Das Schießen im Gruontal ist lebhafter geworden. Manchmal tönt es wie Salvenfeuer. Dazwischen hinein klingen die Töne einer Blechmusik. Auch Jauchzen und Johlen schallt manchmal an den See herab.

Der Xander richtet sich nach einer Weile auch auf. „Droben im Dorf muß etwas los sein," sagt er.

Maria plätschert mit den Füßen im Wasser. „Eine Kirchweih wohl, wie neulich in dem Dorf bei Luzern," sagt sie.

Darauf schweigen sie wieder geraume Zeit, bis der Mann spricht: „Wenn wir weiter wollen, Maria ..."

Sie zieht die Füße ans Trockene, dreht sich faul nach ihm hinauf und dehnt sich. „Ach, ich mag nicht," sagt sie, „wohl ist mir hier." Dann geht sie zu ihm hin und läßt sich wieder an seiner Seite nieder. Eine Art Wollust ist in dem Behagen, mit dem sie um so fester an dem schönen Sitz sich einnistet. Sie beugt sich über den Gefährten und bohrt die Augen in die seinen. Eine ganze Weile sieht sie ihn so an. In ihre Blicke wächst dabei ein heimliches Glimmen. Am Ende neigt sich das Gesicht zu dem des Xander und küßt ihn. Es ist fast, als schlüge sie ihm dabei die Zähne in die Lippen. Nachher liegen sie wieder stumm, faul, staunen den Himmel an und kümmern sich um nichts.

Erst als droben im Dorf die bisher ferne Musik plötzlich näher und lauter schallt und eine Tanzweise sich deutlich unterscheiden läßt, richtet sich die Maria halb auf und lauscht. — Drüben über dem See in den weißen Wolken steht schon eine dunkle, drohende, und über das Wasser kriechen Schatten.

„Da oben wird getanzt," sagt die Maria, die ins Dorf hinaufblickt.

Aus dem Gruontal rückt der Kirchweihlärm wieder mehr ins Innere des Dorfes. Johlen wie das, mit dem der Lauener das Fest eröffnet hat, bricht nun alle Augenblicke durch die Musikklänge.

„Willst du hinaufgehen und es dir ansehen?" fragt der Xander nach einer abermaligen Pause. Da steht die Maria auf und sieht hinüber. In ihren halbverschlafenen Blick kommt Leben, auch ihre Glieder überrinnt es wie erwachende Lebendigkeit. „Ich hätte beinahe Lust," sagt sie und dann: „Da wir hier bleiben, müssen wir uns ohnehin umsehen, wo wir unterkommen für die Nacht."

Der Xander erwidert nichts. Er lacht nur über das Gelüste der Gefährtin. Dann schiebt er sie vor sich her: „Komm!"

Wie sie hinabgeschlendert sind, schlendern sie hinauf, mit freien, schlenkernden Armen und leichten Schritten. In die Dorfgasse einbiegend, geraten sie mit einem Schlag mitten in den Kirchweihtaumel hinein. Vor allen Haustüren ist Leben. Weiber und Kinder stehen in Festkleidern beisammen, schwatzend und lachend, eine Art Freudetrunkenheit glänzt aus allen Augen. Vor den Schenken geht es lebhaft zu. Die Männer, meist das Gewehr über die Schulter gehängt,

gehen da aus und ein. Am meisten aber drängt das Volk nach dem „Kreuz“, wo getanzt wird. Zur Rechten der Eingangstreppe befindet sich ein großer Saal. Dort stampfen schon jauchzend die eifrigsten der Bauern und erhalten allmählich den Zuzug.

Der Xander und die Maria schreiten langsam straßauf, mit erhobenen Köpfen und halb neugierigen, halb herausfordernden Mienen. Das Volk begafft sie, wie das vorher die Hotelgäste getan haben. Wo sie vorbeigehen, verstummt das Reden und Lachen vor den Haustüren, und an den Schenken stellen sich die Männer auf einen Haufen, starren erst, reißen dann Witze und weisen mit Fingern. Die Maria vergnügt sich daran. Das Kopftuch hängt ihr wieder im Nacken. Das schwarze Haar hängt ihr wirr um den Kopf, aber es ist, als trete aus dem Wust das braune, scharfe Profil mit der geraden, feinen Nase nur um so edler hervor. Des Xanders Gesicht überfliegt manchmal ein Zornblitz, wenn er ein Hohnwort auffängt, aber die Maria wirft verächtlich die Schulter hoch und spricht zuweilen laut und lustig auf den Gefährten ein. Dann, während sie gemächlich weiterschlendern, scheint auch in die Bauern eine Art Bewunderung für die zwei zu fahren.

„Hudelvolk,“ sagt einer.

„Zwei Stattliche sind das,“ gibt ein andrer zurück.

„Das Mädchen schau an,“ sagt ein dritter und schleckt.

Die Maria, dem Xander ein paar Schritte vorauf, geht langsam gegen die Vortreppe zum „Kreuz“ hin. Ein Stück ab davon bleibt sie stehen und lauscht auf die Musik. Sie singt nach dem Takte, schwingt

sich in den Hüften, die Hände in die Seite gestemmt. Als der Xander herankommt, tritt sie völlig zum Geländer und lehnt sich daran, hinaufhorchend. An ihr vorbei geht das Aus und Ein der Grünwinkler.

In der Straße stellt sich ein Kreis von Kindern um die zwei Braunen auf. Ein paar Weiber treten hinzu. Nun kommt vom Oberdorf her der lange Gisler-Andreas gegangen. Er nähert sich mit großen, plumpen Schritten. Von weitem blickt er schon mit seinen klaren, von unten spähenden Augen auf die Korbflicker. Ehe er die Treppe hinaufsteigt, hält er einen Augenblick an, streicht sich mit der großen Hand über den Bartstreifen am Ohr und ans Kinn hinab und sagt ein langsames „Tag". Er ist der erste, der die beiden grüßt.

Der Xander gibt den Gruß zurück. Sie messen einander mit einem ruhigen Blick.

„Ist hier im Ort wohl eine Unterkunft für die Nacht zu finden?" fragt der Korbflicker den Bauern. Der sieht sich gemächlich um, als suchte er nach der verlangten Unterkunft, streift dabei über ein paar Gesichter mit einem stillen Lachen, wie um zu sagen: ‚Die da brauchst nicht zu fragen.' Dann nennt er eine kleine Schenke im Oberdorf, beschreibt sie mit zwei Worten, wo sie liegt, und steigt die Treppe hinauf. Die Maria und der Xander sind wieder allein und lehnen frei an der Treppenmauer. Zuweilen wirft eines dem andern ein Spottwort zu, wenn die Reihen der Gaffer, die sich dichter um sie schließen, neuen Zuzug bekommen.

Noch ist die Dorfgasse heiß vom Brand der Sonne, aber die Sonne ist erloschen. In den Lüften

ist es still. So laut das Dorf ist, so atemlos still sind der Wald über den Hütten, die Berge, der Himmel und in der Tiefe der See. Und der Himmel ist schwarz, und schwarzblau ist der See.

Die Zudringlichkeit der Bauern wächst oder vielleicht wächst ihr Erstaunen über die zwei adligen Bettler, den Xander und die Maria. Die Nachricht, daß an denen etwas zu schauen sei, scheint durchs Dorf zu fliegen. Immer mehr Menschen sammeln sich vor dem Gasthaus, und aus diesem tritt jetzt und jetzt einer, von einem andern gerufen, um einen Blick auf die Fremden zu tun. Plötzlich scheint die Neugierde den ganzen Haufen Festende zu fassen, die sich bisher im Tanzsaal vergnügt haben. Eine Schar Männer und Mädchen quillt durch die Gasthoftür auf die Treppe. An ihrer Spitze steht der Lauener, dicht neben ihm seine blonde Frau. Ihr blitzblaues Kleid leuchtet aus dem Menschenklumpen.

„Wo sind sie, die Wundertiere?“ fragt der Zeno im Heraustreten mit schreiender Stimme. Er ist barhaupt, erhitzt. Sein braunes Haar ist feucht, und seine hervortretenden Augen glänzen. Er dampft gleichsam von Festfreude und Festerregung und ist das leibhaftige Bild dessen, was er für den Tag geweissagt hat: Heute soll etwas laufen!

Als er von Wundertieren schreit, tritt unten der Xander ein wenig in die Gasse hinaus und schaut hinauf. Er lacht scharf und wirft der Maria das ebenso scharfe Wort zu: „Komm, wir sind lang genug ausgestellt gewesen.“

Den Lauener faßt eine Art Hochmutskoller, ein Lärmiger ist er tags seines Lebens gewesen, zum

Ueberfluß hat ihn jetzt der Wein beim Kragen. „Was will das Hudelvolk! Ist es nicht frech, sich da unten hinzustellen, als ob man zum Fest gehörte," murrt er hinter sich in die Bauernschar. Dann reißt ihn der Präsesdünkel und die Weinlaune fort. Er packt mit beiden Händen das Treppengeländer und brüllt zum Xander hinab: „Macht, daß ihr weiterkommt jetzt, ihr! Ihr habt nichts herumzulungern da unten."

Der Xander hatte sich zum Gehen gewandt, auch die Maria ist von der Treppenmauer weggetreten. Jetzt bleibt der erstere stehen und blickt zum Lauener und den andern hinauf. Gemächlich stopft er die Hände in die Taschen seiner zertragenen und verflickten Hosen und stellt sich breit hin. Ueber sein Gesicht läuft ganz sichtbar ein weißer Schein, die Züge erscheinen schärfer; der kleine, spitze, schwarze Bart zittert einmal unmerklich.

Da kracht es plötzlich dumpf über den Hütten und Bergen. Es grollt und rollt, weiß keiner, aus welcher Richtung. Es will nur kein Ende haben. Gedonnert hat es! Und die Luft in der Gasse ist schwül und schwer.

Der Lauener scheint geglaubt zu haben, daß seine lärmige Aufforderung genüge. Er hat sich gleich um- und der Tür wieder zugedreht. Ehe er hineingeht, schaut er sich fast zufällig noch einmal um und sieht den Xander noch immer breit in der Gasse stehen.

„Ja — ja — geht er nicht, der Hudel," lallt er und kommt auf die Treppe zurück. Sein Kopf ist glührot. In die Bauern hinter ihm und in die in der Gasse fährt Unruhe. Ein paar Schreier melden

sich. „Fort mit dem Hudel! Zum Teufel mit dem Pack!“ Andre mahnen ab. Durch allen Lärm ist die langsame, starke Stimme des Gisler-Andreas hörbar: „Das wird keinem groß weh tun, wenn die da unten stehen!“

Der Lauener beugt sich übers Geländer hinaus. „Hast mich nicht verstanden, du,“ schreit er, „weg sollst da unten, du — oder — — —“

Der Xander, weiß und spitz im Gesicht, geht an die Treppe heran wie vorhin die Maria, er lehnt sich an. Es liegt eine Art Frechheit in seinem Gebaren. Er lächelt auch.

Das Lächeln stachelt den Zeno. Er tut zwei Schritte die Treppe herab. Die schlanke Maria tritt zum Xander und zupft ihn am Aermel. Auch sie ist bleich. „Komm,“ sagt sie leise und hastig zum Manne. Dem Lauener wirft sie ein Schimpfwort ins Gesicht.

Der Xander rührt sich nicht von seiner Treppe.

Von denen, die ihn stacheln, und den andern, die ihn zurückhalten wollen, macht sich der Lauener los. Die Treppe herab fährt er an den Korbflicker heran, fest- und weindampfend wie er ist. „Willst gehen oder nicht,“ brüllt er. „Meinst, es will sich einer etwas holen an dir, Lauser.“

„Wohl hier stehen werde ich dürfen,“ sagt der Xander nicht laut, in verbissenem Ton.

Der Lauener flucht auf und ballt die Faust: „Willst gehen oder nicht?“

„Wenn ich will,“ sagt der Xander.

Da zuckt ein Blitz über den Himmel, kracht wieder der Donner und plötzlich bricht flutähnlich

der Regen nieder. In das Strömen wirft sich ein jäh aufgesprungener Wind. Es ist ein wildes Durcheinander in den Lüften.

Ein wirres Durcheinander ist auch in der Gasse. Der Lauener mag zuerst geschlagen haben, er ist immer ein Raufbold gewesen. Jetzt taumelt er auf einmal und schlägt schwer hintenüber. Der Xander hält ein Messer und das ist rot.

Der Zeno hat keinen Laut von sich gegeben. Er liegt nur und rührt sich nicht mehr. Einen Augenblick lang starren dreißig, vierzig Menschen mit aufgerissenen Augen auf das, was geschehen ist. Mit gereckten Fäusten stehen einige Bauern da, mit denen haben sie den Zeno und den Korbflicker trennen wollen. Da kreischt ein Weib auf: „Gestochen hat er ihn!" Die Bauern von Grünwinkel sehen rot. Nicht alle. Nur die, die der Kirchweihfreude zu üppig gefrönt haben! Aber ihrer sind viele. Wie eine Meute fallen sie über den Xander her. Der zückt das Messer, aber der zähe Furger, der Führer, erhascht sein Handgelenk und hält es wie zwischen Klammern. Die andern aber fassen zu, am Hals, an der Brust und an den Haaren. Es ist ein wildes, wüstes Durcheinanderwogen von Menschenleibern. Aus dem Haufen tönt das gelle Aufkreischen einer Frauenstimme; die Maria ist mitten unter den Ringenden.

Der Xander wehrt sich verzweifelt. Der Regen gießt auf die balgende Schar, der Himmel schüttert im Donner und um die Berge loht es. Der Regen kühlt aber die Bauern nicht. Sie sind wie die Stiere. Es ist, als sei die ganze Wildheit in ihnen lebendig geworden, die die Natur ihrer Heimat an sich trägt,

Laue und Rüfe und Steinschlag und Sturm. Sie zerstampfen und zerreißen ihn buchstäblich, den Xander. Erst als er leblos unter ihren schweren Schuhen liegt, lassen sie ab. Selbst dann stehen noch zwei, drei schäumend über ihm: „Fremder Hund, verfluchter!“

Als sich das Gewühl löst, zeigt die wetterverschlagene Gasse ein fürchterliches Bild. Dort liegt der Lauener; der Regen wascht ihm das Blut ab. Hier ist der Korbflicker hingestreckt, entstellt, zerrissen. Dazwischen halten die Bauern mit heißen Köpfen und wildem Blick, Flüche auf den Lippen. Drüben stehen andre bleich, kopfschüttelnd, neben ihnen händeringende Weiber. Von einem Munde kommt ein atemloses: „Jesses — jesses.“

„Jesses, jesses,“ geht es weiter rund um. Jetzt, da es geschehen, kommt der bleiche Schrecken. Und die Maria steht da, mitten unter den andern, zerzaust mit zerrissenem Gewand — sie hat Fäuste genug zu fühlen bekommen —, und sie sieht sich rings um, mit einer grausigen Langsamkeit, mit weitaufgerissenen Augen wie als zu fragen: „Kommt ihr jetzt an mich, ihr — ihr Teufel?“ Aber ihre Gestalt ist selbst jetzt schlank und hoch und sie steht wie schwebend auf den nackten Füßen.

Plötzlich kommt etwas über die Gasthaustreppe herab, im feinen Staat, das Gewand leuchtet in die Düsterkeit der Gasse hinaus: die Julia Lauener! Ihr Vater führt sie. Sie haben sie ins Haus gezogen, als der Streit angehoben hat. Aber sie weiß schon, was geschehen ist. Sie flennt, und das: „Jesses, jesses,“ ist auch auf ihren Lippen. Hinter ihr aber

auf der Höhe der Treppe steht der alte Gisler-Andreas, lang, vornübergebeugt. Mit seinen klaren Blicken sieht er über alles hin. Dann sagt er laut: „Er hat es gesagt, der Lauener: Etwas laufen soll heute! Es ist etwas gelaufen — etwas!“ In des alten Menschen Stimme zittert der Zorn.

Drittes Kapitel

Es ist Nacht. Das Wetter, das über den See gekommen, hat sich in den Winkel, in dem das Dorf liegt, eingenistet. Der Donner dröhnt noch immer, der Regen prasselt und der Wind faucht zwischen den Hütten. In der Tiefe, wo es am finstersten ist, donnert dumpf der See. Im Haus des Präses, des Lauener, in einer niederen sauberen Stube, sitzt seine junge Frau am Bett, zu dessen beiden Seiten brennende Kerzen stehen, sitzt da in ihrem blauen Kleid, blondhaarig, zart, mit dem feinen, hübschen Gesicht, sieht manchmal den Toten an, der auf dem Bett liegt, und hat ein Zucken um den Mund und ein Würgen in der Kehle. In einer Nebenstube hockt ihr Vater, hockt viel Volk, geht viel Volk aus und ein und jammert: „Jesses, die arme Frau. Ein kurzes Glück hat sie gehabt.“

Durch das ganze Dorf geht dieses Jammern, von Hütte zu Hütte. Den toten Landstreicher, den Xander, haben sie nach dem Leichenhaus geschafft. Morgen werden sie ihn einscharren.

Die Julia Lauener aber sitzt und starrt über das Bett hin und allmählich wird das Zucken in ihrem

Gesicht ruhiger. Gedanken kommen. Tot ist er, der Zeno! Jesses, schon tot, der, von dem sie immer nicht gewußt hat, ob sie ihn nehmen soll oder den andern den Truttmann. Ja — und — jetzt ist sie wieder frei und der andre auch und — die Zeit wird gehen — und man kann nie wissen, was in der Welt geschieht — und am Ende kommen sie doch noch zusammen, der Truttmann und sie.

„Jesses, die arme Frau," jammern die Dörfler.

An die Korbflickerin kein Gedanke! Keine Frage, wo die hingekommen sein mag. Haha! Sie wissen nicht, daß der Landstreicher nicht mehr drüben im Leichenhaus liegt!

Den Kirchweg nieder, an dessen oberem Rande das Leichenhaus neben der Kirche steht, schreitet die Maria, die Korbflickerin, und trägt über den Schultern eine schwere Last. Die Gasse ist menschenleer, denn der Sturm ist Herr darin und hat die Bauern mit seiner Peitsche wie Hunde in ihre Hütten gejagt, und kommt auch da oder dort einer gelaufen, so hat er nicht Zeit, sich umzusehen und hat nicht Helle, zu unterscheiden, wer mit ihm zugleich die Gasse teilt. Es ist eine fürchterliche Finsternis und schlagender Regen und sausender Wind und Donner im Himmel und Donner vom See her. Die Maria schreitet schwer und unsicher. Sie trägt einen zwiefachen Tod, auf der Schulter den verstümmelten Leichnam des Xander, in der Seele das Elend; was wissen die Braven, die nach dem Gesetze Braven, wie zwei in der Welt Umhergewirbelte zusammenwachsen!

Der Sturm packt die Röcke der Frau und schlägt sie ihr ums Knie und die regenschweren klatschen vor

Nässe. Die Maria taumelt. Der Weg ist schwer zu finden. Gut, daß der See eine so laute Stimme hat und immer wieder ruft, wenn die Maria irregehen will.

Haha! und in der Lauener Hütte sitzt die Julia, die arme Frau!

Jetzt ist das wilde Tosen des Sees ganz nah. Dort schlägt er schon an die Straße herauf. Etwas hebt sich blitzähnlich aus der schwarzen Wirrnis der Nacht und versinkt wieder, das war der Gischt einer Welle. Die Maria steht still. Da kommt kein Mensch mehr über sie, da hinab verirrt sich keiner! — Ist er schwer, der tote Xander! Mit beiden Armen den ohnmächtigen Körper umklammernd, läßt das Weib ihn langsam zu Boden sinken. Jetzt liegt der Kopf zu ihren Füßen. Sie tastet darüber, denn sehen kann sie nicht. Sie selbst fühlt, als sei nichts Menschliches mehr an ihr. Sie ist durchnäßt bis auf die Haut, das Haar hängt nicht mehr in unordentlichem Knoten, sondern hat sich gelöst und rieselt über den Rücken auf die Brust, und aus jeder Strähne rinnt ein Bach. Die Maria ist zerzaust und zerrissen. Zerzaust und zerrissen sind auch ihre Gedanken. Was war — was ist — was wird — wer soll sich darum quälen! Da liegt der Xander! Mit den Fingern befühlt sie sein kaltes Gesicht. Dabei steigt aus der Wirrnis und Wildnis ihrer Gedanken und Empfindungen ein einziges Gefühl der Wut und Verzweiflung. Sie zuckt auf, wirft die Faust in die Höhe, schüttelt sie gegen das Dorf hinauf und kreischt ein gellendes Wort in die Nacht: „Teufel!" Wenn es einer gehört hat in der Nähe oder Ferne — das Kreischen wird er seiner

Lebtag — bis an sein letztes Stündlein nicht mehr aus den Ohren bringen.

Und in der Lauener Stube sitzt die Julia, die arme Frau! —

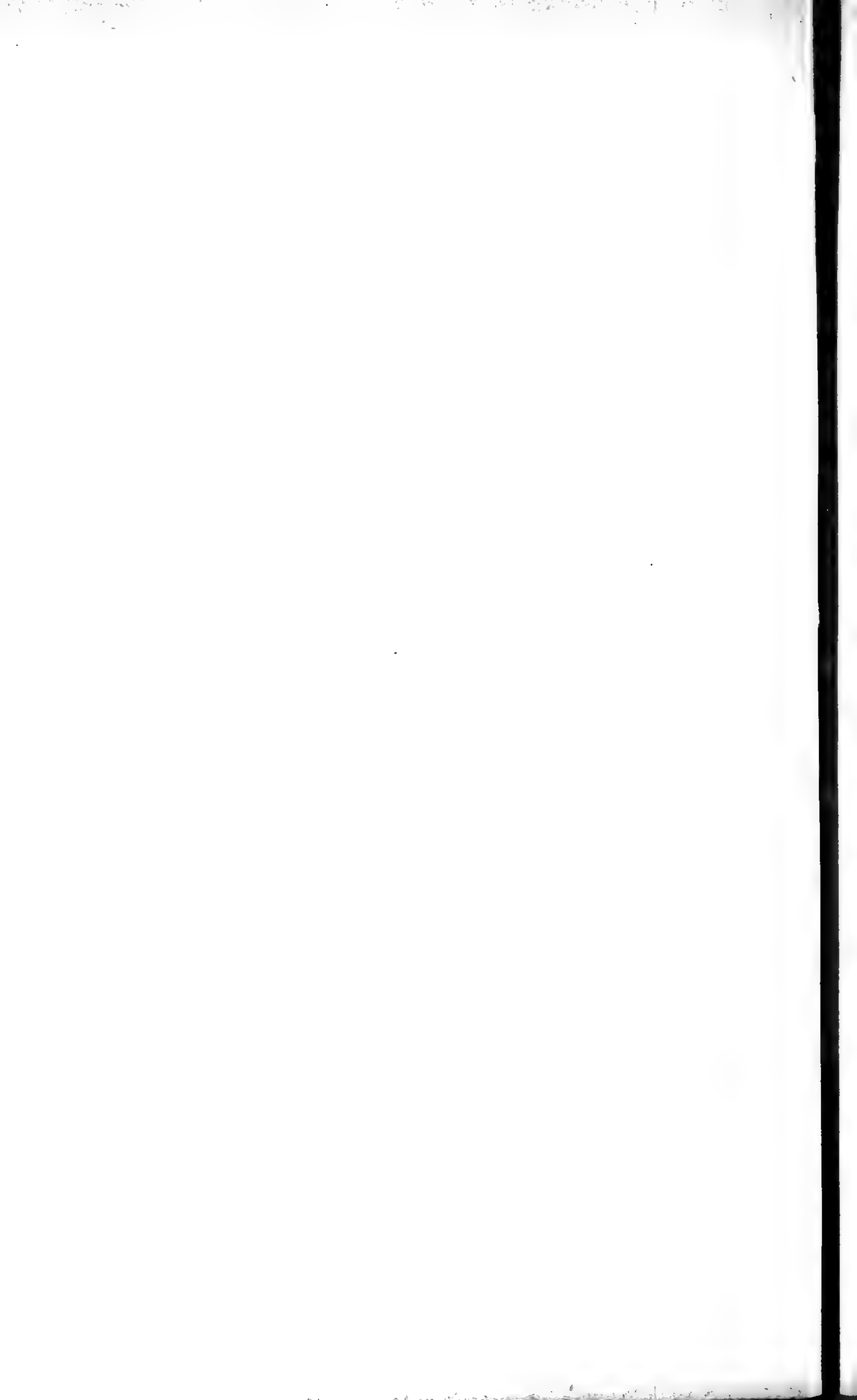
Die Maria beugt sich wieder über den Toten, packt ihn unter den Armen und schleppt ihn. Näher an den See! — Noch näher! — Nein, nicht hier, da ist das Ufer sanft wie eine Meerbank! Weiter! Dorthin! Ha! Die Maria schüttelt sich. Der See hat ihr ins Gesicht geschlagen. An der Stelle, wo sie jetzt steht, wirft er sich mit seiner ganzen Gewalt ans Ufer. Welle um Welle prallt ab und spritzt hoch auf. Da ist der Ort! Das Weib schleppt den toten Körper, ein Ruck und ein Stoß! Es ist keine Sorgfalt und keine Weichlichkeit dabei. Im Toben des Sees und in dem Stoß, mit dem die Maria ihm den Leichnam überantwortet, ist dieselbe Gewalttätigkeit. Aber fast gleichzeitig mit dem Toten, ja vielleicht noch durch ihre krallenden Finger mit ihm verbunden, taumelt sie selber hinein, kopfüber, still, mit einer stumpfen Entschlossenheit; in der Art, wie sie sich den Tod gibt, der den Xander schon hat, liegt etwas wie Haß gegen diesen Tod.

Und in der Lauener Stube sitzt die Julia, die über den Leichnam des einen hin schon an den andern denkt — nicht böswillig, nur, weil das doch so ist in der Welt und weil es doch so kommen kann später, schön ehrlich, nach dem Gesetz.

„Die arme Frau," ist das Bedauern derer von Grünwinkel mit ihr.

Und ist es nicht gut so! Ihr Zahmen, Braven vom Alltag, laßt uns mitstöhnen: „Die arme Frau!"

Denn sie ist eine von uns, die Julia, die ihren Mann nach dem Gesetz begräbt und betrauert und nach dem Gesetz den andern erst nehmen wird, wenn die Zeit um ist. Sie ist eine von uns, die Julia. Und — ei — sind wir brav! Wir regeln alles nach dem Gesetz, auch die großen Gefühle, und — und — ei — sie werden schön zahm und klein dabei. Was ist die andre, die Wilde, die Maria, für ein verächtlicher Mensch gegen uns, ihr Braven, Zahmen vom Alltag!



Caspar Hauser

oder

Die Trägheit des Herzens

Roman von

Jakob Wassermann

6. Auflage. Geheftet M 6.—, gebunden M 7.—

Hamburger Nachrichten: „Wassermann geht von der Voraussetzung aus, daß Caspar Hauser von hoher Abkunft gewesen und geraubt worden sei. Aber die hohe Abkunft des Findlings wird dem Dichter nur zum Symbol für das edle Menschentum seines Helden. Mit großer Meisterschaft führt Wassermann uns in die Geschehnisse hinein, von Anfang an fesselt er uns durch die Darstellung ebensosehr, als es das Thema an sich schon tut. Eine Reihe typisch bedeutsamer Charaktere stellt er vor uns hin, jeder dieser Menschen wirkt echt und lebenswahr. Ein reiches und starkes Buch, das, ob es auch von menschlichem Irren redet, weit über die Grenzen alltäglicher Kleinheit hinausleitet."

Stefan Zweig im **Tag, Berlin:** „Jakob Wassermanns Caspar-Hauser-Roman hat monumentalen Stil. Nur durch eine ungeheuerliche Anstrengung konnte dieser Roman — mir das stärkste künstlerische Erlebnis seit langem — aufrauschen zu dieser schönen Harmonie. Nicht der Arbeit im Materiellen sei hier gedacht, nicht des geschickten Zusammentragens von Stoff und Detail, sondern der mächtigen inneren Anspannung, die epische Ruhe gerade dort erzwang, wo starke Sympathie zum wildesten Rhythmus drängte, wo das beleidigte moralische Gefühl litt unter dem Verlangen nach wildem, flammendem Schrei. Mit eherner Hand hat hier der Künstler sich selbst weggehalten von diesen so sehr ihm nahen Menschen, um nicht mit seinem Atem ihr spiegelklares Bild zu trüben, das Sternenkreisen ihres Geschickes zu verwirren. Ein Beispiel deutscher Erzählungskunst, Vorbild eines großen Romans ist hier geboten. Und vor allem: ein Bleibendes."

Thomas Mann in den **Münchner Neuesten Nachrichten:** „Eine Dichtung von ernster und großer Schönheit. Kaum wüßte ich ein neues Buch, das wie dieses so harmonisch wirkte, so sicher, würdig und kunstvoll ruhig, so wohlgelungen."

Naturwissenschaft und Technik

in gemeinverständlichen Einzeldarstellungen

I. **Die Physik des täglichen Lebens.** Gemeinverständlich dargestellt von Prof. **Leopold Pfaundler.** Mit 466 Abbildungen. 2. Auflage. Gebunden M 5.—

Der Lichtbogen, Berlin: „Ein prächtiges Werk, an dem man seine Freude hat, so oft man es zur Hand nimmt. Man erlebt köstliche Stunden auf den physikalischen Streifzügen an Pfaundlers Seite."

II. **Unter dem Zeichen des Verkehrs.** Von Kais. Postrat **Otto Jentsch.** Mit 180 Abbildungen. Gebunden M 5.—

Literarisches Zentralblatt, Leipzig: „Man weiß nicht, welches von den Kapiteln man als am ansprechendsten bezeichnen soll, überall tritt die höchst faßliche Belehrung zutage, unterstützt durch 180 mit klarem Verständnis ausgesuchte Abbildungen."

III. **Im Reich der Lüfte.** Von A. **Santos-Dumont.** Mit zahlreichen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen. Autorisierte Uebersetzung von L. Holthof. Gebunden M 4.—

Literarischer Handweiser, Münster: „Ein Buch von Santos-Dumont, wen sollte das nicht befriedigen? Das Buch ist äußerst spannend geschrieben und wird allen, die sich für die Bestrebungen auf dem Gebiete der Luftschiffahrt interessieren, hohen Genuß bereiten."

IV. **Vom Himmel und von der Erde.** Von **M. Wilhelm Meyer.** Ein Weltgemälde in Einzeldarstellungen. Reich illustriert. Gebunden M 7.—

Philipp Berges im **Hamburger Fremdenblatt:** „Ein herrlicher Band, der in geradezu künstlerischer Form den ganzen Kosmos umfaßt. Kaum gibt es ein Gebiet des Lebens und Wissens, das in diesem Werke nicht gestreift würde. Nicht nur in den Händen von Erwachsenen, sondern auch in denen der reiferen Jugend wird das ganze Werk Segen spenden. Es enthält eine ganze Weltanschauung."



Ernst Zahn's Gesammelte Werke

Deutsche Verlags Anstalt Stuttgart

Ernst Zahns Gesammelte Werke

Erste Serie

Neunter Band

Lukas Hochstraßers Haus



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Lukas Hochstraßers Haus

Roman von

Ernst Zahn



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Meinen Kindern!

Kinder, meine Blicke ruhten
sinnend heut' auf Euern Häuptern,
auf den blonden, auf den braunen.
Noch umleuchtet sie der frühen
Jugend morgenfroher Schimmer,
noch ist Spielen Euch ein Tagwerk.
Und mein Weg ist noch der Eure.
Doch der Mittag wird sich glühend
senken einst auf Eure Stirnen,
Euer Werk wird heißen Mühe,
und von meinem Wege werden
zweigen sich fünf sondre Wege.
Mit der Hand die Augen schattend
steh' ich dann, und meine Blicke
folgen fernhin Euch und lange,
die Ihr jedes seine eigne
Straße wandert in das Leben. —

Kinder, jüngst schrieb ich von einem
Manne, dessen Söhne zogen,
gleichwie Ihr einst werdet ziehen.
Nicht bin ich's, den ich geschildert,
noch auch werdet in den Söhnen
Ihr Euch selber wiederfinden.

Dennoch geb' ich die Geschichte
jenes Mannes Euch zu eigen:
Daß Ihr, wann Ihr reif, zu wissen,
lest, wie dieses Lebens Wege
wirr sind und die Ziele dunkel,
wie sich's klaren Auges sichrer
geht als mit verträumten Sinnen,
wie der Geiz ein übler Rater,
besser schlichter Fleiß denn Ehrsucht,
doch die höchste Tugend — Reinheit!

Lest, denn, der das schrieb, der liebte
Euch unsäglich. Es bewegte
keine Sorge ihn wie diese:
Daß Ihr glücklich würdet, Kinder!

Ernst Zahn

Erstes Kapitel

Die Glocken von Herrlibach hatten ausgeläutet. Zum zweiten Male heute. Zweimal hatten sie mit ihren schönen klaren, hallenden Stimmen ein „Es ist vollbracht“ über das Dorf gesungen, das erstemal am Morgen, und das vollbracht war, war das Leben der Frau Regula Hochstraßer, das zweitemal eben jetzt um die Einnachtezeit, und was sich jetzt erfüllt hatte, war ein reicher, strahlender Tag. Ein Menschenleben und einen Menschentag hatten die Glocken von Herrlibach zu Grabe gesungen. Jetzt lag über der weiten Hügelgegend, über dem weißen Dorf und dem langen blauen See zu seinen Füßen, auch über dem in mächtigem Bogen über alles sich spannenden Himmel die tiefe Glut, welche die scheidende Sonne entzündet. Die waldgekrönten Hügel erschienen dunkel und scharf umrissen, über ihnen lag das Abendglühen als sanfter rosenfarbener Hauch; der Himmel aber brannte, und der See in der Tiefe trug flammende Streifen, als schwämmen da und dort sturmvertragene Feuerbrände über der Flut. Im Nordwesten lief eine breite, goldengrell leuchtende Linie aus dem roten Abend in das weiße Licht des Horizonts aus. Das war die Lemat, der Fluß, der aus dem St.-Felix-See kam und gegen Norden zog.

Vor seinem Hause im Herrlibacher Berg stand Lukas Hochstraßer, der Witwer, hielt die breite

Hand über die Augen, sah nach dem leuchtenden Streifen unten im Talgrund, der sich im Glanz der Ferne verlor, und hatte Gedanken, wie er sie nie in seinem Leben gehabt hatte, und hatte ein seltsames, ihm selbst kaum klares Gefühl, als hätte er heute, an diesem Tag, an dem er seine Frau verloren, ein Leben zu Ende gelebt und beginne ein neues, obwohl er kein junger Mensch mehr war. Das rote Licht lag auch über seiner stattlichen Gestalt, über seinem Hause, dem mit Reben bewachsenen Berg und seinem ganzen frei und hoch gelegenen Besitztum. Mensch, Gebäude und Berg zeichneten sich wie daraus hervorgehauen vom Purpurgrund des Abends ab. Der Mensch trug dunkles, bäuerlich schlichtes, schweres Gewand und stand da wie einer der hohen Bäume, deren braune Stämme man oben am Waldsaum in Reih und Glied stehen sah. Seine Schultern waren breit, und auf ihnen saß ein schöner Kopf mit beinahe noch schwarzem, vollem Haar, gleichfarbigem Bart, der an die starke Brust rührte, dichten Brauen über scharfen Augen, starker Nase und breiter, brauner, furchiger Stirn. Aufrecht wie der Mensch standen das weiße, geräumige, zweiteilige Haus mit dem großen schwarzen Schindeldach, den dunkelgrünen Läden und der schweren, messingbeschlagenen grünen Tür, daneben die braune große Scheune. Wein wuchs an der Halde, auf deren Höhe das Haus sich erhob, Wein war in Spalieren an zweien seiner Mauern gezogen, und über der Tür auf grauen Sandsteinbogen gemalt war sein Name „Zur Weinlaube" zu lesen. Es war etwas Freies, Festes um das Haus,

es sah aus, als könnten keine Schulden darauf lasten, stand ehrlich, breit und behäbig da, und es paßte zu Lukas Hochstraßer, dem Mann. Hinter dem großen Gebäude stieg der Hügel höher, trug neue Rebberge, mit Obstbäumen bestandene Matten als grüne Vierecke dazwischen gelegt und oben auf seinem Saume die geraden hohen Tannen. Zwischen den Stämmen der letzteren brach da und dort das blitzende Blau eines Stückleins Himmel hindurch — jenseitiges Land.

Aus dem Hause kam ein Büblein gefahren, vierjährig vielleicht, blondhaarig und mit kecken Augen, in Gewand von städtischem Schnitt gekleidet. Es schoß von hinten auf Lukas Hochstraßer zu und prallte so heftig wider ihn, daß es, mit den Händen sich gegen seine Beine stemmend, mit dem Kopf zwischen diesen hindurchfuhr. Der schwere Mann aber stand ruhig, als ob nichts ihn berührt hätte.

„Hoho," sagte er mit seiner vollen, tiefen Stimme und lachte, einen Augenblick sich niederbeugend, in sich hinein.

Der Knabe sah aus seiner drolligen Stellung zu ihm auf und jauchzte vor Uebermut. „Großvater, Ihr sollt kommen," sagte er.

Lukas Hochstraßers Blick war über ihn hinweg wieder nach dem hellen Westen gegangen. Er schien nicht davon loskommen zu können.

Der Knabe drängte. „Wir müssen bald gehen, sagt der Vater! Ihr sollt kommen, Großvater."

Da erst wandte sich Lukas und reichte dem Knaben die Hand hin. Aber dieser stellte ihn noch. „Die große Glocke macht noch einmal mit mir," bettelte er.

Lukas sah in die lebenblitzenden Augen, dann glitt das ruhige Lachen wieder über sein Gesicht, er faßte den Kleinen mühelos unter beiden Armen und begann ihn, selbst die Beine weit spreizend, gleich dem Schwengel einer Glocke von sich hinweg und wieder gegen sich zu schwingen. Dazu ahmte er mit seiner dröhnenden Stimme langgezogen das dumpfe Bum—bum der eben still gewordenen größten Herrlibacher Glocke nach. — „Bum—bum—bum!" Die tiefen Töne der Stimme wurden wie Erztöne vom Wind aufgenommen und vertragen.

„Kommt doch, Vater," scholl jetzt ein Ruf vom Hause her. Rosa, seine Tochter, rief nach Lukas Hochstraßer. Dieser setzte darauf den Knaben zu Boden, nahm ihn bei der Hand und schritt mit ihm dem Hause zu.

Eine Treppe hoch links neben dem Eingang lag die große, einer niederen Halle ähnelnde, weißgetünchte Wohnstube. Eine ihrer Wände bestand aus lauter Fenstern mit blühenden Blumenstöcken auf den Gesimsen. Ihre Scheiben waren vom Brande des Abends rot, und das rote Licht, das sie in die Stube warfen, drang in die Winkel und Ecken, hob die Geräte, die sie füllten, heraus und übergoß die Gruppe schwarzgekleideter Männer und Frauen, die rings um den langen eichenen Tisch hinter Gläsern und Tellern saßen, mit seinem Schein. Das Schwarz ihres Gewandes half vielleicht, daß jede einzelne Gestalt scharf umrissen im Lichte stand. Jeder der blonden und braunen Köpfe zeigte seine besonderen Formen in harten, starken Linien. Von

diesen Köpfen drehten sich einige der Türe zu, als Lukas Hochstraßer, den Knaben an der Hand, eintrat.

„Ihr wollt bald gehen?“ wandte dieser sich an seinen ältesten Sohn, den blondbärtigen Julian, der mit seiner üppigen blonden Frau am oberen Ende des Tisches saß.

„Es wird bald Zeit ans letzte Schiff,“ sagte Julian. Aber sein Bruder Christian, der ihm schräg gegenüber saß, zog seine silberne Uhr und sagte mit dem sparsamen Lächeln, das er immer um den Mund hatte: „Eine starke halbe Stunde kannst noch sitzenbleiben und kommst dann noch zu früh an die Lände.“

Lukas Hochstraßer ließ sich zu Häupten des Tisches nieder. „Nun kommt bald wieder einmal,“ ermunterte er den Sohn und die Schwiegertochter, die unten in St. Felix zu Hause waren. Der kleine Enkel stand an sein Knie gelehnt und von seinem Arm gehalten neben ihm. „Es wird schon nicht mehr dasselbe sein wie früher,“ fügte Lukas hinzu und sah bei diesen Worten einen Augenblick aus dem Fenster, ohne daß äußerlich an seinem Gesicht sich etwas geändert hätte, aber vielleicht doch, um den sinnenden Ausdruck, der in seinen merkwürdig leuchtenden dunkelblauen Augen war, vor den Jungen nicht sehen zu lassen. Unwillkürlich wendete sich danach ihr Gespräch wieder derjenigen zu, um derentwillen es im Hause anders war.

Julians Frau, Luise, wischte sich die Augen, vielleicht aus wirklicher Trauer, vielleicht, um dem Schwiegervater zu gefallen, und sagte von der ver-

storbenen Frau Regula das schöne Wort: „Eine wie die Mutter selig kommt nicht wieder.“ Mochte sie es nun meinen oder nicht, wahr war es doch.

„Es ist nicht zu glauben, daß sie nicht mehr da sein soll,“ sagte Julian.

„In drei Tagen gesund und tot,“ fügte Christian hinzu. So gab ein Wort das andre, und in ihrem Gespräch zeichneten sie unbewußt das Bild der heute begrabenen Mutter in scharfen Strichen. Wie sie starken und bewußten Schrittes durch das Haus gegangen, wie sie gewaltet und alles beisammen gehalten, wie ihre Stimme so und ihr mutiges Lachen so geklungen habe und wie der Vater seiner besten Stütze verlustig gegangen! Unten am Tischende David Hochstraßer, der Zwanzigjährige, biß immer heftiger die Zähne in die Lippen und verbiß doch die Tränen nicht, die ihm über die glatten Wangen liefen, und Martin, sein Bruder, neigte das bleiche Gesicht, bohrte den Blick der dunkeln Augen in die Tischplatte und erinnerte sich zum zwanzigsten Male, daß sich ihm heute eine offene Hand für immer zugetan hatte. Lukas hörte ihren Reden zu. Zuweilen warf er ein langsames, ernsthaftes Wort dazwischen, und seine Stimme war wie das dumpfe starke Echo ihrer jüngeren helleren oder wie der ruhige Grundklang, aus dem heraus und über den hin die andern schwebten. Als aber Julians Frau abermals davon sprach, wie der Vater einsam sei und einer starken Hand entbehren müsse, fiel Rosa, ihre Schwägerin, ihr mit den spitzen Worten in die Rede: „Ja, nun, ich bin auch noch da und will schon zum Vater

sehen und neben ihm stehen." Dabei überzog sich ihr dunkles Gesicht mit einem jähen Rot und zeigte einen Ausdruck fast bitterer Herbheit. Ihre Züge waren ohnehin scharf geprägt, die Nase gerade und fest, die Lippen schmal, Haar und Brauen tiefschwarz, und die schwarzbewimperten Augen hatten einen zu durchdringenden Blick, als daß sie die Strenge im Ausdruck des übrigen Gesichtes gemildert hätten.

„Schon recht," begütigte Lukas Hochstraßer, als er sah, daß die zwei Frauen sich ereifern wollten. Er lächelte und gab mühelos dem Gespräch eine andre Wendung, den Frauen mit einer entschiedenen und überlegenen Ruhe die Gelegenheit nehmend, sich zu zanken. Das Uebergewicht seiner Persönlichkeit über die, die mit ihm am Tische saßen, war ein so großes, daß nicht zwischen zweien von diesen ein Gespräch sich entspinnen konnte, sondern daß alle Fäden dessen, was gesprochen wurde, gleichsam bei ihm zusammenliefen. Er sah auch nicht hilfsbedürftig aus, wie die Schwiegertochter ihn hatte hinstellen wollen; dennoch aber war in seinem Wesen vielleicht heute zum erstenmal etwas Zerfahrenes, eine Art Unsicherheit und Unbehaglichkeit, die ihm selber zur Last war. Vielleicht kamen ihm aus diesem Gefühl heraus die Worte, die er jetzt sprach und denen er eine gewisse Feierlichkeit und Gewichtigkeit gab: „So bleibt es, wie wir es besprochen haben, Kinder: wir ziehen ins Nebenhaus, Rosa und ich, ihr, Christian und David, wirtschaftet hier, du, Christian, nimmst das Land, du, David, das Schreiberamt. Martin will beim Militär bleiben."

„Du hast dir deinen Weg schon selber gemacht," wendete er sich an Julian, der ihm in Gesicht und hoher Gestalt am meisten ähnelte, und legte die schwere braune Hand auf die auf dem Tisch ruhende weißere Faust des Sohnes. Des letzteren hübsche Frau schnappte das Lob auf, das in den Worten gelegen hatte, blies sich die weichen Backen auf und brachte an, was sie schon lange gern zum besten gegeben: „Es ist fast gewiß, daß sie ihn in den Kleinen Stadtrat wählen werden im Herbst, den Julian."

Lukas stützte die Hand unters Kinn und sah ernsthaft über die Tischplatte hin. „Ich weiß nicht, ob du recht tust, dich in Politik einzulassen," sagte er sinnend, ohne den Sohn anzusehen.

„Ich werde mich kaum mehr entziehen können," entgegnete der letztere. Eine leichte Ungeduld war in seiner Stimme.

„Sie lassen ihm keine Ruhe," warf die Frau wieder ein und sah sich mit einem bezeichnenden Blicke ringsum, wie um zu sagen: ‚Sie wissen eben, wen sie an ihm haben.'

„Die Arbeiterpartei?" fragte Lukas langsam.

Die Frau nickte.

„Vergiß nicht zu deinem Amt zu schauen, damit dir der gute Boden nie fehle," sagte Lukas, „auf Parteigunst allein kann einer sein Haus nicht bauen."

Was er immer sagte, Wort war neben Wort hingebaut und stand länger als die der andern im Angedenken derer, die sie hörten. Und so, wie er dem Aeltesten mit diesem und jenem Rat einen

Weg hinzeichnete: So mußt du gehen — so hatte er vorher, als er davon gesprochen, wie jedem Wohnort und Beschäftigung zugeteilt werden solle, gleichsam mit einem Griff seiner Faust und einem Ruck jeden an seinen Platz gestellt.

Nach einer Weile war Julians Zeit um, und sie erhoben sich alle. Die Geschwister machten sich bereit, den ältesten Bruder ans Schiff zu bringen, nur Lukas wollte zurückbleiben. Als sie darauf alle um den Witwer herumstanden, dessen Scheitel bis an die nicht sehr hohe vertäfelte Stubendecke reichte, fiel erst ins Auge, wie verschieden jedes vom andern war und wie jede Gestalt ihr besonderes Gepräge hatte. Da waren die zwei Frauen, Luise nicht klein, von weichen, üppigen Formen, darin, wie sie sich umtat und im feineren Gewand die Städterin verratend, neben ihr die zweiundzwanzigjährige Rosa, sie um einen Kopf überragend, fast hager, eckig, das schwarze Gewand von bäuerischem Schnitt und Gesicht und Hände von der Arbeit im Felde gebräunt und hart. Da waren die Männer, zwei gelenkig und wohl wissend, sich umzutun, zwei eckig wie das schwarzhaarige Mädchen und die Scholle nicht verleugnend, die sie bebauten. Julian ahmte in Gang und Haltung den Vater nach. Aber während jener in Bewegung und Worten etwas Freies und Ungewolltes hatte, schien dieser in allem wohl zu wissen, was er tat. Er sah zuweilen wohlgefällig über die eigne, schöne breite Brust hinab, strich sich jetzt durch den langen blonden Bart und jetzt über das volle gleichfarbige Haar, und in diesen Gebärden lag die geheime, vielleicht

unbewußte Freude an sich selbst. Martin hatte in seiner äußeren Erscheinung mit Julian nichts gemein, aber er verleugnete auch in den Zivilkleidern, die er jetzt trug, nicht den in mehr als dem gewöhnlichen Dienst gedrillten Soldaten. Die Uniform mochte der schlanken wohlgebauten Gestalt wohl anstehen. Er war der schönste von den Söhnen Lukas Hochstraßers, hatte des Vaters einst fast blauschwarz gewesenes Haar und die leuchtenden dunkelblauen Augen. Ein schwarzer Schnurrbart deckte seine Oberlippe. Die übrige Haut seines Gesichtes war von einer dunkeln Blässe, und schwere schwarze Striche unter den Augen gaben seinem Blick einen düsteren Ausdruck, zu dem seine heitere, weiche und einschmeichelnde Rede in schönem Gegensatz stand. Von den beiden jüngeren Söhnen war Christian wie aus der Art geschlagen und ähnelte keinem seiner Geschwister. Er war klein, hager und rotblond, hatte steckiges Haar und einen unscheinbaren rötlichen Schnurrbart. Sein Gesicht bestand nur aus Haut und Knochen, war aber braun und gesundfarbig. Von dem Jüngsten, dem zwanzigjährigen David, sagten sie, daß er der Frau Regula, seiner verstorbenen Mutter, wie aus dem Gesichte geschnitten sei; aber sie war eine starke und energische Frau gewesen, und er war schlank, von feinem Wuchs und hatte etwas Weibisches an sich, so daß die Brüder manchmal lachend meinten: „Er, der David, ist unser Mädchen, nicht die Rosa." Sein Haar war dünn und aschblond, so seine Brauen, und er hatte große, schöne hellblaue Augen und einen von keinem Bart verdeckten wohlgeformten

Mund. In seinem Wesen war eine linkische Verträumtheit, und in Lukas Hochstraßers Haus, in dem viel und angestrengt gearbeitet wurde, galt er als der, der am wenigsten ausrichtete und auf Wiese, Feld und Weinberg zu viel in die Luft staunte, als daß ihm die Arbeit recht von der Hand gegangen wäre.

Lukas geleitete die Seinen bis unter die Haustür. Die Frauen hatten ihre schwarzen Tücher um die Schultern geschlagen, nahmen den Knaben, der nach dem Vater Julian hieß, in die Mitte und schritten voran. Julian der Aeltere verweilte noch einen Augenblick im Gespräch mit dem Vater, und die Brüder warteten auf ihn. Dann nahm auch er Abschied, und sie machten sich zu viert auf den Weg.

Die breite Dorfstraße senkte sich, dicht am Hause vorüberführend, steil gegen den See hinab. Lukas trat in die mit spärlicher Weinrebe umwachsene, auf der Westseite des Hauses und schon ein gut Stück über der Straße liegende Laube. Aus ihrer Fensteröffnung war ein weiter Ausblick auf das am Berg heraufwachsende Dorf, die Straße, die hinabführte, und auf den in der Tiefe ruhenden See. Lukas Hochstraßer ließ sich an diesem Fenster nieder. Das Rot des Abends war blaß geworden. Es leuchtete nur noch ein letzter geheimnisvoller Schein über dem Land. In der Laube dämmerte es. Lukas folgte mit dem Blicke seinen Söhnen. In einer Reihe gingen sie die breite Straße hinab, die Gestalt jedes einzelnen war deutlich erkennbar, und ihr Bild stand dem Vater, der es aus sich zu

ergänzen vermochte, doppelt deutlich vor Augen. Wie vor einer Stunde, als die Glocken noch ihre Stimme über ihn und sein Haus hingeschwungen, verfiel Lukas Hochstraßer in Sinnen und bedachte sein Leben, wie es war und gewesen.

Da gingen seine Söhne hin und trugen sein Erbe mit sich. Ihnen gehörte das Leben, und das seine war — es war, als sei es zu Ende gelebt. Die treue Gefährtin war heute von ihm gegangen. War es nicht natürlich, daß die Reihe zu gehen auch bald an ihn kommen mußte? Mußte? Er fühlte sich weder schwach noch müde, nur — etwas war wohl anders, als es bisher gewesen: Lange Jahre hatten sie zusammengestanden und zusammengearbeitet, seine Frau und er, und es war vorwärts gegangen. Es wäre auch wohl noch lange keine Not gewesen, die Hände von der Arbeit zu nehmen, wenn nicht der Tod dazwischengekommen wäre. Jetzt — die Söhne waren aufgewachsen, hatten gelernt, mit jungen Armen helfend zuzugreifen, und heute nun, da ihre Mutter ihnen eine Stelle freigegeben, wie es das Leben will, daß die Jungen vorrücken mit Zeit und Zeit, heute hatte es ihm geschienen, als sei es auch an ihm, Platz zu machen. Darum hatte er den Söhnen eine Selbständigkeit zugewiesen, die sie bisher nicht besessen, und gedachte, in jene hintere Reihe zu treten, aus der es sich eines Tages leichter für ganz fortschleicht, wenn es Zeit ist.

Lukas lehnte sich, den Arm über die Brüstung geworfen, breit an das Holzwerk der Laube. Es war ein eigentümlich Ding, fast ein ärgerliches, an

diese Wende des Lebens sich plötzlich gewöhnen zu müssen, da wohl äußerlich, nicht aber in ihm noch an seiner Kraft etwas anders geworden. Aber er atmete in großen ruhigen Zügen und ließ den Blick frei in die Weite gehen. Am Ende, wenn die Kraft noch einmal nötig wurde, war es gut, sie noch vorhanden zu wissen. Vielleicht auch — mochten sie es immer nur selbst versuchen —, vielleicht bedurften sie seiner noch einmal, die Jungen! So wollte er sich auf den Auslug legen!

Während er sich so in die Zukunft mit einer zufriedenen Ruhe fügte, tauchte vor Lukas Hochstraßers innerem Blick auch sein vergangenes Leben auf. Die Söhne waren nicht mehr zu sehen. Sie waren zwischen den Häusern von Herrlibach verschwunden. Die Dämmerung der Laube wuchs, und ein langsames Dunkelwerden hob nun auch draußen an; am jenseitigen Seeufer, das als ein dunkler Streifen vor dem Blick des Hinabschauenden lag, flammte schon ein frühes Licht auf. Und das Ufer versank für Lukas, und der See verschwamm zu einem nebelhaften Nichts; aus diesem aber stiegen allmählich, sich reihend und immer deutlicher heraufwachsend, seine vergangenen Tage. Er schloß die Augen halb; denn er brauchte sie nicht, um diese vergangene Welt zu sehen. Es war klare Ausschau, die er hielt. Das war in seinem Leben gewesen und das und das! Rasches Blut im Anfang, ein gut Teil Leichtsinn, aber ehrliche Arbeitslust und richtig — viel Liebe, viel vergängliche junge Liebe, allerlei Zeitvertreib, in Ehren natürlich, und Wein und wilde Kameradschaft, wohl auch ein

toller Streich da und dort und daraufhin die harte, ernste Arbeit, das und jenes Ans-Ziel-Kommen und — immer der Glaube an den aufrechten und verläßlichen Herrgott, auf dessen Hand es sich immer am besten stützte. Und dann — da war die Frau gewesen, die sie heute begraben hatten, nicht die erste, an die er sein Herz gehängt hatte, sicherlich nicht. Ja, es fragte sich noch, ob sein Herz nur damals an ihr hing, als er die habliche Bauerntochter zum Weib nahm. Aber seine Achtung hatte sie, seine hohe Achtung. Lukas sah seine klare, starke Frau vor sich. Er war kein Weichling, vielleicht nur glänzten seine Augen in einer kaum merklichen Feuchte, aber das Herz schwoll ihm von Dankbarkeit, von einer unbewußten Bewunderung und von einer großen Liebe zu dieser toten Frau. Er erhob sich. Wenn er aufrecht stand, so erblickte er drüben in der Tiefe neben der Kirche einen Teil des Friedhofs. Er konnte das frische Grab nicht erkennen, aber seine Gedanken hingen so fest an dieser heute aufgeworfenen Grube, daß sie ihm nicht nur sichtbar, sondern ganz in die Nähe gerückt schien; und er sah die, die darinnen lag, richtete sich höher auf, als müsse er mit ihr reden, und stand barhaupt, als drängte sich ihm auf die Lippen das Wort: „So eine findet sich nicht wieder wie du!"

Zweites Kapitel

Martin Hochstraßer, der Leutnant, ging in Uniform durch die Herrlibacher Hauptstraße. Das war jedesmal ein Triumphzug. Das Dorf war

nicht klein, aber doch klein genug, daß jeder den andern und des andern Tasche kannte. Martin Hochstraßer hatte aber eine bemerkenswerte Tasche, nicht sowohl um dessentwillen, was darinnen war, wohl aber, was später einmal von des Vaters Seite hineinkommen konnte. Außerdem war er, der des häufigen Militärdienstes wegen den größten Teil des Jahres von Herrlibach abwesend war, den Dörflern so selten vor den Augen, daß sie die Hälse nach ihm als etwas Neuem streckten, wenn er auftauchte, und endlich war er: der schmucke und von Wesen angenehme Mensch in dem leuchtenden Soldatentuch. So fuhr da und dort ein Fenster seinetwegen auf, drehte sich alle Augenblicke einer oder eine in der Straße nach ihm um, kam des Präsidenten Tochter unter die Haustüre und winkten des Rabenwirts zwei Mädchen aus dem Wirtsgarten. Kurz, es war eine ansehnliche und behagliche Reise, die Martin durchs Dorf tat. Sein Säbel rasselte auf der harten Straße, und er selber schwang sich in den schlanken Hüften, grüßte dahin und dorthin, ein bißchen von oben herab oder, wenn der Gruß einem hübschen Mädchen galt, vertraulicher, als sonst Art war, und an seinem Gesicht war zu sehen, wie wohl ihm zumute war.

Er gelangte über den Weg hinab an den See. Der warme Nachmittag wollte in den Abend vergehen. Die Häuser an der Seestraße trugen noch von der Sonne heiße, wie geweißte Fronten. Die gerade Straße streckte sich weit und war staubig und heiß wie die Häuser, aber der See ihr dicht zur Seite lag ruhig, tiefblau und glatt, ein paar

Weidenbäume mit blätterschweren Zweigen hingen vom Ufer über ihn herein, als beschauten sie sich schläfernd im Spiegel, und ließen langes Haar ins Wasser rieseln. Die Sonne beschied sich, brannte nicht mehr, warf aber einen reichen Glanz über Land und See und über den sich schwingenden Leutnant. Der steuerte dem schattigen Biergarten zu, der neben der Schifflände lag und zum Gasthaus zur Post gehörte. Das letztere stand drüben breit und so sonderbar einladend an der Straße, daß man sich des Gefühls nicht zu erwehren vermochte, das Haus habe irgendwo ein Paar Arme, die es weit auf- und einem entgegenstrecke. Nun befand sich aber zwischen der Stelle, auf der Martin Hochstraßer daherschritt, und seinem Ziel noch ein andres kleines weißes Haus mit grünen, jetzt geschlossenen Läden, das sich plötzlich, obwohl es ganz schlicht und bescheiden neben der Straße stand, als ein Hindernis erwies, an dem der Leutnant nicht vorüberkam. Das Haus sah neu aus, wohl weil seine Laden und seine dunkle Tür frisch gestrichen waren; in Wirklichkeit war es eins der ältesten unten am See; aber die darin wohnten, waren neu, waren es ziemlich für die Herrlibacher, bei denen sie seit vier Wochen lebten, und ganz für den Leutnant, der sie zum erstenmal in ihrer neuen Behausung sah. Ein schmaler grüner Garten lag vor dem Hause, eine starke Buchsbaumhecke schützte ihn gegen die Straße, und Spalierreben, die bis an die Fenster des ersten Stockes gezogen waren, leiteten aus seinem Grün zum weißen Hause über. Der Garten war heute eines Stillstehens wohl wert.

Mit seinem Grasbande, aus dem wie Inseln drei Blumenbeete sich hoben, und seinem schmalen grauen Kieswege war er das Bild einer schönen stillen kleinen Welt, die gesegnet unter der großen Sonne lag. Das Grün war dunkel und saftig, und daraus hoben sich, wie eben neu mit starkem leuchtendem Pinsel betupft, die Margueriten, Geranien und Begonien, Sträucher blauer Vergißmeinnicht und am Boden gebüschelte vielfarbige Stiefmütterchen. Und die Margueriten waren klatschweiß und standen wie Sterne über dem kleineren Bluft. Vornehm aber und das kleine Blumenvolk überragend wuchsen außerhalb der Beete einzelne Rosenstöcke mit vollen, üppigen dunkeln, rosafarbenen und gelben Blüten behangen. Die kleine Welt des Gartens hatte ihr besonderes und zufriedenes Leben, das wie eine stille Musik wohl zu seinen schönen Farben paßte, das Nicken der Blätter da und dort, das stille Rieseln des langen, im leisen Winde sich neigenden Grases, ein Mückensummen und Sichwiegen kleiner grüner Käfer, die zahlreich auf Halmen und Blumen saßen. Mit diesen Käfern machte sich der alte Gotthold Fries zu schaffen, der ehemalige Schiffskapitän, der viele Jahre lang zwar nicht sein Fahrzeug durch weite und gefährliche Meere, wohl aber eines der Dampfschiffe auf dem St.-Felix-See geführt hatte, und seine Tochter Brigitte half ihm dem den Garten schädigenden Getier zu Leibe gehen. Die beiden Menschen paßten aber so wohl in die schlichte Schönheit des kleinen Gartens, daß sie dem Bilde erst die rechte Vollkommenheit gaben. Der alte Fries war von kleiner Statur. Wie er eben

über dem hohen weißen Rosenstocke stand, ragte sein Kopf so wenig über die Krone desselben hinaus, daß dieser Kopf jemand, der die dazugehörende Gestalt nicht sah, fast als aus den dunkelgrünen Blättern herausgewachsen erscheinen mochte. Es war auch schön und erstaunlich zugleich zu sehen, wie das Haar und der Vollbart des alten Mannes genau dieselbe seidenschimmernde und feine bleiche Farbe der Rosen hatte, die am Stocke standen. Das Haar war voll und kraus wie das eines jungen, das über die Blumen geneigte Gesicht stark gebräunt und von schweren Runzeln durchschnitten, die Stirn mit den noch grauschwarzen Brauen emporgezogen, so daß die Züge einen halb erstaunten, halb ängstlichen Ausdruck erhielten, der durch den schmalgeschlossenen Mund noch verstärkt wurde. Die Augen waren braun und hatten einen falkenhaften, eigentümlich spähenden Blick, der an den Beruf des einstigen Kapitäns erinnerte. Fries trug auch den Kopf noch immer vorgeneigt und gab unwissentlich dem Körper dieselbe Haltung noch, die er, auf der Kommandobrücke seines Schiffes stehend, gehabt haben mochte, wenn sein Blick dem Fahrzeug, seinen Weg messend, vorausgeflogen war. Außer dieser Haltung und dem scharfen Blitzen der Augen hatte der alte Mann freilich nichts Rauhes oder Seemannhaftes an sich. Sein Gesicht war still, und wer hineinsah, brauchte nicht lang zu fragen, warum Gotthold Fries während seiner langen Dienstjahre unten in St. Felix und in allen Umgemeinden des Sees nur unter dem Namen „der gute Kapitän“ bekannt gewesen war. Seine

Tochter Brigitte überragte ihn um einen Kopf, was noch immer nicht hieß, daß sie groß war. Auf ihr, deren zarte, zierliche Gestalt in anmutigen Bewegungen sich bückte und wieder aufrichtete, haftete der Blick des sich nähernden Martin, sie hatte er zuerst erspäht, und sie war schuld, daß er seine Schritte verlangsamte, sie in einen Schlendertakt fallen ließ und daß er wie zufällig dicht an die Buchsbaumhecke herantrat.

„Guten Abend, Kapitän," sagte Martin und warf beide Arme über die Hecke, bequem sich hinnestelnd, wie um zu sagen: so, da bleibe ich eine Weile. Als aber zugleich mit dem Vater das Mädchen sich umwendete, schlug er die Hacken zusammen, stand stramm und salutierte. Dabei trafen seine Augen dreist und fest in die blauen Brigittens, die sie errötend senkte.

„Ihr seid also schon eingezogen," setzte Martin das Gespräch fort, als der Alte ihm den Gruß zurückgegeben hatte.

„Schon vor vier Wochen," gab Fries zurück. Dann nannte er seiner Tochter des Leutnants Namen, und sie trat an die Hecke heran, legte die schlanke Hand in die Martins, und wie vorhin ob seines allzu frei den ihren suchenden Blickes errötete sie jetzt, weil er ihre Hand nur langsam und als ob sie sich lange kennten, wieder aus der seinen gleiten ließ. Sie trat gleich darauf zurück und nahm ihre Arbeit auf. Fries und Martin aber, die einander von mancher gemeinsamen Fahrt auf dem See kannten, kamen in eine Unterhaltung darüber, wie jenem sein Ruhehafen hier in Herrlibach gefalle,

wieso er darauf verfallen, gerade hier sich anzusiedeln und dergleichen mehr. Der Alte war gesprächig, und Martin hatte die vorige Stellung wieder eingenommen, als gedächte er am Buchsbaumhag zu übernachten. Während er aber dem Kapitän Rede und Antwort stand, flog sein Blick immer wieder nach dem Mädchen hinüber, das sich um ihn nicht kümmerte. Mit leichten und anmutigen Schritten ging sie von Rosenstock zu Rosenstock. In ihrem Wesen und ihrem Aeußern war etwas Kindliches; das aschblonde Haar hing ihr in zwei langen Zöpfen in die Hüften. Ihr Gesicht war weiß und fein, von einer fast schmerzhaften Zartheit. Ihre Brauen waren hoch über die stillen Augen gestrichen, Nase und Mund von schöner, schlichter Zeichnung, insbesondere aber fiel unter dem glatt zurückgestrichenen Haar die schöne Reinheit ihrer Stirne auf. Der Leutnant verdaute nicht, daß sie seiner nicht weiter achtete; die Weiber von Herrlibach und anderwärts hatten ihn zu sehr verwöhnt, als daß ihn die Eitelkeit nicht gestochen hätte. Vielleicht aus Aerger, vielleicht aber auch nur, um sie ins Gespräch zu ziehen, fragte er daher jetzt: „Und das Fräulein? Wie findet sie sich ins Landleben?"

Brigitte hörte nicht oder wollte nicht hören, Fries aber gab statt ihrer Bescheid, daß sie, die bisher in St. Felix gewohnt und dort noch die Schule besucht hatte, hier in Herrlibach ganz glücklich sei und sich nichts Besseres wünsche. „Wenn man nur noch jünger wäre," fügte er mit einer leisen Bedenklichkeit hinzu und kam dann in ein Erzählen, das fast ein Selbstgespräch war. Wie

es ihn doch sonderbar gemahnt habe, als ihm vor einem Jahre seine Frau gestorben, die jünger als er gewesen, wie Leute im hohen Alter von Fünfzigen keine Kinder mehr haben sollten, damit sie nicht, wie heute er mit seinen Achtundsechzig, die Furcht täglich vor Augen haben müßten, daß das junge Kind zu früh verwaise und schutzlos zurückbleibe und dergleichen mehr! Martin, der Leutnant, nutzte seine Gabe, sich den Leuten angenehm zu machen, und wußte in ernsthaften und wohlgesetzten Worten den Alten zu trösten, daß er bei seiner Rüstigkeit wohl noch lange zu leben habe und daß sich nachher und zumal hier in Herrlibach wohl rechtschaffene Leute finden würden, bereit, einen so lieben Schützling wie seine Tochter in ihre Obhut zu nehmen. Weil bei diesen Worten die Gesichter beider sich Brigitten zuwendeten und auf beiden ein Lächeln war, so daß sie leicht erriet, wie sie von ihr sprachen, kam diese nun doch herüber und fragte, was sie meinten. Sie kamen dann auf Martins Vater Lukas zu reden, auf den der Leutnant das Gespräch gebracht hatte, wohl um gleich einen Menschen zu nennen, dessen Schutz des Kapitäns Tochter sicher und wertvoll sein möchte. In das stille Antlitz des Alten kam, als nun die Rede von Lukas Hochstraßer ging, ein großer Ernst. Er sprach davon, wie er sich lange vorgenommen, ihn aufzusuchen, schon weil er sich ihm in seiner Witwerschaft auf eine betrübliche Art verwandt fühle, dann aber auch, weil er sich seiner als eines seiner Fahrgäste erinnere, die er zwar nicht zu oft auf dem See gesehen, die man aber nicht so leicht wieder vergesse. Er brachte seine

Gedanken lange nicht mehr von Lukas ab; selbst als Martin es inzwischen an der Zeit hielt, seinen Weg fortzusetzen, und sich verabschiedete, sprach er noch, hinter dem Davonschreitenden herblickend, zu dem Mädchen: „Seinen Vater mußt du einmal sehen, Mädchen. Die Welt hat wenige Biedermänner wie den."

Brigitte blickte nachdenklich auf die Straße, auf der Martin davonschritt, und empfand dabei an ihrer Hand noch den langen und bedeutsamen Druck, mit dem er sie beim Weggehen gegrüßt hatte. Vielleicht war das Wort, das seinen Vater rühmte, schuld daran, daß sie diesen Händedruck Martins weniger als dreist und aufdringlich empfand als seinen ersten Gruß.

Martin wendete sich indessen dem Biergarten zu, auf den er von Anfang an losgesteuert hatte. Es waren keine Gäste da; denn die von Herrlibach hatten werktags nicht Muße fürs Wirtshaus, aber die Kellnerin sah ihn hineingehen und kam, nach seinen Wünschen zu fragen. Er war unter den mächtigen alten Linden des Gartens und zwischen den Wirtstischen hindurchgeschritten bis zum Geländer, das den Garten gegen den See hin abschloß. Hier ließ er sich an einem Tische nieder und tändelte eine Weile mit dem vor ihm stehenden Schenkmädchen. Er tat das in einer lässigen, oberflächlichen Art wie etwas, was ihm bis zum Ueberdruß Gewohnheit war. Als er sich dabei zu langweilen anfing, sandte er das Mädchen nach Bier. Sie blieb eine Weile aus. Indessen wendete Martin sich dem See zu und blickte auf das stille, glänzende

Wasser. Im Garten dämmerte es schon, die Bäume hielten ein so schweres grünes Dach über die Tische, daß das Licht nur spärlich hindurchfiel. Martin legte den Kopf in die hohle Hand und gähnte. Die Postkellnerin war nicht über Mittelmaß hübsch. Es hatte nicht der Mühe gelohnt, ihr schönzutun. Aber als er nun allein saß, den Blick auf das Wasser geheftet, kam ihm jäh das Bild der jungen Brigitte Fries wieder vor Augen. Er rutschte unruhig auf seiner Bank. Sapperlot, sapperlot, ein schönes Kind war sie, die da von vorhin! Schade, daß er morgen wieder einrücken mußte! Und Martin Hochstraßer kam ins Spinnen. Er sah sich an des Kapitäns Gartenhag, sah sich dann im Garten selber, saß auf der hinter ein paar buschigen Tannen versteckten Bank und hatte Brigitte neben sich. Martin Hochstraßer hatte eine lebhafte Phantasie und eine Art Virtuosität, sich in derlei angenehme Lagen zu träumen, vielleicht weil er eine ebensolche Virtuosität hatte, sich in Wirklichkeit in solche Lagen zu bringen. Bis die Kellnerin mit seinem Glas kam, unterhielt er sich derweise ganz gut. Als das Mädchen das Bier mit einem „Prosit" vor ihn hinstellte, fuhr er aus seinen Gedanken.

Ob er mit dem Schiff stadtwärts wolle, fragte ihn die Hebe.

„Heute nicht mehr, morgen," gab er zurück. Aber er sei um die Post gekommen, die das Schiff von St. Felix brächte. Er erwarte Nachricht von einem seiner Vorgesetzten.

Eine Weile zog sich das Gespräch zwischen ihm und dem Mädchen so hin, lässig, fast faul, da-

zwischen hinein tätschelte er ihre rote unschöne Hand oder kniff sie in den Arm, und sie wehrte ihm mit einem dreisten Lachen, das bewies, wie ihr die Abwehr nicht ernst war. Der Abend brach rasch herein. Auf dem See scholl das Geräusch stampfender Räder. Drüben wurde das Schiff sichtbar. Martin stand auf und trat ans Geländer, die Kellnerin stellte sich neben ihn, so sahen sie dem langsam näher ziehenden Dampfboot entgegen. Als es so nahe war, daß die Personen an Bord sich unterscheiden ließen, ging das Mädchen ins Haus zurück, wo es für sie Arbeit gab. Martin blieb stehen. Das Schiff legte drüben am Landungssteg an, die Brücke wurde auf Bord geschoben. Eine Anzahl Passagiere stieg aus, Leute von Herrlibach. Martin grüßte hinüber, den einen und andern, und sie grüßten zurück. Ganz zuletzt trat ein junges Mädchen in blitzblauem Kleid, ein schwarzes Spitzentuch über den Kopf gelegt, ans Land. Sie stieg zögernd aus, der Schiffsbeamte mußte sie zur Eile mahnen, und dann stand sie fremd und wie scheu am Ufer. Plötzlich fiel ihr Blick auf Martin, den sie, auf der andern Seite des Schiffes stehend, bisher nicht bemerkt hatte. Im gleichen Augenblick wurde auch der Leutnant ihrer gewahr. Beide schraken sichtlich zusammen. Das bleiche Gesicht des braunhaarigen Mädchens wurde noch weißer. Martins Stirn glänzte plötzlich, als ob ihm heiß sei. Er machte unwillkürlich eine Bewegung nach dem Garten zurück. Dann trat er an den Tisch, setzte sein Bierglas an, trank hastig, stellte es aber wieder hin, ohne es zu leeren, und ging dem Ausgang zu. Aber noch ehe er unter den Bäumen

hinaustrat, stand die im blauen Kleid am Garteneingang.

„Martin," sagte sie mit einer angstvollen und demütigen Stimme. In ihren braunen Augen, die das Schönste an ihrem weichen, runden, sommersprossigen Gesicht waren, standen Tränen.

„Bist du von Sinnen?" sagte der Leutnant in unterdrücktem Ton und mit zorniger Hast. Dabei schaute er sich um, ob niemand nahe sei.

Die Leute auf dem Landungssteg hatten sich verlaufen. Nur drüben im Gasthaus in der im Erdgeschoß gelegenen Wirtsstube war Lachen und Lärmen. Dort war die Zahl der Gäste gewachsen.

„Ich habe dir nachgehen müssen, es hat mir keine Ruhe gelassen," stieß das Mädchen wieder heraus.

Sie sprach einen süddeutschen Dialekt. Ihre Erregung war so groß, daß sie zitterte, und in Wort und Geste lag eine grenzenlose Angst. Martin trat tiefer in den Schatten der Bäume zurück. Es war jetzt fast dunkel im Garten. „Was ist denn? Hast du nicht warten können, bis ich wieder in St. Felix bin?" fragte er unwirsch.

Sie kam näher zu ihm. „Es ist doch — ich —" stammelte sie.

Er versuchte ein Lachen, aber es ging nicht recht. Neben ihrer zitternden Furcht kam es nicht auf.

„Mein Gott," fuhr sie in leiser, sich überstürzender Rede fort. „Du mußt mir helfen. Du mußt mir raten, was ich tun soll. Ich kann es meiner Mutter nicht heimschreiben. Er läßt mich nie mehr ins Haus, der Vater, und — und ich bin

ja doch fremd hierzuland. Kaum vier Monate, daß ich fort bin von daheim, und ich kenne mich nicht aus hier, und — Martin — du mußt mir doch sagen —?"

„Ich kann dich nicht heiraten," sagte der Leutnant in dumpfem, störrischem Ton.

Sie sah an sich hinunter. Kleidung und Wesen verrieten leicht das Mädchen vom Lande, das dienen lernte. Nun brach sie in bitteres, in sich verwundenes Weinen aus. Und darauf bat sie wieder: „Mein Gott, mein Gott, sage mir doch, was ich tun soll."

Martin Hochstraßer senkte den Kopf. Die Worte des Mädchens und der Ton ihrer Stimme gingen ihm zu Herzen. Er biß die Lippen zusammen und scharrte mit dem Fuß im Gartenkies, verlegen um das, was er ihr sagen sollte. Da trat drüben über der Straße jemand aus der Tür der Wirtsstube. Das weckte ihn. „Geh vom Eingang weg, Maria," sagte er hastig, fast barsch, und als sie erschreckt und gehorsam neben ihn trat, wollte er sie ebenso hastig vollends abschütteln. „Morgen in St. Felix wollen wir darüber reden. Du gehst zurück mit dem letzten Schiff, hast du gehört?" Sein Ton war herrisch, und er machte Miene, sie zu verlassen.

Aber Maria klammerte sich an seinen Arm: „Martin, du kannst mich doch nicht im Stich lassen, Martin," bettelte sie.

Die Schritte von vorhin entfernten sich auf der Straße, aber zum zweitenmal ging die Wirtsstubentür.

Martin hielt sich nicht länger. Er drängte das Mädchen zurück. „Bleib da," stieß er heraus, und als sie noch immer bettelnd ihn zu halten suchte, vergaß er sich. „Narr!" sagte er, riß sich mit einer rauhen Bewegung los und ging aus dem Garten. Daß er die Post hatte holen wollen, fiel ihm nicht mehr ein. Eilig schritt er auf der Straße davon.

Die Maria stand wie betäubt. Sie trat tiefer in den dunkeln Garten zurück; ganz in eine nächtige Ecke schlich sie, rückwärts gehend, stand da und lauschte, wie Martin davonging, und lauschte, wie jemand an den Garten kam. Sie unterschied die Gestalt der Kellnerin, die am Eingang stand und hereinschaute. Diese holte Martins Glas vom Tisch, wo er gesessen hatte, und ging wieder davon, ohne daß sie Maria gesehen hätte. Die letztere hielt die Hände verkrampft. Sie fror, zuweilen kam sie das bittere, stürmische Weinen wieder an.

Allmählich wurde es ganz Nacht. Drüben in der Wirtsstube hatten sie Licht angezündet, ein roter Schein quoll über die Straße herüber und stach da und dort zwischen Astwerk hindurch in den Garten. Die Maria wich davor zurück, ohne zu wissen, warum. Auf der Seeseite des Gartens war es schwarz vor Dunkelheit, dorthin verkroch sie sich, und als sie sich zwischen Tischen und Bänken hindurchgetastet hatte, bis wo sie des Geländers wegen nicht mehr weiter konnte, ließ sie sich auf dieselbe Bank nieder, auf der Martin vorher gesessen hatte. Ihr Kopf war dumpf, sie saß in sich zusammengeworfen auf der Bank; es war auf der Welt kein unglücklicherer Mensch als sie. Die Nacht war sonderbar still,

im Anfang schien sie so tief dunkel, daß Maria, die nichts sah, sich leiblich so verloren fühlte wie in ihrer armen Seele. Bald aber gewöhnte sich ihr Auge an die Dunkelheit, und wo der See lag, sah sie eine glänzend schwarze Fläche wie schwarzgleißenden Stahl, und dann unterschied sie den Himmel, der sich hoch über diese Fläche spannte, und nun schlüpfte aus dem dunkeln Himmel da und da und dort ein kleines zuckendes Licht. Dann war es, als sei jedes dieser Lichter auch unten im See, tief in der Flut wie eine mit einem Speer hineingestochene kleine leuchtende Wunde. Aber der Garten schwieg. Selten nur rauschte es in den alten großen Bäumen. Die Maria störte und fand niemand. Und die Maria sah bald nicht mehr den See und die aufglimmenden Sterne. Sie saß mit über den Tisch geworfenem Oberkörper da und starrte vor sich hin und starrte in ihr armes Leben hinein. Es war ein Haus unten in der schwäbischen Ebene! Nelkenstöcke standen vor den braunen Fenstern; die Mutter war immer für ihre schönen Nelken bekannt gewesen! Und ein Mann ging auf das Holzhaus zu, mit der Grashutte am Rücken, groß und hager, mit einem strengen, rechtschaffenen Gesicht. Ein grauer Bartkranz lief ihm um Wangen und Kinn, aber der Mund war frei und war fest geschlossen; er lachte wenig, der Vater! Aber er arbeitete vom frühen Morgen bis in die Nacht, daß er für die große Familie ein rechtschaffen Brot verdiente. Und rechtschaffen sein — darauf war er stolz, darauf immer, daß er es sei und daß es seine Kinder würden und —

Eben rauschten die alten Bäume wieder dumpf, als hätten sie alle einen tiefen, schmerzlichen Atemzug getan; und ein Schluchzen tönt in das Rauschen, ein herzbrechendes, bitteres, verzweifeltes.

„Jesus, mein Gott, was soll ich tun?“ stöhnt die Maria, die fremd ist und keinen hat und weiß, daß — — — Ja freilich, wie soll der große Herr, der Martin, ihr helfen können!

Drittes Kapitel

Lukas Hochstraßer trat aus seinem Hause, aus dem Hausteil, das er jetzt mit seiner Tochter Rosa bewohnte. Drüben im andern waren die Jungen allein Meister, sollten allein Meister sein. Es war noch früh am Tag, aber nicht ganz so früh wie sonst, wenn Lukas Hochstraßer seinen Tag anfing. Seine Pflichten waren ihm von den breiten Schultern gefallen, er mußte sich an dies Gefühl, ohne Last zu sein, erst gewöhnen, und im Ernst bestrebt, es zu tun, begann er seinen Tag eine Stunde später als sonst. Aber die Sonne war doch kaum über den waldigen Bergrücken heraufgeklettert. Mit hundert Lanzen stach sie droben zwischen braunem Gestämme hindurch, aber das Haus erreichte sie noch nicht. Der Tau hing schwer an den Gräsern der nahen Matten, und der Boden zwischen Haus und Stall war feucht. Lukas stand hemdärmelig, mit offener Weste. Er reckte sich und sah sich um. Auch das war neu, daß er sich erst umzusehen hatte, wo er angreifen sollte. Drüben am Stall hantierten

seine Söhne Christian und David. Der blonde jüngere verschwand im Kuhstall, aber Christian, der den Vater nicht bemerkte, ging mit einer Sense über der Schulter in die nächste Wiese hinüber und hob zu schneiden an. Der Alte betrachtete ihn eine Weile. Etwas Knechthaftes war in Christians Art. Er ging in geringen Kleidern, wie sich's für rauhe Landarbeit schickte, war hemdärmelig und trug die Weste offen wie der Vater, aber das Knechtische lag in seiner Art zu arbeiten. Schritt für Schritt vorwärts tretend, handhabte er die Sense in einer trockenen, geizigen Weise, als gönne er dem Boden keinen Halm, der bliebe, und zürne er ihm, daß er nicht mehr trug.

Lukas trat an die Scheune, langte sich Rechen und Hutte herab und schritt nach der Stelle hinüber, wo Christian werkte.

„Tag!“

„Tag, Vater!“

So ging ihr Gruß hin und zurück, und schon in diesem kurzen Kreuzen ihrer Stimmen lag ihre große Verschiedenheit. Der Gruß des Vaters war wie das dumpfe, hallende einmalige Anschlagen einer großen Glocke, der Christians klang trocken, kurz, gespart und knapp.

„Wenn du in den Berg hinauf willst,“ sagte Lukas, „laß mich hier fertigmachen.“

„Ja, gut,“ gab der andre zurück und reichte ihm die Sense.

Im Berg stand Hochstraßers Hauptscheune. Sein großer Viehstand war dort untergebracht, nur die Hauskühe hatten hier unten ihren Stand.

Ohne ein weiteres Wort machte sich Lukas ans Mähen. Christian entfernte sich langsam. Wie aber Lukas die Sense handhabte, das war wiederum ganz anders, als wie der Sohn es getan. Er griff den Stein aus dem Wetzköcher, der am Boden lag. Mit großen Strichen schärfte er die Sensenschneide; es klang hell und weithin über die Matte. Dann begann er zu schneiden, weit ausgreifend, und das Gras sank vor ihm hin, als ob es vor seinen großen, freien Schritten sinke. Sonderbar wuchtig und doch leicht und gleichsam der Scholle froh, schritt er über seinen Boden dahin.

Drüben blieb Christian auf dem Fußpfad stehen, über den er mit hängendem Kopf und in Gedanken hinaufgegangen war. Es lag dort ein kleiner grauer Stein im Boden. Zwei Furchen gingen von ihm aus, nach Norden und nach Osten laufend, gerade und scharf wie Messerschneiden. Christian starrte auf den Stein nieder, hob den harten Finger zum Mund und zwängte ein paar Haare des kleinen roten Schnurrbarts zwischen die Zähne. Der Stein war ihm wie ein Nagel im eignen Fleisch und die zwei Furchen wie wirkliche klaffende Messerschnitte. Bei diesem Stein lag die Grenze der Hochstraßerschen Grundstücke. Hier stieß ans Hochstraßerland der Besitz des Ulrich Koller, des Bauern, der dort drüben in dem alten grauen, unschönen Hause zwischen den Reben saß, und es war nicht, daß sein Boden sich nachbarlich ehrlich an den Hochstraßers lehnte, sondern er schnitt in diesen, den größeren, ihn auf zwei Seiten umfassenden Eigenbesitz hinein, in scharfer Ecke sich roh und herrisch hineinzwängend. Christian

stand und blickte auf den Stein und schien nicht davon abkommen zu können. Zuweilen hob er die kleinen scharfen Augen und sah über das Land Kollers hin, als messe er es bei Fuß und Elle. Ein-, zweimal wendete er sich nach dem Vater zurück, wie um diesen aufmerksam zu machen. Auf einmal und wie in plötzlichem Entschluß rief er ihn an: „Vater!" Es klang fast zornig.

Im Augenblick, da er rief, kam über denselben Fußweg herab, den er hätte hinansteigen sollen, ein Mädchen gegangen. Mit einem Korb am Arm kam sie daher, in nicht übersauberem, flickigem Gewand, die Aermel bis zum Ellbogen aufgekrempelt, so daß der dürre braune Arm wie ein nackter Stecken durch den Henkel des Korbes stach. Sie war nicht mehr ganz jung, sechsundzwanzig vielleicht, und hatte ein eigentümliches Vogelgesicht, eine schnabelähnliche, große, gebogene Nase, eine kurze, wölbige, häßliche Stirn und zwei Augen von tiefem, schönem Braun, die aber durch den sonderbaren Schnitt der Höhlungen etwas Stechendes bekamen. Das spärliche schwarze Haar trug sie straff gegen den Hinterkopf zurückgespannt, wo es in einem unendlich dünnen Zöpfchen zu einem kleinen Nest gewunden war. Als sie in Christians Nähe kam, hustete sie bedeutsam.

„Da bist doch schon manchmal gestanden," sagte sie.

„Beim Eid bin ich das," gestand er.

„Deswegen rückt der Markstein nicht weg," meinte sie, schwang spöttisch den Korb und schwang sich selber mit einer Bewegung an ihm vorüber, die vielleicht hätte leicht und jung sein sollen; aber

sie selbst war dabei wie eine Stange, um die ein paar Tuchfahnen schlagen.

„Richtig," knurrte Christian.

„Wenn der Vater tot ist, verkaufe ich," lachte sie, schon wegabwärts trottend, aber das Gesicht noch ihm zugewandt. Und das hatte sie, die Barbara Koller, dem Christian schon manchmal zum Trost gegeben; denn die Geschichte, daß Lukas Hochstraßer das Gut Kollers gern gekauft hätte und daß letzterer es nicht hergab, war schon alt, obwohl weder Lukas selbst noch seine übrigen Söhne so leidenschaftlich nach dem Nachbargut verlangten wie eben Christian.

Lukas kam jetzt mit seinen gemachen Schritten heraufgestiegen. Er grüßte die Barbara, die an ihm scheuer als vorhin am Sohne vorüberging, sich nicht weiter aufhielt, sondern mit hölzernem Gang bergab eilte.

„Was ist denn?" fragte Lukas den Sohn.

„Ich habe mit Euch reden wollen wegen dem Land da," sagte Christian, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Barbara außer Hörweite war.

„Rein versessen bist du darauf," gab Lukas zurück.

Christian rieb die knochigen Hände in einer dürftigen Weise aneinander, als rechne er heimlich in sich hinein. „Ihr habt uns das Gut übergeben," fuhr er langsam und nachdenklich fort. „Da besinnt man sich mehr als früher, wie man aus seinem Eigen etwas ziehe."

„Wir haben immer etwas gezogen," sagte Lukas.

„Aber daß gerade da drüben der bessere Wein wächst —"

Christian zeigte auf Kollers Weinberg, auf dem schon die heiße Sonne lag, während sie beide noch im Schatten standen.

Lukas zuckte die Achsel. „Was einmal nicht zu haben ist —"

Christian rieb noch immer sinnend die Hände; sein Blick ging nach der Richtung hinab, wo die Barbara inzwischen verschwunden war. „Es ist mir ein Ausweg eingefallen," sagte er jetzt. „Wenn Ihr einverstanden seid —" fügte er hinzu. Die Sätze kamen brockenhaft aus ihm heraus.

„Was denn?" fragte Lukas nur halb aufmerksam. Er stand über dem Sohne am Weg und ließ den Blick in den Morgen hinausgehen.

„Ich will die Barbara ums Heiraten fragen."

„Du?" sagte Lukas. „Wenn ein andrer es sagte, würde ich ihm ins Gesicht lachen."

„Sie ist dem Uli seine einzige."

„Und vier Jahre älter als du."

„Sie ist arbeitsam — und —"

„Und eine Vogelscheuche."

„Von der Schönheit hat einer nicht gegessen."

„Du mußt sie ein Leben lang haben, wenn du sie hast."

„Sie sieht auf den Rappen. Es kann einer zu etwas kommen mit der."

Lukas Hochstraßer blickte auf den Sohn, von der ganzen Höhe seiner langen Gestalt auf den schmächtigen Menschen, von der freien Warte seines weiten Sinnes auf den engmeinigen andern, und der

ältere Mann lachte. Er sprach eine ganze Weile nicht weiter, betrachtete nur den jüngeren, der in seiner knappen Art noch diesen und jenen Vorzug an Barbara Koller hervorsuchte und dartat. Lukas mußte an seine verstorbene Frau denken. Bei ihr war ein kleiner Anfang von dem zu suchen, was in Christian groß war, sie hatte gut zu rechnen gewußt, hatte ihren Stolz darauf gesetzt, daß es im Haushalt vorwärts ging, und obwohl sie ihrem Liebling, dem Martin, manchen guten Batzen zugesteckt hatte, war sie allzeit genau gewesen. Von ihr mochte Christian seine Knappheit haben.

„Fragen will ich sie eines Tages," hob Christian wieder an.

„Du mußt sie haben, nicht ich," antwortete Lukas.

Christian beschied sich damit. „Ja," sagte er noch. So will ich weiter, mochte das heißen. Er hing den Kopf vornüber, noch immer mit seinen Gedanken beschäftigt, und hob an, bergan zu steigen.

Lukas sah ihm nach. Die Knauserigkeit des Sohnes schien ihm des Lachens wert, aber —

Seinen Weg wird der machen, ging es ihm dabei durch den Sinn, und er gestand sich, daß von seinen Söhnen der, welcher dort hinaufstieg, den stärksten Willen hatte. Die andern ließen sich vom Leben schieben, der ebnete sich die Straße, wie es ihm gefiel, und wußte, was er wollte. Ob er es recht anfaßte, mußte sich zeigen.

Christian verschwand in der Höhe.

Lukas tat einen Blick über das Land Uli Kollers hin. Das wollte Christian an das Hochstraßergut

ziehen, hm, der Mühe war es wohl wert! Ein stattlicher Besitz wurde das Gut nachher, ein kleines Königreich! Und langsam ging er nach seiner Matte zurück, nahm den Rechen auf und hob an, das geschnittene Gras in den Korb zu werfen.

Lukas arbeitete eine Weile, dann bemerkte er, daß drüben vor der Stalltür David, Martin und Rosa mit einem Manne in eifrigem Gespräch beisammenstanden. Er erkannte den Dorfpolizisten, und aus den Gebärden aller war zu entnehmen, daß irgend etwas Außergewöhnliches sich ereignet haben mußte. Sie blickten jetzt nach ihm herüber und kamen dann alle vier näher, Rosa den Männern vorauf, erregt und von ihrer Mitteilsamkeit vorgedrängt. Martin ging langsam hinter den andern her. Er war in Uniform, zur Abreise gerüstet; in einer halben Stunde ging sein Schiff nach St. Felix ab. Er schien ungewöhnlich bleich, um seinen Mund war ein unschöner Zug, ein nervöses Herunterziehen des einen Mundwinkels, in seiner Stirn stand eine Zornfalte.

„Sie haben ein Mädchen gefunden im See!“ rief Rosa dem Vater entgegen.

„Ertrunken?“ fragte Lukas.

„Beim Postgasthausgarten,“ sagte Kunz, der Polizist, herantretend und sein Käppi lüftend. Er war ein älterer, hagerer Mann mit grauem Vollbart, ein ruhiger und rechtschaffener Mensch, der mit verständiger Mahnung da und dort mehr ausrichtete als ein andrer mit Gewalt. „Eine dunkle Sache,“ fügte er hinzu, erzählte, daß niemand das Mädchen kenne, einzelne wohl meinten, sie hätten

gestern sie aus dem Abendschiff aussteigen sehen, „und" — er stockte und wendete sich gegen Martin, der, auf seinen Säbel gestützt, dastand — „die Kellnerin in der Post hätte den Leutnant Hochstraßer bei ihr stehen sehen, bei dem Mädchen."

Die Kellnerin in der Post solle sich um das kümmern, was sie anginge, sagte Martin mit aufgeworfenem Kopf. Was sollte er mit dem Mädchen geredet haben, das niemand kenne!

Kunz wendete bescheiden ein, daß er nur pflichtgemäß Nachfrage halte.

„Noch jung, sagt Ihr, ist sie?" warf David dazwischen. Er hatte einen trüben Schein in den verstaunten Augen; Unglück andrer ging ihm immer zu Herzen.

„Recht jung," gab der Polizist zurück. „Es wird sie einer ins Unglück gebracht haben," fügte er hinzu.

„Schade, daß man dergleichen Vögel selten fängt," murrte Lukas zornig. Dann berichtete der Polizist, wie sie die Tote gefunden, wohin sie sie gebracht und was für Schritte sie getan hätten, um festzustellen, wer sie sei. Nach einer kleinen Weile ging er hinweg. David reichte dem Bruder die Hand und ging an seine Arbeit zurück, auch Rosa verabschiedete sich und trat ins Haus. Lukas und Martin standen allein beieinander.

„Ich muß nach dem Schiff," sagte der Leutnant. Seine Stimme hatte etwas Knappes, als ginge ihm der Atem nicht so leicht wie sonst. Dann streckte er dem Vater die Hand hin. „Ueber den Sonntag komme ich herauf."

Lukas nahm seine Hand flüchtig und ließ sie fallen. „Ade," sagte er.

Martin wollte gehen. Da rief ihn jener noch einmal an. „Nimm den Fußweg, so kannst du dir Zeit lassen." Dabei winkte er den Sohn auf den schmalen Weg, der durch die Matten hinabführte und den vorher die Barbara gegangen, legte den Rechen, den er zur Hand genommen, beiseite und schritt langsam neben Martin her. „Das würde ich mir nicht länger nachsagen lassen," wandte er sich an ihn.

„Was?" fragte Martin unwirsch.

Lukas blieb gelassen.

„Warum sollst du mit dem fremden Mädchen gesprochen haben? Weil sie zu Herrlibach reden, daß du gern hinter Schürzen her bist!"

Die beiden stattlichen Menschen gingen langsam Seite an Seite fürbaß, der Vater mit auf den Rücken gelegten Händen, nachdenklich zuweilen stehenbleibend und ernsthaft auf den Sohn einredend, Martin mit vornübergebeugtem Kopf, bleich, die Lippen zwischen die Zähne gezwängt. „Rasch warm werden schadet nichts," fuhr jener fort. „Ich habe in meiner Jugend auch lieber schöne Gesichter gesehen als häßliche. Aber im Zaume halten muß sich einer können. Es ist nichts Elenderes als ein Mensch, der nicht mehr die Kraft zur Treue hat."

Lukas blieb stehen. Auch Martin hielt an. Er hatte eine trotzige Miene aufgesetzt. „Man soll es sagen, wenn man etwas Schlechtes weiß," murrte er.

„Schlechtes? Wenn ich Schlechtes wüßte, würden wir anders miteinander sprechen, wir zwei."

Jetzt grollte auch Lukas, aber äußerlich war keine Erregung an ihm, sein Zorn war nur wie ganz fern das Rollen, wenn es weit über den Bergen gewittert.

Martin sah auf die Uhr. „Ich versäume wahrhaftig mein Schiff," sagte er hastig, und, in unechter Eile das Gespräch abbrechend, berührte er noch einmal kurz des Vaters Hand und ging rasch davon.

Lukas wendete sich nicht. Er blickte auch diesem Sohne nach, wie er kurze Zeit vorher hinter dem zu Berg steigenden andern hergeschaut hatte. Die helle, volle Sonne lag über dem Weg, den Martin, der Leutnant, tat. Er schritt leicht dahin. Seine schöne Uniform glänzte und sein Degen leuchtete. Und dennoch empfand Lukas, als liege etwas Dunkles über dem sich Entfernenden. Es begann ihn etwas zu quälen, über das er sich nicht klar war, ein Verdacht, als ob der, der da hinging, nicht rechtschaffen wäre, wie er ihn bisher geglaubt hatte.

Martin ging mit großen Schritten wegab. Sein Gesicht war von einer eigentümlichen Unruhe lebendig, seine Lippen zitterten manchmal unmerklich, als ob er Angst habe, und diese Angst kam erst in ihm auf, als er nun allein war; vorher hatte er sie gewaltsam niedergehalten, damit keiner sie sehe. Ins Wasser war sie gegangen, die Maria, seinetwegen! Das — bei Gott, das hatte er nicht gewollt oder vorausgesehen, sonst — törichtes Mädchen! — vielleicht hätte er ihr einen Rat gewußt, wenn sie gewartet hätte! Freilich — war er vielleicht der einzige, der —! Was brauchte sie sich ihm an den

Hals zu werfen, die Maria! So stritt er mit seinem Gewissen auf diesem Wege, und da es ein lahmes Ding war, wurde er bald Herr darüber. Dann wurde sein Blick klarer. Es galt, um die leide Geschichte herumzukommen, damit niemand Verdacht schöpfte. Hoffentlich hatte die Maria nichts Geschriebenes hinterlassen! Unten in St. Felix, den paar Menschen, die um seine Bekanntschaft mit dem Mädchen wußten, war wohl nicht allzu schwer zu beweisen, daß er im Grunde keine Schuld an ihr hatte! Sicher keine Schuld! Es konnte doch niemand vorauswissen, daß das Mädchen es sich so zu Herzen nehmen würde!

Als Martin die Seestraße erreichte, war die Unruhe aus seinem Gesicht geschwunden. Sein Schritt war noch rascher geworden, und mit jedem Schritt hellten sich seine Züge mehr. So entlief er gleichsam seinem Gewissen, hatte es immer so gehalten: unangenehmen Gedanken war er immer entlaufen.

Der Fußweg mündete unfern der Stelle in die Seestraße, auf der das Haus des Kapitäns Fries stand. Seine Frontfenster waren dem hellen Morgen aufgetan, und als Martin vorüberkam, stand Brigitte unter dem einen. Sie trug ein Tuch im Zipfel über ihr schönes Haar gebunden. Die Aermel ihrer Morgenjacke waren hochgestreift und ihre schlanken Arme schimmerten weiß. Martin grüßte, und erst sein Gruß machte sie auf ihn aufmerksam. Sie errötete und wendete sich hastig und in einer edeln Scheu vom Fenster hinweg; seinen Gruß hatte sie mit einem verlegenen Nicken des

Kopfes fast mechanisch zurückgegeben. Der Leutnant aber hatte ein Herzpochen, das ihm für einen Augenblick den letzten Gedanken an die Maria nahm.

An der Lände legte eben das Schiff an. Martin mußte eilen. Er bog fast laufend in den Steg ein. Wer ihm begegnete, den grüßte er mit einem raschen heiteren Wort, und er konnte merken, daß die Leute ihm nachher nachblickten wie immer, und hörte sie gleichsam hinter sich reden: Ein Staatsmensch ist er, ist Martin, der Leutnant! Das hatten sie zu Herrlibach und anderswo schon hundertmal hinter ihm her gesagt. Zufrieden mit sich, stand er danach auf dem Schiff an einem Platz im Hinterteil des Bootes, wo er allein war. Noch immer verdrängte das Bild Brigittens das der andern. Er spann an allerlei Plänen, baute sich ein Haus in die Zukunft und stellte Brigitte hinein, hatte dabei alle guten Vorsätze, ihr ein rechtschaffen braver Mann zu sein, war stolz auf seinen Beruf und eine Kraft, die er in sich fühlte, in diesem Beruf seinen Mann zu stellen, freute sich des Lebens und hatte dann plötzlich den dringenden Wunsch, an ihr, an Brigitte gutzumachen, was an der andern, der Maria, vielleicht nicht recht getan war. Denn Martin Hochstraßer war wohl ein leichtlebiger, aber kein ganz schlechter Mensch.

So lange hatte er, den Blick irgendwo an die Planken des Schiffes geheftet, gestanden. Jetzt hob er die Augen. Da lag drüben noch der Wirtschaftsgarten, wo er gestern gesessen hatte. Langsam glitt derselbe, je mehr das Schiff sich entfernte, zurück,

und die Wellen schlugen an die Mauer hinauf, und — und dort war sie hinuntergeglitten — dort hatten sie die Maria gefunden! Das Blut stieg ihm ins Gesicht. Er wendete sich rasch ab. Dann zwang er seine Gedanken wieder zu dem schönen Zukunftsbilde zurück, das ihn eben beschäftigt; aber es wollte nicht mehr so klar und scharf umrissen vor seinen Blick treten wie zuvor. —

Droben im Polizeilokal von Herrlibach, wo im Erdgeschoß ein großer leerer Raum war, lag auf einer Bahre das ertrunkene Mädchen, mit einem schwarzen Tuche bedeckt, aber das entstellte Gesicht frei und die noch feuchten Haare lang herabhängend. Viel Volk drängte sich den ganzen Tag in den Raum. Auch ein großes, hageres Mädchen kam in der Nachmittagszeit, barhaupt, das spitze Gesicht herb und streng. Das war Rosa Hochstraßer, die die Neugierde hertrieb. Sie traf mit einer ganzen Herde mitleidiger Weiber an der Leiche zusammen, die mit schönen und salbungsvollen Worten um sich warfen. „So jung und so hübsch und schon sterben müssen!" — „Mein Herr Jesus, das arme, liebe Kind!" — „Mein Gott, wen mag sie wohl noch haben auf der Welt!"

Rosa preßte die Lippen schmal: „Ein Mannsbild wird im Spiel sein!" sagte sie. Dabei milderte weder Trauer noch Teilnahme ihren Blick; es schien fast, als zürne sie der Toten, weil sie vielleicht schwach und töricht gewesen. Sie selber, Rosa Hochstraßer, war freilich weder schwach noch töricht, war nicht einmal jung, obwohl sie an Jahren kaum mehr als die Tote zählte.

Daß sie nicht jung war, erfuhr an diesem selben Abend ein Herrlibacher Bauer, ein starker, fröhlicher Mensch, der das Ansehen ihres Vaters, vielleicht auch seinen Geldsack in Betracht zog und sich die Mühe nahm, bei dem Mädchen anzuklopfen und es zu einem Ausflug der Ortsjungmannschaft einzuladen.

Rosa war eben in die Laube am Hause getreten, in der Lukas in Hemdärmeln saß. Eine Zeitung lag vor diesem, breit hingestrichen über den Tisch, und er las bedächtig und gründlich; es war vielleicht kein Satz im Blatt, den er sich entgehen ließ. Da kam Franz Joseph Keller, der junge Bauer, mit Hut und Rock angetan, ganz feierlich die Straße herangestiegen und bog in die Laube ein. Er hatte die beiden darin erblickt, und als sein Schritt auf dem Kies hörbar wurde, hoben auch sie die Gesichter und wurden seiner gewahr. Er grüßte, setzte sich zu ihnen und sprach erst das und jenes in den Tag hinein, wie einer redet, der nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen will. Dann brachte er sein Anliegen vor. Er hatte ein offenes, schönes Gesicht, einen weißblonden Schnurrbart, an dem er manchmal verlegen drehte, seine blauen Augen blickten aber alle die Zeit Rosa ehrlich an. Ob sie an dem und dem Sonntag mit wolle, mit dem Dampfschiff den See hinauf bis nach Hütten, fragte er. Rosa hatte sich bei seinem Kommen erhoben und hatte weggehen wollen. Weil sie nicht unbemerkt an ihm vorbeikam, setzte sie sich wieder und streifte die Aermel ihrer grauen Hausjacke, die aufgekrempelt gewesen, über die braunen Arme vor.

„In einem schönen Aufzuge triffst mich," sagte sie. „Ich habe zu tun drinnen im Haus, mitten am Fegen bin ich."

„Das ganze Jahr ist sie mitten am Fegen nämlich," warf Lukas mit einem stillen Lachen ein.

Der andre lachte mit und kam aus dem Geleise, weil er die Antwort auf seine Frage von vorhin nun erst nicht hatte. Ihr Gespräch wandte sich, ohne daß er es halten konnte, anderm zu. Dabei verwickelten sich die beiden Männer in eine Unterhaltung, und plötzlich erhob sich das Mädchen.

„Ich muß wieder hinüber jetzt," sagte sie.

„Du wirst ihm Antwort geben müssen," mahnte Lukas.

Sie tat, als ob sie es ganz vergessen hätte. „Wegen der Sonntagfahrt?" sagte sie. „Da gehöre ich nicht dazu," fügte sie bei.

„Warum nicht?" fragte Lukas.

„Ich bin noch nie mitgegangen."

„So mußt einen Anfang machen," warf Keller ein.

Sie lachte ein kurzes, trockenes Lachen. „Das ist für lustigeres Volk, als ich bin," meinte sie herb. Dann stand sie auf und wandte sich zum Gehen.

„Du vergissest jung zu sein," sagte Lukas, „und wenn du es nicht mehr bist, wirst du dich grämen, daß du die Zeit verpaßt hast, da du es hättest sein können."

„Ich passe nicht zu dergleichen," beharrte sie, „auch wenn nicht erst die Mutter gestorben wäre."

Nach diesen Worten ging sie wirklich; ihr Gesicht hatte einen störrischen Ausdruck. ‚Einmal bist gekommen, zum zweitenmal wirst es nicht versuchen,‘ dachte Franz Joseph Keller. Aber Lukas sagte ein Wort, das diesem allen Groll hinwegnahm. Er lehnte sich breit in der Bank zurück, legte die schwere Hand auf den Tisch und öffnete sie, als lege er das, was er meinte, in dieser Hand vor den andern hin. „Es gibt solche Menschen in der Welt, die im Leben nur zu einer Tugend das Zeug haben und sich in sie einbohren, daß sie fast zum Laster wird! Du solltest das Mädchen arbeiten sehen und sorgen den langen Tag. Vor Arbeit und Sorge hat sie nicht Zeit, an die Freude zu denken!“ Als er so Rosas Wesen vor dem Freier schlicht klargelegt und verteidigt hatte, verstand er, das Gespräch fortsetzend, sonderbar wohl, diesem über die eben erfahrene Enttäuschung hinwegzuhelfen. Allmählich empfand Keller, als sei es eine besondere und sonntägliche Ehre, neben diesem Manne zu sitzen, und es wurde fast spät, bis er aufbrach. Endlich erhob er sich und ging. Aber als er vom Hause hinwegschritt, wußte er nicht, daß Rosa oben am offenen Fenster stand, sich mit beiden Händen an den Fensterpfeilern haltend, und ihm mit heißen Augen nachsah. Es drängte sie, ihn zurückzurufen und ihm zu sagen: „Ich komme doch, du.“ Es sprang ihr auf die Zunge. Nun auf einmal war ihr, daß sie gern mit dem jungen Menschen, den sie lange kannte, gegangen wäre! Aber die schmalen Lippen ließen den Ruf nicht durch; es ging ihr wider die Natur, sie vermochte

die Sprödheit nicht zu überwinden, die ihr anhaftete. So geizig wie gegen andre war sie gegen sich selbst.

Viertes Kapitel

Lukas Hochstraßer hatte sich auf den Auslug gestellt. Er wollte die Jungen gewähren lassen! Aber schon in diesen ersten Tagen kamen ihm Bedenken. Ueber Christian schüttelte er den Kopf, Martin, der Leutnant, machte ihm Sorge, und von seiner Tochter sah er, daß sie sonderbare Wege ging, die ihm nicht in ein rechtschaffenes Glück zu münden schienen. Da war aber außerdem David, sein Jüngster, und vielleicht der, der seinem Herzen am nächsten stand. Auch er gab ihm zu denken. Im stillen sah er dem Gebaren seines Sohnes David zu. Der war ein Himmelsgucker. Er teilte sich mit Christian in die Arbeit, die der Alltag brachte, und versah nebenbei das Amt des Gemeindeschreibers, das sein Vater ehemals innegehabt. Aber er war des Morgens nicht der erste, das Tagewerk zu beginnen. Bedächtig stieg er aus seiner Kammer herab. Trat er aus dem Hause und sah die Sonne besonders schön über den Berg heraufsteigen oder die Seeufer aus den über dem Wasser ruhenden Nebeln rein und still und frei aufragen, so konnte er sich eine ganze Weile hinstellen und sich an solchem Bilde weiden, die Arbeit aber Arbeit sein lassen, als wären hundert andre Hände da, sie zu tun. Er war von weichem Gemüt, und alles Schöne hatte Gewalt über ihn. Er liebte

den See, wenn er still und glatt und klar war und wenn der Sturm in ihm grub und wühlte. Am liebsten fuhr er um Feierabendzeit allein mit einem Boote hinaus und hörte die Dörfer einander das Gute Nacht zuläuten. Er wurde nicht satt, immer wieder diesem Abendläuten zuzuhören, wie eine um die andre der über den Rebenhügeln stehenden Kirchen die Klänge aufnahm und sie weitergab, so daß sie an beiden Ufern hinabwanderten bis nach St. Felix, in die Stadt, deren Glocken davon erwachten und zu tönen begannen, dumpf und groß und feierlich, als hätten alle die Stimmlein und Stimmen, die rings um den See auf den Türmen wohnten, sich da unten zu mächtigem Chor zusammengetan, um den Tag auszusingen. Wie den See liebte David die blühende Matte, den grünen Weinberg und den hochstämmigen Wald, und es war fast, als liege sein Leben mehr in seinen alle Schönheit suchenden Augen als in seinen Händen oder auch in seinem Munde. Denn er war eigentlich ein schweigsamer Kamerad. Bei seinen Geschwistern hatte er sich keinerlei besonderen Ansehens zu erfreuen, vielleicht weil er wenig sprach und sich kaum verteidigte, wenn einer oder der andre ihn seiner Lässigkeit wegen schalt. „Der bringt es seiner Lebtag zu nichts," schimpfte sein Bruder Christian. Seine Schwester Rosa behauptete, sie hätte David eines Tages Heu vom Boden aufnehmen sehen, das er mit der Gabel auf den Wagen laden wollte. Während er aber im Schwung die Gabel hob, sei ein Sommervogel vor ihm aufgeflogen und habe so seinen Blick auf sich gezogen, daß er mit offenem

Maule, die Gabel voll Heu steif in die Luft gestochen, eine gute Weile dagestanden und dem Schmetterling nachgeschaut habe, als sei er zur Bildsäule erstarrt. Lukas hörte lächelnd derartigem Berichte zu; aber er sah, daß dieser Sohn wie die andern nicht den Geist in sich hatte, der ihn selbst und seine Frau beseelt.

David Hochstraßer hatte einen Lieblingsweg und einen Lieblingsort. Der Weg führte vom Haus zur Weinlaube fort durch die Rebberge hinauf zur Scheune, die, groß und stattlich, wenig unterm Wald und über reichen Matten stand. Hier war Lukas Hochstraßers Vieh untergebracht, und drei Knechte wohnten in der Stube, die über dem Gerätschuppen lag. Breit lag das Dach über dem großen hölzernen Bau. Eine grasüberwachsene Einfahrt führte von der Bergseite her zur mächtigen Heudiele. Vor der Scheune stand eine weiße steinerne Bank, die eigentümlich aus dem Grün der Wiese und vom Holz des Gadens sich abhob. Platte und Sockel waren aus einem im Walde gefundenen Felsblock geschnitten. Auf dem Stein saß es sich gut und frei und kühl; denn der Ort war hoch, und der Wald wehte wie ein Fächer über ihm. Wer aber sich da niederließ, übersah das weite gesegnete Seeland, das lang sich dehnende Wasser in der Tiefe, grüne Hügel und reiche Dörfer mit roten freundlichen Kirchtürmen, silbern glänzende, in Dunst und Ferne sich verlierende, Ebenen durchschneidende Flüsse und im Süden, wie Wälle und Warten mächtig hintereinander aufwachsend, Berg um Berg mit schneeschimmernden

Häuptern, eine wundervolle, an den Himmel gebaute Welt. David Hochstraßer saß mehr auf dieser Bank, als der Arbeit, die ihm oblag, gut war. „Er wird wohl im Berg hocken,“ zürnte Rosa, wenn sie ihn unten umsonst suchten, und sie riet zumeist nicht daneben. Er saß da, den Rücken an die Scheunenwand gelehnt, die Arme lang auf die Bankplatte und die Beine auf den Boden hängend, in seinem groben, eigen an seiner schlanken, wohlgeformten Gestalt sitzenden Gewand. Wenn das freie, durch nichts beengte Licht sich über ihn ergoß, war er selbst kein übler Anblick. Sein Gesicht hatte etwas von der feinen Helle eines milden Tages.

David Hochstraßer hatte auf der Bank zumeist einen Gefährten, einen alten kleinen Menschen, Longinus, den Knecht. Der war ein Erbstück auf Lukas Hochstraßers Besitztum wie Weinberge, Matten und Wald. Lukas hatte den Longinus von seinem Vater übernommen und gab ihm das Gnadenbrot. Der kleine saubere Mann mit dem vollständig kahlen Schädel und dem ebenso nackten, bartlosen Gesicht war zu wenig anderm mehr gut als zum Viehhüten, zum Holzauflesen im Wald und derlei leichtem Werk, aber die auf dem Hochstraßergut hätten ihn ungern gemißt; denn er war eine absonderliche und wohltuende Art von einem Menschen. Longinus hatte eine zierlich runde Gestalt, an der das Auge nichts fand, was ihm mißfallen konnte, eine wölbige, über der schwulstigen Nase weit vorspringende Stirn, dicke hängende Backen und kleine verborgene Augen. Die letzteren sahen nur wie

zwei versteckte Feuerlein aus den strichähnlichen Schlitzen, aber von ihnen aus ging doch die Helligkeit, die über dem runzeligen Gesicht lag, und sie bestimmten den Ausdruck der schrankenlosen Zufriedenheit in des Longinus Zügen. Diese Zufriedenheit, die an jedem Uebel noch eine helle Seite zu finden vermochte, war, was denen vom Hochstraßergut den Knecht lieb machte, war auch die Ursache, daß er auf dem Bauernhof alt geworden war, trotzdem er nie ein besonderer Arbeiter gewesen. Er kannte die große Kunst, harte Schelte für eine schlechte Arbeit mit einem freundlichen Gesicht, mit einem „So macht man es das nächstemal besser," einzuheimsen, sich im Gedanken an den guten über den bösen Tag nicht zu ärgern und, wenn ihm etwas versagt blieb, es nicht weiter zu begehren, weil es einmal nicht zu haben war. Als er von der Heudiele stürzte und ein Bein brach, lachte er; er hätte ja den Hals brechen können. Als ihm seine einzige Schwester, an der er sehr gehangen hatte, starb und er auf der Welt keinen Anverwandten mehr hatte, strich er mit der feisten Rechten in einen der Augenschlitze, wischte dort etwas trocken und lächelte: „Schön hat sie es nun, die Schwester." — Und Longinus war nie mit einem Menschen böse, freilich auch nie mit sich selbst. Darum war er so schön rund geworden.

Der Knecht also saß häufig neben David, weniger weil er wie jener Verständnis hatte für die schöne Welt, die einer von da oben sah, als weil das Sitzen und Staunen in seine große Zu-

friedenheit paßte. Sie waren ein Bild, wenn sie so dasaßen, der junge Schlanke und der alte Behäbige. Die Leute stießen sich an, wiesen hinter ihrem Rücken auf sie und flüsterten: „Ein Loch gaffen sie in die Luft, die beiden." Und sie wunderten sich, daß Lukas Hochstraßer so blind war, seinen Knecht nicht strenger zur Arbeit hielt und dem Sohn den Müßiggang verleidete.

Aber Lukas hatte, ohne daß jemand es ahnte, den Blick auf ihnen allen, und er, der kaum den Söhnen den Weg freigegeben, nahm eben weggelegte Zügel leise und unmerklich wieder zur Hand. Beweis dafür war, was er an einem Sonntagmorgen tat. Er überraschte Rosa, die sich zum Kirchgang bereitmachte und glaubte, daß er sie wie immer begleiten würde, mit der Nachricht: „Ich fahre zu Julian mit dem nächsten Schiff."

„Heute?" fragte sie, und als er bejahte: „Aber wenn Ihr ihn nicht daheim trefft?"

„So kehre ich eben wieder um. Ich habe ja jetzt Zeit zu derlei Reisen."

„Ihr hättet ihnen doch berichten sollen, Vater."

„Ich will einmal sehen, wie es bei ihnen aussieht, wenn sie keinen Besuch erwarten."

Lukas zog indessen den schwarzen langen Rock an, band sich die Halsbinde fest und bürstete sich den halbhohen, steifen schwarzen Filz zurecht, der nicht neumodisch war, aber von Neue glänzte. „Ich bin früh zurück," bemerkte er. Dann ging er in der Stube hin und her, das und jenes ordnend, und als die Glocken von Herrlibach zu läuten an-

hoben, nahm er einen schweren, unscheinbaren Hakenstock aus einer Ecke und sagte Rosa Ade. Sie nahm ihm in ihrer herben, verdrossenen Art den Gruß ab, den er ihr bot. Dann verließ er die Stube.

Es war ein wolkiger Tag. Braun, grau und schwarz stand das Gewölk am Himmel übereinander geschichtet; doch entströmte ihm ein eigentümlicher Glanz, der alle Gegenstände wachsen und nahe vors Auge treten ließ. So lag über der zum See führenden weißen Straße eine große Klarheit, auch die Häuser des Dorfes hoben sich scharf, in strengen Umrissen von der Luft ab, und wie die toten Gebäude, erschienen die Gestalten der Menschen, die auf der Straße gingen, wie aus der durch keinen Windzug bewegten Luft mit einem scharfen Messer, Gestalt um Gestalt, herausgeschnitten. Die Straße war voll Leben, die Herrlibacher waren derzeit fleißige Kirchgänger, da sie einen neuen Pfarrer hatten und dem schon aus Neugierde zuliefen. Die Blicke der Männer und Weiber wendeten sich Lukas zu, als er schwer ausschreitend, auf seinen Stock gestützt, vom Berg daherkam.

Zwischen ihm und den Bauern ging der vertraute Gruß, der da Sitte ist, wo jeder den andern kennt. Als sie sahen, daß er nicht wie sonst mit zur Kirche ging, blickten sie ihm nach. Einer und der andre sprach ihn auch an. Ob er fort wolle? Dann antwortete er: „Ja, zu Schiff nach St. Felix,“ und seine Stimme klang dumpf und voll Wohllaut in die Glocken, von deren Ruf die Lüfte erfüllt waren.

Unter Gruß und Redestehen kam Lukas an die Lände. Das Schiff fuhr bald an und er stieg ein. Hier aber war es wie auf der Straße. Viele der Fahrgäste und die Schiffsmannschaft kannten ihn. Jeder rückte den Hut, als er zu seinem Platz im Hinterteil des Schiffes ging, und er gab mit gemessener altväterischer Freundlichkeit Bescheid. Er setzte sich nicht, sondern blieb an das Geländer gelehnt stehen, beide Hände auf seinen Stock gestützt. Bald traten Bekannte zu ihm und zogen ihn ins Gespräch.

Leicht habe er es jetzt, warf einer der Mitreisenden hin.

Lukas Hochstraßer lachte, dehnte die große Gestalt in behaglicher Lässigkeit und erwiderte: freilich habe er es leicht. Seine Kraft sei in zehn junge Arme übergeflossen, die jetzt arbeiten müßten, er brauche nur zuzusehen, was sie ausrichteten! Und im Augenblick, da er es sagte, schwellte ihm ein wirklicher Stolz die Brust, daß aus seinem Blut gleichsam Ströme nach allen Seiten flossen, daß er der Welt in den Söhnen etwas gegeben hatte, das, wenn auch auf kleinem Raume, in ihr räderreiches Triebwerk griff. Dabei empfand er plötzlich die ungebrochene Kraft, die in ihm selber war, und hatte ein ihn seltsam hebendes Empfinden, als sei er selber immer noch der Quell, aus dem den Jungen ihre Stärke kam.

Das Schiff zog langsam über den See hinab. Das reglose Wasser hatte eine schwarze Farbe, auch am Himmel überrann immer mehr schwarzes Gewölk das graue. So entstand eine düstere Be-

leuchtung, die der sonst lieblichen Landschaft einen großen Ernst verlieh. Still schwammen die dunkeln Ufer hinauf, und allmählich hoben sich die weißen hohen Häuser und die standhaften alten Türme von St. Felix schärfer und schärfer aus dem grauen Licht. Als das Schiff sich mehr und mehr dieser aus dem Grau des Tages prächtig und groß herauswachsenden Stadt näherte, erschien vor allem der Doppelturm des fränkischen Münsters dem Auge wie ein über das ganze Heer und Meer von Häusern gesetztes herrenhaftes Bauwerk, das, obwohl es aus den schlichten Häusern der Altstadt aufragte, doch auch den neuen glänzenden Bauten, den Palästen der Reichen von St. Felix sich gleichsam an die Spitze zwang, mit seiner Jahrtausende überdauernden Wucht ihre prangende Pracht überwindend. Lukas Hochstraßers Blick hing mit liebevollem Ausdruck an der Altstadt und ihrem Münster. Sie war seine und die Stadt seines Vaters; was im Laufe der letzten Jahrzehnte neu aufgewachsen war, war ihm, den Geschäfte häufig nach St. Felix führten, fremd geblieben.

Nach einer Weile hielt das Schiff, und Lukas stieg ans Land. Die Uferallee war von vielen Spaziergängern belebt; die von St. Felix ergingen sich am Sonntagvormittag gern am See. Sie boten ein buntes Bild, Männer, Frauen und Kinder in sommerlich hellen neumodischen Gewändern. Der Bauer von Herrlibach in seinem schwarzen Feiertagsrock und seinem altformigen Filz stach als eine Art Absonderlichkeit aus ihnen hervor und zog ihre Blicke auf sich. Es mochte ihm auch nicht entgehen,

daß er das tat und daß da und dort ein frecher Finger auf ihn wies oder eine junge lose Zunge spottete, aber an Lukas Hochstraßer war keinerlei Verlegenheit oder Unbehaglichkeit. Er setzte den Stock fest auf das Pflaster, über das er mit seinen großen ruhigen Schritten dahinging, und blickte frei seinen Weg vorauf. Was an den Menschen um ihn und der Stadt neu und fremd war, verwirrte ihn nicht. Er betrachtete es und sann, während er fürbaß schritt, ernsthaft über das und jenes nach: Gut ist es so! Zuweilen aber zuckte auch ein feines Lachen um seinen festen Mund, wenn er an Mensch oder Haus etwas gewahrte, was ihm töricht schien. So war eine Verwandtschaft zwischen ihm und den Münstertürmen: wie jene schlicht und stark über prangenden Bauten, stand er über dem emsigen und sonntagsfeinen Volk, das die Straßen füllte.

Sein Weg führte ihn nicht in die ihm vertraute Altstadt. Julian war, seit er verheiratet war, umgezogen und wohnte in dem stark bevölkerten Arbeitsviertel, das durch einen Fluß, die Zihl, von der eigentlichen Stadt getrennt war und darum den Namen Hinterzihl trug. Es war ein langer Weg bis dahin, und obwohl der Himmel so düster war, brütete eine schwere Schwüle über den heißen Straßen. Endlich gelangte Lukas über zwei Brücken in eine etwas freiere Gegend von mehr ländlichem Charakter, wo die Häuser niedriger waren, in kleinen Gärten standen und da und dort ein Fenster seine Blumen trug. Diese Straße war fast menschenleer, denn es war nahe an Mittag. Lukas schritt auf eines der einander sehr ähnlichen, grüne Laden tragenden Ge-

bäude zu. Es hatte nur ein Stockwerk, ein freundliches rotes Ziegeldach und einen kleinen, wenig gepflegten Vorgarten. Lukas öffnete die hölzerne Pforte und durchschritt den Garten. An der Haustür neigte er sich über das am Glockenzug angebrachte Schild und läutete. „Julian Hochstraßer, Waisenamtssekretär“ stand auf dem Schild. Auf das Läuten fuhr über der Haustür ein Fenster auf, dann öffnete jemand vermittelst einer Vorrichtung von oben die Tür. In sich hineinlachend, stieg Lukas die Treppe hinauf: Sie mochten Augen machen, wenn er ihnen zum Mittagessen ins Haus fiel!

Und sie machten Augen. Der kleine Julian, sein Enkel, stand unter der Flurtür. Er stutzte, stieß einen Jauchzer aus und sprang ungestüm auf den Gast ein. Sein Ruf brachte Vater und Mutter in den Flur. Julian ging in Hemdärmeln und trug schon die Serviette umgebunden, er hatte sich eben zu Tisch setzen wollen. In seinem Gesicht stand ein Ausdruck des Unbehagens und einer nicht übermaßen angenehmen Ueberraschung, während Luise, seine Frau, die in schwarzem Kleid, aber eine saubere Hausschürze vorgebunden, dastand, einen bösen Aerger nicht ganz hinter einer eifrigen Freundlichkeit zu verbergen vermochte. Während der Knabe sich an den Großvater klammerte und dabei die Abmahnungen seiner Mutter nicht zu hören oder nicht hören zu wollen schien, fand aber Julian den freieren Ton wieder, den er sonst stets im Verkehr mit dem Vater hatte, tat den anfänglichen Schreck mit einem „Das heißt man die Leute überraschen!“ ab, nahm

seinen Buben bei den Armen und hieß Lukas ins Zimmer treten.

Aber in Frau Luise fuhr eine ehrgeizige Geschäftigkeit. Sie ließ die Männer in die Stube treten, sandte die Magd eilig fort und machte sich selbst in der Küche zu schaffen. Sie hatte von Hause ein paar tausend Franken in die Ehe gebracht, war stolz darauf und zeigte bei jedem Anlaß gern, daß sie zu leben hatten.

Lukas legte in der Stube Hut und Stock ab und ließ sich von Julian aufs grünbezogene Kanapee nötigen. Während dieser auf einen Augenblick zu seiner Frau hinausging, betrachtete er die Stube. Es geschah nicht oft, daß er den Sohn besuchte, und er sah, daß in dessen früher schlichter Einrichtung sich manches verändert hatte. Ein gepolsterter Lehnstuhl stand in einer Ecke, ein prunkhafter neumodischer Spiegel hing an der einen Wand, und den Boden bedeckte ein weicher Teppich. Es schien den beiden gut zu gehen. Lukas wunderte sich, zu welchem Zweck die bunt bekapselten Weißweinflaschen drüben auf der Kommode bereitstehen mochten, und erinnerte sich im selben Augenblick, daß die Sohnsfrau nun eine Magd hielt, während sie sonst allein gewirtschaftet hatte. Denen geht der Samen auf, dachte Lukas wieder, und er betrachtete unbemerkt und über das Kind hin, das sich an ihn gemacht hatte, den eben wieder eintretenden Sohn. Der hatte sich seinen schwarzen langen Rock angezogen, in dem er ein schulmeisterliches Aussehen hatte. Er strich sich mit der gepflegten Hand einige Male durch den schönen Bart, wie er gern tat,

und schien eine behäbige innerliche Zufriedenheit zurückgewonnen zu haben. Als er sich jetzt am Tisch dem Vater gegenüber niederließ, schmunzelte er geheimtuerisch, als ob er etwas zu erzählen habe. Er gab jetzt eine aufrichtige und ungekünstelte Freude über des Vaters Besuch zu erkennen und hatte die anfängliche Ueberraschung völlig gegen diese Freude eingetauscht. Bald und während die Männer von dem und jenem sprachen, trug Frau Luise die Suppe auf, legte einen Teller für Lukas hin und setzte sich zu ihnen. Dann kam heraus, womit Julian geladen war. Die Gatten sahen einander mehrmals lachend an, worauf Julian begann: „Ihr — es wird nachher etwas geschehen, was Euch sonderbar vorkommen wird, Vater."

Lukas hatte die Blicke wohl bemerkt, die sie einander zuwarfen. „Was ist denn?" fragte er.

„Ein Ständchen wollen sie ihm bringen," verriet vorschnell Frau Luise, und ihr Gesicht glänzte wie eine Sonne.

„Die Gesangssektion des Arbeiterbundes," erklärte Julian.

Dann erzählten beide abwechselnd von einer Rede, die Julian im Schoße der Arbeiterpartei gehalten, von dem Aufsehen, das sie in der Stadt gemacht, von der Begeisterung für Julian, die bei den Arbeitern seither herrsche. Julian war dabei der stillere und berichtete bescheiden von seinem Erfolg, seine Frau aber trug dick auf und hatte nicht Rühmens genug, wie gut es ihnen gehe und welche Aussichten dem Manne sich durch die Gunst der großen Partei, der er angehöre, eröffneten.

„So, so," sagte Lukas.

„Ihr seid nicht einig mit mir, Vater?" fragte Julian mit Offenheit.

„Deine Vorgesetzten werden es nicht sein," entgegnete Lukas. Julian zuckte die Achseln. Dann meinte er leichthin: „Die kümmern sich nicht!"

„Sonst mögen sie es nehmen wie es ist," warf seine Frau spitz ein und übertrumpfte das Wort mit dem andern, hochmütigeren: „Am Ende ginge es auch ohne sie."

In diesem Augenblick ließen sich die Schritte vieler Menschen auf der Straße hören. Frau Luise wollte die Fenster aufreißen, aber Julian wehrte ihr und hieß sie sitzenbleiben. Mit eigentümlichen Gesichtern saßen sie dann über ihre Teller geneigt und aßen mechanisch weiter. Julian als der Gefeierte lachte halb verlegen vor sich hin, seine Frau hatte keine Ruhe, sah ein über das andre Mal an sich hinab, zupfte da und dort an ihrem Kleid und hob dann wieder den Kopf hoch auf, als wollte sie fragen: he, das wird nicht jedem zuteil, das? Lukas allein blieb sich völlig gleich, gemächlich nahm er seine Mahlzeit ein und sagte dann und wann ein Wort von Dingen, für die die andern jetzt nicht Gedanken hatten, von daheim, den Geschwistern, dem Stand der Felder und Matten und dergleichen. Alle die Zeit war vor dem Hause eine geheimnisvolle Bewegung der in den Garten tretenden und dort sich aufstellenden Sänger.

„Jetzt fangen sie an," sagte der kleine Julian, der schon lange am Fenster stand. Dann kam der große Augenblick. Frau Luise durfte das Fenster

öffnen. Sie ordnete noch dies und jenes an ihrem und ihres Mannes Kleidern, dann stellten sich beide an die Fensterbrüstung und ließen in gehobener Stimmung die Liederhuldigung als schöne Welle an sich heraufschlagen. Ein Lied und noch eines, und dann, als Frau Luise wütend klatschte, ein drittes! Während dieses dritten verließ Julian die Stube und ging hinab. Lukas Hochstraßer hatte seinen Platz nicht verlassen. Er lauschte den Liedern und sah inzwischen auf den Sohn und die Frau. Ihre kindische Freude ergötzte ihn halb, halb erfüllte ihn ein sonderbares Mißbehagen; das Getue paßte nicht zu seiner schweren, schlichten Art. Nun war der Gesang zu Ende, und Julian brachte die Sänger herauf in die Stube, eine ganze Herde von Männern, so viele, daß die Mehrzahl draußen im Flur und auf der Treppe stehenbleiben mußten. Frau Luise entkorkte die Flaschen und schenkte ein. Auch Julian half und reichte die Gläser. Beide sagten den Gästen eine Menge schöner Worte, für die diese, vom Anblick des Weines angeregt, nichts schuldig blieben und wiederum Julians Verdienste weidlich herauszustreichen begannen. Lukas war aufgestanden, und der Sohn zeigte den Nächststehenden mit einer Handbewegung den Vater, worauf mehrere zu diesem traten und ihm die Hand gaben. Es war aber ein eigentümlicher Gegensatz zwischen diesen Männern, denen man die schwere Arbeit ansah, und Lukas Hochstraßer, der doch auch tags seines Lebens nie müßig gewesen. Schon in den Händen, die sie ineinander legten, lag dieser Gegensatz. Alle waren breit und zerarbeitet, aber Lukas' Hand war braun,

trug die Farbe der Scholle, die er bebaute, und die Sonne hatte das dunkle Braun über die ganze schwere Hand gezogen. Die Fäuste der andern waren zerhackt von Narben und Rinnen, zerschnitten von Staublinien, jene hatte etwas Freies, bei aller Breite Gelenkiges, diesen haftete eine fast gehässige Herbheit an. Was die Hände unterschied, unterschied die Gestalten und Gesichter; der Bauer stand aufrecht, und eine große Ruhe und Gelassenheit lag in seinen Zügen; Julians Gäste trugen in ihrem Aeußern die Zeichen eines schweren und unfreien Berufs, und sie hatten in Worten und Gebärden eine sprunghafte und laute Heftigkeit. Einer von ihnen, ein Kesselschmied, ein mittelgroßer Mann mit schwarzem Bart und dichten Brauen, unter denen die Augen eigentümlich blitzten, hatte von Anfang an das Wort geführt. Er zog auch zuerst Lukas ins Gespräch und meinte: „Ihr habt einen tüchtigen Sohn, Mann!"

„So, so," sagte Lukas mit einem stillen Lachen.

„Das ist noch einer, der zu uns steht," fuhr der Schmied fort, und ein paar andre fielen bestätigend ein: „Sicher ist das einer — noch — Euer Sohn."

Darauf hoben sie von einer Bewegung zu sprechen an, die nächstens ihren Anfang nehmen würde und eine Verkürzung der Arbeitszeit zum Ziele haben sollte.

„Da rechnen wir dann auf ihn," meinte der Schmied, nach Julian hinüberwinkend.

„Der kann noch reden, der," lobten ihn wieder einige. Dann wandten sie sich zu Lukas und wollten

von ihm wissen, ob er nicht auch zugebe, daß sie zuviel Arbeitsstunden im Tag hätten.

Lukas richtete seine schwere Gestalt auf und lachte. „Das weiß ich nun nicht. Mir schreibt keiner meine Stunden vor, aber arbeiten muß ich doch vom Sonnenaufgang an bis in die Nacht, wenn ich zu etwas kommen will."

Der Kesselschmied zuckte die Schultern und blickte die nächststehenden Genossen an, wie als zu sagen: Was soll der Bauer wissen! Dann kümmerten sie sich nicht weiter um Lukas, sondern sprachen wacker dem Wein zu. Der Schmied brachte ein Hoch auf Julian aus, und Julian ließ seine Gäste leben. Mit vielem Lärm und Händeschütteln und weiteren schönen Worten von beiden Seiten kam der Besuch zu einem Ende. Als die Arbeiter die Stube verlassen hatten, sah Frau Luise den Schwiegervater an: „He, Vater," sagte sie, „jetzt habt Ihr gesehen, daß er etwas gilt, der Julian?"

„Gewiß," sagte Lukas, aber er sprach bald von anderm, und es sah ihm keiner an, was er dachte.

Die Frau hatte dann aufzuräumen, Lukas aber schlug einen Spaziergang vor, auf dem er auf einem Umwege die Lände gewinnen könnte, von wo in zwei Stunden sein Schiff abfuhr. So schritten bald nachher Vater und Sohn, den kleinen Julian zwischen sich, durch die Straßen von St. Felix gegen den Berg hinauf, der sich im Osten der Stadt grün und waldbestanden erhebt. Sie konnten nicht leugnen, daß sie nah verwandt waren; denn sie waren in allem, bis auf das Alter und die Farbe ihres Haares, einander fast völlig gleich. Aber Julian

schritt dahin, wie der Städter geht, selbstbewußten Schritts, zuweilen mit einem Seht-ihr-mich-Blick nach rechts und links streifend. Lukas ging wortkarg seines Wegs; manchmal blieb er vor einem schönen Gebäude stehen oder hielt später, als sie über die Stadt hinauskamen, an, um die Aussicht zu genießen, aber um die Menschen auf den Straßen kümmerte er sich nicht und nicht darum, wie er sich vor ihnen zeigte, noch was sie von ihm dachten. Von der Szene in Julians Wohnung sprachen sie nicht mehr. Julian umging alles, was das Gespräch darauf zurückleiten konnte, und es war, als fühle er sich unfrei in des Vaters Gesellschaft. Sie kamen an die Lände zurück, als die Sonne, die tief im Westen stand, einen Augenblick durch die Wolken brach und einen schönen und milden Schein über den See hin sandte. Das Ufer wimmelte von Spaziergängern, die den helleren Abend genossen. Auch das wartende Schiff empfing viele Passagiere. Ehe Lukas die Einsteigebrücke betrat, nahm er Julian, der ihm die Hand zum Abschied gereicht hatte, beiseite. Der helle Schein ergoß sich voll über den starken und hohen Mann. Er sah den Sohn mit seinen dunkelblauen Augen an, in denen die Kraft eines Jungen leuchtete, und wiederholte, was er ihm gesagt hatte: „Es will mir nicht gefallen, was du tust. Ich würde zu deinem Amt achthaben, wenn ich du wäre."

„Ja, ja," nickte Julian zustimmend, aber er hatte nur halb hingehorcht.

Als Lukas nachher auf dem Schiff stand, und Sohn und Enkel am Ufer zusahen, wie es langsam

vom Ufer stieß, wußte der Bauer, daß er in den Wind gesprochen hatte, und um eine Sorge reicher fuhr er nach Herrlibach hinauf.

Fünftes Kapitel

Martin, der Leutnant, hatte Urlaub; drei Wochen, und vor wenigen Tagen erst war dieser Urlaub angegangen. Martin war wohl öfter auf ein paar Tage heimgekommen, hatte aber da selten Ruhe gehabt und war immer wieder nach St. Felix gefahren, wo es unterhaltsamer war; diesmal erklärte er gleich von Anfang an, den ganzen Urlaub in Herrlibach aufbrauchen zu wollen. Eine sonderbare Liebe für das Heimatdorf schien über ihn gekommen. Seitdem unten am Postgarten das fremde Mädchen ertrunken war, war er zwei-, dreimal Sonntags dagewesen, und seitdem bestand diese Liebe. Das Mädchen, die Maria, lag auf dem Herrlibacher Friedhof begraben. Ein schwäbischer Bauer, ein hagerer, einfacher Mann mit strengen Zügen, war gekommen und hatte der Tochter das letzte Geleit gegeben. Wie sie gestorben war, ob durch Zufall oder Absicht, war nicht laut geworden. Eine Untersuchung hatte wohl stattgehabt, war aber im Sande verlaufen. Martin Hochstraßer hatte einen Weg gewußt, zu St. Felix die Angelegenheit zu ordnen, ohne daß weder dort ein Aufhebens entstand, noch zu Herrlibach Verdacht gegen ihn aufkam, noch selbst der klarschauende Vater Argwohn hatte. Er hatte in Herrlibach so viel Ansehen als je vorher. Vielleicht

kam daher seine neue Liebe zum Heimatort. Zum Teil vielleicht! Zum andern Teil hatte sie andern Grund. Bei seinen Besuchen in Herrlibach hatte er merkwürdig häufig unten am See zu tun, und merkwürdig langsam schritt er immer an dem kleinen Hause des alten Fries vorüber. Es war, als klebten seine Sohlen am Boden, so lahm schlenderte er vorbei. Entdeckte er den Kapitän in der Nähe, so trat er an den Buchsbaumhag, hatte das und jenes zu sagen und tat, als ob ihre Freundschaft eine uralte sei.

Fries ließ sich die Freundlichkeit des jungen und stattlichen Menschen gefallen, einmal, weil jener der Sohn Lukas Hochstraßers war, zum zweiten, weil er selbst in Herrlibach nur langsam Wurzel schlug und nicht viel Gesellschaft hatte, nicht zum wenigsten aber um Martins selber willen, dessen einnehmendes Wesen ihn bestach.

Martin Hochstraßer also hatte Urlaub und saß ihn in Herrlibach ab, einen Teil des Tages oben im Berg im oder am väterlichen Hause, ein paar Stunden täglich in einem der beiden Gasthäuser, den Rest bei Gotthold Fries, dem Kapitän, und seiner Tochter; denn was bei seinen früheren Besuchen gewesen war, war jetzt in vermehrtem Maße der Fall, an dem kleinen Hause des Kapitäns war für ihn schwer vorüberkommen. In die Gasthäuser ging Martin, weil er Gesellschaft fand und einen Tropfen nicht verschmähte, auch einen guten und starken Tropfen ertrug. Oben im Hause seines Vaters schien ihm der Urlaub am ödesten. Eben dort aber gelangte er nach einigen Tagen zu etwas, was ihm früher nicht begegnet war — er begann über sich

selbst nachzusinnen. Zwei-, dreimal saß er allein in der Weinlaube und blickte mit Augen vor sich hin ins Leere, deren Versonnenheit denjenigen seines Bruders David, der die Wolken vom Himmel guckte, nichts nachgab. Während er so saß und sann, war Martin Hochstraßer weder ein schlechter noch ein klein meinender Mensch. In seiner Seele ging etwas auf, was schön und groß war, und indem er die Arme vor sich auf den Tisch gelegt saß, drängte etwas in ihm, das ihn selbst äußerlich gleichsam wachsen ließ, so daß er sich reckte und ein Leuchten in seine Augen kam. Er hatte seinen Beruf immer geliebt; in diesen Augenblicken aber faßte ihn eine Art Begeisterung dafür, ein Drang, sich darin hervorzutun, und ein Kraftgefühl: Es wird etwas werden aus dir, Martin Hochstraßer! An dem aber, was in ihm erwachte und lebte, war diejenige schuld, die mit dem alten Mann, ihrem Vater, seit kurzem in dem Haus am See saß. Vom ersten Tag an, da er sie gesehen, hatte sie seinen Gedanken zu schaffen gemacht! Auch das fiel ihm ein, während er in der Laube über sich selbst nachsann, und er hatte dabei einen Mut, den er auch wiederum noch selten gehabt hatte, den, sich allerlei bitterböse, aber bitterwahre Dinge zu sagen. Die ist noch lange nicht die erste in deinem Leben, Martin Hochstraßer, die Brigitte, und dein Herz hat dann und dann und dann lichterloh gebrannt, gerade wie jetzt nach dem ersten Blick und — wie manche ist dir verleidet, wie mancher bist du satt geworden! Keine Festigkeit hast in dir, du, keine Macht über dich selber! Und — es ist nichts Elenderes als ein Mensch, der nicht mehr die

Kraft zur Treue hat, hatte der Vater gesagt! — Aber dann schien ihm doch an dieser neuen Liebe manches anders, edler, wahrhaftiger, und er meinte zu wissen, daß das Rechte an ihn gekommen sei. Vieles in der Vergangenheit war häßlich gewesen! Martins Gesicht färbte sich dunkel. Er schämte sich der Vergangenheit. Und — und da war die Maria! Eine Unruhe packte ihn; der Gedanke machte ihm zu schaffen, störte ihn in seiner Zufriedenheit, in seinem schönen und das Herz weitenden Entschluß, ein neues Leben anzufangen, das voll guten Wollens und Tuns sein sollte. Nach einer Weile überwand er die Erinnerung wieder, warf sie mit einer unwirschen Ungeduld von sich, und die heimliche Freude an dem, was werden sollte, kam neu über ihn. Brigitte! Sie war noch ein halbes Kind, schien keinen Gedanken an das zu haben, was in ihm, Martin, war, und hatte sicherlich keinerlei besonderes Verlangen nach seiner Gesellschaft; denn sie ließ sich häufig nicht sehen, wenn er ins Haus kam. Aber — das machte sie nur begehrenswerter.

Ein Verlangen nach dem Mädchen packte ihn, und aus diesem heraus wuchs der Entschluß mächtiger auf: Jetzt willst du etwas werden, ihr zulieb! Und gut soll sie es haben und — Seine Hoffnungen flogen hoch.

Aus dem Nachdenken über sich selbst wandelte Martin allmählich sich zu einem neuen und liebenswürdigen Menschen. Seine Urlaubsfrist begann für alle im Hochstraßer-Hause zu einer fröhlichen und zufriedenen Zeit zu werden.

„Es mag eines nicht an die Zeit denken, da er

wieder gehen wird," sagte eines Tages seine Schwester Rosa, die in all ihrer Herbheit für diesen Bruder eine Schwäche hatte.

„Er hat andern immer das Leben heiter zu machen gewußt," sagte Lukas. Auch er freute sich des Sohnes. Aber er verwand die Sorge nicht ganz, die er in sich trug. Die Geschichte mit dem im See ertrunkenen Mädchen war abgetan. Martin hatte seine Unschuld nachgewiesen. Aber es war doch wie ein Schatten an ihm seither.

Martin hatte indessen für jeden im Hause ein drolliges Wort. Bei Tisch riß er die ganze Unterhaltung an sich. Er war klug, und weil er, der nicht an die Grenzen von Herrlibach Gebundene, viel zu erzählen wußte, war bei den Mahlzeiten in der Hochstraßer-Stube, die alle gemeinsam einnahmen, ein ganz neues Leben. Martin war auch immer dienstfertig gewesen. Jetzt, da die große innerliche Freude ihn drängte, hatte er nicht nur die Gabe, sondern ein frohes Verlangen, einem und jedem Liebes zu tun. Er tat für die Schwester Besorgungen, half David bei seinen Schreibereien und scheute sich nicht, in die Bauernkleider zu schlüpfen und Christian und dem Vater bei der Heuernte und andrer Arbeit an die Hand zu gehen. Es brauchte ihn keiner zu mahnen; er tat alles aus sich selbst. Als sie eines Tages vom Walde gegen das Hochstraßer-Haus stiegen und Martin es sich nicht hatte nehmen lassen, dem Vater die junge Tanne abzunehmen, welche dieser über der Schulter trug, zwang er selbst ihm das Wort ab: „Du meinst es gut, Martin! Wir werden an dich denken, wenn du

wieder fortgehst!" Es blickten auch Leute, die sie am Wege trafen, ihnen nach und meinten, daß keiner der Söhne dem Vater so ähnlich sei wie Martin, der Leutnant. —

Es war am Tage nach diesem Waldgang, daß Martin wie oft seinen Gang an den See hinab und an des Kapitäns Haus heran tat. Er sah von weitem den Alten auf der grünen Bank sitzen, die er letztlich auf der Seeseite seines Hauses hinter den Rosenstöcken aufgestellt hatte.

Nun war Herrlibach ein zu kleines und zu geschwätziges Nest, als daß nicht laut geworden wäre, wie der Leutnant zu Hause überall Hand anlegte, selten mehr ins Wirtshaus ginge und in seinem Wesen eine noch wohltuendere Fröhlichkeit als früher hätte, und es mochte auf irgendeinem kleinen Wege Martins Ruhm auch zu Gotthold Fries, dem Kapitän, und seiner Tochter gedrungen sein; denn in dem Gruß, den der Alte an diesem Abend seinem häufigen Gaste bot, lag eine freudigere Wärme als sonst, so daß Martin empfand, wie er dem alten Manne willkommen war. Er zögerte wie immer am Gartenhag, aber der Kapitän bat ihn herein und so saßen sie bald nebeneinander auf der Bank.

Die Sonne war niedergegangen. Ueber dem Rande der langen Hügelkette auf dem jenseitigen Ufer stand am Himmel ein leuchtender goldener Saum, Bäume und einzelne Häuser ragten in dieses Gold hinein und hoben sich von seinem Grunde frei und scharf ab. Ueber dem See lag eine blaue schöne Dämmerung und eine wundersame Glätte und Stille. Dennoch säuselte ein Lüftchen vom Wasser herüber

und gegen das Haus. Die Rosen dufteten. Gotthold Fries und Martin saßen und sprachen von dem und jenem, der Kapitän fragte nach Martins Vater, wie er jedesmal tat. Und Martin erzählte. Er war noch nie so gesprächig gewesen wie heute, wenn er von daheim erzählt hatte. Er wußte allerlei Gutes und Schönes zu sagen, und die Freude, daß er es zu erzählen hatte, klang in seiner Stimme. Er trug leichtes, sommerliches Gewand, das seiner schlanken, gelenkigen Gestalt wohl stand. Der alte Kapitän hatte seinen schlichten, dunkelbraunen Hausrock an und eine gestickte Troddelkappe auf. Er hielt ein großes, festes Messer und schnitzte an einer Anzahl weißer Stäbe, die er zur Stütze für einzelne Blumen verwenden wollte.

Eine Weile mochten sie so in eifrigem Gespräch gesessen haben, als Brigitte von der Straße her in den Garten trat, barhaupt, das schwere aschblonde Haar in Zöpfen um den Kopf gelegt, jung und zierlich, in der Hand den Hut schwingend, den sie als unbequeme Last abgenommen hatte.

Martin stand auf und gab ihr die Hand, und sie sah mit ihren großen und lauteren Augen freundlich zu ihm auf. „Welch schöner Abend," sagte sie.

Ihr Vater hieß sie sich neben ihn auf die Bank setzen, und sie wechselten einige Augenblicke lang Rede und Gegenrede. Dann ließ ein Blick nach dem Hügelrücken im Westen, wo neben einer Lichtung wohl ein Dutzend hochstämmiger brauner Tannen schlank und stolz in Reih und Glied stand und den nun purpurfarbenen Sonnenstreif wie Widerschein eines fernen Feuers hinter sich hatte, die Unter-

haltung wieder auf die Schönheit des Abends kommen, und Brigitte äußerte gedankenlos ein Gelüsten, noch auf den See zu gehen. Martin nahm den Gedanken rasch und freudig auf und schlug vor, eines der Boote, die drüben an der Lände lagen, zu nehmen und hinauszurudern. Die beiden andern zögerten, aber Martin setzte ihnen mit scherzhaftem Drängen zu, und so kam es, daß sie ohne weitere Vorbereitungen, der Alte in seiner Hauskappe, wie er ging und stand, und Brigitte barhaupt über die Straße hinab an die Lände schritten und eines der Boote lösten. Gotthold Fries setzte sich ans Steuer, Brigitte nahm in der Mitte des Schiffes Platz, das Gesicht Martin zugewendet, der im Hinterteil stand, den Rock abgelegt hatte und die Stehruder kreuzte.

Dann fuhren sie weit in den See hinaus, auf dem ein merkwürdiges Schweigen lag. Die letzten Dampfer waren vorübergefahren. Selten strich ein Boot an ihnen vorbei, und die Oberfläche des Wassers war glatt und glänzend; es sah sich tief hinab an den schlammigen Grund, wo die feinen Schlinggewächse standen und sich wie unter dem Atem des Sees leise hoben und senkten. Die Ufer traten immer mehr in Schatten, nur wo die Hügel den Himmel streiften, war noch immer ein blasses, klares Licht. Der alte Fries hatte die Kappe neben sich gelegt, die Seeluft weckte ihm Erinnerungen an Tage, die noch nicht allzu weit zurücklagen, und er wollte nicht älter sein als damals, da ihm mancher Wind über das unbedeckte Haupt gefahren war. Es war seltsam zu sehen, wie das schneebleiche volle Haar

und die grauen Brauen von dem tiefen Braun des übrigen, runzeldurchzogenen Gesichtes abstachen und wie nun in die Augen mehr und mehr das scharfe Blitzen und Spähen zurücksprang, das einst dem Kapitän eigen gewesen war. Seine Züge gewannen einen Ausdruck der Spannung und Energie, es war, als wären sie spitzer geworden, und er saß in vorgeneigter Haltung, die braune Hand fest am Steuer. Auch Martin war barhaupt. Er ruderte langsam mit tiefem, leisem Schlage. Seine Gestalt bog sich vor und zurück in schönen, kraftvollen Bewegungen, der Lufthauch blähte die weißen Hemdärmel und wehte manchmal die dunkle Locke auf, die ihm in die Stirn fiel. Brigitte sah einmal forschend an ihm hinauf, er hatte sie nie groß gekümmert, nun aber, da er mit einer starken Sicherheit das Boot vorwärtstrieb, war etwas an ihm, was ihren Blick festhielt. Nach einer Weile sank dieser zurück auf das blaue, reglose Wasser, eine stille Selbstvergessenheit kam über sie und gab ihrem feinen Gesicht einen Ausdruck kindlicher Sorglosigkeit. Sie trug ein weißes Kleid, das nirgends eine farbige Schleife oder ein Band verunzierte. Martin Hochstraßer hing seine Augen an sie, und es stieg heiß in ihm auf.

Als sie an eine Stelle im See kamen, wo hohes Schilf sie vom Ufer trennte und ein morsches Holzkreuz, auf einer winzigen Insel fußend, aus diesem Schilfwalde aufragte, wollte Brigitte wissen, was jenes zu bedeuten habe, und ihr Vater erzählte von einem Unglück, das vor Jahren hier geschehen, und daß das Kreuz zwei hier Ertrunkenen gesetzt worden.

Es war das erste zusammenhängende Gespräch, das sie führten. Die Stille des Abends hatte bisher auch sie still gemacht. Nun hielt Martin mit Rudern inne, um besser auf die Erzählung des Kapitäns achten zu können. Gotthold Fries kam von jenem Unglück aus auf andre Unfälle, die sich auf dem See ereignet, sprach von Stürmen, die er erlebt, von Frohem und Trübem, was ihm auf seinen Fahrten geschehen, und nachher fand auch Martin das und jenes zu sagen, was sie zu Herrlibach oder anderswo sich vom See und seinem Leben, auch von den Toten, die er wie jedes große Wasser hatte, erzählten. Er hatte inzwischen die Ruder fahren lassen und sich auf den Rand des Bootes dicht neben Brigitte gesetzt. Wenn sie sich gegen den Vater verneigte, streifte ihr Atem fast sein Gesicht. So saßen sie eine lange Weile. Das Schilf knisterte leise, manchmal ging ein Rauschen durch die hohen Halme; über See und Land aber dunkelte es rasch. Einzelne Lichter sprangen an den Ufern auf, ihrer wurden immer mehr, wie rote Sterne brachen sie aus einem dunkeln, verlorenen Grunde. Im Süden schienen die Berge nähergerückt, als eine schwere, schwarze Mauer stiegen sie aus dem Wasser. Und nun klang plötzlich von weit, weit her, aus irgendeinem der hochgelegenen kleinen Dörfer im Süden des Sees herab, eine einzelne Glockenstimme, ein hohes, eintöniges Läuten, dem etwas Aengstliches, Hilfeheischendes anhaftete. Es war schon so dunkel, daß sich nicht bestimmen ließ, wo diese Glocke geläutet wurde, aber die Töne kamen über die drei im Boote und mitten in ihr alles andre vergessendes

Erzählen hinein, daß sie in jähem Erschrecken verstummten.

„Was läuten sie denn noch?" fragte dann Martin, ans jenseitige Ufer spähend.

Brigitte war bleich geworden und legte die Hand auf den Arm Martins, als bäte sie ihn, dicht neben ihr zu bleiben.

„Es brennt irgendwo," sagte Fries.

Und wirklich stand in Nebel und Dunst und Dunkel weit über dem See ein glühroter Schein, der langsam wuchs und wohl von einer Brunst herrühren mochte.

„Wir müssen heim," mahnte Fries.

„Es wird kühl," sagte Martin und legte, ohne zu fragen, seinen Rock um Brigittens Schultern. In diesem Augenblick, da er sich nahe über sie beugte, trafen sich ihre Augen; in denen des Mädchens stand eine stumme, ernsthafte Dankbarkeit. Martins Herz klopfte. Als er die Ruder wieder faßte und, weit ausholend, das Boot rascher, als sie gekommen, heimwärts trieb, summte ihm der Kopf von jähen, wirren Gedanken. Sein Blick war heiß. Ein unbändiges Verlangen nach dem Mädchen im Boote faßte ihn.

Als sie daheim ans Land stiegen, war das Läuten hinter ihnen still geworden, als hätte ihm die Nacht den Weiterweg vermauert. Auch der Feuerschein war nicht mehr zu sehen, aber sie waren alle drei nicht länger zum Sprechen aufgelegt. Am Buchsbaumhag trennten sie sich. Martin bot dem Alten die Hand; dann ergriff er die schlanke schmale Brigittens. Seine Finger schlossen sich fest um die-

selbe. Das Mädchen schien überrascht und scheu, aber als er ihre Hand zögernd losließ, war es Martin doch, als hätten ihre Finger ihm leise den Druck zurückgegeben. Seine Stirn glühte, als er darauf in den Berg hinaufstieg. Er kam langsam vorwärts. Es war, als hielten die Gedanken ihn Schritt um Schritt zurück. Die Leidenschaft stürmte in ihm; er hätte alle Wände niederreißen mögen, die ihn noch von Brigitte trennten. Daheim traf er den Vater, die Schwester und die beiden Brüder in der großen Stube sitzend, wo sie das Abendbrot genommen hatten. Die Lampe brannte an der Diele, Rosa saß nähend am unteren Tischende, David lehnte mit offenen Augen träumend am kalten Ofen, Christian sprach mit dem Vater über ein neues Schutzmittel für die Weinreben. Letzterer rühmte das Mittel. Christian aber erklärte es als zu kostspielig und eiferte von schlechtem Nutzen, den die Weinstöcke trügen, und daß er nicht noch mehr an die ertragsarmen wenden wolle.

„Du kommst spät," sagte Lukas, als Martin nähertrat.

„Ich bin mit dem alten Fries und — seiner Tochter auf dem See gewesen," sagte dieser und setzte sich zu den andern.

„Schon wieder?" fragte Rosa. Ihre Stirn war faltig; sie schien schlecht gelaunt.

Martin lachte. „Ja, schon wieder," gab er fröhlich zurück.

„Ich muß früh heraus morgen," sprach Christian in seinem trockenen Ton dazwischen und wünschte hinausgehend gute Nacht.

Dann hob Lukas an nach Fries zu fragen, und Martin gab Bescheid; eine Weile unterhielten sie sich von dem Alten. Rosa brachte ihre Näharbeit zu Ende. Sie sah nach der Uhr, klagte über die späte Stunde und daß ihr noch allerlei zu tun bliebe. In unwirscher Hast verließ sie die Stube, kam aber bald zurück, um David zu rufen. Er möge ihr helfen, eine Bürde Holz, die noch vor dem Hause liege, unter Dach zu bringen.

Als sie gegangen waren, sah Lukas Martin fest an. „Du gehst dem Mädchen da unten nach?" fragte er.

Martin errötete.

„Wenn dir nicht Ernst ist, laß die Finger davon," fuhr Lukas fort. „Mit Leuten wie sie soll man nicht spielen."

„Es ist mir Ernst," sagte Martin mit verhaltener Stimme.

„Sie ist noch jung," warf der Vater wieder ein, dann sinnend: „Eine Leide hast du dir im Grund nicht ausgesucht."

„Ich weiß nicht, ob sie mich nehmen wird," sagte Martin im Ton von vorhin.

Lukas erhob sich, als ob er gehen wollte. „Ein braver Mensch darf überall anklopfen," sagte er.

Auch Martin war aufgestanden. Er tat unwillkürlich einen Schritt gegen den Vater hin, aber er vermochte dessen starken, leuchtenden Blick nicht auszuhalten. Da bot ihm Lukas die Hand. Er legte in halbem Erstaunen die seine hinein. „Nur Mut!" sagte jener plötzlich und laut, „mir scheint, du bist auf dem rechten Weg." Er drückte Martins

Hand, daß es diesen, der kein Schwächling war, schmerzte. Doch war es ihm, als ob aus der großen Stärke des Vaters etwas in ihn hinüberquelle, war ihm, als wüchse er selber höher; nur irgendwie, obwohl er voll guter Vorsätze und hochfliegender Pläne war, vermochte er noch immer nicht dem andern frei und freudig ins Auge zu sehen.

Sechstes Kapitel

Eine kahle, sonderbare Stube! Weißvertäfelte, unbemalte Wände, ein tannener, gefegter Tisch, hier eine alte Stabelle und dort eine und an der Wand eine braune Lehnenbank mit einem langen verwaschenen Kissen darauf. Eine Reihe kleiner Fenster ließ das Licht in die Stube hinein. Die Scheiben waren nicht übersauber, und eine davon, die zerbrochen war, war mit Papier verklebt. Ein paar Blumenstöcke standen auf dem Gesimse, aber sie hatten etwas eigentümlich Karges, so als würden sie spärlich begossen, zwei davon standen nicht in gewohnten Tonschalen, sondern in alten, wie von einem Abfuhrhaufen geholten Blechbüchsen. Der nächste Nachbar der braunen Bank war ein Schrank von gleicher Farbe und gleichem Holz; ein Schlüssel steckte in der zum Herablassen gerichteten Klappe; das Loch, in dem er steckte, war weit und von langem Gebrauch so abgenutzt, daß der Schlüssel nicht mehr festen Halt fand.

In dieser kahlen und kargen Stube saßen Uli Koller, der Bauer, und seine Tochter Barbara über

der Mahlzeit, die für Abend- und Nachtessen ging. Zwei henkellose Tassen, eine zinnerne Kaffeekanne und ein weißblau gestrichelter dickbauchiger Milchtopf standen inmitten des Tisches. Der Bauer und das Mädchen saßen weit über den Tisch gelehnt, die Ellbogen aufgestützt, und mit faulen Bewegungen brockten sie Brot in die Tassen und aßen die Brocken. Von ihrem Essen war ein schmatzendes Geräusch in der Stube. Beide hatten eine auffallende Aehnlichkeit in der Art, wie sie saßen und sich bewegten, beider Arme waren nackt bis beinahe zur Achsel, Uli hatte die Hemdärmel aufgekrempelt, Barbara trug kurze Aermel, das grobe grauweiße Linnen der letzteren sah aus dem dunkeln ärmellosen Rock. Alle vier Arme waren dürr und schwarzbraun, und die Hände, die das Brot zum Munde führten, glasig und zerarbeitet. Noch mehr aber glichen Vater und Tochter einander von Antlitz, Uli hatte dasselbe Vogelgesicht wie Barbara, die gleiche Schnabelnase und gewölbte enge Stirn und dieselben schönen, aber stechenden Augen. Seine Oberlippe bedeckte ein kurzgeschnittener grauer Schnurrbart, und er hatte graues, spärliches Haar. Während des Essens sprachen sie nicht viel, erst als ihre Becken leer zu werden begannen, nahmen sie ein Gespräch wieder auf, mit dem sie vor einer halben Stunde hereingekommen waren, das in der Küche angehoben und von Christian Hochstraßer gehandelt hatte.

„Ihr werdet sehen, er fragt mich ums Heiraten,“ sagte Barbara jetzt, den großen Löffel in ihre Tasse legend.

Der Alte sah über seine Tasse hin durchs Fenster hinaus und kaute an einem Stück Brot. Nach einer Weile, während welcher er den Fall bedacht hatte, erwiderte er: „Es wäre kein so übler Schick."

„Nur damit das Land abgerundet wird, fragt er mich, wenn er fragt," sagte Barbara.

„Zum Teil vielleicht, zum andern Teil — er will eine haben, die ihm spart," erwiderte Uli.

Er hatte aber noch nicht lange ausgeredet, als auf der steinernen Haustreppe und im Flur Schritte laut wurden.

„Wer kommt da?" fragte Uli.

Barbara räumte das Geschirr zusammen und horchte dann. „Das ist — jetzt — am Ende ist es —" stotterte sie. Da klopfte es schon kurz und laut an die Tür, und der auf Ulis „Herein!" eintrat, war derjenige, von dem sie gesprochen hatten.

„Guten Abend!" sagte Christian Hochstraßer und legte den Hut auf die Holzbank. Er hatte sich sauber gemacht, es sah ihm keiner die Werktagsarbeit an, von der er kam; einen dunkeln Rock trug er und einen weißen Papierkragen. Uli war aufgestanden und streckte ihm die Hand hin. Es klatschte, als er einschlug, wie es tut beim Bauerngruß. Dann hieß der Alte ihn Platz nehmen, und er setzte sich neben seinen Hut, während Barbara, der das Blut in zwei roten breiten Flecken unter die Augen gefahren war, den Tisch vollends aufräumte. Uli fragte nach dem Stand der Landarbeit auf dem Hochstraßergut, dann sprachen sie eine Weile, was Bauern sprechen, wenn sie bei-

einander sind, von Reben und Feld und Holz und Heu, und damit wollten sie wegwischen, daß im Grunde Christians Besuch selten und sonderbar war. Als ihnen der Gesprächsstoff ausging, entstand eine Pause. Barbara kam wieder herein, die Neugier litt sie draußen nicht. Endlich begann Christian an seinem kurzen rötlichen Schnurrbart zu drehen, daß die paar Härchen in jeder Mundecke wie Nadeln herausstanden. „Ja, ich hätte etwas mit Euch zu reden," begann er, als ob er nicht eine ganze Weile schon geredet hätte.

„Ja?" gab Uli fragend zurück, schob den Stuhl, auf dem er saß, vom Tisch hinweg und legte die Hände auf die Knie. Auch Barbara setzte sich und sah auf den Boden.

Christian war nicht verlegen, er war nur langsam und schien immer erst an dem herumzurechnen, was er sagen wollte. „Der Vater hat uns auf eigne Füße gestellt," fuhr er fort. „So muß jeder sich einrichten. Jetzt bin ich auf den Gedanken gekommen, zu heiraten."

„Ja," sagte Uli Koller wieder.

„Jetzt wollte ich fragen, ob die Barbara Lust hätte."

„Ja, ja," fuhr Uli nach einigem Nachdenken weiter und sah seine Tochter an. „Was meinst?" fragte er sie dann.

Sie zuckte die eckigen Achseln, und es blieb eine Weile ganz still. Ein Unbehagen kam über alle drei ob dieser Stille. „Du mußt reden," mahnte dann Uli die Tochter.

„Was meint Ihr?" fragte sie ihn um Rat, und

er erwiderte, daß sie besser wissen müsse, was sie wolle. Darauf rückte sie näher zum Tisch und begann allerlei Fragen zu tun, wie es mit dem Vermögen stände und mit dem Wohnen in der „Weinlaube" und mit der Abhängigkeit Christians vom Vater und den übrigen Geschwistern. Sie mußte die Sache vorher schon wohl bedacht haben, denn die Fragen kamen ihr ganz geläufig.

Christian war weder erstaunt noch betroffen, daß sie diese Dinge fragte; er schien im Gegenteil sich bei der Sache wohl zu fühlen, gab diese und jene Auskunft, kam selber ins Fragen und holte Uli und Barbara über Dinge aus, die deren Geldsack angingen, ganz wie sie ihm taten. Es war eine drollige Verhandlung. Um einander bequemer zu verstehen, bogen sich alle drei wieder über den Tisch, handelten hin und handelten her, gelassen, ja einander eine gewisse Rücksicht und Höflichkeit zollend, die wuchs, je mehr sie einer Einigung zusegelten. Am Ende bekam Uli das Wort, lachte und sagte: „Ja nun, so wär't ihr ja einig so weit."

Und Christian gab dem Mädchen die Hand. Dieses schlug ein.

Damit war es abgemacht, daß sie Mann und Frau würden, und war, als hätten sie um einen Acker oder ein Stück Vieh gemarktet.

Wie sie aber wohl zueinander paßten und einen guten Handel geschlossen hatten, das zeigte sich schon, als kurz darauf Christian sich zum Gehen anschickte und Barbara ihn bis vors Haus hinab geleitete. Es war ein gewitteriger Tag gewesen. Zweimal hatten sich die Wolken über Herrlibach entladen, der

ganze Herrlibacher Berg lebte von Bächen und Bächlein, die von der Höhe niederschossen. Durch eine tiefe Mattenrinne dicht am Kollerschen Hause vorüber sprudelte ein solcher Bach und war jetzt so lüpfisch und toll, daß er da und da und dort sich über die Ufer warf.

„Der Bach kommt wild heute," sagte Christian auf der Haustreppe zu seiner neugebackenen Braut.

„Jesus," fuhr Barbara auf. „Da ist sicher der Keller wieder voll Wasser."

Dann bog sie im Schuß um die Treppe herum und riß eine danebenliegende Tür auf, von der aus ein paar Steinstufen in einen Keller führten. Zwei kleine Fässer, eine Anzahl Kübel, ein Holzrechen und dergleichen mehr schwammen fröhlich darin herum, während zwei große Lagergebinde bis über den vorderen Spund im Wasser standen. Barbara fluchte eins. Dabei saß sie schon auf der Kellertreppe und zog Schuhe und Strümpfe aus. „So ist es noch nie gewesen," sagte sie, als sie barbeinig mit geschürztem Rock ins Wasser hinab und auf zwei Schaufeln zuwatete, die noch in einer Ecke standen. Sie griff sie auf, watete zurück und stieg wieder ins Freie.

„Gib her!" sagte Christian und nahm ihr die eine Schaufel ab. Sein Rock lag schon abgeworfen draußen auf der Matte. Bald darauf standen sie ein Stück oberhalb des Hauses an einer Stelle, wo der Bach sein Wasser in breiten Güssen gegen den Keller warf, und hoben an, einen Damm aus Grasschollen und Steinen aufzuwerfen. Auch Christian hatte Schuhe und Strümpfe abgelegt und die Aermel

hochgestreift, und bald arbeiteten sie mit einem wortlosen Eifer, so, als hätten sie sich längst für den Tag verabredet. Sie arbeiteten sich sonderbar in die Hände; Zielbewußtsein und ein zäher Fleiß waren in ihrem Schaffen, so daß sie dem Schaden in kurzer Zeit wehrten. Und als sie nachher im Keller das Wasser auszupumpen begannen, zeigte sich erst recht, wie beider Sinn auf dasselbe ging: den kleinsten Vorteil zu nutzen und das Geringste zu verhüten, was den Schaden vergrößern konnte. Barbara brauchte dabei dem Verlobten keinerlei Anleitung zu geben, der wehrte sich schon wie für sein bluteignes Eigentum. Stumm, mit einer verbissenen Geduld taten sie ihr Werk und sahen es nachher mit einer gemeinsamen Befriedigung an. Sie gehörten in diesem Augenblick schon so fest zusammen, als ob sie jahrelang verheiratet gewesen, und waren innerlich so eins, daß unbewußt jedes das Interesse des andern als eignes empfand. Uli kam zu ihnen und half ihnen die Arbeit zu Ende bringen. Christian ging erst nach Hause, als es längst dunkel geworden war. Er schied von Barbara mit einem Händedruck und einem verlegenen Lachen, das sie ihm just wie den Druck zurückgab. Es schien jedem einzufallen, daß zum Verlöbnis etwelche Zärtlichkeit gehöre, zu der sich keines anzustellen wußte.

Daheim war keinerlei Ueberraschung, als Christian die Nachricht brachte, daß er sich mit Barbara Koller versprochen. Er hatte gegen keines von ihnen mit seinen Absichten zurückgehalten. David, der gerne las, saß eben über einem Buche und sah kaum davon auf, schüttelte sich nur heimlich. Eine wie

die Barbara! Etwas so Häßliches tag seines Lebens um sich haben, das hätte er nicht ertragen! Martin lachte laut auf, als er Christians Neuigkeit hörte; dann aber reichte er in einer augenblicklichen Wallung dem Bruder die Hand und war der erste, der ihm Glück wünschte. Vielleicht trieb ihn das Glücksverlangen dazu, das in ihm selber war, denn für gewöhnlich waren die beiden Brüder sich fremd, ließen jeder den andern seiner Wege gehen, zu verschieden, als daß einer den andern verstanden hätte. Rosa war übler Laune, weil eine Fremde in den Haushalt kommen sollte und weil sie mit Barbara keine Freundschaft hatte. Sie wollte wissen, wie alles eingeteilt würde, welche Räume das junge Paar bewohnen werde, wie man es mit dem Zusammenkommen halte, und zänkelte: Auf ihre Gesellschaft brauchte sie nicht groß zu rechnen, die neue Schwägerin! Von allen am wenigsten sprach Lukas Hochstraßer selbst. Er saß in breiter Ruhe an seinem Platz zu Häupten des Tisches, nahm Christians Mitteilung mit einem „So, so“ und einem „Du mußt wissen, was du tust,“ entgegen und mischte sich darauf in Rede und Widerrede der Jungen mit keinem Worte. Erst als Christian wiederum sich an ihn wendete, den Hochzeitstag festgesetzt haben und wissen wollte, was der Vater dazu sage, wenn er mit Barbara diese und diese Stube beziehe und David jene überlasse, half er verhandeln und entschied mit einem einzigen ruhigen Wort mehr als Söhne und Tochter mit langen eifrigen Gesprächen. Sie saßen an diesem Abend lange beisammen, aber immer wieder lehnte Lukas in den Stuhl zurück und

schien nur wie von ferne den Reden der andern zuzuhören. Doch war es nur, daß er über diese Reden und sie alle an diesem Abend mehr nachsann, als sie ahnten. Er sah und hörte, wie sie, fast unbewußt, um ihre Zukunft markteten, und während er des einen und andern kleines Ziel erriet, erkannte er wiederum, wie er ihnen selber noch nötig war.

Lukas hatte heute ohnehin gelernt, daß er von der Arbeit in Hof und Land seine Hand nicht zurückziehen durfte. Bei seinem Fortgehen hatte Christian ihn gebeten, das Vieh zu hirten, und er hatte getan, was ihm früher tägliche Arbeit gewesen war. David war im Berg gewesen, auch keiner der Knechte just zur Hand, so waltete Lukas allein und mit einer innerlichen Freude seines Amtes. Aber er erkannte dabei mehr als bisher, wie in der kurzen Zeit, da er die Söhne gewähren ließ, schon manches anders geworden war. Ueberall gewahrte er die Spuren von Christians leidenschaftlicher Sparsamkeit und den Kurzblick, der über dem augenblicklichen Vorteil zukünftigen Schaden übersah. Ja — es mahnte ihn immer wieder — er mußte hinter den Jungen stehen! —

Von seinem Verlobungsabend an schien Christians zähe Arbeitsamkeit noch zu wachsen. Er war der früheste und der letzte im Hause. Zu seiner Braut kam er nicht oft, es dauerte eine ganze Weile, bis nur in Herrlibach bekannt wurde, daß die zwei sich versprochen hätten. Nur zu dieser und jener Beratung erschien Barbara im Hochstraßer-Haus oder stieg Christian zu ihr hinauf. Es galt, einigen Haus-

rat anzuschaffen, und gemeinsam suchten die beiden ein halbes Dutzend Schreiner in und um Herrlibach heim, unterhandelten über den Preis der Möbel, und gemeinsam kauften sie nach und nach da ein Stück und dort ein Stück, da ein Gerät und dort ein Geschirr, und wenn es zu Hause ankam, gab es ein Hinundher, ob es nicht da und dort noch billiger zu haben gewesen wäre. Lukas sah sie schalten und schüttelte den Kopf. „Seltsame Leute seid ihr," sagte er, „wir haben nicht gegeudet, die Mutter und ich seinerzeit, aber auf unsre Hochzeit hin hat die Freude den Geldsäckel in Händen gehabt, und die knickert nicht."

Zum Kopfschütteln gab das Brautpaar noch manchen Anlaß, sie waren in nichts wie andre Leute, und doch konnte keiner ihnen eine leise Bewunderung dafür versagen, wie sie gemeinsam und ohne Seitenblicke dem einen Ziel zustrebten, es zu etwas zu bringen. Sie wollten die Hochzeit nicht hinausschieben, einen Monat später schon sollte sie statthaben. Davon, daß daraus ein Feiertag werde, sprach schon kein Mensch. Die beiden gedachten zum Zivilstandsbeamten und in die Kirche und nachher ans Tagewerk zurückzugehen. Bei solchem Anlaß Gäste zu haben, fraß Geld, und das hätten sie anderwärts nötig, sagte Christian. Dagegen beriet er mit David, dem Gemeindeschreiber, über allerlei Prospekte von Versicherungsgesellschaften für Feuer, Leben und Unfall. Er hatte jüngst gehört, daß die Familie eines Bekannten, der kaum einige hundert Franken eingezahlt hatte, nachdem er plötzlich gestorben, eine schöne Anzahl Tausender aus einer

Versicherung erhalten und zu Wohlstand gelangt war, und saß nun ganze Abende über den Versicherungspapieren, studierte und schrieb und rechnete, sprach aber nicht von dem, was er plante. Martin lächelte hinter seinem Rücken: Der und sich versichern lassen, die Prämie würde ihn hundertmal reuen!

Martin selber, während der Bruder Schritt für Schritt bewußt und zäh und ohne seinen Tag mit Schöntun, Seufzen oder Jubeln zu verschnörkeln, der Ehe zu tat, kam auf seinen Freitwegen langsamer vorwärts. Brigitte Fries schien keinen Gedanken daran zu haben, daß aus ihrer jungen Bekanntschaft etwas Ernsthafteres werden sollte. Sie war weniger scheu, kam ganz gern herzu, wenn Martin sich beim Vater blicken ließ, aber sie hatte eine noch kindlich unschuldige Art, die ihr wie eine Wehr gegen Andeutungen und Schmeicheleien Martins war. Hier und da schien es wohl, als leuchte ihr Blick plötzlich auf, wenn der seine ihn traf, es wiederholte sich auch, daß sie ihm einen Händedruck zurückgab, aber jedesmal faßte sie dann eine jähe Scheu, und aus Wort und Gebärde konnte er nachher deutlich erkennen, daß sie gleichsam für die Liebe noch nicht wach war, und ohne es zu wissen, wie eine geheime Angst vor diesem Erwachen empfand. Er aber, der Schürzenjäger, der sich vor sich selbst mehr als einmal gerühmt, daß keine ihm widerstände, war diesem Kinde gegenüber zaghaft und sah Tag um Tag seines Urlaubs verstreichen, ohne zu wissen, wie er seinem Ziele nahekomme, und ohne den Mut zu haben, einen raschen Schritt demselben entgegenzutun.

Der Urlaub ging zu Ende. Martin der Leutnant meinte, daß in seinem Leben nie so flügge Zeit gewesen. An zwei Abenden, seinen letzten in Herrlibach, saß er noch unten bei dem Kapitän und seiner Tochter und hatte sich an jedem vorgenommen: Wissen willst du nun, wie du mit dem Mädchen daran bist, und beidemal fehlten ihm Mut und Gelegenheit, und er hatte noch eine schlaflose und schlimme Nacht, ehe er wieder nach St. Felix und in seinen Dienst zurückfuhr. Das Verlangen nach dem Mädchen schüttelte ihn. Ihre Unschuld war wie eine Mauer, die er nicht zu erklimmen vermochte. Am Morgen seiner Abreise ereignete sich das Erstaunliche, daß Martin Hochstraßer mit hängendem Kopf und flügellahm den Weg durch das Dorf tat, der ihm sonst immer eine Art Triumphstraße gewesen. Daran war das Mädchen schuld, das am selben grauen und unfreundlichen Morgen mit dem Vater ans Fenster trat, als er nach der Lände schritt, ihn noch grüßte und ein paar harmlos fröhliche Worte ihm auf die Reise gab.

Der alte Fries und Brigitte winkten ihm nach, als das Schiff abstieß, freundlich, wie man einem guten Freunde winkt, und Martin stand auf der Hinterseite des Schiffes, winkte zurück und wußte, daß er am ersten Sonntag wieder da sein würde. Er war auf einmal wie mit heimlichen Seilen an dieses Herrlibach gebunden.

Am gleichen Tage, an dem sein häufiger Gast ins Militär zurückgereist war, tat Gotthold Fries einen Gang, den er lange vorgehabt. Sie sahen ihn in den Straßen von Herrlibach nicht häufig;

so reckten sie die Hälse nach dem kleinen alten Mann, der in dunkelm, ihm wohl stehendem Gewand von fast militärischem Schnitt, die Schirmkappe auf dem weißen Haar und die Hände auf dem Rücken, gemächlich den Berg nach dem Hause „zur Weinlaube" hinaufstieg. Er grüßte, wenn sie ihn grüßten, sonst schritt er still und fast fremd an ihnen vorbei; denn er war immer ein in sich gekehrter Mensch gewesen und war es mehr, seit er sich aus der lauten Arbeit in die behagliche Feierabendstille zurückgezogen hatte. Lukas, den er suchte, fand er im Hause nicht, aber Rosa, auf die er stieß, war nicht unfreundlich und meinte, in den nahen Reben, wenn es ihm nicht zu weit sei, werde er den Vater treffen. So machte sich Gotthold Fries so langsam, wie er gekommen war, nach dem Weinberg auf, den sie bezeichnet hatte, und sah bald, durch eine der schnurgeraden Gassen hinaufblickend, zwischen den Stöcken hoch oben den Bauern stehen, der beschäftigt war, hängende Schosse hochzubinden. Der Alte verschnaufte und nahm auch diesen Weg noch unter die Beine, immer im gleichen gemächlichen Gang und die Hände am Rücken über den steinigen Boden hinansteigend. Die große Gestalt Hochstraßers war ein guter Wegweiser, sie ragte, obgleich er gebückt stand, über den Blätterwald hinaus. Dem Näherkommenden aber drängte sich der Gedanke auf, daß in der Art, wie der große und starke Mann sich zu seinen Weinstöcken niederbog, eine seltsame Güte liege, eine fast zärtliche und dankbare Sorglichkeit, und er wunderte sich auf einmal nicht mehr, warum, wie die Rede ging, unter

Lukas Hochstraßers Hand Pflanze und Frucht sonderbar gediehen. Es war eine leichte Verlegenheit an ihm, als er sich dann Lukas vollends näherte. Dieser hörte seinen Schritt, richtete sich auf und grüßte ihn. Seine Stimme klang tief und schön durch die Stille des Weinbergs. Der graue Tag war in einen lichteren Abend vergangen mit ein wenig Sonne über den Rebhügeln, ein wenig Gold über dem See in der Tiefe und ein wenig Gold in der Ferne, wo grünes Feld und blauer Himmel sich trafen.

„Da sieh," sagte Lukas Hochstraßer, „das heiße ich einen erwarteten Gast. Jeden Tag habe ich gemeint, daß Ihr einmal kommen würdet, Kapitän." Er hing den Bast, der ihm in der Hand geblieben, über den nächsten Stock und schlug sich die Hände vom Staub rein.

Fries meinte, daß er lange einmal habe kommen wollen, stockte dann und fügte nach kleiner Weile bei, daß aber dennoch heute ein besonderer Grund ihn herbringe.

„Wenn es Euch recht ist," sagte Lukas und wies nach einer Bank, die in der Höhe auf dem den Rebberg abgrenzenden Wiesensaume stand, „da oben säße sich's gut an einem Abend wie heute."

So stiegen sie zu dieser Bank hinauf und ließen sich nieder. Es war ein freier, köstlicher Sitz, der Schein der Sonne lag darüber wie über dem ganzen Berg, und die Gestalten der zwei Männer mochten weithin sichtbar sein in dem unendlich klaren Lichte, das sie umfloß. Lukas saß mit über die Lehne geworfenem Arm. „Hält sie auch, die Bank?" hatte

er lächelnd gemeint, als er sich gesetzt hatte, und das Holzwerk ächzte freilich, wenn er sich bewegte. Aus seinem Blick strahlte eine reiche Kraft, die nichts mit dem Lichte des Abends gemeinsam, die noch das Feuer des Mittags hatte. Gotthold Fries erschien fast älter als sonst und klein und schwächlich. Sein weißes Haar glänzte, und als er vollends die Kappe abnahm und sie neben sich legte, lag es wie Schnee über seiner braunen Stirn.

Sie kamen bald auf das zu reden, was Fries hergeführt hatte.

„Ihr werdet wissen, wie häufig der Leutnant bei uns gewesen ist in letzter Zeit,“ begann Fries.

Lukas lachte. „Gewiß weiß ich es,“ sagte er, und der andre fuhr fort:

„So blind bin ich nicht, zu meinen, daß er meinetwegen gekommen ist.“

„Eurer Tochter wegen,“ sagte Lukas offen.

„Ihr versteht, daß mir das zu denken gibt,“ antwortete Fries. Dann hob er in einer stillen und bescheidenen Art von seinem Leben zu erzählen an, wie er spät geheiratet, seines Dienstes halber nie ein rechtes Familienleben genossen und über diesem Dienste auch vergessen habe, sich ein paar Menschen zu sammeln, mit denen man in Freundschaft sein bißchen Leid und Freude teile, daß seine Frau die einzige gewesen, an die er sich jemals näher angeschlossen, und daß das späte Kind einer späten Ehe, als ein Teil dieser Frau, deren Erbe in seinem Herzen so völlig angetreten habe, daß ihm manchmal scheinen wolle, er lebe überhaupt nur in diesem Kinde. Er sprach mit leiser und bebender Stimme, zuweilen

hob er eine Hand, um einem Worte Nachdruck zu geben, und dann zitterte auch die Hand; es war nicht schwer zu erraten, wie jedes Wort aus seinem Innersten kam und wie eine machtvolle innerliche Erregung ihn zu jedem Worte drängte. Er sprach weiter von Brigittens argloser Jugend, davon, daß sie ängstlich behütet, keinerlei Weltwissen und Welterfahrung habe. „Darum," meinte er, und in seinem Ton war eine Entschuldigung, „Ihr mögt es verzeihen — versteht sie auch kaum, was Euer Sohn von ihr will, ist sie noch nur halb wach für das, was er von ihr wissen möchte." Er wendete sich dann mehr nach Lukas um und sah mit einem suchenden Ernst an dem großen Mann hinauf und zugleich mit einem männlichen Vertrauen, so daß er nichts hinzuzufügen brauchte, vielmehr schon in seinem Gesichte alles lag: Du bist so gerade, Lukas Hochstraßer, daß ich weiß, es wird mir keiner die Wahrheit sagen wie du. Kannst du mir zu deinem Sohne raten?

Lukas hatte sich noch mehr hintenübergelehnt, etwas Weitschauendes kam in seinen Blick, als streife dieser fern in den Abend hinaus, dort, wo er am goldigsten und verlorensten war, aber er sah nicht über die wirklichen Felder und Höhen hin, sondern weit und klar in sein eignes Leben hinein. „Seht Ihr, Gotthold Fries," hob er endlich zu sprechen an, und seine Stimme klang gedämpft, Wort um Wort kam wohl besonnen aus ihm heraus, „da habt Ihr von etwas zu reden begonnen, was mir selbst letztlich oft und oft zu schaffen macht. Als meine Frau starb, fiel mir

ein, daß eine Grenze ist, an der die Jugend ans Recht kommen und die Alten abtreten müssen, und ich sagte mir: du sollst den Mut haben, selber über die Grenze zu gehen, Lukas, und ehe du hinübergetrieben wirst. Da habe ich die Söhne auf eigne Füße gestellt. Die Faust sitzt ihnen nicht mehr im Genick wie früher, und darum — es kann kein Mensch für den andern gutstehen, auch für sein eignes Blut nicht — so kann ich Euch nicht sagen: Gebt Euer Mädchen meinem Sohn; ich bürge Euch für ihn! Er hat seinen besonderen Weg, auf dem ich nicht immer hinter ihm sein kann. — Aber —" Lukas stockte und vollendete dann, „wünschen möchte ich es wohl, daß Ihr ihm das Mädchen gäbet."

„Es ist nicht leicht, das Rechte zu wissen," sagte der Kapitän.

Eine Weile blieb es dann still zwischen ihnen; in Gedanken vertieft saß jeder da, bis Lukas in stärkerem und entschlossenem Tone sagte: „Laßt Zeit, Fries! Laßt das Mädchen aufwachen, und den Sohn laßt zeigen, was er ist. Kommen wird es, wie es muß. Wir beide müssen inzwischen die Augen offen halten."

Er stand auf. Gotthold Fries nickte nachdenklich in sich hinein: „Recht habt Ihr," sagte er, „Zeit lassen und die Augen offen halten. Und wenn mir meine zufallen sollten, meine ich — —"

Lukas verstand ihn. Er streckte dem andern die Hand hin, als er stockte. „Wenn es not tut," sagte er, „soll Eure Tochter sich an mich halten."

Es klang schlicht, fast trocken, aber Gotthold Fries wußte irgendwie, daß er Brigitte eben in

eine sichere Obhut gegeben hatte. Auch er erhob sich. Seite an Seite schritten die beiden Männer den Reben entlang der Straße zu, die drüben bergab und ins Dorf führte. Das klare Licht lag noch immer über ihren Gestalten, der großen des Bauern und der verwitterten des Kapitäns. Sie sprachen von dem und jenem, eine schöne Ruhe lag in allem, was sie sagten. Und sie empfanden jeder des andern wohltuendes Wesen, und jeder sah den andern gern an seiner Seite gehen.

Siebentes Kapitel

David Hochstraßer, der Schreiber, und der Knecht Longinus standen im Wald im Herrlibacher Berg und schlugen Kurzholz um. Sie hatten Hemd und Hose an, waren barhaupt und barfuß. Es war ein heißer, strahlend blauer Tag. In seine goldene Glut hinauf ragten die grünen, schlanken, duftenden Kronen der Tannen und glänzten, und die Hitze zitterte über den Nadeln, als brennten heimliche Lichter in den Zweigen.

Longinus schnupperte. „Wie das riecht," sagte er, „leben ließe es sich heute wieder einmal." Dabei ruhte er zum hundertstenmal vom Bücken aus und schob sich das große rote, weißgetupfte Nastuch zurecht, das er seinem kahlen Schädel zum Schutz sich um den Kopf gebunden. Wie er so dastand, war er wie ein riesiger Fliegenschwamm: der runde kleine Mann, das rotweiße Tuch um den großen Kopf. Er blinzelte in die Sonne: „O du

schöne Welt!" sagte er. Nachher sammelte er wieder ein paar Aeste, die David mit einem kurzen Beil aus dem niederen Gestrüpp des Waldes schlug.

David stand ganz in den Zweigen, Blättern und Dornen versteckt und schlug sich langsam eine Lichtung. Ein Summen von Fliegen und Käfern war um ihn, er tat mechanisch seine Arbeit und schaute mit hellen Augen in den dichten, da und dort von der Sonne geheimnisvoll erleuchteten Wald, der eine grüne Farbenorgie war, von der tiefen, fast schwarzen Färbung schattiger Moose bis zum Gelb der jungen, zur Sonne sich wendenden Blätter der wilden Haselnuß und zum leuchtenden Grünweiß kleiner Blüten, die aus den Waldtiefen schienen. Als David sich aber umwendete und aus dem Buschwerk trat, war über dem sonst eckigen Menschen etwas von der Frische und der Kraft des jungen Waldes. Das Licht lag ihm heiß auf Gesicht und Haar, die beide hell waren, seine nackten Arme leuchteten, und das weiße Hemd stach aus dem Grün hervor. „Es ist zu heiß zum Schaffen," sagte er und warf sich ins Gras der kleinen Waldwiese, von der aus sie ihre Arbeit begonnen hatten Ein paar hohe Bäume hielten ihre Kronen über ihn, daß die Sonne ihn nicht erreichte und sein Blick doch frei nach dem Himmel gehen konnte.

„Das heiß' ich keinen dummen Gedanken," sagte Longinus, kam heran und streckte sich neben David hin; seine Bewegungen waren faul und langsam, und er lag wie ein Sack im Gras. „Ja, ja," gähnte er dann und blinzelte nach dem Haufen Holz, das sie aufgeschichtet hatten, „jetzt haben wir

schon ein schönes Stück Ruten beiseitegemacht." Er war so zufrieden mit sich, als ob er für drei gearbeitet hätte.

„Daß heute die Kesselflicker nicht herumstreichen," hob er nach einer Weile wieder an.

David antwortete nicht. Er staunte in die Ferne und hatte das in sich, was ihn in der Kanzleistube daheim nie lange litt und was ihn überall zu einem schlechten Arbeiter machte, ein unbestimmtes Verlangen: Das möchtest jetzt! Dorthin möchtest gehen! Das wolltest einmal sehen können! Was er haben und sehen, wohin er gehen möchte, hätte David Hochstraßer keinem je sagen können, weil er es selbst nicht wußte.

„Jetzt hast du das Mädchen noch immer nicht gesehen," warf Longinus abermals hin, und wieder hörte der andre kaum, was er sagte, dann aber richtete er sich, auf einen Ellbogen sich stützend, langsam auf. Ein Pfeifen kam durch den Wald.

„Das wird einer von ihnen sein," murrte der Knecht. „Welsche sind es. Sie hocken schon sechs Tage da oben am Wald mit ihrem Karren. Es sieht bald aus, als ob sie in Herrlibach übersommern wollten."

Das Pfeifen kam näher und entfernte sich wieder. Die Büsche knackten bald da, bald dort, wie wenn ein springendes Tier hineinbräche, plötzlich glitt jemand mit einem „Trala" unweit der beiden Daliegenden aus dem Walde und nach einer Stelle hinüber, wo reife Erdbeeren in Menge auf brauner Rodung wuchsen. Longinus wollte auflachen, aber David stieß ihm ärgerlich die Faust in die Seite.

So schwieg er, und das Mädchen im braunen zerrissenen Rock, schlechten Schuhen an nackten Füßen, kurzärmeligem schmutzigem Hemde, das den schlanken braunen Hals bloß ließ, räumte eine Weile lang unter den Erdbeeren auf, ohne daß sie die Männer bemerkte. Dann wendete sie sich, den kleinen Blechkessel, in den sie die Beeren sammelte, beiseitestellend, und fuhr mit einem „Dio santo!" zurück.

David Hochstraßer lachte. „Ist das die?" fragte er den Knecht.

Longinus nickte und setzte sich auf. Mit den kleinen Blinzaugen betrachtete er das Mädchen. Fast war es, als ob er vor Behagen schleckte, so wohlgefällig ließ er seine Augen über ihre schlanke Gestalt spazieren. Sie war aufgestanden, ungewiß, ob sie gehen oder in ihrer Arbeit weiterfahren sollte, aber den Schrecken hatte sie leicht überwunden und sah mit einem freien Blick auf die Männer.

„Mach weiter!" sagte David.

Da bückte sie sich wieder. Er saß halb aufgerichtet, und sie führten, während die Fremde Beeren sammelte, in kurzen Sätzen ein Gespräch. Das Mädchen sprach den Herrlibacher Dialekt so gut wie die zwei andern; nur leise klang ihre Muttersprache dabei an. Wieso das komme? fragte David.

Bah, sie kämen schon manches Jahr über Sommer ins Land. Freilich da oben am Wald hätten sie zum erstenmal eingestellt, gab sie Bescheid. Wenn sie sprach, blinkten ihre Zähne, nicht so auffallend wie sonst wohl bei fahrendem Volk, aber doch weiß und stark und ihre Augen, die einen ernsthaften ruhigen Blick hatten, sahen David bei jedem Worte fest

an. Als sie den Platz von den schönsten Früchten gesäubert hatte, erhob sie sich wieder, da fiel ihm erst auf, wie schön sie gewachsen war. Eine schlanke junge Lärche stand hinter ihr, die war nicht gerader und stärker als sie. Nun wollte sie gehen, aber er stand auf und hielt sie im Gespräche fest. Sie strich das unordentliche Haar aus dem schönen, ebenmäßigen Gesicht und trat mit ein paar Schritten näher, aus der Sonne hinweg. Er fragte sie nach dem Land, wo sie herkomme, und als sie einen Ort am Langen See genannt hatte, wollte er wissen wie es da sei, ob das und das in Ponte dem und dem in Herrlibach ähnle, die Häuser, die Ställe, die Reben, das Vieh. Sie lachte manchmal, weil er so vieles fragte, was ihr natürlich schien. Häufig begegneten sich ihre Blicke, ein paarmal senkten sie sie unwillkürlich, bald das eine, bald das andre; nach einer Weile gewöhnten sie sich und ließen die Augen ineinander schauen, taten es bald absichtlich und lange. So eifrig wußten sie zu reden, daß, als das Mädchen sich zu entfernen Miene machte, David neben ihr herging in die Büsche hinein, plaudernd, bis an den Waldrand, wo sie zwischen den Stämmen hindurch den grünen Vagantenwagen stehen und einen Mann und ein Weib, auch ein paar Kinder sehen konnten.

Den Knecht hatten sie sitzen lassen, wo er saß, und er lachte einmal in sich hinein und nickte dann vornüber. Als David nach einer Weile wiederkam — die Welsche war aus dem Wald getreten — wiegte des Longinus nackter Kopf, von dem das Tuch geglitten war, im Halbschlaf auf und nieder. David

aber griff zum Beil und hob ein Arbeiten an, als sollte der ganze Wald noch am gleichen gesegneten Nachmittag geschlagen werden. Sein Gesicht war heiß. Er sagte kein Wort.

Longinus krabbelte endlich vom Boden wieder in die Höhe und half bei der Arbeit mit. „Das wäre eine, du, he!" rief er David an. „So eine läuft in ganz Herrlibach nicht herum. Und das muß einem Korbflicker ins Nest fallen!"

„Eine Feine ist die," sagte David, sich umwendend, das Wort sprang wie ein Ausruf aus ihm heraus, und er sagte es nur halb zu dem Knechte gemeint. Sein Blick sah irgendwo anders hin dabei und glänzte.

Das Glänzen blieb in den Augen David Hochstraßers, als er nach Stunden den Wald verließ und gedankenlos mehr gearbeitet hatte als vielleicht je vorher, und war darin den Abend daheim und den folgenden Tag. Und an diesem Tag schlenderte er an den Wald hinauf, wo der Vagantenwagen stand, an diesem Tag und an manchem, die folgten. Wie zufällig hatte er immer da oben herumzustreichen.

Lukas, dessen Auge überall war, wußte bald, wo er seine Stunden vergeudete, und warum er jetzt bei der Arbeit auf dem Lande, jetzt in der Gemeindekanzlei fehlte. Er stellte den Sohn. „Du bist kein Knabe mehr, und es ist keine Art, am hellen Tage stundenlang herumzufaulen."

David duckte sich. Das Blut stand ihm heiß im Gesicht. Er war kein eigentlicher Müßiggänger, und der Tadel traf ihn. Aus seiner Versonnen-

heit wachgerüttelt, warf er sich mit einem heißen, unruhigen Eifer über die Arbeit; alte, vernachlässigte Register trug er nach, Protokolle, die sonst langsam gediehen, wurden im Handumdrehen fertig, keiner, der auf die Kanzlei kam, brauchte mehr auf ihn zu warten. Christian aber hatte eine Hilfe am Bruder wie nie zuvor und blickte oft verwundert von der Seite nach dem Verwandelten. Nur des Abends war er nicht mehr bei ihnen. Darauf aber achteten sie nicht, weil ihr Haushalt ohnehin seit einiger Zeit zerrissen war.

Christian hatte geheiratet, hatte die Barbara Koller aus ihrem Hause heruntergeholt, wie man eine Ware vom Markt holt, ohne Sang und Klang. Auf dem kurzen Umweg über den Zivilstandsbeamten und die Dorfkirche, einem Umwege, an dem keine Festwimpel hingen und keine Hochzeitsmusik spielte, ja kaum ein paar Gaffer standen, brachte er sie ins Haus zur Weinlaube. Da wohnten sie nun, in dem Hausteil, den früher Vater und Mutter innegehabt. Die große Wohnstube war ihre Stube, und Barbara stand in der Küche, wo Rosa geschaltet hatte. David hatte seine Kammer und die Kanzleistube für sich, Lukas aber war mit der Tochter ganz in den Anbau verwiesen, wie es Weltlauf, daß die Jungen die Alten aus ihrem Eigen drängen. Ihre Mahlzeiten hielten sie nicht mehr gemeinsam wie ehemals. „Es hält sich besser Freundschaft, wenn man sich nicht zu nahe ist,“ sagte Lukas. Er und Rosa hätten von dem jungen Ehepaar wenig oder nichts sehen müssen, wenn sie nicht gewollt hätten. Die Türen zu den beiden Hausteilen lagen wohl

nebeneinander, aber eine Holzwand trennte die Treppen, und nur ein kleines Fenster gab von der einen Ausblick auf die andre; aber war es durch dieses Fenster oder auf andre Weise, Rosa sah alles, was in des Bruders Haushalt geschah, und sie hielt nicht mit dem zurück, was sie von diesem Haushalt dachte.

„Ihr solltet einmal hinübersehen, Vater, ob sie nicht verhungert sind," warf sie eines Tages hin, als sie selber mit Lukas am Mittagstisch saß, und als dieser schweigend weiteraß, wurde ihr herbes Gesicht gelb, ihre Lippen noch schmaler als sonst. „Nicht einmal Sonntags trägt sie Fleisch ins Haus, die Schwägerin," fuhr sie fort.

Da hob Lukas das Gesicht und sah sie groß und ernsthaft an.

Sie errötete jäh. „Es ist wahr," eiferte sie.

Er antwortete noch immer nicht, nahm nur den Blick, der einen aus Mitleid und Tadel gemischten Ausdruck trug, nicht von ihr.

„Was seht Ihr mich so an?" fragte sie in gequältem Ton.

Da sagte er: „Du tust mir leid, Mädchen, ich weiß nicht, woher du deine enge Seele hast."

Damit hatte er mit einem Schlage erreicht, daß die Tochter in seiner Gegenwart nie mehr sich in hämischen Worten über andre vergaß. Aber er wußte, daß die beiden Frauen doch in einer unwillkürlichen und verhaltenen Feindschaft nebeneinander hinlebten, vielleicht weil beide manches Gemeinsame in ihrem Charakter hatten, vor allem den Geiz, der bei Barbara mehr auf die Aeußerlichkeiten des

Lebens ging, während er bei Rosa befremdlicherer Art war, so daß sie nicht mit Geld und Gut geizte, sondern gleichsam mit sich selber, indem sie, was gut an ihr war, vor allen Menschen versteckte, als wären sie nicht wert, daran teilzuhaben. Lukas sah, wie die zwei jungen Weiber mit trockenem Gruß aneinander vorübergingen, wo sie sich trafen, und keine der andern Wirkungskreis betrat. Wie die Wand zwischen den zwei Treppen war zwischen ihnen eine Scheidewand, und keine machte ein Hehl daraus, daß die andre ihr zuwider war. Barbara wußte aber kaum, warum sie die Schwägerin nicht mochte, in Rosas Abneigung dagegen lag etwas wie Größe. Sie war Barbara gram, weil sie sich in den Kreis der Ihrigen und in ihr Leben gedrängt hatte und Rechtens Anspruch auf Freundschaft und Zuneigung erhob, die sie, Rosa, selbst viel Näherstehenden nicht gewährte. Lukas wußte aber auch, daß seine Tochter mit ihrem Spotte über den Haushalt Christians nicht log. Er blickte zuweilen drüben in des Sohnes Stuben, in denen die kargen Möbel standen, kaum das nötigste Gerät, dessen sie bedurften, und lange nicht genug, die großen Räume zu füllen. „Das müßt ihr euch besser machen," sagte er und wußte doch, daß sie es nicht tun würden, sandte darum aus seinem eignen Bestand dies und jenes Stück: „Da stellt ihr das hin und da das!" So sehr aber waren sie mit ihren Plänen für die Zukunft und dem Ausbau derselben beschäftigt, daß sie die Demütigung nicht fühlten, die in des Vaters Hilfe lag. Vom ersten Tag an war in ihrem gemeinsamen Leben ein gemeinsames Ziel: Hablich

wollten sie werden! Sie träumten aber nicht von Lebensgenuß, den ihnen die spätere Hablichkeit verschaffen sollte, sondern dachten der Batzen, die in wohlverschlossenem Schranke, der Papiere, die ihnen einmal auf sicherer Sparkasse liegen sollten. Dabei lebten sie ein eigentümlich friedliches Leben und wuchsen fester zusammen als manche, die sich von der vielgepriesenen Liebe zusammenschweißen ließen. Tagsüber sahen sie einander oft nur bei den Mahlzeiten; denn Christian besorgte sein Gut mit einem zähen Fleiß und säumte nicht lang im Hause, wo Barbaras Arbeitsfeld lag; aber nach Feierabend saßen sie gemeinsam über den Tisch gebeugt und besprachen, was in Stall, Scheune oder Land während des Tages sich ereignet hatte, rechneten an der und jener Ausgabe oder Einnahme herum, ob sie zu machen oder wohl gemacht sei, und stiegen mit ihrem Planen und Berechnen bis in die späten Jahre hinauf, in denen ihr Hausen seine Früchte getragen haben mußte. Auch über den Lebensversicherungsprospekten saßen sie wieder, die für Christian zu einer Art Steckenpferd geworden waren, und es gewährte ihnen ein eignes Vergnügen, voreinander hinzumalen, wie einer, der nur ein paar hundert Franken zahle, plötzlich sterben und seine Familie durch seinen Tod reich machen könne.

„Hunderttausend Franken wäre so ein Nimms," sagte Christian, als sie wieder einmal jedes in ein paar Blättern studierten. Er sah an seiner Frau hinauf, in den Mundwinkeln saß ihm das sparsame Lächeln, das ganz selten nur und fremd aus den

Hautfalten, die den Mund umgaben, gleichsam aufblühte.

Barbara fuhr mit dem dürren, mit Sprüngen und Rissen gezeichneten Finger einem Satze nach, den sie las. „Auch wenn einer sich selber umbringt, bekommt die Frau das Geld, steht da," sagte sie.

„Je jünger einer in die Versicherung geht, desto besser," warf Christian, aus seinem Blatte lesend, ein.

Barbara hing mit den Gedanken immer noch an dem, was sie gelesen hatte. „Es wird sich einer schon nicht selber umbringen deshalb," spann sie langsam ihre vorigen Worte aus.

Christian schien nicht auf sie zu achten. Bald darauf nahm etwas andres, das sie lasen, ihre Aufmerksamkeit gefangen.

Aber viele Abende saßen sie so, lernend und berechnend, die Köpfe nahe beieinander, die beiden eignen, scharf gebogenen Nasen in die Prospekte gesteckt, und hatten etwas von Späne hackenden Spechten. Sie hackten auch einen richtigen Span zurecht; denn eines Tages legte Christian die Hand auf Barbaras Arm und sagte mit plötzlichem Anlauf: „Was meinst, wenn ich es täte?"

„Zwanzigtausend?" fragte sie.

„In fünfundzwanzig Jahren wird es ausbezahlt," erklärte er. Dann besannen sie sich auf und ab, und als sie sich an dem Abend zu Bett legten, hatten sie den großen Entschluß gefaßt: Versichern wollte sich Christian lassen.

Sie säumten auch nicht lange, den Entschluß auszuführen, hatten vielmehr eine lustige Eile, das

Geschäft abzuschließen. „Jeder Tag ist Geld," meinte Christian. Als sie jedoch den Versicherungsbrief richtig in Händen hatten, schien ihr zäher Arbeitsfleiß erst recht gewachsen. „Jetzt heißt's schaffen und sparen, daß die Prämie herauskommt," sagten sie zu Lukas, als der sie nach dem Fieber von Sparsamkeit fragte, das sie vollends angekommen.

Was Wunder, daß die Uebereifrigen, immer nur vor der eignen Tür Kehrenden nicht merkten, daß der neben ihnen wohnende David abends oft außer Haus war. So wußten sie lange nicht, daß dieser den Herrlibacher Berg hinaufstrich und mit den welschen Kesselflickern eine Art Freundschaft angeknüpft hatte.

Am Waldrand war jeden Abend eine merkwürdige Gesellschaft beisammen. Der lange grüne Wagen stand auf niederen starken Rädern am Waldsaum, hatte kleine Fenster auf beiden Seiten, eine Tür und eine Hängetreppe auf der Rückseite, ein Kamin auf dem Dach. Drei nicht übersaubere Kinder krabbelten herum bis lang nach Dunkelwerden. Die Kesselflicker selbst pflegten um die Zeit, da David heraufgeschlendert kam, um dasselbe Feuer sitzend ihre Abendmahlzeit zu halten, an dem sie tagsüber ihre Kupferpfannen und Kessel zur Bearbeitung heiß werden ließen. Die Beine lang ausgestreckt, saßen die drei braunen, mit flickigen Joppen und Manchesterhosen bekleideten Männer, Giovanni Dorta und seine beiden Söhne, da. Dem Alten hing ein langer, grauschwarzer, verwilderter Bart auf die Brust, aber er hatte im braunen Gesicht

einen Ausdruck männlicher Ruhe und Ehrbarkeit, die Jungen waren schöne Burschen mit dunkelm Haar und schwarzen, glänzenden Augen. Der ältere, Giovanni, trug einen schwarzen Schnurrbart, dem andern, Ernesto, keimte er erst. Beide waren laut und beweglich, wie es welsche Art. Neben dem Vater saß sein Weib, früh häßlich geworden, mit Runzeln im zerstörten bleichen Gesicht, das Haar wirr und unordentlich am Kopfe aufgesteckt. Sie ging in einem dunkeln Kleid ärmlich und verlottert und doch nicht bettelhaft. An der ganzen Familie war vielmehr etwas, was sie über das übrige Landstreichervolk erhob; es mochte sein, weil sie im Winter festen Wohnsitz und immerhin das ganze Jahr einen nicht uneinträglichen Beruf hatten. Margherita, das Mädchen, stand am Feuer und kochte und reichte nachher die Maispfanne in den Kreis. Dann ließ auch sie sich zwischen Mutter und Brüdern nieder.

Wenn alle saßen, kam David Hochstraßer langsam und als brächte ihn der Zufall her, über sie. Als er sich das erstemal näherte, drückte er sich verlegen herum und hob ein Gespräch an, auf das die Welschen nicht recht eingingen. Nur die Margherita tat bekannt, lachte und warf den Brüdern ein Wort hin, da und da habe sie den jungen Menschen kennen gelernt! Er aber stand wie angeklebt und wußte doch bald nichts mehr zu sagen, ging dann auch endlich davon, weil er sah, daß sie sich über sein Dastehen wunderten. Hinter ihm her lachten die Brüder ihn aus. Als er aber Tag für Tag sich an sie heranmachte, hatten sie bald heraus, was ihn hertrieb; er hing die Blicke auffallend genug an

die schlanke Margherita. Der Alte und das Weib waren freundlich zu ihm und hießen ihn sich zu ihnen setzen. Bald machte es sich, daß er in den Kreis am Feuer gehörte wie sie selber. Der blonde, glattwangige Bauer mit dem hellen Gesicht nahm sich sonderbar aus unter dem rußigen Volk. Die Burschen lachten von weitem, wenn sie ihn kommen sahen, und foppten die Schwester; die aber lachte mit und tat, als kümmere sie nichts, und doch hatte sie nachher in ihrem Benehmen gegen David etwas, was ihn lockte und fernhielt zugleich, und wußte das Feuer zu schüren, das ihm Herz und Kopf heiß machte.

David wurde wärmer, je öfter er kam, und je weiter die Bekanntschaft vorrückte, um so mehr verlor er Scheu und Eckigkeit. Die Burschen fuhren fort zu spotten und warfen allerlei Anzüglichkeiten hin, wenn er bei ihnen saß, aber er gewöhnte sich daran, sich nicht um sie zu kümmern, ließ sie reden und hielt sich an die Margherita, als ob sie allein da wäre. Das Mädchen stand ihm Rede, scherzte mit ihm, leuchtete ihn auch manchmal mit einem langen Blick ihrer schönen braunen Augen an, aber als er einmal nach ihrer Hand faßte und sie heimlich zu halten glaubte, hob sie plötzlich die ihre und zeigte lachend den Brüdern, wie die seine sie umspannte; etwas Ausgelassenes war in ihrer Art. Schon am nächsten Tage aber, als die Rede darauf kam, daß sie mit ihrem Wagen bald weiterziehen würden, verstummte sie wie in einer plötzlichen Trauer, verließ David, stieg in den Wagen und kam nicht mehr zum Vorschein. So zeigte sie ein seltsam wech-

selndes Wesen, das David, den Zerfahrenen und Versonnenen, völlig verwirrte. Das Bild des Mädchens gewann aber vor seinen Augen täglich an Schönheit, und er, der schon vom schönen See, vom roten Abendhimmel und dergleichen Prächten die Augen schwer gelöst hatte, kam nicht mehr los von ihr. —

Die Zeit, da die Kesselflicker weiter talwärts zu ziehen gedachten, war plötzlich da. Morgen, hatte die Margherita gesagt, würden sie reisen. Am letzten Abend hatte David Hochstraßer das Erlebnis, das ihn dem Mädchen mit Leib und Seele verschrieb. Er war zu Hause schwer losgekommen. Der Vater hatte bei Christian und seiner Frau gesessen, und sie hatten ihn, David, im Gespräch festgehalten, bis er fast jäh und ohne einen Grund für sein Fortgehen anzugeben, die Stube verließ. Jetzt stieg er langsam den dunkeln Herrlibacher Berg hinan. So eilig hatte er es gehabt, daß er barhaupt und in Hemdärmeln war. Sein weißes Gesicht und helles Haar stachen wie das Hemdlinnen vom Dunkel der Nacht ab, so daß der ganze Mensch sich als etwas Freundliches und Heiteres aus dem Düster des Berges heraushob. Als er aber an die Waldhöhe kam, war da oben der Mond hinter den Tannen heraufgeglitten und stand wie eine weiße, nie gesehene Blume und wie aus den schwarzgrünen Wipfeln herausgewachsen über dem Walde. Sein Licht sickerte zwischen den vordersten Bäumen hindurch auf die wenig befahrene Straße, die am Waldrand hinführte, und lag wie silberner Schaum hier auf einer braunen Scholle, dort auf einem

Büschel schwarzen Grases. Der Wagen der Welschen stand im Schatten; um ihn war es still, niemand war zu sehen, als sei in dem grünen Gehäuse schon alles untergekrochen. Schon meinte David zu spät zu kommen. Das Herz klopfte ihm. ‚Jetzt kannst dich heimtrollen, die Margherita siehst nicht mehr!‘ durchfuhr es ihn schmerzlich. Da sah er sie ein gut Stück höher am Weg allein auf einem Lattenhage sitzen. Einen Augenblick blieb er stehen und fühlte den Atem am Halse. Herrgott, so etwas! Die Margherita saß in ihrer ganzen hohen Schlankheit auf dem niederen Hage, ihre Füße waren nackt, der eine war auf die unterste Latte gestemmt, der andre ruhte mit den Zehen am Boden. Sie trug nur einen dunkeln Rock und das kurzärmelige, am Halse weit ausgeschnittene Hemd, das sie damals im Walde angehabt hatte. Ihr schwarzes Haar war gelöst und hing in nicht langen, aber vollen Strähnen über beide Achseln auf ihre Brust herab. In der Hand hielt sie einen Kamm und strählte ihr Haar, die schlanken Arme hoch an den Kopf erhoben. Eine Anmut ohnegleichen lag in ihrer Haltung und ihren Bewegungen. Das weiße Mondlicht kam und umleuchtete sie, der leise Glanz lag ihr auf Schultern und Armen, und es war an ihrem Bilde eine so stille und machtvolle Schönheit, daß David Hochstraßer, von einer Art Ehrfurcht zurückgehalten, auf den Zehen und in einem Bogen an sie heranschlich. Als das Licht auf seine helle Gestalt fiel, erblickte sie ihn. Sie ließ ruhig den Kamm sinken.

„Kommst du noch?“ sagte sie. Ihr Blick ruhte

ernsthafter als sonst, fast forschend auf ihm, und er sah in ihrem Gesicht einen Ausdruck von Weichheit. Das Blut stieg ihm heiß zu Kopf. Er trat ganz nahe an sie heran und legte die Arme zu ihren beiden Seiten auf den Hag, daß sie gefangensaß. Zu sagen wußte er lange nichts, linkisch wie er war. Er sah nur an ihr hinauf, und langsam engte er die Arme um sie.

Sie steckte den Kamm ein und ließ die Hände auf seine Schulter fallen. Da stammelte er endlich: „Geh nicht fort, du!"

Sie streichelte selbstvergessen seine Wangen. „Wenn ich eine da aus dem Dorfe wäre, würdest du mich heiraten," sagte sie. Dabei flog ihr Blick gegen die Häuser von Herrlibach hinab, und kurze Zeit war etwas Sehnsüchtiges darin, als hätte sie da hinab wirklich gehören mögen.

Jäh fiel ihm ein, was ihm da unten eigen war, der Vater, das Haus, der Kreis, in den er gehörte, und er wußte, was in ihren Worten lag: für eine wie die Margherita war da unten keine Tür. Aber das Verlangen nach ihr brannte in ihm. Er umfaßte sie fester, und eine kurze Weile ließ sie ihre Wange an der seinen liegen. Als er sie küssen wollte, lachte sie auf. Ihre Laune verwandelte sich so jäh, daß er unwillkürlich und erschreckt einen Schritt rückwärts trat. Als er abermals die Hand nach ihr ausstreckte, wich sie flink beiseite. „Was willst du von mir?" sagte sie. Es war, als ob ihr sein Wesen plötzlich lästig wäre.

Da stand er wie verloren da. „Ich dachte — —

Du gehst leicht fort, scheint's?" fragte er mit stockender Stimme.

Sie zuckte die Achseln; er mochte daraus entnehmen, was er wollte. Am Ende sagte sie: „Ich muß jetzt hinein" und wollte gehen.

„Ade," sagte er und streckte die Hand aus. Sie legte willig die ihrige hinein, gab ihm auch den festen Druck zurück, mit dem seine Finger sie umschlossen. Dann aber glitt sie in wenigen Sprüngen dem Wagen zu, ihr Haar wehte wie winkend hinter ihr.

David Hochstraßer stand ausgestoßen an der Straße. Eine Zeitlang rührte er sich nicht von der Stelle. Es hielt ihn etwas fest, und als er am Ende doch ein paar Schritte bergabwärts tat, war es ihm, als risse er sich selber mit jedem Schritt ein Stück aus dem Leibe, so schmerzte ihn das Weggehen. Er ging dann langsam nach Hause, kam auch allgemach hin, sah andern Tages weder die Margherita noch den Wagen der Welschen mehr, aber ein Verlangen nach ihr hatte er in sich, das von da an ihn tags und nächtens quälte, das wuchs und wuchs, wie ein nagender Hunger wächst, daß der Darbende hohläugig wird und schmalwangig und Fieber ihn zu schütteln beginnen.

Achtes Kapitel

Es war Samstag nachmittag. Lukas Hochstraßer hielt eine Depesche seines Sohnes Martin in Händen, daß er am Abend kommen werde. Lukas hatte gelesen und stand und sann. Vieles gab ihm zu denken.

Mehr hatte er zu denken als in den Tagen, da noch alle Arbeit und alle Sorge um Haushalt und Wirtschaft auf ihm gelastet hatten. Martin, der Leutnant, kam nicht wegen der Seinen heim! Das Mädchen zog ihn, Brigitte Fries! Jeden Sonntag war er inzwischen dagewesen! Lukas Hochstraßer legte die Depesche vor sich auf den Tisch, las sie noch einmal, darübergebeugt, die Fäuste auf den Tisch gestützt. Ein Unbehagen war an ihm. Sie machten ihm Gedanken, die Söhne! Da war Julian! Den hatten sie unten in St. Felix in den Stadtrat gewählt. Die Arbeiter hatten ihn hineingedrückt. Jetzt stand sein Name alle Augenblicke in den Zeitungen. Da hatte er gesprochen, das und das hatte er gesagt. Und er sprang in seinen Reden nicht glimpflich mit der Regierung um, deren Brot er aß! Lukas liebte das Sichvordrängen nicht; er selbst war ein Stiller gewesen, um alle Amtsehren war er in weitem Umweg herumgegangen, und seiner bäuerlich ehrenfesten Zufriedenheit behagte die laute Begehrlichkeit der Arbeiter nicht, zu deren Sprecher der Sohn sich machte. Und da war David! Der junge Mensch kam in die Jahre, da der Arbeitstrieb in ihm sich hätte kräftigen sollen, aber er war noch immer kein Arbeiter, tat wohl, was knappe Pflicht war, aber nichts darüber und nichts mit Freude und hatte seine Gedanken sichtlich woanders, weiß Gott wo. Er war zerfahren und sonderbar, als ob heimlich etwas an ihm zehre, und wenn man fragte, hatte er doch nur die Antwort, es fehle ihm nichts. Christian war der einzige, der gerade und rastlos einem Ziele entgegenstrebte. Aber auch der

— — war das ein Ziel und ein Weg, wie Christian und seine Frau sie hatten? Und Martin! Das war sicher, daß die Liebe für dies Mädchen, die Brigitte, wie Feuer in ihm war! Aber weil sie so loderte, wie von allen Winden gefacht, war es — war es das Rechte? Zu wenig Stille war in dem Menschen, zu wenig Geduld und — Lukas preßte die Hand zur Faust, als müßte er den Sohn packen und rütteln — zu wenig Ausdauer!

Lukas empfand, wie wenig Macht einem Menschen gegeben war. Da stellte man Kinder in die Welt und erzog sie zur Arbeit und Rechtlichkeit, und das eigne Blut, das sie in sich hatten, wandelte sich mit den Jahren, und man konnte es nicht hindern! Und das wuchs auf neben einem, Bäume vom eignen Stamm gepfropft und doch fremde Bäume, die ihren eignen Schatten hatten! Der Bauer richtete sich auf, immer noch die Finger zu Fäusten gekrümmt, und reckte sich. Er war wie in Fesseln, als sollte er helfen, und konnte nicht. Da sah er durch das Fenster David mit einem Gespann widerspenstiger Ochsen sich mühen. Die schweren Tiere, durch langes Stehen störrisch geworden, wollten nicht anziehen, und die Kraft Davids, dem der alte Longinus vergeblich beisprang, unterlag einmal nach dem andern der plumpen Stärke der Tiere. Lukas zog die Stirn in Falten. Es sagte ihm zu, eine schwere Arbeit zu haben. Rasch ging er hinab. Am beladenen Wagen standen David und der Knecht, schweißbedeckt ersterer und vor Erregung zitternd, letzterer dumpf, die Hände in den Taschen. „Bah, sie wollen nicht," sagte der Knecht.

Lukas Hochstraßer kam mit großen Schritten gegangen. Er hatte die Joppe abgelegt, die Weste hing offen. Im Gehen streifte er die Hemdärmel auf, an den braunen Armen spannten sich die Muskeln. „Du mußt anders anpacken, Bub," sagte er zu David und nahm ihm die schwere Peitsche aus der Hand. Dann faßte er die Stricke, die an den Hörnern beider Tiere befestigt waren, und schwang die Peitsche einmal über ihrem Rücken. Es war ein Bild, wie er, ein Bein vorgestemmt, den Oberkörper zurückgebogen und den Kopf aufgeworfen, daß der Wind ihm den Bart zur Seite wehte, vor den Ochsen stand und seine Kraft sichtbar die ihre überwand. Er zog die Stricke mit der linken Hand fest, langsam wie zwei von der Stelle weichende Blöcke setzten sich die Ochsen in Bewegung. Da warf er David die Stricke zu und gab ihm die Peitsche zurück. Das Gespann entfernte sich. Er aber suchte sich neues Werk; es litt ihn nicht, daß er ins Haus zurückging.

Am Abend kam Martin, der Leutnant. Er war geschniegelt wie einer der Stadtoffizierchen, die Sonntags wie neu aus der Schachtel gepackt einherkommen. Gut sah er aus, auch sein Wesen schien sich in der letzten Zeit noch mehr abgeschliffen zu haben. Er wußte sich umzutun, als ob er zeitlebens das St. Felixer Pflaster getreten hätte. Sein Gesicht war bleich wie immer, die düsteren Striche unter den Augen hoben den Glanz der letzteren; die Uniform saß ihm knapp am wohlgebauten Körper. Seine Schwester Rosa streifte ihn mit ihren Blicken, und sie, die Wortkarge, meinte zu David: „Das

kann ihm keiner abstreiten, daß er ein schöner Mensch ist, der Martin."

Er war wegen eines Wettrennens gekommen, das morgen in St. Felix gelaufen wurde. Er wollte den Kapitän Fries und seine Tochter einladen, mit ihm zusammen sich das Rennen anzusehen.

„Es soll also Ernst werden," sagte Christian trocken, der mit am Hause stand, als sie Martin empfingen. Aber Martin war von einer inneren Unruhe und Unsicherheit erfüllt und nahm das Wort übel auf.

„Es ist noch lange nicht an dem," sagte er barsch. „Kümmere dich um das, was dich angeht!" Bald darauf machte er sich auf den Weg zum Kapitän. Das Wetter war schlecht. Er hatte seinen Radmantel übergenommen und schritt durch Wind und heftig stürzenden Regen dem Hause Gotthold Friesens zu. Die Fenster der Wohnstube standen weit offen, und der Kapitän saß mit Brigitten dort, jener die Zeitung in Händen, diese mit einer Handarbeit beschäftigt. Sie hießen Martin sich zu ihnen setzen, und er ließ sich Brigitten gegenüber nieder. Es war fast dunkel, aber sie machten kein Licht. „Wir sitzen gerne in der Dämmerung," sagte Fries.

Der Regen goß herab, daß er in Bächen über die Straße lief, und rauschte in den Bäumen und Büschen vor dem Hause. Im Winde schwoll und sank das Rauschen. Die Unruhe draußen machte die kleine Stube doppelt traulich, und sie ließen ihre Stille auf sich wirken und saßen, ohne viel zu reden, behaglich beieinander. Ueber ihre Fahrt am folgen-

den Tag waren sie bald einig. Brigitte blickte den Vater fragend an, als Martin davon sprach, und Fries schaute lächelnd auf Brigitte; keines wollte zuerst reden. Endlich sagte der Alte: „Eigentlich sähe ich so etwas ganz gern einmal.“

Das Mädchen nickte dazu. Dann rückten sie mit behaglichem Hinundherreden weiter, bis Martin seine Zusage hatte. Dieser bereitete sie mit einem Wort hier und einem Wort dort darauf vor, wie der morgige Tag sich für sie abwickeln sollte. Er sprach dabei zumeist zu Brigitte, deren junges Gesicht von Vorfreude hell war. Sie saßen einander zugeneigt, hatten jedes eine Hand aufs Gesimse gelegt, manchmal vergaßen sie eine ganze Weile das Reden, lauschten nur auf die Unruhe des Wetters, und es war, als fänden beide in der Gemeinsamkeit dieses Hinauslauschens eine stille und unwillkürliche Befriedigung. Gotthold Fries saß mehr im Hintergrunde. Es entging ihm nicht, wie die Jungen ihn allgemach und ohne es zu wissen, vergaßen. Sein scharfer Blick ging über seine Zeitung hinaus und ruhte auf ihnen, und seine Gedanken waren emsig. Er empfand den wohltätigen Frieden seiner Stube, und da Martin mit in diesem Frieden saß und ihn nicht störte, dehnte sich die Freude des Alten, die er an der Behaglichkeit seines Hauses hatte, unwillkürlich auf den Gast aus. Martin hatte auch an diesem Abend eine Ruhe und einen Ernst an sich, die ihm zum Vorteil gereichten. Fries wälzte den Gedanken in sich, daß schon mancher, der in seiner Jugend sich ausgetobt hatte, ein ernsthafter und braver Ehemann geworden, und meinte an

diesem Abend an Martin Hochstraßer etwas zu finden, was ihm jene Eigenschaften versprach. So vergingen die Stunden den dreien in einer großen und freundlichen Zufriedenheit.

Am andern Morgen war der Himmel wieder hell. Es hatte die ganze Nacht geregnet. Nun lag es wie der Tau eines Frühlingsmorgens über dem schon im Spätsommer stehenden Land. Einzelne weiße Wolken standen noch im Westen, aber ein frischer Nordwind stemmte sich ihnen entgegen und hielt sie an den Hügeln, hinter denen sie heraufquollen, fest. Martin Hochstraßer stand mit Brigitte und ihrem Vater auf dem Verdeck des Dampfers, dessen Kiel St. Felix zu gerichtet war. Ein wundervoller Glanz lag über den hügeligen Ufern und über dem See, und das Schiff erhob sich aus dem Wasser in dieses reiche Licht, so daß sein schlanker Bau in jeder Planke erkennbar war. Der Wind strich über das Verdeck, das Segeltuch des Schutzdaches, das er auf und nieder wehte, klatschte, und die blauweiße Fahne am Hinterteil flatterte. Brigitte mußte ihren Hut festhalten, damit der frische Luftzug ihn ihr nicht vom Kopfe riß. Wie sie aber so, den einen schlanken Arm zum Hut erhoben, in ihrem weißwollenen schlichten Kleide dastand, war auch an ihr etwas Morgendliches. Sie reichte dem neben ihr stehenden Martin nur bis zur Schulter, das Handgelenk, das zwischen Aermel und Handschuh frei wurde, war fein und zierlich, ihr Gesicht hatte die Farbe zarten Blusts, hatte nichts Krankhaftes und doch eine seltsame Reinheit an sich, und ihre Augen leuchteten bei jedem Worte,

das sie sprach. Sie konnte sich aber nicht genug-tun damit, immer wieder zu sagen, wie schön dieser Morgen sei und wie herrlich die Fahrt werden müsse. Martins Blick hing an ihr, an jeder Bewegung, an ihrem Gesicht und ihrem reichen Haar, das sie in Zöpfen um den Kopf gelegt trug, er selbst war herausgeputzt wie am Tage vorher, schlank und doch stark; es war, wie seine Schwester Rosa gesagt hatte: Keiner konnte ihm abstreiten, daß er ein schöner Mensch war! Er war in einer frohen Erregung, die ihn gesprächig machte und ihn zu einer unaufdringlichen und wohltuenden Zuvorkommenheit gegen Brigitte und ihren Vater trieb. Der letztere trat bald an das Geländer des Schiffes und verfolgte die Arbeit der Schiffsmannschaft. Der Seemann in ihm war wach geworden. In Haltung und Blick war er der umsichtige und scharfäugige Kapitän, kam mit dem Schiffsführer und mit dem und jenem Matrosen ins Gespräch und war der zwei jungen Leute nicht groß acht. Das Schiff fuhr hin, immer dem frischen Wind entgegen. Die Radschaufeln klapperten; aus der goldenen Ferne tauchend, trat nach einer Weile die Stadt vor ihre Blicke. Sie hielten sich, als sie St. Felix erreicht hatten, da nicht lange auf, sondern nahmen eine Droschke und fuhren nach dem Felde, wo das Rennen stattfinden sollte. Eine endlose Menge von Fußgängern und Wagen strebte dem gleichen Ziele zu, und sie kamen zuletzt nur langsam vorwärts, zürnten aber auch das nicht; denn es gab unendlich viele Gesichter und Gestalten und Begebenheiten bald ernster bald drolliger Art

zu betrachten. Brigitte aber empfand einen kleinen und heimlichen Stolz, daß sie an der Seite des schmucken Offiziers sich zeigen durfte. Martin hatte viele Bekannte, grüßte und wurde wieder gegrüßt, und viele Blicke folgten ihnen. Auf dem Rennfelde war eine große Zahl von Offizieren anwesend, und Martin wurde bald von diesem bald von jenem in kurzem Gespräche festgehalten. Zwei höhere Offiziere, die ihn ansprachen, betrachteten den vor ihnen Stehenden mit sichtlichem Wohlgefallen und redeten ungewohnt lange und in einem warmen Tone mit ihm, so daß seine Beliebtheit nicht besser hätte zutage treten mögen. Der Kapitän bemerkte es, und seine Freude an Martin wuchs. Sie saßen dann mehrere Stunden, ohne müde zu werden, auf ihren Plätzen und sahen dem Schauspiel, dessenthalb sie gekommen waren, zu. Es störte ihnen nichts das freundliche Glück dieses Tages. Auf einem Umwege führte Martin seine Gäste nachher zum See zurück und ließ es sich nicht nehmen, sie bis nach Herrlibach zu begleiten. Der Abend war schön und klar wie der Tag gewesen, es wurde kühl, aber Gotthold Fries war noch wetterhart wie nur einer und lachte Brigitte aus, die sich mit Martin hinter die Schutzwand des Verdecks gesetzt hatte. Sie war aber schweigsam geworden, vielleicht ein wenig müde vom Gewühl der Stadt, dem sie entronnen waren, vielleicht in Gedanken noch einmal den und jenen kleinen Triumph nachlebend, den ihr der Tag gebracht hatte. Fries ließ die zwei Jungen bald wieder allein. In Brigittens Augen stand ein sinnender

Ausdruck, und sie lauschte wohl auf das, was Martin, nahe zu ihr gebeugt, mit leiserer und bewegterer Stimme als sonst sprach, redete selbst aber wenig. Einmal stieg das Blut langsam in ihre Wangen, bis es in reichem und heißem Rot ihr ganzes Gesicht bedeckte. Martin hatte ihre Hand genommen und hielt sie fest in der seinen. Bald sprach er in einer drängenden und ernsten Art zu ihr, tat leise Fragen, die er sonderbar tief aus sich herauszuholen schien, und redete von Dingen, die ihr noch keiner gesagt hatte: „Ich möchte Sie immer um mich haben, Brigitte," und „Es ist jetzt für mich niemand mehr als Sie". Sie sah ihn nicht an, aber sie hatte sein Bild doch vor ihren Augen, wie er mit ihr durch die Menge gefahren war, grüßend und wieder gegrüßt, einer, der sichtbarlich viele Freunde hatte. Das Herz schlug ihr, sie konnte die Hand nicht aus der seinen lösen, weil sie wußte, daß es ihm unlieb wäre, und weil sie in diesem Augenblick nichts ihm Unliebes hätte tun mögen. Es war aber nicht, daß sie sich über eine Neigung zu ihm klar gewesen wäre, in ihrem Kopfe arbeitete es, sie hätte die Hand an die Stirn legen mögen, hinter der es wirr war, und sie empfand etwas wie Angst. Da trat Fries wieder zu ihnen. Sie näherten sich Herrlibach. Martin war aufgestanden, seine Augen glänzten vor Ungeduld und Erregung und seine Stirn war heiß. Dann traf Brigittens Blick den seinen und war von einer so großen Lauterkeit und Unschuld, daß er wie vor sich selber erschrak. Er zwang sich darauf zur Ruhe und fand das bescheiden-freundliche Wesen

wieder, das er tagsüber gehabt hatte. Fries rühmte den schönen Tag, den er ihnen geschaffen, dankte in einer herzlichen und warmen Weise, und Brigitte stimmte in seinen Dank mit einer raschen Freude ein. Als dann das Schiff nach dem Landungssteg von Herrlibach hinlenkte, traten sie alle drei mehr gegen das Geländer vor und unterschieden bald die Gestalten der wenigen Menschen, die auf dem Steg die Ankunft des Schiffes erwarteten.

„Der Vater," sagte Martin, und sie sahen in der Nähe des Postgasthauses Lukas Hochstraßer im Gespräch mit dem Wirte stehen. Er blickte nach dem Schiffe herüber und erkannte sie bald, denn er hob grüßend den schwarzen Hut. Er trug sein dunkles und sonntägliches Gewand, und wie er so in der Straße stand, unfern der Schar der auf dem Stege Harrenden und doch von ihnen gesondert, fiel seine Gestalt vor allen andern auf. Die Erscheinung des Postwirts, der neben ihm stand und ein kurzgewachsener, gedrungener Mann war, half nur das Starke im Aeußern Lukas Hochstraßers steigern. Als sie darauf ans Land stiegen, kam Lukas ihnen bis zum Steg entgegen, grüßte sie mit seinem dumpfen tönenden Lachen und reichte allen die Hand, dabei unwillkürlich und mit einer väterlichen Freude diejenige Brigittens lange in der seinen haltend, während er über die Vorkommnisse des Tages mit ihnen sprach und Martin neckte, daß er, der mit dem nächsten Schiffe zurückfahren mußte, noch sich nach Herrlibach herauf verirrt habe. Sie machten sich dann gemeinsam auf den Heimweg, schritten langsam und in einer eifrigen

Unterhaltung vom Steg hinweg. Lukas ging zwischen Fries und Brigitte, an deren andrer Seite Martin dahinschritt. Da geschah es nun, daß die Ruhe und die innere Klarheit, die Lukas in Wort und Wesen verriet, in Brigitte ein Gefühl von Friedlichkeit und Geborgenheit weckten, wie sie es nie vordem empfunden. Sie hatte mit jenem schon öfters flüchtig gesprochen, noch nie aber so wie jetzt ihn ernsthaft und länger reden hören, und während sie, vor dem Hause des Kapitäns angekommen, noch lange stehenblieben, ereignete es sich, daß die Persönlichkeit des Vaters bei dem Mädchen unwillkürlich für den Sohn warb, leise Zweifel überwand, die bisher in ihr gewesen waren, und daß Brigittens Herz in dieser Stunde für Martin zu schlagen begann, weil ihr war, daß von dem starken Vater etwas im Sohne leben müßte.

Als sie sich trennten — Lukas hatte die Einladung, noch ins Haus zu treten, abgelehnt —, wußte Martin Brigitte einen Augenblick für sich zu haben, während der Kapitän und sein Vater sich voneinander verabschiedeten. Er drückte des Mädchens Hand und zwang sie, ihn anzusehen, und obgleich der Blick, den sie willig in den seinen senkte, scheu und fast ängstlich war, glomm darin etwas Neues auf, das ihn, den Kundigen, mit einem Male siegesgewiß machte.

Lukas hieß Martin dann ein Stück Weges mitkommen, da ihm noch eine halbe Stunde Zeit bis zur Rückfahrt seines Schiffes blieb. Sie sprachen bald vom Tag, der hinter ihnen lag. Lukas rühmte Brigitte; es klang wie eine neue Mahnung, daß

er, Martin, sich des Mädchens würdig zeigen möge. Dieser hörte sie nicht; er war zu sehr mit sich selber beschäftigt. „Ich werde an sie schreiben, an Brigitte und ihren Vater," verriet er Lukas. In seinem Ton lag helle Siegessicherheit.

Neuntes Kapitel

Ein schwüler Tag brach an. Der Himmel voll grauer und nachtschwarzer und klatschweißer Wolken und doch etwas wie Sonne über dem Land. Kein Windzug. Eine atemlose, schwere, dunstige Stille. Schwärmende Mücken, deren Mensch und Tier sich kaum zu erwehren vermochten. Zuweilen von weiß Gott woher ein fernes, murrendes Donnern. Der erhoffte Regen aber kam nicht. An diesem Tage schlug es im Hochstraßer-Hause dreimal ein, obwohl kein einziger Blitz aus den drohenden Wolken fuhr. Das erstemal war es ein sanfter Schlag, und Gotthold Fries, der Kapitän, hatte schuld daran. Er kam am frühen Morgen. In seinem Gesicht war eine leise Feierlichkeit. Rosa, auf die er im Hause stieß, fragte er nach ihrem Vater, und sie ging, diesen auf seinen Wunsch vom Feld hereinzurufen, wo er beschäftigt war. Indessen kramte Fries, der den Hut abgelegt hatte, einen Brief aus der Tasche, legte ihn vor sich auf den Wohnstubentisch, an dem er saß, und glättete den auseinander gebreiteten sorglich mit der Hand. Seine Hände zitterten dabei, und einmal fuhr er sich mit der Rechten über das weiße Haar, als könnte er damit eine Erregung

hinwegwischen. Lukas Hochstraßer kam und ließ sich bei ihm nieder, gab Rosa einen Wink, ihn mit Fries allein zu lassen, und die beiden Männer saßen gemeinsam über dem Brief.

„Sie will ihm ja sagen," sagte Gotthold Fries. Er lächelte dazu und konnte doch nicht verbergen, daß seine Hände noch mehr zu zittern begannen. „Ihr müßt es mir nicht übelnehmen," entschuldigte er sich, „es ist mir noch zu ungewohnt, daß mir das Kind wegkommen soll."

Lukas gab ihm die Hand. „Ihr wollt sie ihm geben?" sagte er schlicht. „Daß es mich freut, brauche ich Euch nicht zu sagen."

Nach einer Weile riefen sie Rosa herein und ließen sie wissen, daß Martin um Brigittens Hand gefragt und sie erhalten werde. Sie sagte Gotthold Fries ein kurzes Wort der Freude, weil der Augenblick es wollte, aber sie entfernte sich alsbald wieder. Aber David, den sie nachher vor dem Hause trafen, machte gut, was sie versäumt hatte. Es kam ihm, dessen Gesicht seit Tagen hagerer geworden und einen schmerzhaften Zug hatte, ohne Mühe das gute Wort auf die Lippen: „Auf die Schwester kann man sich freuen, meine ich." Und er schüttelte Fries die Hand. Von ihm aus, während Lukas und der Kapitän im Gespräch vom Hause hinwegschritten, ging die Nachricht von Martins naher Verlobung um. Christian hörte sie und sagte sein trockenes: „Bah, recht hat er." Barbara, die den Kopf voll andrer Gedanken hatte, nickte dazu. Longinus, der Knecht, pfropfte die Hände in die Taschen, als die Nachricht zu ihm

kam, schmunzelte und sah die Welt aus frohen Augen an. „Es gibt viel Schönes im Leben, wenn man so zusieht,“ sagte er.

Longinus hatte das aber noch nicht lange gesagt, als es im Hochstraßer-Hause zum zweitenmal einschlug und diesmal nicht so sanft. Barbara, die junge Frau, war die erste, den Schlag zu empfangen, und sie, die gesegneten Leibes war, wurde fahl im Gesicht und mußte sich am Tisch, vor dem sie eben stand, halten, daß sie nicht umsank. Vor ihr stand die Magd, die ihr Vater bei ihrer Verheiratung angenommen hatte, außer Atem, mit erhitztem Gesicht und wirrem Haar, und hatte eben herausgeschrien, ihr — der Meister sei oben in den Reben, wo er gearbeitet habe, wie vom Hitzschlag getroffen hingefallen und rühre sich nicht mehr, sei augenscheinlich tot — stockmausetot. Die Barbara faßte sich dann und machte sich mit Christian, der inzwischen herbeigekommen war, auf den Weg nach des Vaters Weinberg. Sie konnten nicht eilen, denn die Frau ging nicht leicht. Christian aber stützte sie sorglich, und es verriet sich bei dem kurzen und schweren Gang, wie sehr die beiden eins geworden waren. Sie kümmerten sich um die Magd nicht, die neben ihnen ging, und nicht um Lukas, der hinter ihnen heranstieg. Sie nahmen das, was geschehen war, als nur ihnen geschehen, und teilten es gleichsam mit niemand und nur unter sich. Alle aber, die zu Uli Koller hinaufstiegen, konnten an dem nichts ändern, daß er tot war, wie die Magd gesagt hatte, vom Schlag getroffen. So fielen an diesem Morgen endgültig die Grenzen

zwischen dem Kollergut und dem Hochstraßerland.

Der dritte Blitz schlug ins Hochstraßer-Haus am Spätnachmittag, als Lukas und die Seinen von Ullis Totenbett hinweg längst wieder an ihr Tagewerk zurückgekehrt waren. Noch immer hing der Himmel voll der schweren, nachthaften Wolken, und noch immer brütete die Schwüle über dem Dorf, die nicht in Sturm auszubrechen vermochte. Der Blitz aber, der diesmal kam, traf den rechten, Lukas Hochstraßer selbst. Ein Herr von St. Felix war gekommen, ein vornehmer Mann aus einem alten Geschlechte der Stadt und Mitglied der obersten Stadtbehörde, aus Vornehmheit vielleicht sonderbar und eigensinnig. Seit Jahren bezog er für seinen großen und auf großem Fuße gehaltenen Haushalt den Wein von Lukas Hochstraßer, und seit Jahren kam er immer selbst, den Tropfen, den er sich zulegen wollte, an Ort und Stelle zu versuchen und einzukaufen. Der Knecht, den er bei seiner Ankunft fand und den er nach seinem Herrn fragte, wies ihn an Christian, der eben vom Kollergut herunterkam. Herr Hans Jakob Meiß lüftete kaum merklich den Hut vor dem jungen Bauern und fragte nach seinem Vater. Christian gab Bescheid, daß sein Vater wohl im Hause sein möge, säumte aber nicht, dem alten Kunden mitzuteilen, daß er nun selbst das Gut übernommen und ihm oben in seiner Stube die zur Auswohl stehenden Weine aufzutragen bereit sei. Herr Meiß zog die feine Stirnhaut in eine scharfe Falte und schüttelte ungeduldig den Kopf. Er wolle bei Lukas Hoch-

straßer Wein kaufen oder gar keinen, sagte er. Christian fühlte sich in der Gesellschaft des vornehmen Herrn nicht behaglich und war nicht ehrgeizig. So führte er den Gast ohne ein weiteres Wort nach der Wohnung des Vaters. In der schlichten kleinen Wohnstube, die Rosa sauber hielt und der sie mit gehäkelten Decken da und dort, mit Bildern an der Wand und diesen und jenen Möbelstücken ein Aussehen bäuerlicher Wohlhabenheit gegeben hatte, war niemand, aber Christian holte Lukas vom Estrich, wo er rumort hatte, herunter. Derselbe trat nicht sofort ein, sondern ging von außen in die anstoßende Schlafstube, wo er sich umzog, und kam durch die Nebenstubentür herein, dem Gast zu Ehren sauber angetan. Christian trug indessen schon Gläser und Wein auf, entfernte sich aber selbst wieder und ließ die zwei Männer allein. Da war es nun auffallend, wie anders die Art des Städters gegen den Vater als gegen den Sohn war. An der vornehmen und strengen Miene des Herrn Hans Jakob Meiß änderte sich wenig, aber in seiner Rede waren die Ungeduld und Ueberlegenheit nicht mehr, die vorher darin gelegen hatten. Allmählich und während die Männer sich nach kurzer Begrüßung zum Tisch setzten, Lukas die Weine einschenkte und die Probe begann, verschob sich ihr Verhältnis, so daß eine Art Uebergewicht über den Gast dem Bauer zukam, indem Herr Meiß wohl mit Kennermiene an dem und jenem Glase nippte, sich aber doch immer wieder Auskunft und Rat bei Lukas Hochstraßer holte und am Ende den Wein wählte, den jener ihm empfahl. Noch während ihrer

Verhandlungen trug Rosa der Sitte gemäß zu essen auf, und der Städter verschmähte, als das Geschäft abgetan war, nicht, was ihm vorgesetzt wurde. Rosa hatte sich wieder entfernt. Die beiden Männer waren allein, und während Herr Meiß langsam mit einer schönen Ruhe und einer kühlen Gemessenheit der Bewegungen Bissen um Bissen zum Munde führte, saß Lukas in seinen Stuhl zurückgelehnt ihm gegenüber, und sie sprachen von Handel und Wandel in Stadt und Land. Dabei war an Lukas Hochstraßer wohl nicht die feine Gemessenheit, wohl aber ein unbewußter und freier Adel des Wesens, der ihn immer wieder fast über den Gast erhob. Eine Weile hatten sie sich so unterhalten, als Herr Hans Jakob Meiß sein Besteck zusammenlegte und den Teller zurückschob, einen tiefen Atemzug tat und mit seinem kalten und strengen Blick geradeaus Lukas ins Gesicht sah. Nachdem er so, ohne es vielleicht zu beabsichtigen, den andern darauf vorbereitet hatte, daß er etwas Besonderes zu sagen im Begriffe stehe, hob er die schlanke Hand und strich sich über das spärliche graublonde Haar, ließ auch den gleichfarbenen Bart einmal durch die Finger gleiten. Dann sagte er: „Nun hätte ich noch etwas auf dem Herzen, Hochstraßer." Seine scharfgeschnittenen Züge schienen sich bei diesen Worten zu härten.

Lukas veränderte seine Stellung nicht, weder Ungeduld und Neugier noch Unruhe war an ihm, obwohl er leicht erkennen konnte, daß der andre ihm Unliebsames zu eröffnen hatte.

Herr Meiß begann von den politischen Zuständen

in St. Felix zu sprechen, dem Umsichgreifen der Macht und des revolutionären Geistes der Arbeiterpartei, ihrer Begehrlichkeit und ihrem Hang zu Uebergriffen, denen gegenüber der Bürger nicht mehr nachsichtig wie bisher zu schweigen vermöge. Allmählich kam an den Herrn während dieser Erzählung eine merkliche Erregung, sein Ton wurde schärfer und spitzer, zuweilen glitt über die schmalen Lippen ein Wort beißenden Spottes wider den Stand, über den er Klage führte. Als er aber warm geworden, so daß seine dünnen Wangen sich von einem vornehm niedergehaltenen Zorne färbten, kam er plötzlich auf Julian, den Waisenamtssekretär, zu sprechen. Mit schneidenden Worten geißelte er dessen Freundschaft mit den lautesten und ungefügigsten unter den Arbeitern, tadelte und bespottete seinen falschen Ehrgeiz, sein Großsprechertum, um schließlich mit messerscharfen Sätzen das Ergebnis vor Lukas hinzustellen, daß es nur eines kleinen Anstoßes bedürfe, damit die Geduld der Regierung erschöpft sei und Julian seines Nähramtes verlustig gehe.

Lukas hatte schweigend zugehört. Es war nichts Leichtes, was der Gast ihm berichtete! Der Sohn hatte eine Familie zu erhalten! Lukas' Gesicht war ernst, vielleicht stand irgendwo ein Zug leiser Bekümmernis, aber er blieb gelassen. Einen Augenblick besann er sich: „Ja, ja," sagte er, in Gedanken nickend. Dann legte er beide Arme auf den Tisch, als breitete er etwas vor den Stadtherrn hin. „Er hat Frau und Kind, mein Sohn," sagte er. „Und er ist arbeitsam und recht. Sie haben ihn nur ein-

zunehmen gewußt in St. Felix. Aber ich will morgen hinunter zu ihm und ihm ins Gewissen reden. Ich würde Ihnen Dank wissen, wenn Sie noch Geduld haben wollten."

Es war keine Bitte, nur ein ehrliches Darlegen der Tatsachen. Eine leise Veränderung aber, die der Städter nicht bemerken konnte, ging dabei mit Lukas vor, gleichsam ein Wachsen und Sichrecken, ein noch kaum merkliches Zurückkehren aus einer ausruhenden Gelassenheit zu der Tatkraft und Strenge, die ihm ehemals eigen gewesen.

Das Gesicht des Stadtherrn war freundlich geworden; es war, als sei ihm erst jetzt der Hauptzweck seines Besuches erreicht. Er fand ein paar rühmende Worte für Julian, um zu beweisen, daß seine Behörde sich gedulden wolle. Bald darauf erhob er sich und ging. Lukas geleitete ihn hinab, und wiederum trat, während sie Seite an Seite treppab und in die Straße hinaus schritten, der große Gegensatz deutlicher hervor, der zwischen dem Städter und dem Bauern war, und wiederum überwand die Macht der Erscheinung des letzteren die der andern, so daß wer ihnen begegnet wäre, den feinen Herrn wohl ob des andern schlichteren übersehen haben würde.

Am nächsten Tag, wie er gesagt hatte, tat Lukas den Besuch bei Julian ab. Er traf am Nachmittag in St. Felix ein. Julian saß, die Pfeife im Mund und in Hemdärmeln auf dem Ruhebett und las die Zeitung. Seine Frau hatte sich in einen Lehnstuhl gesetzt, trug trotz des Werktags ein auffallendes, überladenes Kleid, das ihrer üppigen Gestalt etwas

Marktschreierisches gab, und hielt ihren Mittagsschlaf. Der Knabe war nicht zu sehen. Er mochte sich mit den Kindern, deren Stimmen heraufschollen, in der Gasse tummeln. Die Magd trug eben die letzten Teller vom Tisch. Lukas trat ohne zu klopfen, wie es zu Hause Sitte gewesen, ein.

„Guten Tag," grüßte er.

Julian hob, noch ganz in Lesen versunken, den Blick über die Zeitung. Gemächlich erwachte Frau Luise auf ihrem Stuhl. Aber sie ermunterten sich beide rasch und völlig, als sie Lukas erkannten.

„Aber hört," sagte Frau Luise, wußte nicht, ob sie lachen oder schmollen sollte, fand aber das letztere angemessener und fügte daher schnippisch hinzu: „Ihr erschreckt einen ja ganz."

Julian stand auf und trat auf den Vater zu. In vielem diesem ähnlich, hatte er jetzt auch die Ruhe an sich, die Lukas eigen war. Er reichte diesem die Hand und bot ihm einen Stuhl. Lukas aber legte auf diesen Stuhl seinen Hut, er selber blieb stehen. „Es ist besser, gleich zu sagen, was zu sagen ist," hob er an.

Die beiden andern horchten auf. In Julians Wangen stieg ein leises Rot, von einer Art Angst ihm hineingejagt, wie sie der Knabe früher vor dem Zorn des Vaters empfunden hatte. Es war seltsam, wie sie ihm in diesem Augenblick zurückkam.

Frau Luise tat noch immer beleidigt, hob die Stumpfnase höher und setzte sich, die Hände übereinander gelegt, zurecht. „So?" sagte sie gedehnt. Es klang wie ein: ‚Was soll's denn geben?'

„Ich bin gekommen, dir zu sagen, daß du nahe

daran bist, dein Amt zu verlieren, Julian," sagte Lukas.

Der Sohn nahm sich zusammen. Er ärgerte sich über seine Schwäche von vorhin, das Blut stieg ihm jetzt dunkel ins Gesicht. Er fragte erregt: „Wieso?"

„Das ist nicht schwer zu erraten," warf Frau Luise in gereiztem und höhnischem Ton ein.

„Wieso?" wiederholte Julian.

Und wieder fiel ihm die Frau mit einem erzwungenen Lachen ins Wort:

„Du weißt doch, daß manche dich mit scheelen Augen ansehen."

Julian wurde ungeduldig. „Was wollt Ihr sagen?" fragte er Lukas. „Weshalb soll ich um meine Stellung kommen?"

„Ich habe dich oft gewarnt," erwiderte dieser, „man duldet nicht, daß du mit den Aufwieglern gleiche Sache machst."

„Schreckschüsse," warf in ihrer höhnischen Art die Frau dazwischen, „sie meinen, du fürchtest dich. Im Ernste werden sie sich hüten, dich gehen zu lassen."

„Kein Mensch ist unersetzlich," sagte Lukas, dann setzte er in ruhigen Worten auseinander, was ihm Hans Jakob Meiß gesagt hatte.

„Ich werde mir meine Ueberzeugung nicht nehmen lassen," brauste Julian auf, als er geendet hatte.

„Ueberzeugung!" sagte Lukas. „Von daheim hast du diese Ueberzeugung nicht mitgebracht."

„Aber ich habe in der Stadt etwas gelernt, die Augen sind mir aufgegangen hier." Julians Worte

wurden lauter und stürmischer. Er tat groß und redete sich in einen gewaltigen Zorn hinein. Am Ende seien sie ja nicht verheiratet, er und die Regierungsherren! — Aber in seinem Zorn, ganz versteckt, war etwas Unrechtes, Gemachtes, vielleicht verbarg er sein Mißbehagen und eine heimliche Bangigkeit in dem Ausbruch. Seine Frau mischte sich immer aufs neue ein, so daß nur noch ihre beiden erregten Stimmen gehört wurden und Lukas ganz verstummte. Ihre Gesichter waren rot, ihre Art hatte etwas Zänkisches und Polterndes, ihre Worte fuhren wie kleine, unruhig schlagende Wellen gegen ihren Gast, der aber war wie der Block, den Wellenschlag nicht kümmert. Langsam, langsam nahm er seinen Hut vom Stuhl, langsam setzte er ihn auf. Da ließ sich Frau Luise, die mit beiden Händen fuchtelnd immer heftiger und heftiger sprach, zu einem Worte hinreißen, vor dem sie vielleicht nachher selber erschrak und auf das hin Julian ihr ein barsches „Schweig!" zurief:

„Eigentlich," stieß die erregte Frau heraus, „Euch gingen ja am Ende unsre Angelegenheiten nichts weiter an, Vater."

Lukas Hochstraßers Gesicht wurde ein klein wenig bleicher, er verzog den Mund zu einem Lächeln und legte die breite braune Hand auf die Türklinke. „Das stimmt zu dem, was alles bei euch anders geworden ist, Sohnsfrau," sagte er, und das war eine ganz gelassene, tief und stark klingende Rede, die nach dem streithaften Eifern der Jungen doppelt fremd sich anhörte. Er sah sich im Zimmer um und sah die Frau an. „Es ist viel Firlefanz da im Zimmer und

an dir," fuhr er fort, „den der Julian daheim nicht gewohnt gewesen ist. Wie das nicht zu uns paßt, hast recht, Sohnsfrau, so passe ich auch nicht zu dem Neuen, was euch im Kopf herumgeht. Und dareinzureden hätte ich nicht, wie du sagst, wenn nicht — —"

Hier wollte Julian dazwischensprechen und seiner Frau böses Wort gutmachen; aber Lukas fuhr mit erhobener Stimme fort: „Wenn nicht meine Söhne festgewachsen wären daheim und den Vater brauchen werden, wenn es ihnen auswärts nicht geht, wie es soll."

Die Worte tönten beiden übel in die Ohren. Eine noch schärfere Erwiderung lag der Frau auf der Zunge, und Julian warf im neuem Zorn die Schulter hoch, aber sie wagten nicht zu reden. Lukas Hochstraßer stand an der Tür und hatte etwas von der braunen Scholle an sich, auf der er da oben im Herrlibacher Berg wohnte. Kleidung und Schuhe waren grob und hart. Derartiges Volk trat sonst mit Unbehagen und linkisch in städtische Stuben wie die Julians. Lukas Hochstraßer aber war Herr in dieser Stube, ohne es zu wollen, ohne sich zu brüsten, ganz aus sich selber heraus. Er tat die Tür auf: „Ade," sagte er ganz ruhig.

Julian fiel es ein, daß sie ihm nicht einmal eine Erfrischung angeboten. Er ging hinter ihm her. „Bleibt doch noch, Vater, nehmt doch etwas," sagte er.

Aber Lukas wehrte ab. „Laß nur." Mit seinem freien festen Schritt ging er die Treppe hinab.

Da machten sie keinen weiteren Versuch mehr, ihn zu halten.

Er aber grollte nicht. Er schüttelte nur gleichsam für sich den Kopf über sie, daß sie so blind waren; denn indem er ging, wußte er, daß sein Rat, den er ihnen hatte bringen wollen, ihnen nichts nützen würde, daß sie ihre eignen Wege weitergehen würden. Auf der Heimfahrt suchte er sich einen einsamen Platz, er war nicht zum Reden aufgelegt, aber während das Schiff rauschend seeaufwärts zog und sein Blick auf dem zischenden Wasser haftete, taten seine Gedanken schwere Arbeit. Julian hatte sich nicht warnen lassen! Wer wußte, ob er nicht dem Niedergang entgegenging! Eher denn nicht! Um so fester mußte er, Lukas, selber stehen. Es wurde ihm immer mehr klar, daß nicht Ruhezeit für ihn war, wie er gemeint hatte.

Er stieg in Herrlibach aus, wie er gefahren war, mit sich selber beschäftigt und der andern Leute nicht acht, schlug dann nicht die Hauptstraße, sondern den kleinen Fußweg ein, der steil den Berg hinanführte. Weiter oben durchschnitt dieser einen großen Rebberg, der zu seinem Gute gehörte, und als er zwischen den Weinstöcken hindurchschritt, riß ihn, der auf die Menschen nicht geachtet hatte, ein Blick auf die Pflanzen ihm zu seiten aus seinen Gedanken; das, was da zu sehen war, hielt das Auge des Bauern fest. Sein, Lukas Hochstraßers, Weinberg stand zum erstenmal weniger schön als diejenigen andrer Bauern. Er hatte es früher gesehen, nicht erst an diesem Tage, allein heute erst stach es ihm weh ins Auge. Er trat zwischen die Rebstöcke, prüfte hier und dort. Christian des Knauserers Hand überall! Er sparte und schacherte, gab dem Land nicht, was

ihm gehörte, und wollte doch ernten. Rückwärts ging das Gut! Es war nicht zu leugnen. Lukas stieg weiter, und als er auf Wiesland kam, war es dasselbe: der Dünger war gespart, das Gras stand nicht mehr so fett wie in den früheren Jahren. Mißkraut wuchs dazwischen. Lukas fühlte, wie seine Sehnen sich spannten. Wie eine fürchterliche Last empfand er plötzlich, daß er wochenlang untätig gewesen. Eine Sehnsucht nach harter Arbeit kam ihn an, ein Verlangen, seinen Willen wieder über das zu setzen, was da sich zum Schlimmen wenden wollte. Dann dachte er weiter nach. Morgen begruben sie Uli Koller, den Nachbar. Christian und seine Frau hatten ohnehin davon gesprochen, in das Kollerhaus übersiedeln zu wollen. So wollte er, Lukas, in seine alten Stuben zurückgehen und dem Sohne, dem die Bewirtschaftung beider Güter zuviel werden mußte, seine Hilfe anbieten. Mitreißen wollte er ihn dann, den Sohn, den Christian, den Knicker, der es gut meinte und so schlecht machte!

Der Entschluß, selbst wieder mit beiden Armen am Tagewerk zuzugreifen, erfüllte Lukas mit einer drängenden Freude. Mit fast jungen Schritten stieg er darauf bergan, und als er zwischen den Obstbäumen hindurch sein weißschimmerndes Haus erblickte, stand er einen Augenblick still. Die Brust war ihm wie geweitet, die Schultern gedehnt und die Arme gestählt. Er nahm den Hut vom Kopfe, damit er die freie Luft spüre. Wäre er jünger und weniger ernsthaft gewesen, die wallende Luft hätte ihm vielleicht ein Jauchzen auf die Lippen gedrängt. Und nun endete der Tag, der mit Sorge und

Aerger begonnen hatte, in einer reinen und schönen Freude, denn als Lukas über die Matten dem Hause sich näherte, traten dort Martin und Brigitte Fries aus der Tür und kamen ihm Arm in Arm entgegen. Das Licht des Abends lag über ihren jungen Gestalten. Martin ging in Uniform. Sein sonst dunkles Gesicht war frischer, vom Bewußtsein seines Sieges und vom Verlangen, des errungenen Preises wert zu sein, durchleuchtet. Brigitte aber, die ein feiertägliches, aber schlichtes Kleid trug, erschien Lukas als ein fast fremdes und köstliches Wesen. Schlank, das zarte Gesicht von einem leisen Rot der Verwirrung gefärbt, die Augen aber von unbewußter und reicher Freude hell, kam sie daher, und es war sonderbar, daß die Freude strahlender aus ihrem Auge brach, sobald ihr Blick Lukas entgegenging.

Sie gingen aufeinander zu. Martin berichtete dem Vater, daß er Urlaub erbeten und erhalten, um Brigittens schriftlich gegebenes Jawort mündlich sich bestätigen zu lassen.

„Ich wünsche euch Glück," sagte Lukas. Dann wendeten sie sich dem Hause zu.

Brigitte schritt an Martins Seite und sah, während sie zusammen sprachen, zuweilen mit einer Art Ehrfurcht an Lukas Hochstraßer hinauf. Darauf saßen sie in der Laube, die schon herbstrot war, lange beieinander, Lukas, Martin und sie. Lukas kam in ein an ihm seltenes Erzählen. Er sprach davon, wie er und Frau Regula die Tage ihrer Brautzeit verlebt, wie sie ihren jungen Ehestand sich geschaffen, und es dünkte Brigitte etwas Großes

um die Einfachheit und Geradheit, mit der er von seinem eignen Leben redete. Dieses Leben erstand vor ihrem Auge wie ein starker und freier Bau, Tag um Tag baute er vor sie hin. Er sagte kein Wort zu seinem eignen Ruhme, setzte nur auf die starke Gestalt Frau Regulas Licht um Licht, aber ohne daß er es wollte, sahen sie durch seine Schilderungen ihn selbst, und sie vergaßen das Reden, hörten in einer Art Andacht zu und fühlten sich klein neben dem, der sprach. Am Ende hieß er selbst Brigitte aufbrechen, da ihr Vater nach ihr verlangen möchte, drückte beiden die Hände und meinte: „Mit der Hochzeit sollt ihr nicht eilen, ihr zwei. Schönere Zeit als ihr jetzt habt, kommt euch nicht wieder."

Und sie stimmten lachend bei und gingen.

Die Freude verwirrte Brigitte. Sie sah Martins Bild gleichsam in Verklärung, da sie unwillkürlich immer wieder den Sohn nach dem Vater maß. Martin schritt voll Unruhe dahin, erregt den Arm des Mädchens in seinem pressend. Nun er aus der Nähe des Vaters getreten war, kam ihn eine heimliche Furcht an, ein Mißtrauen an seiner eignen Kraft, das Gefühl, daß er an jenen nicht hinanreichte. Und das Blut gewann wieder Macht in ihm, das er nicht zu zügeln wußte.

Zehntes Kapitel

Uli Koller, der Bauer, war begraben. Christian und seine Frau wohnten in dem Hause des Verstorbenen. Auf dem Hochstraßergut schaltete Lukas.

Christian und sein Weib hatten sich schweigend und ohne Bedenken gefügt, als er ihnen seine Mitarbeit anbot, die Hilfe nur, nicht Herrschaft sein sollte. „Eine bessere Hand als die können wir nicht haben," sagte Christian. Aber die Hilfe mußte zur Herrschaft werden, denn Lukas war keiner, der zum Dienen gemacht war. Als er an dem Tage, nachdem das junge Paar ausgezogen war, sich früh wie ehemals erhob und als der erste in Haus, Stall und Hof zum Rechten schaute, begann eine andre Luft zu wehen. Die Knechte hoben die Köpfe. Longinus stand hinter ihm und äugelte ihm nach, der eben von ihm hinwegschritt; dann stopfte er die Hände in die Taschen, wiegte nickend den kahlen Kopf und murmelte: „Ja, ja, es ist schon besser, ist es, daß er wieder da ist, er." Und des alten Knechtes immer frohe Seele war noch selten in einem solchen Meer von Zufriedenheit geschwommen. Auch David merkte, daß der Vater wieder an der Spitze des Hauswesens stand. Schon im Hause selbst war es lauter, denn Lukas trat schwerer auf als der schmächtige Christian, der selbst in seinem leisen Gange etwas von der Vorsicht und Kargheit seines ganzen Wesens hatte. Und Lukas war wie ein mit beiden Armen mächtig ausgreifender Schwimmer, als er nun sein neues Tagewerk begann. Er half den andern nicht, sie mußten mit. Auch David mußte mit. Christian hatte wenig Hilfe mehr an ihm gehabt. Hätte er sich mehr um den Bruder bekümmert, so hätte ihm auffallen müssen, wie lang dieser des Tags auf seiner Schreibstube verweilte, hätte ihn wohl einmal ertappt, daß er mit über den Tisch geworfenem Ober-

körper saß und ins Leere staunte, und hätte sich über Davids Augen wundern müssen, die eingesunken waren und von einem inneren Feuer glommen, über Davids Hungeraugen. Auch wie oft nachts des Bruders Kammer leer stand, hätte er merken müssen, dann vielleicht nachgefragt, wo er sich herumtriebe, und herausgebracht, daß er als wie nicht recht bei Trost nachts stundenlang oben am Rand des Herrlibacher Waldes saß — da — wo der Kesselflickerwagen lange gestanden! Nun Lukas regierte, wurde das anders. Er vermißte den Sohn bald da, bald dort bei der Arbeit, kam an die Schreibstube gegangen, tat weit die Tür auf und hieß ihn herauskommen. Aber er riß ihn nicht nur bei der Arbeit im Freien mit. Was er eine Zeitlang nicht getan hatte, tat er plötzlich wieder, sah jeden Tag auf der Kanzlei nach, was zu besorgen und was besorgt sei, und hielt den Sohn unter harter Faust: „Das führst dann aus und das dann, das wird so gemacht, das andre so!" Da er so David unter seinem Blick behielt, konnte ihm nicht entgehen, wie der sich verändert hatte. Er fragte ihn nicht aus, beobachtete ihn nur. Das zerfahrene und verträumte Wesen war ihm nicht ungewohnt, aber er fand bald, daß der junge Mensch sich tiefer als früher in dasselbe eingesponnen hatte, sah, daß er manchmal wie vom Schlaf auffuhr, wenn er plötzlich zu ihm in die Schreibstube trat, und daß er zu andrer Zeit einer seiner Anordnungen lauschte, dazu nickte und doch nicht hörte, sondern dabei mit seinen Gedanken weit weg war. Dann entdeckte er die Unruhe, die den jungen Menschen besaß, die ihn Werktags mitten

aus der Arbeit aufrüttelte und ihn zwang, ziellos ein Stück Weges ins Blaue zu laufen, und Sonntags ihn nie zu Herrlibach litt, so daß er immer schon am Vormittag verschwand und sich bis zur Nacht nicht mehr blicken ließ. Und er hatte bald heraus, daß an diesen Sonntagen David immer dieselbe Richtung einschlug, immer St. Felix zu. Durch Zufall kam er mit Longinus, dem Knecht, davon zu reden, der noch immer wie Davids Schatten war. Longinus blickte den Meister halb zutraulich, halb verlegen an und sagte: „Es geht ihm ein Mädchen im Kopf herum," erzählte dann in seiner behäbigen und langsamen Weise von der Margherita, wie die schön sei und wohl wert, daß sich einer die Zeit mit ihr vertreibe, und meinte endlich: „Laßt ihm die Freude, Meister; zum Jungsein gehört die Krankheit, die der David hat."

Lukas brachte dann heraus, daß David auf seinen Streifzügen nach den Kesselflickern suche, sie aber immer und immer noch nicht wiedergefunden habe, und als er so auf den Grund dessen gekommen war, was seinen Jüngsten plagte, stellte er ihn und goß seinen lauten Spott so reichlich über ihn aus, daß jener nachher wie einem kalten Bad entronnen stand. Lukas gedachte ihn nun vollends gesund zu machen und band ihn fester an sich selbst. Er hielt ihn mit schwerer Arbeit fortwährend in Atem, führte ihn aber auch zu Vergnügen und Genuß. So nahm er ihn mit sich zu einer weiten Wanderung durch die großen und hohen Waldungen, die sich auf dem Hügelrücken hinzogen, zu einer Ruderfahrt auf dem See, einmal selbst zur Aufführung eines vater-

ländischen Schauspiels, das in der Nähe von St. Felix auf einer großen und wohleingerichteten Schaubühne gegeben wurde. Indem er ihn so unter seinem eignen starken Schutze hielt, glaubte er den Sohn zu heilen, wußte nicht, daß er nicht bis in sein Innerstes zu greifen vermochte und daß dort heimlicher, aber heißer das Feuer fortmottete, das in dem seltsamen Träumer nun einmal entfacht war.

Während Lukas Hochstraßer auf diese Weise mit seinem Jüngsten sich beschäftigte, hatte Gotthold Fries, der Kapitän, in diesen Tagen viel über seine Tochter nachzudenken. Aber in des Kapitäns Gedanken war nur sie, die eine, und es war vielleicht nur darum, daß sein Blick die Seele Brigittens völliger durchschaute als Lukas, der vieles zu übersehen und zu umfassen hatte, diejenige Davids. In Brigittens Innerem war auch wie in ihrem feinen und hellen Antlitz nicht schwer zu lesen. An ihr war eine große Lauterkeit und eine noch kindliche Unschuld, die wenig zu denken gaben. Aber gerade, weil er des Mädchens Innerstes erkannte, wunderte sich der Kapitän über sie. Sie war eine seltsame Braut, glücklich wie ein Kind, das sich am Frühling freut, ihre blauen Augen waren vielleicht noch heller als früher, und weil in ihr selber alles schön und lauter war, sah sie an der Welt, an ihrer eignen Umgebung, vor allem an Martin alles nur lauter und schön. Vor allem aber hatte sie, je mehr sie mit Lukas Hochstraßer in Berührung kam, in ihrem Herzen ein Bild von diesem aufgerichtet, vor dem sie gleichsam täglich in einer stummen Andacht stand. Ein grenzenloses Vertrauen zu Lukas erfüllte sie;

oft kam sie heim und erzählte von ihm, und Fries erkannte allmählich, wie sie Martin zwar liebte, wie aber der Abglanz, der vom Vater auf den Sohn fiel, sie das Bild des letzteren in einem verklärten Lichte sehen ließ. Auch schien es ihm, daß sie, ohne es zu wissen, eine heimliche Furcht empfand, es möchte eines Tages ein Teil des schönen Scheines schwinden, denn mehr als einmal äußerte sie zu ihm: „Wenn wir nur den Vater lange behalten," und er wußte, daß Lukas für sie die Stütze des neuen Hauses war, in das Martin sie führen sollte.

Allmählich, und obwohl Fries wie Lukas Hochstraßer mahnten, nicht zu eilen, begannen die Brautleute von der Hochzeit zu reden. Martin besonders drängte und wollte das Fest noch vor Ende des herankommenden Winters gefeiert wissen. Dieses Drängen war das erste, was in Brigitte zuweilen ein Befremden weckte, und zwar war es nicht die Ungeduld Martins selbst, sondern die Art, wie sie sich äußerte, die sie manchmal plötzlich erstaunt aufblicken ließ. Er war nicht mehr der bescheidene und fast zage Freier, der er am Anfang gewesen. Seine Liebe war herrenhaft geworden, so daß er nicht mehr um kleine Gunstbezeugungen mit einer schlichten Ausdauer warb, sondern sie als ihm zu Recht gehörend stürmisch forderte. Dieses Fordern lag zwischen den Zeilen seiner häufigen Briefe, und wenn er kam, sprach er leidenschaftliche Worte in einer stillen und versteckten Art, die sie nur drängender machte und die in Brigitte eine leise Scheu wie vor etwas Unrechtem weckte. Dennoch wuchs ihre Liebe zu ihm. Das Feuer, das in ihm brannte,

äußerte sich nicht nur in seinem Benehmen gegen sie, sein ganzes Wesen war in diesen Tagen davon erfüllt, so daß es in seiner dienstlichen Tätigkeit, in der Art, wie er von der Zukunft sprach und für sie Pläne schmiedete, ja selbst in seinem äußeren Auftreten sich zeigte. Er konnte Brigitten von dem und jenem Erfolge in seiner Berufstätigkeit berichten, war voll eines schönen und flammenden Mutes und voll hoher Zukunftshoffnungen, sein Blick glänzte, er hatte einen leichten und wiegenden Gang, und oft klang, was er sprach, in ein glückliches Lachen aus, das sein frohes Kraftbewußtsein verriet. Dadurch gewann sein Wesen etwas mit sich Fortreißendes, dem auch Brigitte erlag. Sie glaubte immer mehr Aehnlichkeit mit dem Vater in ihm zu finden und meinte, was jetzt Brausen und Ungeduld in ihm sei, würde einst zu der großen und freien Stärke sich klären, die Lukas eigen war.

So gingen die Tage. Der Winter kam, überzog die Hügel mit einer Schneedecke und spannte ein lastendes Netz von Nebeln über See und Land. Der See dampfte. Es wurde kalt und kälter, über das Wasser wuchs eine Kruste brüchigen Eises. An Weihnachten eroberte Martin die Zusage Brigittens und ihres Vaters, daß die Hochzeit im März nach dem Herrlibacher Fasching stattfinden sollte. Martin hatte kurz vorher seine Beförderung zum Oberleutnant erhalten und mit dem Bewußtsein und den Ausweisen zum Feste kommen können, daß er das hohe Vertrauen und die Zuneigung seiner Vorgesetzten besaß. Er war daher während seiner Anwesenheit in Herrlibach in einer heiteren und glück-

lichen Laune und voll überschäumender Lebensfreude, so daß er die langsamen Menschen im Hochstraßer-Hause wie im Hause des Kapitäns ansteckte und eine sorglos fröhliche und gehobene Stimmung unter sie trug. Der Kapitän drückte ihm, als er diesmal nach St. Felix zurückfuhr, mit beiden Händen die Rechte, und es kam ihm aus aufrichtigem Herzen, als er sagte: „Ich freue mich, daß sie mit dir gehen wird, meine Brigitte."

Lukas Hochstraßer aber, der viel Arbeit hatte und sich keine Muße gönnte, blickte auf Martin mit denselben scharfen Augen wie immer. Er legte ihm die Hand fest auf die Schulter und sagte: „Laß das, was jetzt in dir ist, andauern." Der Sohn war fast ungehalten, daß dem Vater kein Lob, nur eine Forderung von den Lippen kam.

An jedem Sonntag kam Martin zu Besuch. Es gab noch viel zu besprechen. Einmal nur — es war acht Tage vor Faschingsanfang — wollte er ausbleiben, da er lange nicht mehr im Kreise der Kameraden geweilt habe. Gotthold Fries war am Tage vorher verreist, ein seltenes Ereignis im Leben dessen, der ehemals viel umhergefahren. Im Süden Deutschlands lebte noch ein Bruder seiner verstorbenen Frau, der ihn lange zum Besuche gedrängt und bei dem er einige Tage zu verbringen gedachte. Brigitte war am Nachmittag im Hochstraßer-Hause gewesen, aber bald heimgekehrt, da auch Lukas über Berg zu tun hatte und abwesend war und Rosa sie nicht zum Bleiben aufforderte. Sie saß darauf den ganzen Abend mit einem Buche, in dem sie wenig las, am Fenster der Wohnstube. Es war ein

eigentümlicher Tag, der in einem seltsamen Abend endete. Nach langer Kälte war plötzlich fast schwüle Wärme eingetreten, eine stechende Sonne zerriß dann und wann die dichten weißen Wolken, die in Knäuel geballt am Himmel standen. Der Schnee schmolz. Auf der Straße waren schmutzige, wassergesättigte Geleise in die weiße Decke geschnitten, von den Dächern quoll das Wasser in Bächen, und im kleinen Garten vor des Kapitäns Haus sank da und dort eine Flocke von einem der Bäume, daß der befreite Ast in die Höhe schnellte und nachher noch lange leise auf und nieder schwang. Es war ein geräuschloses Leben in diesem Wiegen der Bäume, dem Wasserrieseln und dem Sichballen der Wolken in der Höhe, und es hatte etwas Beängstigendes an sich; denn es war, als könnte das sonderbare Treiben nicht wieder in sich selber zusammensinken, sondern müßte zu irgendeinem Ausbruche anschwellen, einem Sturm, einer Flut. Darum war der Abend schwer und eigen.

Die Sonne erlosch allmählich, als sie hinter dichteres Gewölk hinabzog, und es dunkelte früh. Brigitte Fries hatte das Buch längst zugetan und saß, wie sie gerne tat, die Ellbogen aufs Gesimse gestützt und den Blick ins Leere hinaus gerichtet. Sie machten stets spät Licht im Hause. Vater und Tochter liebten das Halbdunkel. Auch hatte das Mädchen so vieles zu denken, daß sie kaum gewahr wurde, wie Dämmerung und Nacht über sie kamen. Das leise Rieseln des Wassers, zuweilen noch das dumpfe Sinken der sich lösenden Flocken drang zu ihr herein, und das Geheimnisvolle dieser verlorenen

Laute erhöhte ein unklares Gefühl der Einsamkeit und der Beklemmung, das sie erfaßt hatte. Sie dachte an den Vater, der sie lange nicht allein gelassen hatte und alt war, dabei ängstigte sie sich zum erstenmal um ihn, als ob ihm auf seiner Reise etwas zustoßen sollte. Dann gingen ihre Gedanken ins Hochstraßer-Haus hinauf, wo sie heute vorgesprochen. Es war ihr gewesen, als fehle die Helle in dem stattlichen Bau und die freie Luft, die sonst da oben wehte, weil Lukas, der Vater, nicht dagewesen war, und sie sah ihn vor sich, der jetzt wieder zu Haus sein mußte, und wünschte sich hinauf, weil sie wußte, daß die leise und unerklärliche Angst, die jetzt in ihr war, in seiner Nähe nicht aufkommen könnte. Dann trat ihr Martins Bild vor Augen. Ihr Herz schlug, unwillkürlich glitt ein Lächeln um ihre Lippen. Stattlich und schön und jung sah sie ihn vor sich, fühlte seinen Blick, der wie der seines Vaters leuchtete, nicht ganz so hell, verschleierter, fast so, daß einem heiß wurde dabei, aber —

Mit der Scheu einer sich Fürchtenden wendete sie sich vom Fenster ab und ins Zimmer zurück. Es war so dunkel, daß sie die einzelnen Gegenstände, den runden, teppichbelegten Tisch, den braunrot bezogenen Diwan, die Bilder des Vaters und der Mutter, die an der Wand hingen, nicht mehr unterschied. Da seufzte sie, stand auf und machte Licht. Als die Lampe an der Decke brannte, stand sie eine ganze Weile am Tisch, die Hände gedankenlos an ihr reiches Haar gelegt, und wie lauschend. Der rote Schein der Lampe lag voll über ihrer Gestalt, ihre

reine Stirn schimmerte, und ihre großen Augen schauten dunkel und erschreckt vor sich hin. Es war heute so unheimlich im Hause! Da gingen Schritte auf der Straße — und — vorüber. Richtig, das letzte Schiff von St. Felix war gekommen. Es gingen Leute unten vorbei. Ja, und es war fast unvorsichtig, daß ein junges Mädchen wie sie ganz allein im Hause blieb. Man hörte und las doch so viel von allerlei Unglück. Gleich wollte sie hinaus, die Haustür abschließen und früh wollte sie sich legen. Da, horch! Wieder kam jemand vorbei und — da — ging nicht das Gartentor? Es kam jemand! „Mein Gott!“ Sie griff mit der Rechten an den Tisch, um sich zu halten, das Herz klopfte ihr wild. Da knarrte leise die Außentür, und jetzt klopfte es am Zimmer, hastig und fast heimlich; es schien beinahe, als ob der, der klopfte, verlegen sei, ob er es tun sollte oder nicht.

„Herein!“ sagte Brigitte. Sie hatte sich gefaßt, sich selber scheltend, daß sie so schwach und feig war. Dann stieß sie einen kleinen Schrei aus. Martin kam herein. Er trug Uniform. Hastig nahm er die Mütze vom Kopf und sagte lachend „Guten Abend“. Die Hast, die in der einen Bewegung gelegen hatte, war in seinem ganzen Wesen. Es war beinahe, als habe er zu Fuß und in Eile den Weg von St. Felix hierher gemacht. Schweiß stand auf seiner Stirn, und sein schönes blauschwarzes Haar war feucht, sein Gesicht noch bleicher als sonst. Brigitte aber lachte froh und herzlich auf. Sein Kommen nahm die Beklemmung von ihr, und sie ging auf ihn zu und tat, was sie noch nie getan

hatte, legte ihm die Arme um den Hals. „Wie ich froh bin, daß du gekommen bist,“ sagte sie. „Ich habe mich gefürchtet,“ fügte sie hinzu.

Sie standen einen Augenblick aneinander gelehnt. Als Brigitte Martins Arme sich fester um sie winden fühlte, kam ihre Scheu zurück. Sie machte sich los: „Woher kommst du?“ fragte sie, und als sie zu ihm aufblickte, befremdete sie etwas an ihm. Er sah aus wie einer, der eben von einem Feste kam, bei dem es laut und wild hergegangen. Er dampfte noch von einer kaum still gewordenen, ausgelassenen Freude. An seiner Gestalt war alles Bewegung. Er sprach dann mit einem Aufschnaufen, als ob er eben erst Atem geschöpft habe:

„Es ist lustig zugegangen in St. Felix heute. Fast haben sie mich nicht fortgelassen.“

„Und wie willst du zurückkommen?“ fragte Brigitte. „Hast du Urlaub?“

„Der Rabenwirt soll mich in seinem Wagen zurückfahren,“ sagte Martin. Dann zog er Brigitte nach dem Sofa. Er legte den Arm um sie und erzählte. Von einem Mahl mit den Kameraden in dem und dem Gasthof von St. Felix! Viel Champagner sei geflossen! Flott ging es zu! Die ganze Nacht werde es fortdauern! Auf einmal sei ihm eingefallen, daß sie, Brigitte, heute abend allein sei. So sei er denn da unten fortgelaufen, ihr zulieb. Er küßte sie heftig auf den Mund. Sie ließ es geschehen, aber nachher saß sie in stillem Nachdenken neben ihm. Da merkte er, daß er sie erschreckt hatte. Er nahm ihre Hand und sprach ruhiger und leise zu ihr. Eine Weile saßen sie schweigend Hand in

Hand. Im Ofen war ein starkes Feuer, und die Lampe half mit die Stube wärmen. Es war heiß.

„Du mußt gehen," sagte Brigitte endlich. Und dann aufschreckend, fügte sie hinzu: „Es soll nicht sein, daß wir noch beisammen sind — jetzt!"

Sie wollte sich erheben, aber er hielt sie fest. Auf einmal war das wieder an ihm, was er hereingebracht, die dampfende Freude, eine Art Gier fast war es. Brigitte atmete rasch. Sie wollte von gleichgültigen Dingen reden, sprach aber in einem verschüchterten, verlorenen Ton. Er hatte dessen nicht acht.

Plötzlich ersah sie einen Augenblick, da seine Hände von ihr ließen. Sie sprang auf und trat an die Wand hinüber. Ihr schmales Gesicht war weiß, ihre Augen standen voll Tränen.

Er streckte die Hand nach ihr aus. Aber sie kam nicht. „Ich fürchte mich vor dir," sagte sie mit verhaltener, fast atemloser Stimme.

Er lachte laut. Dann stand er auf und suchte sie zu beruhigen. Aber sie bat ihn nur: „Geh — geh doch!" Und wieder, inbrünstig mit gegen ihn erhobenen Händen: „Geh doch, jetzt!"

Er sah etwas in ihrem Blick, das ihn einen Augenblick ernüchterte. Es fuhr ihm plötzlich durch den Kopf, daß er es mit ihr verdorben hatte. Er sah, daß eine Kluft zwischen ihm und ihr war. Vielleicht, daß das ihm die Besinnung nahm. Er faßte ihre Hand, redete auf sie ein, verworrene Worte. Immer mehr schien er sich selbst zu verlieren. Und immer noch wuchs in der Stube die

heiße und schwere Luft. Die Lampe stieg und begann zu rauchen. Ein übler Geruch verbreitete sich, trüber Dunst füllte den Raum. Brigitte entwand sich ihm abermals und bat ihn: „Geh!" Ihre Lippen bebten, eine Hilflosigkeit ohnegleichen war an ihr. Dann faßte sie der Zorn. „Du mußt fort!" schrie sie ihn an, zitterte am ganzen Leibe. Aber er ging nicht.

Es war späte Nacht geworden. Die Lampe rauchte noch immer. Qualm füllte die Stube. Brigitte, deren Kopf dumpf und wirr war, hob müde die Hand und schraubte den rauchenden Docht zurück. Ihre Angst lähmte sie völlig. Sie sagte nicht mehr: „Ich fürchte dich, Martin." Ihr Blick war groß und schmerzlich wie der des in die Enge getriebenen Wildes. „Ich weiß nicht, was du noch hier suchst," stammelte sie nur und stand mit dem Rücken an den Schrank gelehnt, der an der einen Wand seinen Platz hatte. Ihre Hände griffen wie zum Halt hinter sich.

„Gehörst du nicht mir?" sagte Martin. „Du bist mir doch versprochen. Was läufst du vor mir davon? Und in vier Wochen wird die Hochzeit sein!" — —

Die Lampe wurde müde. Sie rauchte nicht mehr, der Docht schwelte. Und die Nacht war endlos mit ihrem Wasserrieseln vor dem Hause und der glühenden Schwere in der Stube. Gegen Morgen ging die Haustür, die Martin Hochstraßer entließ. Brigitte Fries war hinter ihm her aus der Stube gegangen. Sie wankte wie eine Trunkene. Als die Haustür ins Schloß fiel, stand sie einen Augen-

blick lauschend, dann brach sie dort, wo sie stand, mitten im Flur zusammen.

Der Morgen kam. Aber lange lag das Mädchen ohne Sinne im Flur.

Elftes Kapitel

Der Morgen war wie jeder andre. Er war hell, ja heller als mancher. Denn die späte Sonne nahm ihren winterlichen Glanz zusammen und warf ihn über Land und See. Der Wolken waren weniger geworden. Sie kamen weißen Schiffen gleich aus Osten geschwommen und zogen langsam hoch über die Wälder der Hügel, über die stillen Dörfer und über den See. Es taute nicht mehr. Ein kalter Wind trocknete die Rinnen der Straße.

Drüben vor dem Hause des Kapitäns lag noch das blaue Wasser, und jenseits stieg das schöne Ufer sacht an, und der noch weiße Wald ragte gen Himmel und hatte den Glanz der Sonne über sich. So war es Tag.

Und es war doch nicht Tag!

Brigitte Fries saß am Fenster, wo sie gestern gesessen hatte. Sie hatte die schlanken Hände im Schoß liegen und sah bald vor sich nieder, bald aus dem Fenster ins Leere. Ihr Gesicht war weiß wie der Schnee, der noch auf den fernen Hügeln lag. Ihre Augen hatten einen Ausdruck wortlosen Grams. Unter ihnen lagen tiefe Schatten. Zuweilen zog sie die hochgebogenen Brauen auf, daß die Stirn sich in Falten legte, und als schmerze sie der Kopf.

Ihr Haar aber war sorglich in Zöpfe gelegt und geglättet, sie trug das schlichte Kleid, das sie täglich im Haushalt anlegte, und es war sauber und schmuck wie jeden Morgen. Sie hatte sich für diesen neuen Tag gerüstet, obwohl sie den Tag und seine Sonne nicht sah, sondern wie einen Nebel vor ihren Blicken hatte, so daß alles grau war. Die Dörfer läuteten einander den Morgengruß zu, das war immer wie ein freundliches Wandern singender Stimmen rund um den See. Heute hatten die Glocken keinen Klang. Und in der Welt, die gestern voll Hoffnung gewesen, war heute keine Freude, war alles öde, düster und grau.

Nach einer Weile erhob sich Brigitte; sie war nicht an Müßiggang gewöhnt. So hob sie mechanisch ihr Tagewerk an, tat es auch fort, den ganzen Morgen hindurch, nur langsamer als sonst und als müßte sie sich über alltägliche Dinge manchmal besinnen. Immer noch zog sie dabei, als schmerze sie der Kopf, die Stirne hoch. Sie bereitete sich ihr Mittagsmahl, setzte sich zu Tisch, nur essen konnte sie nicht. Aber als sie dasaß, brachte der Briefträger ihr eine Karte ihres Vaters. Sie legte sie vor sich hin, las die Adresse und legte sie wieder auf den Tisch. Dabei schauderte sie zusammen. Sie konnte die Karte nicht lesen. Was — würde er sagen, der Vater? Und sie fror wieder und trug vom Tisch ab, was sie aufgetragen hatte.

Einige Stunden vergingen. Brigitte arbeitete das und jenes, zuweilen schlich sie ans Fenster zurück und saß und sann.

Dann kamen weite, starke Schritte über die Straße, durch den Garten an die Haustür. Lukas Hochstraßer! Sie fuhr auf. Einen Augenblick versagte ihr der Atem; sie griff an die Kehle, als enge sie das Kleid am Halse. Eine fürchterliche Scham überfiel sie. Der — sein Vater — sein ehrwürdiger Vater — der durfte es nicht sehen — nicht wissen. Als Lukas an die Stubentür pochte, hatte sie sich zusammengerafft. Sie lächelte, als er hereinkam. Aber es war ein mühsames Lächeln, und ihr Mund zitterte. Er erkannte im ersten Augenblick, daß ihr etwas fehlte. Er grüßte nicht einmal. „Was hast du?“ fragte er sie.

Da überwand sie sich dennoch und log, daß ihr den ganzen Morgen nicht wohl sei, doch werde es schon vorübergehen. Als er sich setzte und sagte, er habe nach ihr sehen wollen und ob sie nicht mit ihm heimkommen möge, trat sie dicht an ihn heran und lehnte sich an ihn, als ob sie ihm etwas sagen wollte und es doch nicht herausbrächte.

Er legte den Arm um sie, sprach ihr zu und wollte wissen, was er für sie tun könne. Da meinte sie, sie würde am Abend wohl noch ins Hochstraßer-Haus hinaufkommen, wenn ihr besser sei. Sie wolle sich nachher ein wenig niederlegen. Lukas stimmte ihr bei, sprach dann von dem und jenem, kam auch auf Martin zu reden, und sie hörte zu und gab Antwort. Weil sie aber sichtlich blasser wurde, einmal auch ihr die Lider über die Augen sanken, als ob sie ohnmächtig werden wollte, befiel ihn Unbeholfenheit; er hatte nie mit schwachen Frauen zu tun gehabt und empfand eine unklare Angst um das

Mädchen, das wie der Tod aussah. Er ermahnte sie, sich zu legen, und versprach ihr, auf der Stelle Rosa zu schicken. Aber da lächelte sie wieder und faßte sich, wollte von Rosa nichts wissen, wollte sich nur ausruhen. So stand er bald auf, litt es nicht, daß sie ihn begleitete, strich mit der großen Hand über ihren blonden Scheitel und sprach ein paar ruhige Worte, die ihr seltsam wohl taten. Dann ging er, und sie wußte, daß er am Abend wieder nach ihr sehen würde, wenn sie nicht in den Berg kam, wie sie versprochen hatte.

Am Abend, noch ehe Lukas wieder erschien, kam ein Brief von Martin, ein stürmischer, reuevoller, halb demütiger, halb zorniger Brief. Verzeihen solle sie, nicht verwerfen solle sie ihn. Sie sei doch zu seiner Frau bestimmt! Da besann sie sich, wie alles werden sollte. Sie suchte allerlei Entschuldigungen hervor und begann den Bräutigam vor sich selber reinzuwaschen. Es war eine mühselige Arbeit, aber sie tat sie mit zäher Unverdrossenheit; nur immer, wenn sie es getan hatte, waren wieder neue Bresten und Flecken an ihm. Allmählich gewann sie aus allem den einen Entschluß, daß in ihrem Leben nichts anders werden dürfe. Sie wollte versuchen, sich in Martin zu finden, obwohl ein seltsames und fürchterliches Gefühl des Zuwiderseins in ihr aufstieg, wenn sie jetzt an ihn dachte. Sie konnte sich aber nicht helfen, daß sie über den Sohn hinaus immer den Vater sah, den Mann, der wie ein Turm unter den Menschen stand, und um des Vaters willen konnte sie sich nicht vom Sohne lossagen, weil — weil sie das Häßliche, das am Sohne

zutage getreten war, nicht vor die Augen des Vaters kommen lassen wollte.

Mit dem Einnachten kam Lukas wieder, barhaupt, mit offener Weste, wie der Landmann bei der Arbeit geht. „Du mußt mich nehmen, wie ich bin,“ sagte er im Eintreten. „Es ist viel zu tun daheim, und ich wollte doch so bald nach dir sehen, als es sein konnte.“

Brigitte war noch immer bleich, hatte aber eine stille Ergebenheit und Festigkeit gewonnen, die ihr etwas frauenhaft Ruhiges gab und ihr wohl stand. Auf Lukas' Frage gab sie Bescheid, daß ihr besser sei. Dann trug sie ihm ungeheißen ein Abendbrot auf. Als sie darauf beieinander saßen, kam jedes in des andern Nähe ein tiefes Wohlempfinden an. Sie führten ein ruhiges Gespräch von der Zukunft, von Martin, von Gotthold Friesens naher Rückkehr, und wenn auch Brigitten zuweilen plötzlich die daniedergehaltene Angst und Qual vor den Atem kam, so daß sie die Lippen zusammenpreßte oder ein Wort sich ihr verschlug, war ihr doch, daß sie mit Hilfe dessen, der jetzt bei ihr saß, über das hinwegkommen müßte, was geschehen war.

Im Gespräche meinte Lukas: „Manches wirst du an Martin anders wünschen, aber — laß gut sein — ich denke, wir beide werden ihn schon so in die Schuhe stellen, wie wir ihn brauchen.“

Da atmete Brigitte hoch auf und sagte: „Ja, nicht wahr, Vater, Ihr werdet Eure Augen auf uns behalten?“

Er nickte mit einem ruhigen Lachen. Dann begann er von vielem zu sprechen, was er für die

Zukunft, für seine Söhne und sein Haus sich zurechtgelegt. Es war alles geordnet und geglättet, und wie er es erzählte, stand die kommende Zeit in klaren und festen Strichen vor Brigittens Augen hingezeichnet. Als er dann endlich sich erhob, ihr die Hand reichte, meinte, sie habe ihm am Vormittag Angst eingejagt mit ihrer Blässe, und sie aus seinen Worten die schlichte Freude an ihr selbst hörte, war ihr einen Augenblick, als ob sie sich ihm an die Brust werfen sollte: ‚Hilf mir du! Sag' mir, was ich tun soll!' Aber dann schämte sie sich wieder ihrer Schwäche angesichts seiner großen, in Wort und Geste liegenden Kraft, und sie bat ihn nur, morgen wieder zu kommen, da ihr das Alleinsein ungewohnt und fast mühsam sei.

Trotzdem sein Tagewerk reichlich und schwer war, kam Lukas auch andern Tages. Sie kamen sich in diesen zwei Tagen seltsam nahe. Brigitte wurde aus dem Grübeln über das, was geschehen war, herausgerissen, solange Lukas da war. Sie gewann etwas von ihrer Sicherheit, ja selbst von ihrer Fröhlichkeit zurück, bis Gotthold Fries heimkehrte. Nur Martins Brief zu beantworten vermochte sie nicht. —

Es war später Abend, als Gotthold Fries zurückkam. Er traf mit demselben Schiff ein, mit dem Martin damals gekommen war. Es war schon dunkel und eine häßliche Nacht begann. Regen und Sturm! In Stößen fuhr der Wind über die Straße daher, es war jedesmal, als ob eine Schar wilder Pferde vorüberfegte, dann peitschte der Regen die Scheiben, und ein Zischen und Brodeln kam vom

See her, dessen Wellen ans Ufer schlugen. Gotthold Fries trat ein, in seinen alten Mantel gehüllt, der noch ein Ueberbleibsel seiner Kapitänsjahre war. Obwohl er nur den kurzen Gang vom Schiff nach seinem Hause getan hatte, triefte er von Wasser und pustete, stellte den Handkoffer, den er getragen, gleich im Flur zu Boden und schimpfte: „Ein schönes Wetter habt ihr in Herrlibach!"

Da trat Brigitte zu ihm, gab ihm die Hand und half ihm aus dem Mantel. Vom Sturm gezaust und im trüben Licht der Flurlampe kam er nicht dazu, das Mädchen näher anzusehen. Dann wurde er das Unbehagen, das er von außen hereingebracht hatte, los, nahm Brigittens Hand und ging mit ihr in die Stube, wo für sie beide gedeckt war. Er war gesprächig wie selten und hatte von seiner Reise so viel zu erzählen, daß er nicht dazu kam, zu fragen, wie es zu Hause gegangen. Brigitte trug das Essen auf, setzte sich mit an den Tisch, an dem der Vater schon Platz genommen hatte, und hatte so lange die Ruhe bewahrt, die ihr Lukas gegeben hatte. Auch dann noch wurde sie Herr über die heimliche Qual, die in ihr erwachte, sie machte sich viel zu schaffen um den Heimgekehrten und fragte immer wieder nach dem und jenem, wenn er je zu sprechen aufhörte. Endlich aber hatte der Vater alles, was er bedurfte, und gingen ihr die Gedanken aus. Da fühlte sie, wie das Blut siedend in ihr aufstieg, jetzt zum Halse, jetzt in Wangen und Stirn. Sie beugte sich tief über ihren Teller. Und jetzt hob Gotthold Fries das braune Gesicht, von dem das weiße Haar und die gleichfarbigen Brauen schön

und scharf abstachen. „Wie ist es dir gegangen, Kind? Ist Martin dagewesen?“ fragte er.

„Ja,“ sagte sie und hob in diesem Augenblick die Augen. Gleichzeitig schaute auch Gotthold Fries sie an. Ein Ausdruck des Befremdens kam in seine Züge, er hörte auf zu essen und saß in vorgebeugter Haltung, scharf in Brigittens Angesicht spähend. Sie legte die Hände auf den Tisch, ihre Augen wurden größer, und es wuchs langsam, langsam eine fürchterliche Angst daraus heraus. So schauten sie einander wohl eine Minute lang, ohne zu reden, an. Dann fragte Fries: „Was — was ist mit dir?“

Sie stand auf und ging ans Fenster, legte die Hand auf den Knauf und schaute in die Nacht hinaus, ohne sie zu sehen.

„Was hast du?“ fragte der Vater wieder. Auch er erhob sich und kam an sie heran, mit den nicht mehr sicheren Händen faßte er von hinten ihre beiden Arme und zwang sie, sich umzuwenden. Nun war ihr Gesicht wieder so fahl, wie Lukas es gesehen hatte. Aber an Friesens Art war nichts von der stählenden Kraft, die in Lukas Hochstraßers Nähe lag. Er war alt, gebrechlich und dann — er war derjenige, an den Brigitte festgewachsen, mit dem sie eins war und vor dem sie zeit ihres Lebens keine Geheimnisse gehabt hatte. Wie der Sturm, der draußen über die Straße fegte, brach plötzlich ein Schluchzen von ihr. Sie hielt sich am Fensterknauf und zitterte, als ob sie friere, und sagte nur zweimal mit bebenden Lippen ein leises: „Mein Gott!“

Fries suchte sie mit halblauten Worten zu trösten, wie man Kinder tröstet, und als sie auf vielmaliges

Fragen, was ihr fehle, keine Antwort hatte, erzürnte er sich nach Art alter Leute und zänkelte, sie möge doch reden. Sie antwortete noch immer nicht. Der zwischen Zorn und Angst hin und her geworfene Alte fuhr aber fort, ihr zuzusprechen: das sei kein Benehmen für ein Mädchen, dem bislang nichts gefehlt habe und vor dem die Zukunft in schönem Lichte liege. Er meinte dann, daß sie unter seinen Worten sich beruhige, und versuchte dem Gespräch eine scherzhafte Wendung zu geben, neckte sie, daß eine, die eines so schönen und stattlichen Menschen und Soldaten wie Martin Hochstraßer Frau werden wolle, keinen Anlaß zu Klagen habe. Da aber, da er das gesagt hatte, stockte er plötzlich. Brigitte hatte sich nach ihm umgewendet, es sah aus, als müßte sie jeden Augenblick zusammensinken. Mit beiden Händen hinter sich ans Gesims greifend, stand sie da, immer noch wie frierend. Ihre weiße, klare Stirn leuchtete in die von der Lampe schwach erhellte Stube. Ihre Lippen bewegten sich; aber Fries verstand nicht, was sie sprach. Auf einmal sagte sie klar und deutlich: „Ich bin schon seine Frau."

Der Kapitän starrte sie an. Die Gedanken stürmten so jäh auf ihn ein, daß er das Reden vergaß. Dann erriet er, was geschehen war, erriet alles aus den Befürchtungen heraus, die er ehemals gehabt, aus manchem, was ihn auch dann noch bedrängt hatte, als die Freude an Martin über seine anfänglichen Zweifel Herr geworden war.

„Schlagt Ihr mich, Vater?" fragte Brigitte, ihre Augen glänzten fiebrig.

Aber Gotthold Fries hatte keinen Zorn. Er war wie mit schwerer Faust vor die Stirn geschlagen. Langsam wendete er sich um und ging zu seinem Sofasitz zurück, dort hing er den einen Arm über die Lehne, den andern stützte er mit dem Ellbogen auf sein Knie, den Kopf ließ er auf die Brust sinken, tief, bis das braune Gesicht völlig in den Schatten gerückt und dunkel war, während das seidene Haar in fast grellem Weiß wider das Licht schien. Dann hob Brigitte in kurzen, abgebrochenen Worten zu sprechen an. Immer wieder holte sie einen Satz aus sich herauf wie einen schweren Stein und bröckelte ihn dann vor den Vater hin in kleinen, kantigen, schmerzenden Stücken. Das war geschehen! Sie wußte nicht, ob er verstand, was sie sagte. Zerschlagen und zerschmettert saß er dort. Er war tags seines Lebens ein gutherziger und freundlicher Mann, im Berufe fest, nie aber überstark gewesen. Und jetzt war er alt — und jetzt hatten sie ihm das Bild zerschlagen, an dessen Heiligkeit er mit fast dürstenden Blicken täglich gehangen hatte! Als er aus Brigittens Erzählen alles wußte, entrangen sich ihm ein paar Worte: „Ich darf mich nicht mehr sehen lassen vor den Leuten."

Da kam Brigitte zu ihm herüber, kniete vor ihn hin und bat, daß er ihr rate, redete wirre Worte, aus denen doch ihr Entschluß klang, daß sie mit Martin nicht brechen könne, um seines Vaters willen nicht.

Er nickte wie einer, der von Sinnen ist, in sich hinein. „Weißt, was wir am besten täten, wir zwei, Mädchen? Hinausfahren sollten wir jetzt auf

den See, wir beide in der Nacht, wo uns keiner sähe, und nicht mehr heimkommen sollten wir."

„Vater," stöhnte Brigitte und rutschte näher an ihn heran, ihn mit beiden Armen umfassend. „Der Herrgott sähe uns doch, Vater."

In diesen Worten, die sie gleichsam den Lippen des Pfarrherrn nachsprach, dessen Unterricht sie zu St. Felix genossen, lag die ganze Reinheit und Kindlichkeit ihres Wesens. Sie rüttelten den Alten auf, der seine Gedanken nicht mehr, wie er wollte, zu lenken vermochte, weckten ihn zur Erinnerung, daß sie vorhin Lukas genannt hatte. Und an diesen Namen begann auch er sich wie an eine rettende Planke anzuklammern. „Lukas Hochstraßer," murmelte er, „vielleicht weiß der einen Rat!"

Sein Murmeln ging dann in ein bloßes Lippenbewegen über, so daß er immer noch wie ein Verwirrter dasaß. Erst allmählich, da er die Verzweiflung aus Brigittens zu ihm erhobenen Augen scheinen sah, ermannte er sich. Sein Ton wurde fester. „Ja! Mit Lukas wollen wir morgen reden," sagte er.

An diesem Entschluß fanden sich beide in den Alltag zurück. Aber die Dumpfheit wich nicht von dem kleinen Haus. Fries und Brigitte gingen aneinander vorbei und saßen verloren herum, und wenn eines dem andern begegnete, erschraken sie, und wenn eines dem andern ein Wort sagte, fuhr dieses zusammen und das Blut stieg ihm ins Gesicht, als ob es auf unrechten Gedanken ertappt worden wäre. Brigitte jedoch wuchs langsam, unbewußt aus ihrer Qual heraus. Sie stand in ihrer Stube, schlank,

das Antlitz erhoben und die Augen an der Decke und betete. „Siehe mich, Herr, ich habe keine Schuld! Nun tue mit mir nach deinem Willen.“ So kam langsam, langsam eine stille Gefaßtheit ihr zurück. Der Vater aber, vielleicht weil ihm die Spannkraft der Jugend fehlte, vermochte sich nicht aufzurichten. Der Kopf hing ihm tief auf die Brust, die kleine Gestalt schien noch mehr in sich selbst zusammenzuschrumpfen, und wenn ein Schritt auf der Straße hörbar wurde, verließ er die Wohnstube und verbarg sich; eine krankhafte Scheu vor den Menschen hatte ihn erfaßt. So geschändet fühlte er sich, daß er sein Gesicht ihnen nicht mehr zeigen konnte. So war er in jener ersten Nacht und so blieb er in den Tagen, die kamen.

In diesen kommenden Tagen hatten sie mit Lukas Hochstraßer reden wollen, aber keines von beiden kam auf das zurück, was sie am ersten Abend beschlossen hatten. Vielleicht wartete jedes, daß das andre die Aufgabe erfülle, und weil keines den Mut hatte, blieb sie unerfüllt.

Am dritten Tag nach des Kapitäns Rückkehr kam Lukas zu ihnen. „Wenn ihr nicht zu mir kommt, muß ich zu euch kommen,“ sagte er, als er in seiner lauten und frohen Art bei ihnen eintrat.

Aber Brigitte war allein in der Wohnstube, hatte heiße Wangen und mußte lügen. Der Vater sei ausgegangen, sie wüßte selbst nicht zu sagen, wohin. Fries aber hatte sich auf den Estrich gestohlen, saß dort zusammengekauert, ächzte und die Scham schüttelte ihn. Lukas wartete eine ganze Weile, ob er zurückkommen werde, sprach von den

Fastnachtsfreuden, welche die nächsten Tage bringen sollten, und zog eine Karte aus der Tasche. „Martin wird morgen kommen. Du wirst es schon wissen, Brigitte."

Und Brigitte würgte an einem Worte und log zum zweitenmal. Gewiß wüßte sie, daß er kommen würde, Martin.

„Tanzen will ich euch sehen zusammen," sagte Lukas lachend. Sein Ton verriet, wie groß er das Glück wertete, das sie, Brigitte, dem Sohne gegeben. Sie vermochte ihm abermals nicht zu sagen, was sich ihr auf die Lippen drängte.

So erfuhr Lukas Hochstraßer auch jetzt nicht, was auf ihr lastete. Ein Verdacht aber, daß etwas ihm verhehlt werde, stieg in ihm auf. Als er bald nachher das Haus verließ, wendete er sich draußen noch einmal zurück, und sein Blick überflog Fenster und Tür, als müßte er sich vergewissern, daß alles noch sei wie ehedem. Es war ihm etwas fremd erschienen an diesem Hause.

Zwölftes Kapitel

Martin Hochstraßer stieg in Herrlibach aus dem Schiff. Er trug dunkle Zivilkleider, drüben schafften sie seinen kleinen Militärkoffer ans Land. Einen Tag wollte er hierbleiben, übermorgen mußte er zurück in den Dienst! Während er über den Landungssteg schritt, sprach ihn ein Herrlibacher Bauer an, der gleichzeitig mit ihm ausstieg. Zerstreut und einsilbig gab er Bescheid. Ebenso und jedesmal wie

aus Gedanken aufschreckend, erwiderte er, während er landein schritt, den Gruß, den ihm da und dort ein Bekannter bot. Er trug den Kopf nicht ganz so selbstbewußt und frei wie sonst, und in seinen Augen war eine versteckte Unruhe. Sein Blick glitt dahin und dorthin, als wäre ihm unlieb, daß ihm der und jener nun just in den Weg liefe. Auch verhielt er zweimal unschlüssig, wohin er sich wenden sollte, die Schritte. Dann flog um seinen Mund ein erzwungenes Lachen. War er nicht derselbe wie immer? Der Bräutigam der Brigitte Fries! War nicht alles beim alten? Antworten hätte sie ihm wohl dürfen auf seinen Brief. Und ... Das Gefühl, daß sein Brief an Brigitte ohne Antwort geblieben war, bedrängte ihn, ohne daß er es sich gestand. Es verwandelte sich jetzt in eine Art Zorn, einen kleinen, zänkelnden Zorn gegen seine Braut, gegen alle Welt, als ob ihm, Martin, das größte Unrecht geschehen wäre. Gleich hinübergehen wollte er jetzt nach des Kapitäns Haus, und ... aber ... Eine eigentümliche Beklemmung nahm ihm den Atem. Das Gesicht wurde ihm heiß. Zum erstenmal in seinem Leben kam er sich klein vor, verächtlich klein. Er hatte nicht den Mut, zu Brigitte zu gehen. Dann schritt er nach der Postwirtschaft hinüber. Seine Stimmung wechselte dabei wieder, der kleine Zorn kam ihm zurück, mit dem spöttischen Lächeln um den Mund und mit aufgeworfenem Kopf trat er in die Schenke. Ein halbes Dutzend Gäste saßen an den kleinen gelblackierten Tischen. Zwischen ihnen und dem Ausschanktisch ging noch dieselbe Kellnerin hin und her, die schon seit Jahren beim Postwirt

in Dienst stand, ein starkes, grobknochiges Mädchen mit einem alternden Gesicht, von der Arbeit zerschnittenen roten Händen und dem ungeschlachten, frech-ehrlichen Wesen der Bauernwirtschaftsmamsell, die sich etwas gefallen lassen und etwas vertragen kann, aber im Grunde nicht schlecht ist. Martin grüßte im Eintreten kurz, verdrießlich, erkannte zwei Herrlibacher Schulfreunde unter den Gästen und ließ sich bei ihnen an ihrem kleinen Tische nieder. Ob er auch da sei, fragten die, und er nahm sich zusammen und tat sorglos und fröhlich. Aber die Kellnerin ließ er seine schlechte Laune fühlen, fuhr sie unwirsch an, als sie das erstemal seine Bestellung nicht richtig verstand, und als sie sein Glas Bier vor ihn hingestellt hatte, begehrte er auf, daß der Tisch nicht sauber sei. Das Mädchen murrte, in ihr Benehmen kam etwas Wegwerfendes. Dann murmelte sie etwas von nicht nötig haben, aufzubegehren. Ihr Gebaren stachelte Martin. Er trank sein Glas aus und forderte erregt ein zweites.

Indessen hatte das heimliche Aufbegehren der Kellnerin die Spottlust der beiden Kameraden Martins geweckt. „Empfindlich seid Ihr heute, Elise," foppte der eine.

Der andre, nach klotziger Bauernart, die nicht fragt, wo sie mit tappiger Hand hinschlägt, spielte auf ein Verhältnis an, welches das Mädchen bis vor kurzem gehabt und das von ihrem Partner gelöst worden. „Wenn einem der Schatz absagt, kann man nicht gemütlich sein, he, Elise!" spöttelte er.

Das Blut schoß dem alternden Frauenzimmer

dunkel zu Kopf. Da zwangen schlechte Laune und Zerfallenheit Martin Hochstraßer, sich einzumischen. „In Eurem Alter habt Ihr die Hoffnung wohl aufgeben dürfen," höhnte er das Mädchen. Sein Ton sagte noch mehr als seine Worte, es war, als weise er mit Fingern auf ihr nicht mehr junges, unschönes Gesicht.

Der Jähzorn sprang die nicht Ueberkluge an. Sie vergaß, wer er war: Martin, der Leutnant, Martin, des Lukas Hochstraßer Sohn!

„Du! Schweig nur du!" sagte sie, einen Schritt gegen ihn tretend.

Martins Gesicht wurde fahl. „Mit Euch habe ich nie Schmollis getrunken, meine ich," fuhr er auf.

Ein Wort gab das andre. Die Kellnerin begehrte auf; sie hatte ein böses Mundstück. Dann kam sie Martin an die Ehre. ‚Sein Maul halten sollte einer wie er,' warf sie ihm ins Gesicht.

Er stand auf. „Wieso?" schrie er sie an.

„Wenn es schon niemand hat haben wollen, gekannt hast es doch, das Mädchen, das ins Wasser ist vor einem Jahr da drüben! Leugne es nicht ab, du! Ich habe dich gesehen, wie du mit ihr gesprochen hast! Die Hand will ich ins Feuer legen dafür, daß es eine von denen gewesen ist, die du schon für den Narren gehalten. Du — du — Tropf du!"

Kreischend schrie die außer sich geratene das in die Stube. Der Wirt lief ob dem Lärm herbei. Noch andre Leute kamen dazu, von der Straße herein, wohin der Lärm gedrungen war.

Martin war weder feig noch schwach. Als sein

Zorn am wildesten war, steckte er die geballte Faust in die Tasche und maß das Mädchen, plötzlich ruhig geworden, von oben bis unten. Er lachte kurz auf, um seinen Mund hatte er einen verzerrten Zug. „Wir beiden werden anderswo miteinander zu reden haben," sagte er nicht ohne Würde, gab dem Postwirt das Geld für sein Bier, sah die Neugierigen mit einem fast mitleidigen Blick an, immer noch das Lächeln auf den Lippen, und ging hinaus. Hinter ihm her gingen die Blicke der Zurückbleibenden. Nachher zogen sie über ihn los. Der Postwirt stellte seine Kellnerin zur Rede. „Ich habe es ihm einmal sagen müssen, dem!" brach sie los. „Er kann ja kein Mädchen in Ruh lassen. Gnade Gott derjenigen, die dem seine Frau werden muß! Daß der Kapitän Fries dem seine Tochter geben mag!"

„Er hat sich gut gehalten, seit er verlobt ist," warf einer von Martins Kameraden ein.

„Es treibt es mancher ein bißchen bunt, solange er jung ist," entschuldigte ein andrer Gast.

Aber die Kellnerin hielt ihnen entgegen: „Bunt, aber nicht zu bunt! Ich will wetten, was ihr wollt, daß das Schwabenmädchen seinetwegen ins Wasser ist, damals!" Der Streit wurde allgemeiner. Die Gäste nahmen für und wider Martin Partei. So trieben sie ein emsiges und ergötzliches Spiel. Einer rühmte den Leutnant. Dann kam ein zweiter und sägte das bißchen Ruhm mit Schelten wieder ab. Eine ganze Weile dauerte es, bis sie sich beruhigten. Als sie aber endlich auseinander gingen, jeder in seine Gasse, ging auch das mit ihnen, was sie von Martin Hochstraßer verhandelt hatten, von Gasse

zu Gasse, von Haus zu Haus, wie die Nachrede eben, auf den Lippen ihr „Pst — pst!“, huscht. Ganz Herrlibach sprach am folgenden Tag von dem Vorfall in der Postwirtschaft und von Martin Hochstraßer, und es war dasselbe Spiel im großen, wie es vorher im kleinen gewesen war: die ihn mochten, setzten ihm etwas Gutes an, die, denen er nicht genehm war, sägten es wieder ab.

Martin indessen war zu Hause und war mit einer Lüge in dies Haus gekommen. Als er die Postwirtschaft verlassen hatte, war er langsam dem Hause des Kapitäns zu geschlendert. Aber er war noch weniger als vorher in der Stimmung, hineinzugehen. Er bog in den Fußweg ein, der zu Berg führte, und hob an, hinaufzusteigen. Bis hierher hatte ihn der Zorn über den Schimpf, den ihm die Kellnerin angetan, auf hohem Roß gehalten. Haha, der wollte er schon zeigen! Jetzt — husch, husch — wurde der Zorn stiller, bescheidener. Log sie etwa, die Kellnerin? Jedes Wort, das sie gesagt hatte, war wahr! Ein Ausspruch seines Vaters fiel ihm ein: „Es ist nichts Elenderes als ein Mensch, der nicht mehr die Kraft zur Treue hat!“ Er, Martin, hatte diese Kraft nicht mehr! Vor kurzer Zeit noch hatte er gemeint, mit der ganzen Seele an — an der andern — an Brigitte zu hängen. Und jetzt — ein Unbehagen kam ihn an, wenn er an sie dachte!

Das Blut brannte heißer in Martins Wangen. Lüge dir nichts vor, du! Vergeudet hast du dich und zersplittert und wirst weiter dich vergeuden und zersplittern! So — so einer bist! Und sein Herz

begann zu klopfen, das Blut wich zurück, und er wurde ganz fahl und ganz kalt. Dann nahm er sich gewaltsam zusammen. Schließlich — wer sollte ihm dagegen sein, wenn er das Leben nahm, wie es ihm beliebte! Er zwang sich zur Ruhe, warf den Kopf auf. Als er sich dem Hause näherte, hatte er seine leichtfertige Sicherheit zurückgewonnen. Er eilte nicht, stieg erst zu Christian hinauf, den er im nahen Rebberg arbeiten sah, sprach eine Weile mit ihm und ging dann erst zu Vater und Schwester hinauf. Ob er von Brigitte komme, fragte Lukas. Da log er. Ja, er sei bei Brigitte gewesen.

Der Abend ging hin. Einmal fragte Lukas: „Ist dir nichts aufgefallen an Brigitte? Sie erschien mir gestern, als ob ihr etwas fehle!"

Es sei ihm nichts aufgefallen, log Martin. Seine Lippen waren zitterig, als er es sagte, und er konnte den Vater nicht ansehen.

Ihre Unterhaltung wendete sich anderm zu. Martin fand immer mehr sich selbst wieder. Er war witzig, lachte viel. Erst als sie sich spät gute Nacht boten, zerrann vor einem Wort des Vaters sein Behagen.

Lukas stand inmitten der Stube, Martin hatte sich schon der Tür genähert. „Das Mädchen, das du dir ausgewählt hast, Sohn, ist eines wie Gold," sagte Lukas. „Halte es in Ehren!" Seine tiefe Stimme klang fast feierlich, als er es sagte.

Martin konnte den Kopf nicht hochhalten dabei. „Ja, ja," erwiderte er scheu und machte sich so eilig hinaus, als es anging.

Am Morgen wollte er zu Brigitte hinab. Aber

als der Morgen kam, ließ er eine Stunde gehen und die zweite. Bah, es eilte doch nicht!

Lukas, als er ihm im Flur begegnete, fragte: „Bist du noch da?"

Er tat, als ob er noch zu tun hätte, und zögerte im Hause herum. Immer wieder raffte er sich zusammen: Jetzt gehst! Und immer wieder schob er die leide Stunde hinaus. Inzwischen kam das Gerede, das durch das Dorf lief, ins Haus zur Weinlaube gegangen. Rosa war die erste, es zu vernehmen. Das Bäckermädchen, das ihr das Brot brachte, trug ihr die Nachricht mit in die Küche. Das und das sei geschehen im Postwirtshaus! Das und das hätte Elise, die Kellnerin, dem Leutnant Hochstraßer nachzusagen gewagt. Und Rosa, die sonst dem Klatsch nicht auswich, erinnerte sich, daß es ihr Bruder war, von dem man so Schlechtes redete. Ihre herben Züge verhärteten sich, und sie richtete sich in ihrer ganzen hageren Eckigkeit auf. „Nimm dich in acht vor dem Weitertragen," sagte sie zu dem Mädchen. „Es könnte dir teuer zu stehen kommen, der faulen Geschichte weiter unter die Leute zu helfen." Als das Mädchen darauf die Küche verlassen hatte, faßte Rosa eine niegekannte Unruhe. Es war doch nicht möglich, daß er, Martin, sich so weit vergessen hatte! Schön getan hatte er wohl mancher, aber so weit — — Es litt sie nicht. Sie ging in den Stall hinüber, wo sie den Vater wußte, und stieg auf die Heudiele, als sie ihn oben hantieren hörte. Heufäden in Haar und Bart und an den Kleidern, stand er über der Leiter, auf der sie heraufklomm. „Was gibt's?" fragte er.

Sie sagte kein Wort, bis sie auf gleicher Höhe mit ihm stand. Dann berichtete sie, was sie wußte, in kurzen, trocknen Worten, nicht eifrig, wie sie sonst Klatsch weitertrug. „Es läßt mir nicht Ruhe. Ich mußte es Euch sagen kommen," schloß sie.

Lukas Hochstraßer strich sich mit der breiten Hand langsam über die Stirn wie einer, der sich plötzlich auf etwas besinnt, was ihm lange durch den Kopf gegangen. Einmal räusperte er sich kurz, dann fragte er in einem eigentümlichen, gedämpften Ton: „Ist Martin noch drüben?"

„Ich habe ihn noch nicht fortgehen sehen," antwortete Rosa.

Lukas stieg über die Leiter hinab, von Heustaub und Fäden bedeckt, die Aermel über die erdbraunen knochigen Arme aufgekrempelt. Er eilte nicht. Mit seinen langsamen und großen Schritten schwer auftretend, die Daumen an die Hosenträger gehängt, ging er nach dem Hause hinüber.

Martin war in der Stube und mochte seine Schritte gehört haben. Er machte Miene, hinauszugehen, als Lukas herankam. Dieser sah ihn nicht an, ging an ihm so dicht vorüber, daß Martin unwillkürlich beiseitetreten mußte, damit der Vater ihn nicht anstieß, und betrat, immer die Daumen in die Träger gehängt, den Kopf vorgeneigt, die Stube. Erst als Martin sich entfernen wollte, sagte Lukas ein kurzes, rufendes: „Du!"

Der andre kam zurück. Die Art des Vaters befremdete ihn. Dann fiel es auf einmal wie Gewichte auf ihn, daß er den Rücken bog, nicht aufzusehen vermochte.

„Was ist da gegangen in der ‚Post'?" fragte Lukas.

Martin nahm sich zusammen. Er zwang sich zu einer Art Zorn. „Ein freches Maul hat sie gehabt, die Kellnerin. Sie soll sich in acht nehmen. Ich werde sie verzeigen, die."

„Kannst du sie mit gutem Gewissen verzeigen?" fragte Lukas wieder mit schwerer Betonung. Er stand mitten in der Stube. Seine Augen hafteten fest auf dem Sohn. Der eine Daumen ließ seinen Halt am Träger los, und Lukas fuhr sich mit der Hand durch den langen Bart, sonst war keinerlei Erregung an ihm zu sehen.

Martin wollte hochtonig antworten: Gewiß kann ich es, sie verzeigen, die! Aber als er dem Blick des Vaters begegnete, stockte ihm die Rede. Des letzteren Gesicht erzählte eine ganze Geschichte, erzählte das, was er dann in Worten sagte: „Lange habe ich mir nicht helfen können, daß ich einen Verdacht auf dich gehabt habe, du. Ich habe dich als flatterhaft gekannt, Schlechtes habe ich nicht von dir glauben wollen, wie jeder Vater schwer Schlechtes von seinen Kindern glaubt."

Er hielt inne. Martin stand mit hängendem Kopf da, nicht demütig, mehr verstockt. Zuweilen lüpfte er eine Schulter, wie um zu zeigen, daß er in dem, was er getan hatte, nichts Schweres zu sehen vermöge. Lukas sah es; es mochte ihn erzürnen, aber er hatte Gewalt über sich selbst.

„Du hast das Mädchen — das ins Wasser ist vor einem Jahr — gekannt?" fragte er im früheren halblauten Ton.

Martin schwieg und machte eine Bewegung, als ob er gehen wollte. Es war nur ein kurzes Sichwinden vor der Antwort. „Ja,“ gab er dann mit erstickter Stimme zu.

„Du hast sie in Schande gebracht?“ fragte Lukas weiter.

Wieder zögerte der junge mit dem Bescheid. „Sie hätte die Sache nicht so schwer zu nehmen brauchen,“ stieß er ausweichend heraus.

Lukas atmete tief auf, so daß die Brust sich dehnte und der dunkle Bart darauf zitterte. „Und du bist meiner, du!“ sagte er. „Pfui! Ein Ekel kommt mich an, wenn ich dich ansehe.“

Martin wollte auffahren. Aber sein Zorn fiel beim Anblick des Vaters abermals zusammen. Endlich fand er etwas Haltung. „Ich — will —“ sagte er — „zusammenpacken will ich — nach St. Felix zurück will ich nachher mit dem Schiff.“

„Vorher ist etwas abzumachen,“ entgegnete Lukas, „du bleibst hier, bis ich sage, daß du gehen kannst!“ Er ging langsam in seine Schlafkammer hinüber.

Martin trat ans Fenster und sah hinaus. Mit finsterem Blick und verdrossenem Gesicht stand er dort, bis Lukas zurückkam. Der hatte Haar und Bart gekämmt und sich zu einem Gang zurechtgemacht. Selbst den Filzhut hatte er auf.

„Ich will mich umziehen,“ sprach Martin ihn an. „Ich mag nicht hierbleiben.“

„Nicht aus dem Hause gehst du,“ sagte Lukas.

Martin konnte an seinem Ton ausrechnen, daß

er übeltäte, wenn er nicht gehorchte. Er murrte etwas. „Ja, ja — ich warte."

Und Lukas wendete sich langsam zum Gehen. Aber auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um, nahm den Hut ab und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als sei sie schweißnaß. „So," sagte er mit tiefem Aufatmen, „jetzt geht sich einer schämen für dich, du armseliger Kamerad!"

Damit ging er hinaus.

Und nun schritt Lukas Hochstraßer durchs Dorf. Er legte die Hände auf den Rücken und ging mit gesenktem Kopf dahin. Wenn ihn einer grüßte, was oft geschah, hob er mechanisch die Hand zum Hut oder murmelte wohl nur einen Gruß in den Bart. Die Leute sahen, daß er ganz in Gedanken verloren ging, und blickten ihm verwundert nach; denn dieses achtlose Dahinschreiten war fremd an ihm. Auf ihn aber stürmten die Gedanken ein: ‚Schämen mußt du dich, Lukas Hochstraßer, für dein eigen Blut!' Doch verlangsamte er seine Schritte nicht, stand bei niemand still, zögerte nicht einmal. Gemach und stet schritt er wegab, bog in die Seestraße ein und hielt auf das Haus des Kapitäns zu.

Jetzt tat er das Gartentor auf, jetzt die Haustür, dann stand er im Flur.

Brigitte kam aus der Wohnstube. Sie war sehr bleich, die blauen Adern an ihrer Stirn traten sonderbar scharf hervor, sie zitterte. „Wir haben Euch kommen sehen," sagte sie leise und ängstlich. „Der Vater ist in der Stube," fügte sie hinzu.

Lukas sah sie erstaunt an, sie hatte den Gruß vergessen; es war fast, als ahnte sie etwas von dem, was er zu sagen kam. Sie tat ihm die Tür auf, und er trat an ihr vorbei in die Stube. Der Kapitän stand da und erwartete ihn, und Lukas wunderte sich zum zweitenmal. Wußte der etwas, der Kapitän, oder was war mit ihm, daß er wie verstört dastand? Auch Fries grüßte nicht, reichte ihm wohl die Hand hin, aber sah ihn nicht an, sondern wendete sich gleich ab, ging zu einem Stuhl und ließ sich dort nieder oder sank vielmehr auf dem Sitz zusammen, wie gewaltsam niedergeschlagen. Und alt war Gotthold Fries, verfallen, sein Kopf zitterte, und seine Hände tasteten sonderbar unsicher auf seinen Knien umher und schienen runzeliger noch als sonst!

„Ja, ja," sagte Fries jetzt. Dann schien er nicht die Worte finden zu können, mit denen er hatte fortfahren wollen. Er starrte an den Boden und saß wie gebrochen.

„Ihr habt etwas gehört?" hob Lukas an. Er stand aufrecht, frei vor sich hinschauend, unterm Bart zuckte ihm die Lippe, sonst aber sah ihm keiner an, was für eine bittere Stunde er hatte.

„Ihr habt von — von — Martin etwas gehört?" wiederholte er, als die beiden andern immer schwiegen.

Da meinte Brigitte zu wissen, daß Martin dem Vater gebeichtet habe, und sie hing mit großen, verängstigten Augen an seinen Lippen. Er, Lukas, wußte alles! So brauchten sie nicht mehr zu reden,

sie und der Vater, wie sie eben beschlossen, als sie Lukas hatten kommen sehen.

Dieser richtete den Blick auf sie. Sie hielt sich nach rückwärts greifend an einem Stuhle und schwankte dennoch, in so atemloser Erregung wartete sie auf das, was er sagen würde.

„Du mußt die Verlobung mit meinem — mit Martin Hochstraßer rückgängig machen," sagte Lukas.

Sie schlug die Augen zu Boden. Das Blut kam und färbte ihr den Hals, die Wangen und die Stirn.

„Rückgängig machen, die Verlobung," wendete sich Lukas an Fries. „Er ist ihrer nicht wert. Ich, der Vater, muß es sagen."

Einen Augenblick neigte Lukas den Kopf. Es war nicht leicht herausgekommen, was er eben gesagt hatte. Dann aufblickend, geradeaus, fragte er: „Sie haben es Euch also schon erzählt?"

„Was?" stammelte Brigitte. Eine Ahnung kam ihr, daß ihn nicht das hergeführt, was sie gemeint hatte.

„Ihr habt es wohl nicht geglaubt? — Er hat es selber zugegeben, leider Gottes."

„Was?" fragte das Mädchen wieder.

Da maß Lukas beide mit einem erstaunten Blick. „Ihr wißt es nicht?" sagte er, und dann mit einer harten und starken Stimme: „Das Mädchen, das in den See gegangen ist vor einem Jahre, verführt hat er es — meiner! Ich kann es nicht ungeschehen machen."

Brigitte ächzte. Dann schlug sie die Hände vor

das glühende Gesicht, warf sich auf den Stuhl und saß da hilflos, immer suchend, ihr von Scham überlohtes Gesicht zu verbergen. Gotthold Fries aber hob ein seltsames Gebaren an. Alle Kraft und Ruhe und stille Würde, die ehemals an ihm gewesen waren, schienen ihn verlassen zu haben. Zuerst lallte er wie zwischen Lachen und Weinen, dann warf er den Arm über die Lehne des Stuhls, auf dem er saß, und ihn auf und nieder schlenkernd, wies er auf Brigitte: „Die auch," stieß er heraus, „die auch!"

„Was meint Ihr?" fragte Lukas. Es packte ihn ein Schrecken. Er wurde erdfahl. Und als Fries nicht antwortete, nur immer noch mit schlenkerndem Arm auf Brigitte wies, faßte er ihn an und schüttelte ihn: „Was meint Ihr damit?"

Da kreischte der alte Mann die Antwort heraus: „Geschändet hat er sie! So einen habt Ihr, Lukas Hochstraßer! Mit Gewalt geschändet!"

Lukas trat zurück. Er ging ganz an die Wand hinüber und stand einen Augenblick mit dem Rücken gegen die beiden gewendet da. Als er sich umdrehte, hatte er wieder wie bei seinen ersten Worten das Zucken um die Lippen. Langsam nahm er den Hut vom Kopf, den er bisher irgendwie und in der Erregung des Besuches abzunehmen vergessen, und trat vor Brigitte hin. „Verzeih mir, Mädchen," sagte er mit einer dumpfen, spröden Stimme, „daß aus meinem Hause so etwas über dich gekommen ist und daß ich es nicht habe hindern können."

Sie bog den Kopf, die Hände fielen ihr in den Schoß, aber sie konnte nicht reden. Als keines ein Wort fand, sah Lukas mit einem verlorenen Blick auf seinen Hut, dann scheu und wie nicht wissend, was zu tun, auf den Alten und dann auf das Mädchen. Darauf schlich der große, schwere Mann mit ein paar Schritten nach der Tür, immer den Hut in den Händen, bescheiden und wie einer, der nicht das Recht hatte, länger dazustehen. Eben legte er die Hand auf die Klinke. Da fuhr Brigitte auf, holte ihn ein und hielt ihn. „Geht nicht," sagte sie. „Laßt mich nicht allein! Ihr nicht!"

Er empfand ihre Hilflosigkeit. „Berate mit ihm," sagte er, auf den Kapitän weisend.

Aber Brigitte umklammerte seine Hand fester. „Der Vater ist wie nicht recht bei Sinnen. So hat es ihn getroffen. Er kann mir nicht raten. Er will nicht."

Und Lukas wuchs unter ihren Worten. Sehne um Sehne seines Körpers schien sich zu spannen. Jetzt sah er auf, und jetzt war sein Blick wie sonst klar. Dann packte er Brigittens Hand und hielt die Schwankende aufrecht. „Laßt mich es besinnen," sagte er dann. Es klang wie ein Versprechen. Darauf ging er, ohne ein weiteres Wort, aber sie wußte, daß er wiederkommen würde. Ein seltsames Trostgefühl blieb ihr zurück.

Dreizehntes Kapitel

Ueber dem Herrlibacher Berg stand ein Gewitter. Der Himmel war nachtschwarz. Zuweilen zuckte eine Flamme hinter dem Walde herauf, und nachher rollte der Donner, als käme er aus dem Berg selber. Die Tannen auf des letzteren Rücken standen reglos, ragten dunkler in die Nacht des Himmels. Dann kam ein Sturm, fegte über sie hin und bog sie, daß sie mit ihren schlagenden Zweigen wie händeringende Gestalten waren, und wenn der Windstoß vorübergesaust war, standen sie wieder in einer fast unheimlichen Ruhe aufrecht. Ueber dem Dorfe lag noch ein Schein von Sonne, grell, stechend. In diesem Schein hoben sich die weißen und braunen Häuser scharf vom Hange ab, die Kirche mit dem roten Giebel des Turmes stand frei in der Höhe. Es war kalt. Das Gewitter war ein Ereignis. So früh im Jahr war noch keines über das Dorf gegangen.

Lukas Hochstraßer sah nicht nach dem Gewitter über dem Walde. Rüstig kam er bergauf gegen sein Haus gestiegen. War er abwärts sinnend und mit vornübergebeugtem Kopfe gegangen, so schritt er jetzt aufrecht und mit einer ruhigen Sicherheit dahin. Jetzt war er an der Tür, jetzt in der Wohnstube. Da saßen David und Rosa und Martin und warteten auf ihn, und hinter ihm kam Longinus, der Knecht, herein. Das Mittagessen stand auf dem Tisch. Martin trug Uniform, saß

über seinem Teller und aß seine Suppe, während David und Rosa auf der Fensterbank Platz genommen hatten und nun mit Spannung auf den Vater sahen, von dem sie wußten, daß er mit Martin Streit gehabt. Als Lukas den Leutnant mit einem Blick streifte, sagte Rosa: „Er muß essen, wenn er mit dem Zweiuhrschiff fort will."

Lukas hing den Hut an den Wandnagel. „Esset!" sagte er zu Rosa und David.

Mit lärmigem Stuhlrücken ließen sie und der Knecht sich am Tisch nieder.

„Aber Ihr — eßt Ihr nicht?" fragte Rosa den Vater.

Lukas stand und sah Martin an, der mit störrischem Gesicht und ohne aufzublicken, seine Mahlzeit fortsetzte. Zweimal hob Lukas die Hand und fuhr sich durchs Haar, es kam ihn hart an, zu reden. „Steh auf, du!" sagte er dann. Schwere Trauer war seinem ruhigen Ton beigemischt.

Da erst wendete Martin ihm das Gesicht zu. Vielleicht meinte er nicht recht verstanden zu haben; aber er erhob sich halb vom Stuhl dabei, denn Lukas sah nicht aus, als ob er scherzte.

„Aufstehen sollst du," wiederholte der letztere, und als der andre halb trotzig halb verlegen die Hand an die Stuhllehne gelegt dastand, fuhr er fort: „Geh hinunter und lege — die Uniform — deine Uniform ab."

Er wartete Martins Antwort nicht ab. Aus einem Wandschrank holte er Papier und Schreibzeug; eine Zeitung, die schon auf dem langen Tische lag, schob er an dem ungedeckten Ende desselben

zurecht, legte den Briefbogen darauf, stellte Tinte und Feder davor.

„Ich gehe mit dem Schiff," sagte Martin.

Da kam Lukas langsam auf ihn zu mit ausgestreckten Armen, der lange Bart zitterte ein wenig, aber er selber ging aufrecht und immer in derselben Ruhe. Beide Hände legte er Martin auf die Schulter, daß dieser unter dem schweren Schlag derselben schwankte, und plötzlich riß etwas; es war ein scharfes, übel ins Ohr dringendes Geräusch. Lukas hatte dem Sohne die Offizierszeichen von den Schultern gerissen. Sie fielen aus seinen Händen mit einem Klatschen zu Boden.

Eine atemlose Stille war darauf in der Stube. Martin regte sich nicht, er stand mit hängendem Kopf und lang an den Seiten hinabfallenden Armen, in seinem Gesicht war kein Blutstropfen mehr. David und Rosa brachten kein Wort heraus, sie saßen müßig vor ihren Tellern, auf ihren Gesichtern war zu lesen, wie jedem das Herz in einer wilden Beklemmung klopfte. Selbst Longinus, der im Leben nie aus dem Gleichgewicht gekommen war, hatte ein zuckendes Gesicht, legte die Hände zusammen, und zwei Tränen liefen ihm über die runden weißen Backen. Und in die große Stille klang nur von ganz fern der Donner, der noch hinter dem Berge ging. Die drei, die auf Martin und Lukas blickten, wußten, daß etwas Fürchterliches geschehen war und etwas, das selten geschieht. Es war wie ein Gericht und wie ein Tod. Keiner konnte reden.

Lukas Hochstraßer nach einer kurzen Weile zeigte

auf das Blatt Papier. „Schreib dort," sagte er zu Martin.

Der sah auf wie ein geschlagener Hund. „Was?" fragte er in heiserem Ton.

„An dein Kommando schreib, daß du nicht mehr kommen kannst, weil du deine Uniform nicht mehr tragen darfst."

Der Junge wendete sich trotzig ab.

„Schreib!" wiederholte Lukas mit erhobener Stimme.

Da schlich er in sich zusammengeworfen zum Tisch und setzte sich davor. Er biß die Zähne zusammen, besann sich und schrieb dann in jähem Entschluß mit hastigen Zügen. Die Feder kratzte, so heftig drückte er auf.

Lukas war auf die Schwelle des Nebenzimmers getreten. „Nachher kannst du hier hereinkommen," sagte er und ließ die Tür offen. Sie hörten ihn drüben hantieren. Einmal klang ein Geldklimpern zu ihnen herüber. Aber sie saßen alle fast ohne sich zu regen, wie unter einer Peitsche sich duckend. Martin schrieb. Mit einem heftigen Zug setzte er seinen Namen unter das Geschriebene, adressierte nicht, ließ den Brief offen auf dem Tisch liegen. Die Zähne noch immer verbissen, den Blick am Boden, ging er zum Vater hinüber. „Der Brief liegt auf dem Tisch, Ihr könnt ihn lesen," hörten sie ihn noch mit erstickter Stimme sagen, dann schloß Lukas die Tür. Als sie nun gegangen waren, schlich der Knecht vom Tisch. David erhob sich und stellte sich ans Fenster, sah mit trüben, versonnenen Blicken hinaus; es war immer dieselbe verträumte Zerfahren-

heit an ihm, aber ein Ausdruck von Qual trat jetzt schärfer als früher in seinem Gesichte hervor. Rosa hob an abzutragen, eine volle Mahlzeit; sie hatten nur wenige Bissen gegessen.

Was die beiden in der Nebenstube sprachen, erfuhr keines. Martin kam nach einer Weile heraus. David und Rosa waren noch in der Stube. Er sah sie aber nicht an, mit starr an den Boden gerichteten Augen ging er durch die Stube, das braune Gesicht aschig. Nachher verbrachte er wohl zwei Stunden in seiner Kammer. Endlich kam er, in seinen Sonntagskleidern, einen Handkoffer in der Hand, herunter. In der Stube war niemand mehr. Vor dem Haus aber traf er auf den Vater und die Schwester, die mit einer kranken Kuh zu schaffen hatten. Das Tier war an einen in die Stallmauer eingelassenen Ring angebunden, und Lukas riß ihm das Maul auf, während Rosa ihm eine Arznei eingoß. Die beiden waren von dem, was oben in der Stube geschehen war, an ihr Tagewerk zurückgekehrt. Lukas hatte alte zertragene Kleider an; er wie Rosa waren barhaupt. Martin zögerte an der Tür, als er sie sah; von seinen Brüdern war keiner in der Nähe. Dann stellte er den Handkoffer zu Boden und trat zu den beiden hinüber. Sie kamen eben mit ihrer Arbeit zu Ende. Das Tier war widerspenstig gewesen, und beide traten Atem schöpfend zurück. Da näherte sich Martin dem Vater. „So gehe ich jetzt," sagte er in einem verwürgten Ton, sah nicht auf dabei, aber die Hand streckte er aus: „Ade, Vater."

„Ade," sagte Lukas Hochstraßer, und als der

Junge ihm in verstecktem Drängen nach der Hand griff, die er ihm nicht geben wollte, trat er einen Schritt zurück, lehnte sich an das angebundene Tier und blickte an Martin vorüber ins Weite. „Sie ist mir zu schmutzig, die Hand,“ sagte er still und schwer.

Martin wendete sich ab. Langsam ging er zu seinem Koffer hinüber, hob ihn auf und schritt davon, schlank und gelenk von Gestalt und doch wie unter einem Joch gehend.

Lukas warf den rechten Arm weit über den Rücken der Kuh, an das Tier gelehnt stand er und sah Martin nach. In seinem Leben war nie ein Zug so bitteren Ernstes in seinem Gesicht gewesen. Ueber der Stelle, wo er und Rosa standen, wölbte sich ein schwarzer, regendrohender Himmel. Sie führten in einer dumpfen, schleppenden Art ein Gespräch.

„Geht er ganz fort?“ fragte Rosa. Sie trat von der andern Seite an die Kuh heran, hager und eckig stand sik neben dem Vater und blickte wie er dem Bruder nach.

„Ganz,“ sagte Lukas.

„Wohin?“ fragte sie wieder.

„Das weiß ich nicht.“

Nach einer Weile, eben als Martin zwischen den noch kahlen Obstbäumen einer Matte verschwand, begann sie wieder: „Wenn er sich ein Leid antut!“

Lukas sah noch immer geradeaus. „Hundert würden es tun an seiner Stelle. Er hat zuviel süßes Leben gekostet, als daß er es leicht wegwürfe.“

Dann wendete er sich langsam nach Rosa um. „Eine Familie wie wir ist wie ein Leib. Wenn ein Glied daran faul ist, muß man es wegschneiden, scharf weg, dicht am Gelenk. Darum haben wir jetzt den Martin weggeschnitten."

Das war Wort für Wort langsam und wohlüberdacht hingesprochen, Rechtfertigung und Erklärung zugleich.

„Es ist also wahr?" fragte Rosa. „Das mit dem fremden Mädchen?"

„Mehr ist wahr," sagte Lukas. Dann mochte er nicht mehr davon sprechen. Er hob an, die Kuh loszubinden und führte sie in den Stall.

Langsam verging dann der Tag und sein Werk. Christian und seine Frau kamen vom Kollerhaus heruntergelaufen, hatten durch Longinus von Martins Weggang gehört und wollten das Warum und das Wohin wissen. Lukas sprach nicht davon. Aber Rosa gab Auskunft. Vielleicht zum erstenmal seit Christians Verheiratung saß die Schwester mit ihm und seiner Frau zusammen. Sie erzählten und redeten und wurden eifrig, als aber Lukas über sie kam, verstummten sie, lenkten das Gespräch auf andres und trennten sich bald.

Der schwere Tag verging in einem häßlichen und dunkeln Abend mit Regenschauern und kalten Windstößen. Keine Sterne kamen, es war ein unwirsches, freudloses Wetter. Da ging Lukas zum zweiten Male dem Haus des Kapitäns zu. Das Mitleid mit Brigitte und die Empfindung, daß es seine Pflicht sei, ihr beizustehen, drängten ihn. Er näherte sich dem Gartentor und sah das Mädchen

von weitem dort stehen, bleich, mit nassem Haar und Gesicht. Sie hielt eine Laterne in der Hand und mochte eben von der Straße zurückgelaufen sein, denn ihre Schuhe waren kotbedeckt, ihr Kleid klebte an ihrem Leibe. Es fiel ihm ein, daß er im Näherkommen einen Ruf gehört hatte, und eben als er in den Schein ihres Lichtes trat, erscholl wieder ein solcher: „Vater!“

„Brigitte!“ sagte er.

Als sie ihn erkannte, verließ sie die Fassung und sie schluchzte auf.

„Der Vater ist fort,“ sagte sie. „Ich weiß nicht, wohin. Seit zwei Stunden suche ich ihn jetzt. Er war so sonderbar den ganzen Tag, wie verwirrt, ließ keinen Menschen ins Haus, verschloß alles. Er — er schämte sich, sagte er immer. Auf einmal gegen Abend sah ich ihn von meinem Zimmer aus drüben an der Lände stehen. Ich lief gleich hinüber, aber er war nicht mehr da. Jetzt habe ich ihn überall gesucht — und — —“

Lukas faßte ihren Arm. „Du frierst, den Tod kannst du dir holen so,“ und er führte sie ins Haus.

„Ich will den Vater suchen gehen,“ sagte er dann. Aber da schon war es in ihm, daß kein Unglück allein kam, daß es den alten Fries überworfen hatte, daß — der See war zu nah!

Sie waren in die Stube getreten.

„Wenn — wenn er in den See gegangen wäre,“ stammelte Brigitte. Lukas führte sie im Dunkeln nach dem Sofa. Dann machte er Licht. Ihre Augen blickten ihn mit einem Ausdruck des Elends an.

„Lege dich zu Bett, Kind,“ sagte er, „oder kleide

dich wenigstens um. Und dann — habe Geduld, bis ich Bericht bringen kann."

Er wollte sich der Tür nähern, aber sie kam hinter dem Tisch hervor und hielt ihn zurück: „Glaubt Ihr, daß der Vater tot ist?" fragte sie.

„Du mußt nehmen, was kommt, Mädchen," gab er zum Bescheid. Dabei hielt er ihre beiden Hände fest in den seinen. Sie ging nach dem Sofa zurück, ließ sich nieder und sah mit in Tränen schwimmenden Augen zu Boden.

Als er unter die Tür trat, kam ihm eine neue Sorge. „Du wirst warten, Brigitte," sagte er und sah sie ernst und gerade an. „Du wirst nichts Törichtes tun, während ich fort bin."

Sie verstand ihn gleich und hob die nassen Augen zu ihm. Es lag eine große Keuschheit und eine schlichte Kraft in ihrer Haltung. „Ich weiß, daß es Sünde wäre," sagte sie. „Ich könnte es nicht tun."

Da ging er, und obwohl an diesem Tag viel auf ihn eingedrungen war, weitete sich ihm die Brust, als ob er gewonnen, nicht verloren hätte. Neben Martins Verworfenheit leuchtete Brigittens Reinheit wie etwas Weihevolles.

Die ganze Nacht forschte Lukas Hochstraßer nach dem verschwundenen Kapitän. Im Dorfe hatte ihn niemand gesehen. Von St. Felix kam Nachricht zurück, daß er auch nicht auf dem letzten Schiffe gesehen worden sei. Als der Morgen kam, fanden sie ihn nahe der Lände im Wasser an einer Stelle, wo der See nicht tief war. Lukas war der erste, der ihn sah. „Er muß einen Fehltritt getan haben,"

sagte er zu denen, die nachher herbeikamen, und wußte, daß sie es ihm zu Herrlibach nachsagen würden: Verunglückt war der Kapitän! Als sie den Körper hoben und das Wasser aus dem seidenweichen, schönen weißen Haar rann, wollte es Lukas wie Zorn ankommen. ‚Ich hätte dich für stärker gehalten, du,‘ redete er innerlich den Toten an. Aber plötzlich kam ihm die Erinnerung zurück, wie die Tochter in des alten Mannes Leben das Einzige und Höchste gewesen, mit einem Schlage ermaß er, was in Gotthold Fries gewühlt haben mochte. Der Verstand des ohnehin einsamen und wenig geselligen Mannes hatte sich umdüstert und im Uebermaß seines Kummers, wie in einem Rausche taumelnd, hatte er sich wohl fast unwissentlich dem Tod in die Arme geworfen!

Lukas ließ den Toten im Boote gebettet liegen, damit Brigitte ihn vom Hause aus nicht sehen sollte, ehe er sie vorbereitet. Dann ging er zu ihr. Sie stand in einem schwarzen Kleide in der Stube, sah ihn an und dann an sich nieder. „Seht Ihr,“ sagte sie, ehe er noch sprechen konnte, „ich habe es schon gewußt.“ Sie war seltsam gefaßt, mochte wohl die lange Nacht hindurch mit ihrer Angst und ihrem Kummer gerungen haben und trug nun die stille Würde eines schweren Sieges an sich.

„Wir werden ihn bringen,“ sagte Lukas, und sie antwortete, eine Nebentür in der Wohnstube öffnend: „Hier hinein wollen wir ihn legen, auf sein Bett, wo er immer gelegen hat.“

Als sie eine Viertelstunde später mit dem Leichnam kamen, Lukas voraufgehend, damit er dem

Mädchen beistehe, wenn der Schmerz es übermannen sollte, kam sie ihnen bis an die Haustür entgegen und hielt selbst die Tür für sie offen. Schlank, das Gesicht von scheinender Weiße, stand sie in ihrem schwarzen Kleide da. Wohl rannen ihr dann und wann ein paar Tränen über die Wangen, als sie des Vaters ansichtig geworden und nun neben den ihn tragenden Männern in seine Schlafstube ging, aber sie zeigte eine so hohe und ergebungsvolle Gefaßtheit, daß die Männer, als sie am Totenbett ihre Häupter entblößten, dies vielleicht ebenso in fast unbewußter Ehrfurcht vor der stillen Kraft der Tochter wie aus Andacht vor dem Tode taten. Brigitte bettete den Vater in dem schönen, neuen, weißen Linnen, mit dem sie sein Bett bezogen hatte, zurecht, über eines seiner Lider, das nicht ganz geschlossen war, fuhr sie mit einer sachten Berührung ihrer Hand. Als sie mit dieser, in ihrer liebevollen Sorglichkeit fast feierlichen Pflichterfüllung zu Ende gelangt war, trat Lukas aus der Reihe der Männer und reichte ihr zum Zeichen des Beileids und nach Ortssitte die Hand. Da wollte das Leid über sie Herr werden und sie schluchzte, ließ Lukas' Hand nicht los, während die Bauern ihr einer nach dem andern die Rechte gaben, und Lukas hielt sie mit einem Arme umfaßt und stützte sie, so daß die von Herrlibach ihn und das Mädchen an diesem Tage zum erstenmal wie Vater und Tochter nebeneinander stehen sahen und ohne es zu wissen empfanden, was später im Dorfe oft die Rede ging, daß selten zwei so starke und klare Menschen wie diese beiden sich zusammengefunden.

Die Bauern verließen darauf das Haus, Lukas jedoch nahm Brigitte mit sich in die Wohnstube und besprach mit ihr vieles, was zu geschehen hatte. Sie saßen einander am Tisch gegenüber. Brigitte redete nicht viel, aber wenn Lukas ihr zurechtlegte, wie das und jenes, des Vaters Begräbnis und ihre, Brigittens, eigne Angelegenheiten zu ordnen seien, gab sie in schlichten Worten Bescheid. Unmerklich klärte und glättete sich vor ihrem Blick vieles, was wie eine dunkle Wirrnis gewesen war, und während Lukas ihr Erklärung und Rat gab, ging sie in dieser Stunde gleichsam an seiner festen Hand in ein neues Leben über und begann den Weg nicht mutlos, sondern mit derselben Gefaßtheit und Ergebenheit, mit denen sie vorher den toten Vater empfangen hatte. Lukas sah, daß sie in allem auf ihn baute und seiner nicht entbehren mochte, und versprach ihr, vom Herrlibacher Rat die Vormundschaft über sie, die noch Unmündige, zu erwirken, versprach auch, ihr eine junge Magd zu schicken, die er für sich selbst anzunehmen gedacht hatte und deren Fröhlichkeit und Verständigkeit er rühmte, und wollte selber noch am gleichen Tage wieder nach ihr sehen kommen. Selbst im Gehen aber tat er noch ohne Wissen ihr eine Wohltat an, indem sein Blick sie warm und voll aufrichtender Stärke traf, so daß ihre Trauer den ganzen Tag über nicht zu Klage und Kleinmut sank, sondern daß ihr immer noch war, als fühlte sie Lukas' starken Arm stützend um sich gelegt. —

Wie Lukas Hochstraßer versprochen, geschah es. Der Herrlibacher Rat übertrug ihm bereitwillig die

Vormundschaft über Brigitte, und er stand ihr in allen Tagen, die kamen, zur Seite. Sie begruben Gotthold Fries, und Brigitte schritt neben Rosa in den Reihen der Frauen, die im Leichengeleite gingen, während Lukas an die Seite des zum Begräbnis hergereisten Verwandten Brigittens sich gestellt hatte. Dermaßen zeichnete er vor allen Leuten das Verhältnis des Mädchens zu seinem Hause als so fest, wie wenn Martin seine Braut schon heimgeführt hätte. Die Ruhe und Ueberlegenheit, mit der er all das ordnete, dämpfte das Reden und Lästern, das im Dorf angehoben hatte, wo Martins plötzliches Verschwinden nicht unbemerkt geblieben war und wo man bald heraus hatte, daß irgendeine Verbindung zwischen seiner Flucht aus Haus und Heimat und des alten Kapitäns Tod sein müßte. Die freie und offene Art, mit der Lukas sich zu Brigitte, und die Anhänglichkeit und das Vertrauen, mit der diese zu ihm sich bekannte, nahmen der üblen Nachrede das Geifernde und Häßliche. Ja es geschah das Seltene, daß die Hochachtung, welche die beiden den Leuten abzwangen, der letzteren Klatschsucht daniederhielt, so daß das ganze Dorf mit einem Zartgefühl, das die Allgemeinheit sonst nicht kennt, bald über das schwieg, was so viel Anlaß zum Reden hätte geben können.

Martha, die Magd, die Lukas Brigitte zur Gesellschaft und Stütze zu geben versprochen, zog am Tage vor dem Begräbnis zu dem Mädchen. Es war, als ob ein frischer Luftzug mit ihr durch die Tür käme und dem Hause darauf nicht mehr entränne. Sie war ein vierschrötiges Menschenkind

mit starken Hüften und einem breiten, den Oberkörper vornüberwiegenden Gang, spärlichem schwarzem, am Hinterkopf in dünnen Flechten aufgestecktem Haar, aber sie hatte ein Gesicht, das der Herrgott sich zur Freude nicht schöner aus Weiß und Rot und Schwarz hätte malen können. Das Gesicht war weiß, Wangen und Mund rot, die schwarzen Brauen lagen in schön geschwungener Linie über den Augen. Während die Wangen pausbacken waren, hatten Mund und Nase einen feinen und edeln Schnitt. Die schönen braunen Augen blickten froh und offen, und mit ihrer kurz angebundenen Art zu reden tat sie Brigitte in den schweren Tagen, die diese lebte, oftmals wohl, indem sie sie trüben Gedanken durch ein ungewöhnliches und freies, frisch von ihr springendes Wort entriß.

Die Tage gingen.

Die Lücke, die im Herrlibacher Menschentum mit dem Wegsterben des Kapitäns entstanden war, füllte sich rasch an anderm Ort aus. Barbara, Christian Hochstraßers Frau, genas eines Knaben. Christian zog sich noch mehr zu seinem Weibe und auf das Kollergut zurück; hatte dort genug zu tun und ließ auf dem größeren Besitztum den Vater walten. Mit weiten Schritten ging Lukas durchs Haus und über sein Land, und mit weiten und festen Schritten ging er durch das Leben derer, die zu seinem Hause gehörten. Wenn er um ihn war, erwachte der versonnene David zur Wirklichkeit, fand sich in die Arbeit, vielleicht auch in eine Freude hinein, Rosas Herbheit und Verschlossenheit mußte vor des Vaters klarem Wesen ihre Schärfe verlieren, und Brigittens

Trauer wich, solange jener ihr nahe war oder solange sie das Wirken seiner Hand empfand. In Christians Haushalt redete er nicht hinein. Er sah alle Kleinlichkeit, alle fast sündhafte Engherzigkeit, mit denen Christian und sein Weib ihr Leben gestalteten. Seine Art war so verschieden von der ihren, daß sie sich nicht zusammenfinden konnten, aber er zürnte ihnen nicht. Mochten sie nach ihrer Art selig werden! Es blieb ihm jedoch auch nicht verborgen, daß die zwei Geizigen auf dem Kollergut nicht vorwärtskamen, und er trachtete daher danach, sein eignes Haus fest und fester zu bauen und seine Erträge zu mehren, immer mit der Aussicht: Deinen Kindern soll es zugute kommen! Er dachte dabei nicht nur daran, daß für Christian, falls er einmal den Heimweg suchen möchte, eine Tür offen bleiben sollte, sondern es faßte ihn zuweilen auch eine Art Ahnung, daß Julian, sein Aeltester, mit Weib und Kind eines Tages heimflüchten möchte; denn die Hohlheit, die in dieses Sohnes Haushalt war, erschien ihm fast bedenklicher als die Sparsamkeit des Zweiten.

Es ereignete sich in diesen Tagen, daß ein Brief von Julian seine Befürchtungen steigerte. Der letztere, über den kürzlichen Zwist mit dem Vater leicht hinweggehend, schrieb in einem hohen und sorglosen Tone, daß ihm seine Stellung als Sekretär des Waisenamtes gekündigt worden sei zu einer Zeit, da er selbst zu kündigen beinahe entschlossen gewesen, daß er aber durch das Vertrauen der Arbeiterpartei bereits wohlbesoldete Beschäftigung innert der Parteileitung selbst gefunden, sich nun

viel freier fühle, auch Aussicht habe, nach und nach in eine einflußreiche politische Stellung zu rücken.

Lukas Hochstraßer legte den Brief beiseite und ging an sein Tagewerk zurück. Er tat es frei und freudig und wußte sich bereit, wenn die Jungen seiner bedurften. Dabei trat auch das Bild Martins flüchtig vor seine Seele. Er hatte ihn mit raschem Schnitt von seinem und der Seinigen äußerem Leben abgetrennt; aus seinem Innersten konnte er ihn nicht so leicht losreißen. Er sah ihn irgendwo sich im Gewühl von Menschen verlieren. Ob er unterging, ob ihm aufhalf, was er ihm in seiner Stube Auge in Auge vor dem Abschied ins Gewissen geredet, wer wußte es! Aber die Tür heimzu sollte auch ihm offen bleiben, wenn er als ein andrer wiederkommen konnte.

So wachte Lukas Hochstraßer über seinem Hause.

Vierzehntes Kapitel

Brigitte Fries kam zu Lukas, ihn um einen Rat in Vermögensangelegenheiten zu bitten. Rosa hatte sich entfernt, wie sie jedem Besuch auswich. David saß in seiner Schreibstube. Lukas und das Mädchen waren allein im großen Wohnzimmer. Brigitte legte jenem Schriften und ein Sparheft vor. Sie besprachen mancherlei, und er gab ihr Wegleitung in allem. Dabei sah er, daß sie bleicher war wie sonst und einen kranken Zug um den Mund hatte, eine Falte stand in ihrer Stirn, und sie hob nicht wie sonst die Augen frei zu ihm. Zweimal, während

er zu ihr sprach, stieg das Blut heiß in ihr auf, daß er sein Wallen verfolgen konnte, eine sichtliche Unruhe bedrängte sie; zuweilen blickte sie nach der Tür, als ob sie lieber wieder ginge. Hastig stand sie auch auf, kaum daß ihre Beratung zu Ende war.

„Ist dir Widriges widerfahren?“ fragte er.

Sie erschrak vor seinem Blick und seinem Wort so, daß sie schwankte und sich am Stuhle halten mußte, dann sank sie auf den Sitz zurück, von dem sie sich eben erhoben hatte.

Lukas Hochstraßer aber wußte auf einmal, was ihr war. Sich zurücklehnend, den Kopf in den Nacken gebogen, saß er einen Augenblick sinnend, und in diesem Augenblick überwand er Schrecken und Mitleid und Ueberraschung, die ihn fast überwältigt hatten, und gewann seine Ruhe zurück. Er verstand sich nicht auf feine Worte, aber es lag eine große Zartheit in dem, was er jetzt sagte. „Ich weiß es!“ Er legte die braune Hand auf die schmale, blauadrige Brigittens.

Sie warf die Hände vor ihr heißes Gesicht. In allem, was über sie gekommen war, hatte sie sich, wenn auch mühsam, aufrecht gehalten; nun verließ sie die Ruhe. „Mein Gott,“ stieß sie heraus. „Ich weiß nicht, was werden soll. Immer lockt es mich, zu tun, was der Vater getan hat! Sie werden mit Fingern auf mich zeigen. Verkriechen sollte ich mich, sollte —“

Lukas Hochstraßer stand auf, kam nahe zu ihr her und neigte sich über sie. Sein dunkler Bart, darinnen das Grau immer und immer nicht Meister wurde, berührte ihr Haar. Er nahm ihr die Hände

vom Gesicht, dann trat er wieder hinweg von ihr, weil der Bauer eckig ist, wenn er trösten soll. Ein Zeitungsblatt vom Tische nehmend, machte er sich mit diesem zu schaffen und sagte: „Glaubst du, daß der Vater nicht weiß, was er dir schuldig ist für das, was der Sohn an dir getan hat?“

Darauf ging er einmal in der Stube auf und ab, kam zurück und blieb stehen: „Du mußt zu uns kommen, Brigitte. Ich will dich um mich haben, dich und — und dein Kind, damit ich euch zur Seite stehen kann.“

Sie antwortete nicht, aber der Sturm der Erregung, in dem sie gesessen hatte, legte sich.

Langsam und nachdenklich hin und her schreitend, tat er ihr dann in einzelnen und von Pausen unterbrochenen Sätzen zu wissen, was ihm vorweg einfiel.

„Du mußt bald heraufkommen. — Die Martha, die Magd, bringst du mit; wir können Hände brauchen im Haus. — Ich weiß, daß du Arbeit haben willst, wenn du kommst! Hier im Hause sollst du zum Rechten sehen. Rosa hat auf dem Land genug zu helfen.“

So setzte er mit jedem Satz einen Markstein für den neuen Weg, den sie zu gehen hatte. Als er zu Ende war, fragte er einfach: „Willst du, Brigitte?“

Sie richtete sich auf, dann erhob sie sich bescheiden, als ob sie nicht verdiene, was er ihr bot. „Ja,“ sagte sie. Sie sah ihn dabei an und sagte mit dem Blick mehr als mit Worten. Es war, als ob neue Hoffnung sie durchströme.

„Ich lasse deine Sachen packen und hierher-

bringen. Du mußt bald kommen," wiederholte er, als er sie zur Tür und über die Treppe hinab begleitete.

Als er zurückkam, fand er Rosa in der Stube.

„Brigitte wird zu uns ziehen," sagte er ohne Umschweife.

Sie sah ihn ungläubig an. Dann, als sie sah, daß er nicht scherzte, wollte sie auffahren. „Ich bleibe nicht mit fremden Leuten im Hause," sagte sie. Ihr früh alterndes Gesicht trug einen gehässigen Ausdruck.

„Sie hat dasselbe Recht wie du," sagte er.

Sie lachte ein hartes, unschönes Lachen. Aber als sie in diesem Augenblick an Lukas vorbei nach der Tür gehen wollte, wie es ihre Art war, im Zorn ein Gespräch abzuschneiden, bei dem sie sich unterliegen fühlte, faßte er mit festem Griff ihr dürres Handgelenk. „So mußt du es eben hören," sagte er und erzählte in kurzen, schweren Worten Martins Geschichte. „Jetzt weißt du, warum er fort mußte!" schloß er und dann, ehe er noch ihren Arm losließ, den er fast zornig preßte, sagte er: „Du kannst von dem Mädchen, von Brigitte, lernen, viel lernen kannst du, wenn du willst."

Darauf ließ er sie allein und ging zu David hinüber, hieß ihn für Brigittens Umzug sorgen, kam dann zurück und befahl Rosa, welche Stube für die neue Insassin des Hauses, welche Kammer für die Magd zu richten sei. Das Mädchen widersprach nicht mehr. Sie preßte die Lippen schmal, wußte, daß sie es nicht über sich vermögen würde, Brigitte freundlich zu begegnen, schämte sich aber vor ihr um

des Bruders willen und gedachte ihre Pflicht an ihr zu tun.

Wenige Tage darauf siedelte Brigitte ins Hochstraßer-Haus über. Die von Herrlibach reckten die Hälse. Was sollte das werden? Es war nichts Alltägliches, daß der Vater die Braut des verjagten Sohnes bei sich aufnahm. Und die Herrlibacher Weiber hatten scharfe Nasen. Sie schnupperten und windeten ein paar Wochen lang. Dann hob ein leises Säuseln an im Dorf, wie eben der Neuigkeitswind erst sanft und immer stärker durch den Wald der öffentlichen Meinung rauscht.

„Des Kapitäns Mädchen geht mit einem Kinde," raunten sie zu Herrlibach. Die Ehrlichen und Verständigen taten die Augen weit auf und wunderten sich, die Garguten, die lebenslang auf den hohen Postamenten der Würdigkeit standen, als müßte jeder sein eignes Denkmal vorstellen, entrüsteten sich, die Gehässigen und Geiferer hingen die Lästerzungen heraus und wiesen mit Fingern, und es fehlte nicht viel, daß aus der Entrüstung der einen und dem Lästern der andern ein böser Sturm im Dorf sich erhoben hätte. Aber Lukas Hochstraßer war da.

Lukas ging am Sonntag neben Brigitte Fries zur Kirche, er, an dessen Leben kein Makel war, der jedem gab, was jedem gehörte, und vor dem jeder im Dorf eine laute oder heimliche Hochachtung in sich hatte. Er schritt in seinem schwarzen Anzuge, den altväterischen Hut auf dem Kopf, an der Seite des schlanken, blassen und einen Zug herber Trauer im Gesicht tragenden Mädchens. Nicht einmal auf dem Wege ließ er seinen weiten Schritt

sie überholen, sondern trug in Wesen und Gebärde eine hohe Rücksichtnahme auf seine Begleiterin zur Schau. Wenn er, was oft geschah, mit dem oder jenem angesehenen Manne von Herrlibach unterwegs in ein Gespräch kam, so zog er auch Brigitten in die Unterhaltung, ja, die Herrlibacher sahen seinen Blick oft mit einer liebevollen Freundlichkeit auf ihrem Gesichte haften oder es geschehen, daß er seinen Arm um ihre Hüfte legte, damit in einer festen und väterlichen Weise andeutend, daß sie zu ihm gehöre. Dieses Inschutznehmen derjenigen, die in Gefahr stand, der Lästersucht und der Strenge der Sittenrichter zum Opfer zu fallen, blieb aber nicht auf den Kirchweg beschränkt. Lukas führte Brigitte, die bisher einsam gelebt hatte, in dieses und jenes Haus ein, mit dem Gewicht seines eignen Ansehens ihr nicht nur Eingang, sondern freundliche Aufnahme verschaffend, er verstand es, ihr Freunde zu machen, wohl wissend, daß sie die Gabe besaß, diese sich zu erhalten. So überwand er unmerklich Böswillen und üble Nachrede. Sie aber ging wie im köstlichen Schatten eines starken und hohen Baumes und lebte darin auf. Daß sie aber nicht undankbar noch seiner Sorge unwert war, bewies sie bald. Seit Frau Regulas Tode war keine so wohltuende Helle mehr in seinem Hause gewesen wie jetzt. Brigitte hatte eine sanfte und kluge Hand, die alten Stuben warm und freundlich zu machen. Sie tat es unmerklich und ohne Geräusch, auch ohne durch Eigenmächtigkeit irgendeinen der früheren Inwohner zu verletzen. Jeden Morgen standen ein paar Blumen auf Lukas' Tisch, da rückte sie ein

Möbelstück zurecht und dort zog sie eine Decke oder ein Stück Linnen zu Ehren, das lange im Schrank gelegen hatte, und irgendwie sahen die Stuben sauberer und frischer aus als früher, obwohl auch Rosa auf Ordnung gesehen hatte. Sie hatte aber eine gute Hilfe an Martha Schwerzmann, der Magd, die den Tag mit Singen anfing und mit Singen schloß und zwei Arme von Mannskraft hatte, mit denen sie überall zugriff. Die letztere fegte, putzte und rumorte, so daß Rosa am zweiten Tage schon mit verschränkten Armen im Flur vor sie hintrat und fragte, ob das Haus vorher nicht richtig gestanden habe, daß man jetzt das Unterste zu oberst kehre. Lukas kam in diesem Augenblick die Treppe herauf, und Rosa wagte nicht zu schelten, wie es ihr auf der Zunge gelegen. Im dunkeln Gesicht einen bitteren Zug, ging sie beiseite. „Man ist im eignen Haus nicht mehr daheim," murrte sie im Davongehen.

Hatte sie dermaßen ihrem Unmut vor der Magd Luft gemacht, so zeigte sie doch Brigitten keinen Groll. Sie wich ihr aus, und wo sie sie traf, schlug sie die Augen vor ihr nieder. Sie, die Verschlossene, trug in sich das Andenken an die Sünde des Bruders und hatte ein Gefühl fast der Mitschuld, weil der Sünder ihr Bruder war. Brigitte versuchte sich ihr umsonst zu nähern. Immer mehr und darin von Lukas geleitet, zog sich Rosa vom Hauswesen zurück und stand dem Vater wie früher bei der Arbeit in Stall und Scheune, auf Matte und im Weinberg zur Seite. Dieses härtere Tagwerk förderte die Herbheit ihrer äußeren Erscheinung weiter, und es

konnte keinen größeren Gegensatz geben als derjenige, der in Wesen und Gestalt der beiden Frauen, Rosas und Brigittens, zutage trat.

Brigitte, während die Zeit ging, harrte des Kindes.

Inzwischen saßen oben im Kollerhaus zwei nicht alltägliche Leute schon über einer Wiege. Diese Wiege hatte es fertiggebracht, daß in der dürren Wüste, die ihr nur auf Erwerb und Zusammenhausen gerichtetes Leben vorstellte, ein schöner grünender Baum der Freude stand. An ihr fanden sich am Morgen, ehe sie ihr Tagewerk begannen, zur Mittagszeit, wann sie die Mahlzeit in die Stube rief, und nach Feierabend Christian Hochstraßer und Barbara, seine Frau, zusammen, saßen fast verlegen, wie sie sich zu benehmen hätten und doch mit einem täglich neuen Vergnügen daran und sahen auf den häßlichen kleinen roten Knaben, den Uli, der in den rotgemusterten, unansehnlichen Kissen lag. Sie gewöhnten sich daran, über dem Kinderbett statt wie früher am Tisch allabendlich ihren Tag zu besprechen, zu rechnen und zu planen. Für den kleinen Uli bauten sie mühsam und aus kleinen Wünschen — denn beider enge Art ließ wie kein freies, weites Handeln so auch keine große Hoffnung zu — ein seltsames Haus. Es hatte karg eingerichtete, schmucklose Stuben, aber volle Keller, wie das Kollerhaus, Stall und Scheune waren voll Reichtum, und unter dem harten Bett, in dem Uli Hochstraßer schlafen würde, stand eine mit schwerem Eisenwerk beschlagene Kiste mit Briefen und Noten und Geld. Seit der kleine Gast in der Wiege da war, dachten sie nicht

mehr an sich, hofften nicht mehr, sich selber auf jener schönen Truhe einst zur Ruhe zu setzen, sondern füllten sie in Gedanken für den Knaben. Eines Tages beim Bezahlen von Christians Lebensversicherungsprämie kam ihnen der Gedanke, daß die Summe, die Barbara und ihren Kindern bei ihres Mannes allfälligem Tode zufallen würde, keine allzu große sei! Diese Summe bildete aber in ihrem Leben etwas so Wichtiges, daß sie durch alle die künftigen fünfundzwanzig Jahre, die bis zu ihrer Fälligkeit noch vergehen mußten, zurück und den zwei Leuten blendend ins Gesicht und die Gegenwart leuchtete. Von ihrem goldenen Schein geblendet, begannen sie aufs neue, sich hinter die Versicherungsprospekte zu setzen, zu rechnen und zu beraten.

„Auf fünfzigtausend Franken," meinte Christian, „sollten wir es bringen."

„Es wäre etwas," antwortete Barbara mit einem Aufschnaufen, aber sie war die Vorsichtigere und so sagte sie: „Aber ob wir die Prämie immer herausbekommen?"

„Da sind die zwanzig Bankaktien von deinem Vater! Sie sind ohnehin nicht recht sicher, wir sollten sie nach und nach losschlagen. So bekommen wir das Geld zusammen."

Das war Christians langsamer, wohlüberdachter Rat, und er schien der Frau annehmbar. Die große Summe glühte und flimmerte vor ihren Augen; ein paar Tage lang hielten sie es aus; dann ließen sie den Agenten kommen und machten es richtig. Die Versicherungssumme wurde auf fünfzigtausend Franken erhöht. Die erste Prämiensumme hatten

sie bar liegen! denn Barbara war nicht unvermöglich. Ein paar Wochen ließen sie gehen. Ihre Freude füllte sie aus. Dann fielen ihnen die Bankaktien ein, die im Schreibtisch des verstorbenen Vaters lagen und deren Dividende eben fällig werden wollte. Mit dieser Dividende schien es plötzlich zu hapern. Christian stieß in der Zeitung auf einen Bericht, der von schweren Verlusten jener Bank zu melden wußte, so daß von einer Dividende keine Rede sein könne. Er reiste nach St. Felix und nahm die Papiere, die er loszuschlagen gedachte, mit, aber er fand keinen Käufer. In der Stadt sah man den scheuen und unbeholfenen jungen Bauern mit mitleidigen Blicken an. „Da habt Ihr böse Zettel," sagte ihm einer der Sparkassebeamten, an die er sich gewendet hatte.

Seit diesem Tage hatten sie die Papiere wieder dort liegen, wo sie sie hergenommen hatten, und warteten auf die Nachricht, daß die Bank ihre Zahlungen einstelle; etwas andres war, wie sie hörten, kaum zu hoffen.

Nun hatten sie neben dem Bett des Kindes kein ungesorgtes Sitzen mehr, aber wie vorher mit ihrer Freude kamen sie jetzt mit ihrer Angst und ihrer Sorge an diesem Bett zusammen und waren eine Gruppe zum Malen. Da lag das gelbe, häßliche Wurm, der Bub, hatte schwarzes Haar, das Haar der Barbara, auf dem Kopf und eine kleine schnabelförmige Nase, just wie die Mutter, und zwei noch unsicher, aber erstaunt blickende, weit aufgerissene Augen, und hier saß seine Mutter und dort sein Vater. Jedes hielt eine braune dürre Hand auf

das Bett gelegt, mit der sie manchmal unbewußt nach den kleinen gelben Fingern des Kindes griffen und damit spielten, und während dieser Zeit waren ihre Köpfe über das Bett hin einander nahegerückt, der vogelähnliche, spärlich behaarte der Barbara und der schmale Christians, und in leisem Ton, als könnte das Kind schon verstehen, was sie sagten, berieten sie auf Monate und Monate hinaus, was erhaust und abgespart und veräußert werden könnte, damit die böse zweite Prämie herauskäme, sahen, daß sie diese wohl zusammenbrächten, und sorgten schon um die folgende, sorgten und wußten, daß diese dritte schwerer zu erschwingen sein würde. Beide faßte dabei manchmal eine fast lächerliche Angst, so daß das Blut in ihren Gesichtern vor Erregung kam und ging. Keines aber wollte das andre merken lassen, was in ihm vorging. Geschah es, daß inzwischen das Kind sich rührte, so mühten sie sich abwechselnd um dieses. Barbara besorgte es mit an schwerere Arbeit gewohnten unsicheren und fast schüchternen Händen, bettete es, gab ihm zu trinken, Christian, der Vater, nahm das Weinende auf und schritt mit ihm in der Stube hin und her. Dabei fanden sie an diesem Kinde mehr herumzustaunen als an den schönsten Obstbäumen oder der üppigsten Wiese, entdeckten diese und jene Schönheit und Klugheit an ihm, dem noch sinn- und willenlosen, und hinter allem lugte ihr fast gieriges Verlangen hervor, für das Kind ein Glück aus Gold zusammenzutragen.

Lukas erzählte Brigitten: „Den Narren haben die zwei an dem Kinde gefressen!“

Und Martha, die Magd, die einmal mit einem Auftrag ins Kollergut geschickt wurde, kam laut lachend zurück: „Jesses, so etwas! Wenn die einen Herrgott in der Wiege liegen hätten, könnten sie ihn nicht mehr anbeten."

Aber dann — die Martha! Die war zu gesund, um derlei seltsame Leidenschaft zu verstehen. Die nahm das Leben nach Schaffen und Frohsein und Nichtwünschen, was man nicht haben kann, und konnte nicht begreifen, daß es Menschen gab, die ihre ganze Liebe an eines hängten oder am taghellen Tage und mit wachen Augen träumten wie David.

Nach David sah die Martha ganz gern, sah überhaupt gern nach jungen Burschen, ohne sich dabei groß etwas zu denken, nur weil es ihr im Blute lag und sie in ihr fröhliches Leben fröhliche Liebe brauchte. Weil nun im Haushalt Lukas Hochstraßers, soweit das Haus zur Weinlaube ihn barg, außer dem schlitzäugigen und runden alten Longinus, David der einzige Junggeselle war, beschäftigte sich die junge Magd mehr mit ihm, als das vielleicht sonst der Fall gewesen wäre. Sie war keine, die sich zierte oder scheu war. Bei einer Begegnung zu Hause oder wenn eine gemeinsame Arbeit sie zusammenbrachte, richtete sie gern das Wort an David, suchte ihn mit Scherzen aufzurütteln, wenn ihn mitten in einer Arbeit die sonderbare Versonnenheit ankam, mit der er, das Gesicht erhoben und wie fernhin lauschend, stehen konnte, und lachte ihn aus, wenn er nach wenigen Augenblicken in seine fast schmerzliche Wortkargheit und Versunkenheit

zurückfiel. Ihre Worte kamen an ihn wie ein kalter Wasserstrahl, der ihn aufschreckte. Aus großen Augen sah er sie an, zwang sich wohl zu einer heiteren oder unwirschen Antwort, aber bald kam die Verträumtheit in seinen Blick zurück. Dieser Blick dürstete nach einer andern.

Fünfzehntes Kapitel

Es war November. Der Wein war eingebracht, das letzte, späte Obst eingetragen. Im Weinberge lagen die Rebstöcke umgelegt, der Winter mochte sie zudecken kommen. Die Sonne schien müde, sie wurde der Nebel nicht oft Herr, die über dem See und über Herrlibach lagen, und wenn sie sie überwand, so zog sie doch nur in einem kleinen Bogen über das graublaue Wasser, und ihr Schein war kühl und zag, nur ein traumhafter Abglanz einstigen Feuers.

An einem Abend standen die Berge, die den See im Süden abschlossen, hinter einer schleierhaften Wand, die Nebel und scheidende Sonne vor sie hin spannen, und leuchteten gespenstisch wie von eignem Innenlicht. Nach diesen großen, feierlichen Bergen, die er liebte und nach denen er eine Art Sehnsucht im Herzen trug, so daß er zuweilen davon sprach, er müsse einmal in seinem Leben noch mitten unter sie steigen, nach diesen Bergen schaute Lukas Hochstraßer, am Fenster seiner Wohnstube stehend. Sein Blick war ernsthaft und eine leise Unruhe an ihm, die sich darin äußerte, daß der sonst in seinen Bewegungen Langsame und Gemessene in Ungeduld

bald sich vorbeugte, bald sich wieder aufrichtete und zuweilen nach oben lauschend sich zurückbog. Ueber ihm gingen sachte Tritte hin und her über die Diele; dieses gedämpfte Hin- und Widerschreiten war seit Stunden im Hause hörbar. Der Schrei aber, auf den Lukas Hochstraßer wartete, kam nicht. Eben hatte er sich an den Tisch gesetzt, legte den Arm weit auf die Platte und zeichnete gedankenvoll mit dem Finger Figuren darauf. Da trat Rosa ein. Sie war erregt, ihr dunkles Gesicht bleich, so daß das Harte der schwarzen Brauen und Wimpern noch schärfer als sonst hervortrat. Sie trug ein schwarzes unscheinbares Gewand, aus dem der starke braune Hals ohne Schmuck einer Krause derb aufstand. Langsam kam sie von der Tür in die Stube, den Blick nicht auf Lukas gerichtet, sondern sich gebarend, als ob irgendein Alltagsgeschäft sie herführe. „Sie hat einen Knaben," sagte sie. Dann machte sie sich am Wandschranke zu schaffen; aber es arbeitete etwas in ihr und wurde Herr über ihre karge und geizige Natur. Man konnte fast fühlen, wie es in ihr aufquoll und sie überwand. Sie wandte den Kopf über die eckige Schulter zurück, während sie mit den Händen in den Schrank griff. „Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß in einem so schwachen Körper so viel Kraft sein könnte," sagte sie.

Es war vielleicht das erstemal, daß sie einen Menschen lobte. Trocken und widerwillig kamen die Worte aus ihr heraus.

„Sie hat es hart gehabt," sagte Lukas, der bisher geschwiegen und nur wie von einer Last befreit sich freier auf seinem Sitz zurückgelehnt hatte.

„Mit gefalteten Händen hat sie die ganze Zeit dagelegen," sagte Rosa. Sie nahm jetzt allerlei Geschirr aus dem Schrank, ging hin und wider. Mit einem Brocken hier und einem dort erzählte sie weiter von Brigitte.

„Es ist schön, wenn eines so den Glauben an den Himmel hat wie sie. — Sie hat immer gebetet. — Im letzten Augenblick ist es gewesen, als ob sie nach des Herrgotts Hand als Stütze greife."

So mit wenigen, sparsamen Worten gab sie von dem Bericht, was über der Diele sich ereignet hatte, und Lukas Miene hellte sich. „Bleibt die Frau bei ihr?" fragte er.

„Ja," gab Rosa zurück.

„Ich will nachher hinaufgehen," sagte er, stand auf und ging an die Arbeit zurück.

Es war nur kurze Zeit später, als er bei Brigitte eintrat. Sie lag noch wach. Die Wärterin hatte sie eben verlassen. So war niemand bei ihr als der kleine Mensch, der in einem Korbwagen neben ihrem Bett lag. Ihr Bett war weiß bezogen mit den Linnen, die sie von Hause mitgebracht hatte. In der niederen, aber geräumigen Stube standen ihre Möbel, so hatte die bäurische ein städtisches Aussehen. In die kleinen Fenster, von denen ein weiter Ausblick auf den See und das ferne, noch immer hinter dem schönen und geheimnisvollen Dunstschleier leuchtende Gebirge war, fiel wie herübergeworfen aus jener Ferne eine dämmerige Helle, so daß ein warmes Licht in alle Winkel der Stube drang. Brigitte lag still auf dem Rücken,

den Blick an die vertäfelte Decke geheftet, die Hände auf das Deckbett gelegt, aber sie hatte Lukas' Schritt erkannt und lächelte matt, als er ans Bett trat.

„Es ist da," sagte sie, und die Linke glitt am Deckbett nieder nach dem Korbwagen, ohne daß sie den Blick dorthin gewandt hätte.

Lukas betrachtete das Kind und dann die Mutter, nahm der letzteren Hand von der Decke und drückte sie. „Es war hart," sagte er, „wie?"

Und Brigitte lächelte wieder und war so weiß wie das Linnen, in dem sie lag.

Nun nahm sich Lukas einen Stuhl und setzte sich zum Bett. In der Stube begann es zu dämmern.

„Also — wirklich — immer hierbleiben können wir?" fragte Brigitte auf einmal. Es war nicht erstaunlich, daß dieser Augenblick ihr die Frage auf die Lippen brachte.

Lukas überhörte die Frage. Nachdenklich sah er auf das Kind nieder. „So haben sie alle einmal gelegen, meine auch," sagte er sinnend, fast ebensosehr zu sich selber wie zu Brigitte. „Keiner weiß, was aus ihnen wird! Keiner kann seinen Kindern auf allen Wegen nachgehen!"

Dann schwieg er und neigte den Kopf noch ein wenig tiefer. Die Gedanken arbeiteten so sichtlich in ihm, daß Brigitte ihn nicht stören konnte. Sie lag ganz still. Er mochte an sich und seine tote Frau und dann an seine Söhne, auch an die Tochter denken. Alle die jungen waren ihre besonderen Wege gegangen, jedes nach seinem Charakter, und waren doch alle gleich erzogen worden, alle im Guten, alle zur Arbeit. Sie hatten kein schlechtes

Beispiel an ihm und Frau Regula gehabt! Plötzlich stand er auf. „Wir wollen doch versuchen, etwas Rechtes aus ihm zu machen," sagte er.

Brigitte sah mit glänzenden Augen an ihm hinauf. Es wallte und arbeitete in ihr, daß sie sich im Bette hätte heben müssen, wenn ihre Kraft gereicht hätte. Das Kind neben ihr und Lukas Hochstraßer, der Mann, füllten in diesem Augenblick so ganz ihre Seele, daß selbst das Bild ihres toten Vaters sich nicht hervorzudrängen vermochte. Sie empfand, daß fürderhin in ihrem Leben nichts Höheres sein werde, als diese beiden. Ein Wort drängte sich ihr auf die Lippen: „Wenn er doch würde wie Ihr, der Knabe!" Aber sie sprach es nicht aus. Was sie bewegte, leuchtete nur in ihrem Blick.

Lukas verließ sie bald, hatte die Hände voll Arbeit. Als er gegangen war, lag Brigitte lange still. Die tiefe Ruhe und Friedlichkeit der Gegenwart, das Bewußtsein, eine neue Heimat und in derselben einen Segen, das Kind, zu haben, waren so groß, daß die dunkle Vergangenheit nicht davor aufkam. Qual und Schande, der Schmerz um den Vater hatten nicht Raum neben dem Gefühl des Friedens, das sie erfüllte. Sie schaute nicht rückwärts, wo es wie Nacht über allem, was schmerzlich war, lag, sondern blickte mit großen Augen in ein neues Leben hinein. Regungslos lag sie, achtete kaum, daß Rosa hereinkam, nach ihr und dem Kinde sah und wieder ging. Staunend blickte sie in das Leben, das sich auftat. Dann schlief sie ein. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Novembertage wurden rauher. Die Stürme kamen über den See herauf.

So mächtig fuhren sie heran, daß sie zuweilen, dumpf und seltsam anklingend, einen verlorenen Schlag der großen Glocken von St. Felix über Herrlibach hintrugen. Den hatten sie unten aus einem der Türme gerissen. Durch das Dorf trieben sie den sparsamen Staub, den eine lange Herbsttrockenheit gelassen, dürre Blätter kamen mitgewirbelt.

Dürre Blätter lagen in Haufen oben auf der Bergstraße, die am Waldsaum hinführte, und wo ehemals der Wagen der Kesselflicker gestanden. Eines Abends rollte dieser Wagen wieder da hinauf, von einem müden Pferde gezogen. Das Laub raschelte unter seinen Rädern. Er hielt an derselben Stelle, wo er früher seinen Platz gehabt hatte. Im Kurzgras am Waldsaum war noch die alte Feuerstelle sichtbar. Die braunen Kinder, die neben dem Wagen herliefen, wiesen auf die Kohlenreste. „Da ist der Platz!“ schrie ein halbwüchsiger Bub. Die Männer schirrten das Pferd aus. Aus dem Wagen stiegen die Weiber, die Mutter und Margherita, beide trugen braune Tücher um die Brust geschlungen und beider Haar war wirr wie je; aber Margherita hatte die alte Anmut der Bewegungen, war bleich und schön und sah aus zwei Augen, die wie von einer leisen Trauer erfüllt waren.

Der alte Dorta, der das Pferd gelenkt hatte, schlug die Arme mehrmals übereinander und meinte, es sei kalt und Zeit heimzukommen. Die jungen Männer sammelten Holz für ein Feuer. Morgen wollten sie weiter. Margherita sah auf die Häuser

von Herrlibach nieder. Der Himmel war grau, und es war nahe an Zunachten, aber das Dorf war noch wohl sichtbar; still und frostig stand es unter ihr. Das Mädchen verließ die Stelle, wo der Wagen sich befand und schlenderte unbekümmert um die andern ein Stück die Straße hinauf. Dort stand sie an den Hag einer Wiese gelehnt. Es war etwas Fremdes in ihrem Gesicht. Sie suchte mit den Blicken das Haus, wo David Hochstraßer wohnte. Es war ihr, als müßte er jetzt da heraufkommen, sie hätte ihn hinzeichnen können in die graue Luft, so deutlich stand er noch vor ihr mit dem Gesicht wie ein Mädchen, den schlanken Gliedern und dem hellen Blick, in dem die große Zerfahrenheit war. Die Margherita sah viele Ortschaften und viele Menschen, da und dort hatte es ihr schon gefallen, schön taten ihr viele, wohin sie kam, die einen meinten mit der Kesselflickerin sich keinen Zwang auflegen zu müssen, andre waren rauh, fast gewalttätig, als ob sie ein Herrenrecht über sie hätten, ein paar wenige, fahrendes oder doch blutarmes Volk wie sie, hatten wohl auch von Ehe und Hochzeit gesprochen. Aber der Blonde da unten! Ha, was scherten sie die andern! An den da hatte sie denken müssen in den letzten Monaten, das war ihr noch mit keinem so gegangen.

Die Margherita zog das Tuch fester. Es war kalt. Ihre wenig Spuren von Arbeit zeigenden Hände liefen blau an. Sie wickelte sie in das Tuch und wollte sich entfernen. Da sah sie David Hochstraßer die Halde heransteigen, ganz wie sie ihn zu sehen erwartet hatte. Er trug einen runden Hut,

hatte dunkle Kleidung an und sah auf den Boden, während er langsam emporstieg. Tief in Gedanken ging er. Vielleicht, daß er mit den Gedanken schon lange oben war, während er so langsam ging, und daß er in diesen Gedanken Dinge sah, die er nicht Eile hatte zu ändern. Margherita neigte sich über den Hag vor, um ihn besser zu sehen; dann warf sie einen Blick nach dem Wagen der Ihrigen zurück, ob niemand auf sie achte. Sie riefen sie an von dort, aber sie winkte hastig und zornig abwehrend mit der Hand. Unruhe faßte sie. Jetzt blickte David auf, und sie sah es und wehte mit der Hand ihm zu; es war wie ein Zeichen, daß er eile. Aber er verstand es nicht so. Immer gleich langsam und wie scheu kam er heran. Als er vor ihr stand, sagte er: „Gott grüße dich! Bist du auch wieder da?"

Vom Wagen herüber ließen die Brüder ein anzügliches Husten hören. Margherita streckte David die Hand hin, und als er zögerte, faßte sie ihn am Handgelenk und zog ihn über die Straße unter die Bäume des Waldes. Niemand sah sie hier. Dann schien ein Taumel sie zu fassen. Sie lehnte sich dicht an ihn, den Arm um seine Schulter gelegt. Sie war ganz anders als früher, alle Zurückhaltung und alle Laune waren von ihr gewichen.

„Es war mir, daß du kommen müßtest," sagte sie.

„Warum bist du fort und hast mich nicht wissen lassen, wo du bist?" fragte David. Seine Scheu hatte ihn nicht verlassen. Aber er machte ihr Vorwürfe, sagte ihr, wie er sie gesucht hätte, wie er heute durch Zufall gehört, daß sie wieder im Land seien.

Margherita antwortete ihm nicht. Sie nahm ihm den Hut vom Kopfe, warf ihn auf die Blätter des Waldbodens und strich ihm mit der Hand über das blonde Haar, so zeigte sie eine Freude wie ein Kind, das ein wiedergefundenes Spielzeug hätschelt. Auf einmal sagte sie: „Komm mit uns, du!" Etwas Leidenschaftliches war in ihrer Art.

„Wohin?" fragte er.

„Heim!" gab sie zurück. Dann sprach sie in einer verlorenen Weise weiter. „Es ist schön dort am See, kein Winter, Blumen immer und ein leiser Wind, und der See ist blau, und der Himmel, und — sehen solltest du das! Du würdest dich wundern."

Ihre Augen gewannen einen sehnsuchtsvollen und weithin schauenden Ausdruck. Es war, als sehe sie das, von dem sie sprach. David schaute an ihr hinauf, die um einen Kopf größer war als er. Die Scheu glitt von ihm ab. Es war, als nehme sie ihn langsam mit sich dorthin an den See, von dem sie gesprochen hatte! Er umfaßte sie und sie küßte ihn willig, mit einer Art Wildheit. Es war noch nie so gewesen mit ihnen beiden. In David flammte ein ungeheures Feuer auf, in dem alles andre unterging.

„Du kommst doch nicht mit!" sagte sie spottend.

Dann jagte ein Auflachen sie auseinander. Die Brüder der Margherita standen breit hingepflanzt in der Straße. Margherita warf den Kopf auf und ging an ihnen vorüber, die Achsel hochzuckend, als der eine sie halten wollte. Es kümmerte sie nicht, daß sie gesehen worden waren. David stand blutübergossen. Er nahm den Hut vom Boden auf,

und als die Brüder sich lachend entfernten, ging auch er. Aber alles in ihm war aufgewühlt. Er hatte keinen Gedanken als die Margherita, nichts kümmerte ihn sonst. Gleich einem Schlafwandler stieg er bergab. Als er in den Fußpfad bog, der durch den Hochstraßer-Weinberg heimführte, sah er den Vater herankommen im Arbeitskleid, barhaupt mit seinem gewohnten langen, festen Schritt. Da wich das Blut aus seinem Gesicht.

„Die Kesselflicker sind da," sagte Lukas zornig, „du bist bei ihnen gewesen. Ich hätte dich jetzt geholt."

David duckte sich. Schweigend schritten sie heimwärts. David ging mit gesenktem Kopf, seine Gedanken waren wirr, und er vermochte nicht, sie zu sammeln. Lukas achtete auf alles, was an seinem Wege war. Hier zog er ein Büschel spätes Unkraut aus, dort räumte er einen Stein mit einem Fußtritt aus dem Wege. Dann kamen sie zu Hause an. Es dunkelte. Lukas nahm den Weg nach Davids Kammer, geradeaus und wortlos. Als sie hineingetreten waren, zog er die Tür hinter sich zu. David trat ans Fenster, den Rücken gegen den Vater gewendet. Er wußte kaum, was geschah. Eine Dumpfheit ohnegleichen war in ihm und aus dieser heraus tönte nur immer wie ein Läuten aus einer Nacht das Sprechen der Margherita: „Es ist schön dort am See, kein Winter, Blumen immer."

„Da bleibst du, bis die fort sind da oben, das Hudelvolk!" sagte Lukas.

„Hast gehört?" fragte er, als David nicht antwortete.

„Ja!“ gab dieser zurück, ohne zu wissen, was er antwortete.

Da wurde Lukas' Stimme fast gütig.

An der Tür stehend, schon die Klinke in der Hand, sagte er: „Denk an deinen Bruder — David! Du sollst mehr auf dich halten als er!“

David ließ sich auf einen Stuhl fallen. Es war, als schlüge ihn jedes Wort, das der Vater sagte, mehr nieder. Gebückt saß er da, aber er gab keine Antwort. Dann hörte er, wie Lukas die Kammer verließ und außen den Schlüssel im Schloß drehte. Er blieb sitzen, wie er saß, immer die Dumpfheit in sich und immer das Reden der Margherita in den Ohren. Und das Feuer brannte in ihm. — Dann regte sich sein Gewissen. Das Blut stieg ihm siedend ins Gesicht. ‚Du willst dem Vater solches Leid antun!‘ durchfuhr es ihn. Aber das Feuer lohte in ihm. Er mußte mit dem Mädchen fort!

Die ganze Nacht saß er am gleichen Fleck. Es wühlte und gor in seinem Innern. Da war die Anhänglichkeit an den Vater, die Gewissenhaftigkeit, die dieser ihm anerzogen hatte, dagegen stürmte die Sehnsucht nach der Margherita an. Das rang gleichsam Brust an Brust, hin und her taumelnd. Davids Kopf wurde dumpfer, der Blick verlor immer mehr seine Klarheit. Allmählich siegte die Leidenschaft. Gegen Morgen raffte er sich auf, kramte mit unsicheren und hastigen Händen seine paar Habseligkeiten aus seinem Kasten und steckte einiges Geld ein. Dann, als alles beieinander war, zögerte er einen Augenblick und lauschte, merkte, daß er außer

Atem war, und hatte Mühe, sich zu so viel Ruhe zu zwingen, daß sein Ohr zu unterscheiden vermochte, ob es still im Hause sei. Er vernahm nicht das leiseste Geräusch, aber selbst wenn er in diesem Augenblick den Vater hätte nahen hören, er würde doch getan haben, was ihm im Sinne lag. So groß war das ihm das Bewußtsein raubende Verlangen. Er riß das Fenster auf, ohne Sorge, ob sie es im Haus hörten, zögerte nicht, stieg hinaus, faßte die Dachrinne, die neben dem Fenster niederlief, und ließ sich daran zu Boden. Dann ging er rasch, immer rascher bergan. Es faßte ihn plötzlich eine Angst, daß die Margherita schon fort sein könnte.

Der späte, graue Morgen kam über den Herrlibacher Berg heraufgeschlichen. Keuchend erreichte David die Höhe. Dann sah er den Wagen. Er hielt inne. Die Welschen waren schon auf den Beinen. Rauch stieg aus dem Kaminrohr des Wagens, Becken klirrten. Die Männer, Frauen und Kinder saßen am Waldrand und nahmen ihr Morgenbrot ein. Er mochte nicht hingehen, eine Befangenheit ohnegleichen kam ihn an. Er machte einen Umweg, immer die Blicke auf den Wagen gerichtet, bis er an den Wald kam. Dort hielt er sich verborgen. Einmal meinte er den Vater über die Halde heransteigen zu sehen; er biß die Zähne zusammen und schlich tiefer ins Kurzholz des Waldes; aber es war ein fremder Mann, den er gesehen hatte, er stieg heran und ging mit einem Gruß am Wagen der Kesselflicker vorüber. Nun packten diese auf, spannten das Pferd ein, und als sie reisebereit waren, sah er die Margherita einen

Augenblick zaudernd stehen bleiben, den Blick auf das Dorf gerichtet. Er wußte, daß sie nach ihm ausschaute. Er wollte sie anrufen, aber die Brüder hatten ihr Stehenbleiben bemerkt und foppten sie. Da folgte sie ihnen mit großen schwebenden Schritten, welche die schöne Biegsamkeit ihres Körpers zutage treten ließen. David ging ihnen nach, immer im Wald sich haltend. Den ganzen Tag zogen sie über den langen Hügelrücken hin gen Süden und er verlor sie nicht aus den Augen. In einer einsamen Bauernwirtschaft kaufte er sich ein Mittagsbrot, aß wenig und trug das andre mit sich und war wie der treue Hund, der den Spuren seines Herrn folgt. Es wurde kalt auf den Abend, der Wind brauste stärker aus Norden daher, so daß von einer freien Höhe der im Sturm sich beugende Wald des langen Berges wie hagelzerschlagenes Feld sich ansah. Noch immer wagte sich David nicht an die Welschen heran. Zuweilen zog ihn ein unbändiges Verlangen, und er machte sich gegen den Wagen hin auf; aber unterwegs überfiel ihn die Scheu, und er hielt inne und verbarg sich aufs neue. Als die Nacht kam, fand er einen Felsen, der ihn schützte, schlief nicht, setzte sich nur unter den überhängenden Stein und saß mit in die Hände gelegtem Kopf stundenlang. Endlich litt es ihn nicht länger; es war ihm plötzlich, daß die Margherita ihn vergessen könnte, wenn er sich ihr nicht zeigte. So stand er auf und suchte im Dunkeln den Weg bis zum Wagen der Welschen, von dem er wußte, wo er haltgemacht hatte. Der kleine Hund der in einem an Ketten hängenden, unterhalb des Wagens angebrachten Behälter lag,

hörte seinen Schritt und schlug an, aber als er näher kam, erkannte er ihn, und kam wedelnd herausgesprungen. Von den Insassen des Wagens regte sich niemand. Da ließ David sich dem Gefährt gegenüber auf einen Stein nieder. Der Hund setzte sich zu ihm und sie saßen eine Weile, während welcher der Wind nachgelassen hatte, wie zwei ausgestellte Wächter. Nachher hob David ein rastloses Aufundabschreiten an, um die Zeit hereinzubringen. Und dann kam der Morgen.

Die Margherita war die erste, die aus dem Wagen stieg. Es war noch nicht ganz hell. Aber sie sah Davids zusammengekauerte Gestalt, wie sie wieder auf dem Stein saß. Sie blieb am Wagen stehen und blickte nach ihm hinüber. Ihr Haar war wirr und unordentlich, unwillkürlich strich sie es mit den Händen etwas zurecht. Dann lachte sie plötzlich. „Bist du da?“ sagte sie.

Er stand auf und trat zu ihr, dicht an sie heran, war weiß im glatten Gesicht und blickte wie einer im Fieber. „Ich gehe mit dir,“ sagte er.

Sie legte ihre Hand auf die seine und streichelte sie; es war, als ob sie ihren Hund streichelte und ihn ‚gutes Tierchen‘ hieß.

„Wer ist da?“ fragte die Stimme des alten Dorta aus dem Wagen. Der jüngere Bruder blickte aus der Tür. Er lachte, als er David erblickte, und sprach etwas in das Innere des Wagens zurück. Nach einer Weile, während welcher Margherita nachdenklich dagestanden und David auf ein Wort von ihr gewartet hatte, kamen die Welschen alle aus dem Wagen gestiegen, die Kinder voran,

die sich um David sammelten und ihn begafften.

„Er geht mit," sagte Margherita zum Vater und den Brüdern, als sie herankamen. Der Alte antwortete etwas, was David nicht verstand, aber Margherita zuckte die Achseln dazu, wie um zu sagen: ‚Gleichviel, ich will, daß er mitkommt.' Die Brüder gaben David die Hand, flüchtig und mit einer Art hochmütigen Mitleids. Dann kam auch die Alte und sprach ein paar Worte mit ihm, und der Vater lüpfte den Hut, wie er ihn vor denen abnahm, bei denen er auf seinen Fahrten um Arbeit fragte. Als sie nachher sich einen elenden Kaffee kochten, reichten sie ihm eine zinnerne Tasse, wie sie alle hatten. So nahmen sie ihn bei sich auf, duldeten ihn schweigend.

Sie zogen weit und lang, tief in die Berge hinein und über einen Paß, auf dem sie ein Schneewetter überfiel. Die Kräfte des Pferdes reichten oft nicht aus. Dann spannte Dorta sich neben das Tier, und die Jungen schoben, auch David legte die Schulter an. Ohne daß sie ihn hießen, teilte er sich mit ihnen in allerlei Arbeit, trug Wasser für die Weiber, sammelte Holz, schlug es klein, auch das Pferd besorgte er. So lebte er sich ein, und sie gewöhnten sich an ihn, als sei er immer bei ihnen gewesen. Ihre Art indessen änderte sich nicht, die Alten blieben halb unterwürfig, halb zurückhaltend. Wenn er den Blicken der beiden Brüder begegnete, war es immer, als fragten sie: ‚Bist du noch da? Gehst du noch weiter mit?' Auch Margherita blieb dieselbe, zuweilen war sie von einer verträumten, spielhaften Zärtlichkeit; dann wieder schlug plötzlich

ihre Laune um, und sie schien mit den Brüdern über David zu lachen. Diesem aber war der Kopf noch immer so wirr wie in der Nacht, da er daheim entlaufen war. Er wachte nicht aus dem Taumel auf, gleichsam bewußtlos wanderte er mit den Welschen dahin. Vielleicht wollte er nicht aufwachen; denn wenn ihm zuweilen ein Gedanke kam, wohin das führen, was aus ihm werden solle, zwang er ihn in sich nieder, weil er keine Antwort wußte, lebte nur der Gegenwart, und die Gegenwart war für ihn Margherita.

Als sie die Alpenscheidewand überwunden hatten und sich dem Langen See näherten, wurden Davids Tage friedlich. Das Wetter war mild, das Land lag reich vor ihnen und war noch voll Blühens, der Himmel hatte lange Tage keine Wolken. Malerisch an die Hänge hingebaut standen die Dörfer mit mauerumgebenen Gärten. Schlanke weiße Kirchtürme mit offenen Glockenstuben ragten neben schwarzen, stillen Zypressen auf. Ueber allem war Sonne, nicht mehr die heiße des Sommers, sondern eine leise, leuchtende, die alles adelte, was sie beschien, den holprigen Weg, die rissigen und baufälligen Häuser. Mit dem Wechsel der Gegend hatte auch das Wesen der Welschen einen Wandel erfahren. Sie waren in einer zufriedenen, sie innerlich und äußerlich hebenden Laune. Es war, als ob ihre Augen, die alle braun und schön waren, heller blitzten, ihr Gang war leichter, wiegender, ihre Gestalten fügten sich eigentümlich wohl in die schöne, milde Landschaft. Margherita insbesondere hatte die träumerische Weichheit immer an sich, die

wohl vor allem schuld war, daß David ihr gefolgt war. Wenn sie abends an irgendeinem Wege und in eines Dorfes Nähe sich ihren Halteplatz gewählt hatten, suchten das Mädchen und David sich ohne Abrede einen schönen Platz abseits, am schroffen Hang über dem See, der nun zu ihren Füßen lag, an einer der Kirchen oder auf der Mauer eines Gartens, saßen da und sahen die Welt mit großen, sinnenden Augen an. Die Freude an dem schönen Lande band sie fester als bisher zusammen.

Davids Blicke pflegten aber nicht nur auf dem wunderbaren und gesegneten Lande zu ruhen, sondern glitten bald davon ab und fielen auf Margherita selbst. Es war, als höbe die Landschaft und das Licht, das die sinkende Sonne über das Mädchen goß, noch ihre schlanke Schönheit. Ihr Wuchs hatte etwas den ragenden Linien der Zypressen, den schlanken, weißen Türmen Verwandtes, und in ihren Augen wiederum war etwas von der schimmernden Ruhe und Versunkenheit des Sees, der zu ihren Füßen lag. Mit Vater, Mutter und Geschwistern beschäftigte sie sich letztlich weniger, wandte sich vielmehr ganz und mit größter Vertraulichkeit David zu. Wenn sie so dasaßen, sprach sie ihm manchmal lächelnd und mit Schmeicheln davon, daß man in Ponte, dem Dorfe, das sie bald erreichen sollten, sie, Margherita, um ihren blonden Kameraden beneiden werde. Dann kam zuweilen eine seltsame Leidenschaftlichkeit über sie, so daß sie bis tief in die Nacht hinein an Davids Seite blieb, als vermöge sie nicht, sich von ihm loszureißen. Das alles fügte, daß der zerfahrene Mensch nicht zum Heimweh

noch zur Erkenntnis dessen erwachte, daß er ein unwürdiges Leben hatte.

Sie erreichten dann Ponte, ein Dorf wie die andern, an steil in den See fallenden Fels gebaut. Die schmalen Verbindungswege von Haus zu Haus hatten Stufen. Vor einem öden, scheibenlosen Hause mit schwarzem Dach machten sie halt. Das gehörte dem Kesselflicker.

Sechzehntes Kapitel

Die von Herrlibach sprachen von Lukas Hochstraßer, und in ihre Hochachtung für ihn mischte sich etwas wie Mitleid.

„Welches Unglück er mit seinen Kindern hat," redeten sie, zählten Martin auf, den Leutnant, der auf und davon und verschollen war, nannten dann David, von dem sie bald heraushatten, daß er einem fahrenden Mädchen ins Welsche hinüber nachgelaufen sei, und munkelten von Julian, dem Aeltesten, daß es ihm übel gehe unten in St. Felix, ihm und seiner Familie, der Alte werde ihnen wohl beispringen müssen.

An Lukas Hochstraßer war keine Veränderung. Sein Haar war nicht grauer, seine Haltung nicht weniger aufrecht. Seine eigne Kraft schien nur zu wachsen, je mehr die Kraft der Jungen versagte und sich zersplitterte. Das sahen auch die von Herrlibach. „Keiner sieht ihm an, daß er schwer trägt," fügten sie bei, wenn sie von dem Mißgeschick in seiner Familie sprachen. Er trug kein

trübes oder finsteres Gesicht zur Schau. Sein Lachen klang glockendumpf und köstlich aus seiner Brust herauf und sein Blick hatte noch immer ein junges Feuer.

Als David entflohen war und er in die leere Kammer trat, in der er ihn sicher gefangen glaubte, hatte ihn die Ueberraschung weder unsicher noch der jähe Kummer schwach gemacht. Er ging nach dem offenen Fenster, überzeugte sich, wie alles sich ereignet hatte, und stieg hinab in die Wohnstube, wo Brigitte neben dem Korbwagen des kleinen Lukas, ihres Knaben, saß, den sie am Sonntag vorher getauft hatten.

„Er ist fort," sagte er und setzte sich neben das noch bleiche Mädchen, das an einem Linnen stichelte.

„David?" fragte Brigitte.

„David?" wiederholte Rosa, die aus der Nebenkammer kam.

Lukas sah beide mit einem ruhigen Blick an. „David, ja," sagte er.

„Mit dem Hudelvolk ist er fort, meint Ihr?" fragte Rosa. Dann brach sie los: „Es wird gut anfangs. Man kann sich seiner Brüder schämen, in den Erdboden hinein schämen! Einer zeigt sich schöner als der andre!"

„Was werdet Ihr tun?" fragte Brigitte Lukas. Ihre gelassene Art stach sonderbar gegen die aufbrausende und zänkische Rosas ab.

Lukas blickte vor sich hin. „Laß ihn gehen," sagte er sinnend. „Er soll seinen Weg haben. Essen soll er, wie er sich einbrockt!"

Rosa tat ihrem Zorn keine Gewalt an. Die Einsame und in ihrer selbstverschuldeten Einsamkeit Verbitterte nahm alles, was die Brüder taten, als ihr selbst getan an, fühlte es doppelt, da sie in ihrem eignen Leben keine Freude fand, an der sie sich hätte aufrichten können. Mit bösem Gesicht und zankend ging sie hin und wieder, Lukas indessen sprach ruhig mit Brigitte. Sie hatte die eine Hand auf den Rand des Korbwagens gelegt. Er deckte sie mit der seinen. So sprach er zu ihr von seinen Söhnen. Das Leben wird sie hart in die Finger nehmen," sagte er. Nach einer Weile zog er einen Brief aus der Tasche und reichte ihn Brigitten. „Die Arbeiter sind unruhig in St. Felix. Sie werden übermütig, weil die Herren nachgegeben haben. Er will nicht mitmachen. Jetzt haben sie ihm den Gehalt weggenommen. Zwischen dem, was er schreibt, läßt sich lesen, wie knapp er daran ist mit Frau und Kind. Der Kamm ist ihm zu sehr geschwollen. Er muß lernen, klein zu werden!" So redete er von Julian.

Und von David: „Ich will ihn nicht aus den Augen verlieren. Ein Kind ist er, ein blindes, der erwachsene Bub. Aber er wird lernen müssen aufzuwachen."

Endlich von Christian: „Der gibt mir am meisten zu denken. Aber es kann nicht gut mit ihm kommen, bei seinem und seiner Frau Geiz!"

Dann schloß er: „So müssen wir abwarten, was alles werden will, und bereit sein, wenn sie uns brauchen."

Damit stand er auf. Von Martin hatte er

kein Wort gesagt. Brigitte aber empfand, daß er weit über seine Worte hinaus der Halt seines Hauses war, und daß seine Söhne nicht untergehen konnten, weil er da war.

Bald erfuhr sie, wie er David, um den er sich scheinbar nicht kümmerte, im Auge behielt. Er wußte am Tage nach seiner Flucht, wie die welschen Kesselflicker hießen und wo sie daheim waren, nach einigen Wochen schon hatte er vom Langen See selber durch einen Bekannten Nachricht.

„Er ist dort, David," sagte er zu Brigitte. Sein braunes Gesicht trug dabei einen fast heiteren Ausdruck, als meinte er zu sagen: Er soll doch nicht glauben, der törichte Mensch, daß man nicht hinter ihm her ist! Er blieb, als er ihr dies zu sagen gekommen war, eine ganze Weile in der Stube bei Brigitte, tändelte mit ihrem schönen Kinde, das ein Gesichtlein wie feine Blüte hatte, und sprach dies und jenes stille Wort zu ihr selbst. Wenn sie beisammen waren, war immer wie ein leises Licht in der Stube. Sie hatten den freien und weiten Blick gemeinsam, der nicht nur den einzelnen und engen Tag, sondern ein Leben und nicht nur das eigne, sondern das Leben vieler überschaut. Und weil ihr Schauen nicht nur ein äußerliches, sondern ein Mitdemherzenschauen war, so sahen sie Leid, Freude, Sünde und Guttat anders als die Menschen des Alltags und verstanden sie besser. Aus dem tiefen Verständnis andrer aber kam ihnen die große, eigne Ruhe, die jedes am andern unbewußt als etwas Köstliches empfand, so daß jedem die Nähe des andern wohltuend war.

So hatten sie auch diesmal eine heitere Stunde, Lukas sprach von den Ergebnissen und Erträgnissen des zu Ende gehenden Jahres und Brigitte fühlte freudig, wie sehr er ihr vertraute. Er verbarg ihr nicht, wie alles unter seiner Hand gedieh, so daß sein und seines Hauses Wohlstand auch in diesem Jahr wieder gewachsen war. Von seinen Plänen sprach er zu ihr, wie das und jenes geworden und das und jenes noch werden sollte. Er ließ sie dermaßen sein Leben mit ihm teilen und es war ihr, als sei sie immer in seinem Hause und immer wie eines seiner Kinder gewesen.

Während sie noch so sich unterhielten, trat Rosa ein und reichte dem Vater die Zeitung, die der Briefträger eben gebracht hatte. Lukas war aufgestanden und im Begriff gewesen, eben hinauszugehen. Nun schlug er das Blatt auf dem Tisch auseinander. Er las, am Tisch stehend, die hohe Gestalt auf die Zeitung niedergebeugt, schüttelte den Kopf, während er las, nahm das Blatt vom Tisch und las aufrechtstehend noch einmal, was ihm aufgefallen war.

„Es geht rauh zu da unten in St. Felix," sagte er nachdenklich, die Zeitung weglegend.

Rosa nahm sie auf und sah hinein. „Sie haben Julian die Fenster eingeworfen," berichtete sie erregt. „Die Arbeiter drohen mit schlimmen Gewalttaten. Militär ist aufgeboten, Wachen sind vor bedrohte Häuser, so vor Julians Haus gestellt worden."

Lukas blickte jetzt nach den Frauen zurück. „Man erwartet, daß die Unruhen sich morgen ver-

schlimmern," sagte er, noch immer in tiefem Nachdenken. „Sie sind nicht sicher, seine Frau und der Bub."

„Wir sollten sie heimrufen," rief Rosa.

Lukas war langsam zur Tür gegangen. „Morgen mit dem ersten Schiff gehe ich hin," sagte er, als er die Stube verließ.

Den ganzen Tag sprach er nicht mehr von seinem Entschluß, als wäre nichts Außergewöhnliches daran, als gehörte die Reise in sein gewohntes Tagwerk.

Am andern Morgen früh und vor Hellwerden war er bereit. Nur Rosa, die immer die erste im Hause war, war vor ihm da und richtete ihm sein Frühstück. Beim Schein der Hängelampe saßen sie einander am Tisch gegenüber und nahmen ihr Morgenbrot mit breit aufgestützten Armen und über die Ohrentasse geneigten Oberkörpern. Lukas gab einige Weisungen für Arbeiten, die auf dem Lande zu tun seien. Martha, die Magd, kam herein und er hieß auch diese auf das und jenes acht haben, was zur Tagesarbeit gehörte. Dann sagte Rosa in ihrer kargen Art: „Nehmt Euch in acht, daß Euch nichts geschieht, Vater." Ihre innere Unruhe verriet sich nicht dabei. Und trocken wie sie gegeben wurde, nahm er die Mahnung hin. „Ja, ja," sagte er nur. Bald darauf ging er mit einem kargen Gruß. Auf der Treppe wendete er sich noch einmal. „Grüß Brigitte," sagte er zu Martha, der Magd. „Ich sei gegangen."

Das Schiff trug ihn stadtwärts. Die Schiffsinsassen sprachen von den Unruhen. Da und dort

begegnete er neugierigen Blicken; er sah, daß Julians Rolle im Streike manchem bekannt war. Einige redeten ihn daraufhin an. Er gab einsilbigen Bescheid, hielt aber mit seinem Urteil nicht zurück: „Er hat es nicht anders wollen, mein Sohn. Nun muß er die Folgen tragen.“

Als er in St. Felix aus dem Schiff stieg, folgten ihm die Blicke der Mitreisenden.

Eine bleiche und schwächliche Sonne schien auf die hartgefrorene Straße.

Einmal stieß Lukas auf eine Schenke, deren Scheiben eingeschlagen waren. Da hatte am vorhergehenden Tage ein Zusammenstoß der Arbeiter mit Polizisten stattgefunden. Um eine Straße weiter traf er auf mehrere Gruppen Ausständiger, die heftig gestikulierend beieinander standen. Dann mehrten sich die Spuren der Arbeiterausschreitungen an seinem Wege.

Als er in die Straße einbog, wo Julian wohnte, fand er nach wenigen Schritten den Weg von einer Unmenge aufgeregter Menschen versperrt. Das waren die Arbeiter, Kesselschmiede, Schlosser, Mechaniker, rußiges, starkes, tüchtiges Volk.

„Es wird niemand durchgelassen,“ sagte ihm einer.

Drüben gewahrte er den Schmied, den er damals in Julians Wohnung gesehen hatte. Der erkannte ihn jetzt und kam auf ihn zu. „Dem Hochstraßer sein Vater,“ sagte er zu den Genossen. Zu Lukas sich wendend, meinte er drohend und grob: „Ihr bleibt besser, wo Ihr seid! Es möchte dort im Haus etwas absetzen.“ Er wies nach dem Gebäude, in dem Julian wohnte.

„Ihr habt Eure Meinung stark geändert, Mann," sagte Lukas gelassen. Er erinnerte sich in diesem Augenblick deutlich des Auftrittes in Julians Wohnung, da dieser Mensch für Julian des Lobes nicht genug gewußt hatte.

Der Schmied schimpfte. Alle schönen Namen hing er Julian an, dabei bei den andern Beifall suchend und erntend.

Inzwischen kamen einige Polizisten heran, die auf die Szene aufmerksam geworden. Sie schafften Lukas Raum, als er erklärte, wer er sei und was er wolle. Durch die Menge der Arbeiter schritt er in die leere Straße hinein.

„Hättest deine Nase besser aus der Sache gehalten," höhnten sie ihn.

Lukas sah sich nicht um. Er ging so ruhig und großschrittig weiter, wie er durch die Stadt herangekommen war. Nur bei dem Polizeidiener, der vor dem Hause Julians stand, blieb er stehen, nannte seinen Namen und erkundigte sich, was die Ausständigen zu unternehmen im Begriffe stünden.

„Sie sind ohne Leitung," entgegnete der Beamte. „Jetzt drängen sie sich hier, ein paar Stunden später vielleicht anderswo zusammen. Euer Sohn hat zwischen ihnen und den Arbeitgebenden unterhandeln wollen. Darum sind sie auf ihn erbost. Wenn sie Zuzug erhalten, möchte es zu Schlimmem kommen!"

Lukas sah über die Straße zurück. Die paar Polizisten vermochten nichts gegen die Arbeiterhaufen! Mit ernstem Gesicht trat er in Garten

und Haus. Er fand alle Türen offen, als wäre eben jemand kopflos durch Flur und Stuben gerannt. Julians Frau saß atemlos und mit schneebleichem Gesicht auf einem Stuhl, als er in die Wohnstube trat. Ihr schönes blondes Haar, auf das sie sonst große Sorge hatte, war wirr und hing ihr unordentlich auf die Schultern. An ihr allein schon sah Lukas, wie es im Haushalt rückwärts gegangen war. Ihr Kleid war schäbig, fast ärmlich, auch war ihr sonst so volles Gesicht hagerer geworden, so daß es in eigentümlichem Gegensatz zu dem üppigen Körper stand. Als sie Lukas erkannte, brach ein Sturm von verzweifelten Worten von ihr.

„Seht Ihr, wie es bei uns zugeht, Vater! Das ist jetzt das Ende, ist das! Das hat uns noch gefehlt! Wer weiß, ob sie uns nicht das Haus über dem Kopf anzünden, daß wir elend umkommen darin, das Kind und wir beide."

„Still!" sagte Julian zornig zu ihr. Er stand an einem Fenster, an dem die Laden geschlossen waren, und mochte hinausgeschaut haben. Dem Vater wußte er kein Wort zu sagen. Seine Wangen färbten sich dunkel, mit der ihm vertrauten Bewegung hob er die Hand zum blonden Bart und ließ ihn durch die Finger gleiten, aber es war keine Geste des Selbstbehagens mehr, etwas Hilfloses und Scheues lag darin. Der kleine Julian, sein Bub, der sich mit verängstigtem Gesicht an der Wand herumgedrückt hatte, kam jetzt an ihn heran und verkroch sich unter seinem herabhängenden Arm.

Lukas sah sich im Zimmer um. „Es ist freilich anders geworden bei euch," sagte er.

Die Stube war kahl, manches Stück der schönen Einrichtung fehlte.

„Wir haben alles verkaufen müssen," erklärte Frau Luise, die wußte, was er meinte. Wieder brach sie in ein Jammern aus. Auch der Knabe begann zu weinen.

„Morgen werden wir wieder gepfändet," sagte Julian.

Lukas blickte durch die offene Stube in das Nebenzimmer. Es enthielt noch ein Bett, das alt und armselig war.

„Wir haben es gegen unsre Einrichtung eingetauscht," gestand Julian, der neben ihn trat.

„Gestern haben wir den ganzen Tag gehungert, Julian und ich. Wir müssen froh sein, wenn wir Milch für das Kind auftreiben können," klagte die Frau von ihrem Stuhl her.

„Umsonst ist der Tod," antwortete ihr Julian zwischen verbissenen Zähnen hindurch, „wer kein Geld hat, kann kein Brot kaufen."

So, während Lukas ihre äußere Not überblickte, erzählten sie das Elend, das er nicht sehen konnte, die Frau in ihren Klagen, Julian mit einem bitteren Wort da und dort. Dazwischen hinein klang das stillere Weinen des Kindes. Der Knabe war verschüchtert, nichts von seiner sonstigen Vorlautheit war mehr an ihm. Manchmal klang ein Murren und Murmeln von der Straße herauf, wenn neue Arbeiter sich den schon versammelten anschlossen. Nach einer Weile hörte man die laute Stimme

eines einzelnen, der in der Straße eine Rede hielt. Lukas schritt in der Stube auf und ab, fast ohne zu merken, daß er es tat; er dachte scharf nach. Julian folgte ihm mit den Blicken.

„Könnt ihr aufpacken, sogleich?“ fragte er diesen plötzlich.

Der Sohn sah ihn an und antwortete nicht, verstand nicht, was er meinte.

„Ich will dich heimnehmen mit Frau und Kind,“ sagte Lukas. Es klang trocken, kurz, fast barsch.

Einen Augenblick leuchtete Julians Blick auf. Vielleicht dachte er an die Arbeit seiner frühen Jugend auf Land und Acker und schien es ihm, er hätte sie nie verlassen sollen. Die Natur mochte sich in ihm regen, die den Bauernsohn heim auf die väterliche Scholle zog. Dann überkam ihn das Gefühl der Scham, daß er selber es nicht weiter gebracht. Er war ein begabter und arbeitsamer Mensch; es war nicht leicht für ihn, eingestehen zu müssen, daß alle schönen Aussichten, mit denen er nicht ungern geprangt hatte, Wind gewesen. Er senkte den Kopf. Dann fiel ihm das Elend ein und an den Knaben und die unzufriedene und haltlose Frau dachte er. „Wenn Ihr uns eine Weile nehmen könnt, Vater,“ sagte er, die Worte mühsam aus sich herausholend. „Bis ich Arbeit gefunden habe,“ fügte er hinzu.

In dem Augenblick schlug ein Stein von außen an den geschlossenen Fensterladen. Frau Luise zitterte. „Steine werfen sie wieder,“ flüsterte sie angstvoll.

„Packt zusammen, was ihr die nächsten Tage

braucht," sagte Lukas, „dann schließt das Haus ab. Wenn es ruhiger ist hier, könnt ihr holen, was jetzt zurückbleibt." Dann legte er selber dem Knaben, der vor Angst frierend in einer Ecke stand, das Mäntelchen um, das an einem nahen Nagel gehangen hatte. Julian sprach ein paar Worte zu seiner Frau. Darauf begannen sie ein hastiges Packen. In zwei Körbe legten sie ein paar Habseligkeiten; viel zu suchen hatten sie nicht mehr.

„Sie werden uns nicht hinauslassen," sagte Frau Luise mit bebenden Lippen unter der Arbeit.

„Es mag besser sein, daß wir hinausgehen, als wenn wir sie hereinkommen lassen," meinte Julian.

Lukas sprach nicht viel. Er drängte nur einmal: „Eilt euch! Nicht daß sie hier über uns kommen."

Draußen war es wieder ruhig. Noch immer verhandelten die Arbeiter, die unter sich uneins waren. Man konnte sehen, wie die Führer von Haufen zu Haufen gingen und auf die Menge einsprachen, diese beruhigend, jene aufreizend.

In einer Seitenstraße erschien jetzt Militär und pflanzte sich auf. Da fuhr neue Erregung in die Arbeiter. In diesem Augenblick trat Lukas mit Julian und den Seinen aus dem Hause. Julian schloß die Haustür.

„Nächste Woche hätten wir doch hinaus müssen," sagte er, „bis dahin lief noch der Zins."

Lukas hatte den kleinen Julian auf dem Arm. Hinter ihm schritt Frau Luise mit dem Henkelkorb. Sie schleppte ihr zertragenes, langes Kleid im Gehen und war wie vorher das Urbild allen Elends, das über die Familie gekommen war. Mit einem

andern Korb, ein Stück weit hinter ihnen, ging Julian. Die Polizisten zogen unwillkürlich blank, als die Familie zu Gesicht kam. Schreie brachen aus den Arbeiterhaufen: „Da kommt er, der Schuft! Der Abtrünnige! Der Verräter!“

Wenn jetzt einer das Beispiel gab, fuhren sie über Julian her wie die Wölfe. Aber die Aufmerksamkeit vieler war durch das Erscheinen des Militärs abgelenkt. Die Menge war unentschlossen und zerfahren. Einige drängten näher, Schimpfworte fuhren auf Julian ein. Die meisten Männer standen aber ruhig, nur mit zornigen Blicken, und ließen die vier Leute vorübergehen. Diese näherten sich immer mehr der Stelle, wo die Arbeiter in dichten Reihen die Straße versperrten. Bald waren sie von drei Seiten von Ausständigen umringt. Die Polizisten hatten sich ihnen angeschlossen und schritten zu ihren Flanken.

Die Arbeiter standen wie eine Mauer. „Laßt sie nicht durch,“ schrie es aus der Richtung, aus der Lukas und die Seinen gekommen waren.

„Platz!“ befahl einer der Polizisten.

„Oho!“ scholl es ihm entgegen.

„Nicht befohlen wird da,“ tönte es von einer andern Seite.

„Gebt keinen Weg!“ schrie es wieder von drüben.

Julian war bleich. Er war nicht feig, aber er sah, daß es übel gehen konnte. Seine Frau verlor alle Ruhe. „Jesus,“ bat sie mit aufgehobenen Händen. „Laßt uns fort, ihr! Tut doch dem Kind nichts, dem Kind.“

Der Knabe hielt die Arme um den Hals des Großvaters geschlungen. Nun stellte ihn der zu Boden, fest, mit zwei Griffen seine sich sträubenden Arme lösend. Dann nahm Lukas mit einer ruhigen Würde den Hut ab. „Seid vernünftig, Männer," sagte er mit schlichter Bitte. „Die sind geschlagen genug." Den Knaben an der Hand, wendete er sich mit diesen Worten nach Julian und seiner Frau um. Es mochte sein, daß er die Hand nach ihnen deutend leise erhob, denn es lag ein so eigentümlich zwingender Ausdruck in seiner Gebärde, daß unwillkürlich die Blicke der Nahestehenden gingen, wohin er sie wies. Und die Augen gingen den Männern auf, die selber ein hartes und karges Brot aßen. Viele hatten Julians gute Tage gesehen und wie es damals bei ihm aussah, und der Gegensatz zwischen jenen Tagen und jetzt war ein so großer, daß die herbe Not des Augenblicks die Notgewohnten seltsam erschütterte. Sie sind gestraft genug, hatte der Alte gesagt. Er hätte es nicht zu sagen brauchen. Wie die zwei dastanden, sah ihnen jeder das Gestraftsein an. Unwillkürlich traten zwei, drei der Männer zur Seite. Eine Gasse grub sich langsam in die Menge.

„Dank," sagte Lukas Hochstraßer. Jedem, der zur Seite trat, sagte er dasselbe, ruhig, mit einem Kopfnicken: „Dank." Mit der freien Rechten hatte er Julians Hand ergriffen. So zwischen Sohn und Enkel schritt er in die Menge. In dieser war es, als ob einer schweigend den andern überwinde.

„Laßt sie durch," ging ein Murmeln.

Sie kamen fürbaß. Es war ein bitterer Weg,

aber Schritt für Schritt wurde er für sie frei. Es war wie ein Auszug aus einer Heimat oder die Flucht von einer Brandstätte. Julian, seine Frau und sein Knabe schritten mit hängenden Köpfen; aber Lukas ging wie ihre neue Kraft und Hoffnung einen Schritt vor ihnen. Von den vielen, die ihnen nachblickten, blieb manchem die Gestalt des älteren Mannes lange in Erinnerung, wie er den Sohn heimgeholt hatte. „Der ist Meister in seinem Hause," sagten nachher manche von ihm, die ihn hatten vorbeigehen sehen.

Das gleiche sagten sie von Lukas zu Herrlibach. Hier kam er mit den Heimgeholten an, wie er in St. Felix sich eingeschifft hatte. Zwar hielt er nicht mehr Julians Hand, und den Knaben führte seine Mutter, aber Lukas ging auch wieder um einen Schritt ihnen voraus, nicht als ob etwas Außergewöhnliches geschehen wäre, nicht daß er den Kopf höher hob, wie vielleicht den Leuten zu Trotz mancher getan hätte, aber mit einem großen Ernst im Gesicht schritt er einher, unterwegs da und dorthin sein „Gut' Tag" gebend. Zu einem Bekannten, der ihn stellte, sagte er: „Die Familie wächst in der Weinlaube oben."

Mit diesem Wort, daß die Familie wuchs, mußten die von Herrlibach sich zufriedengeben, mehr sprach er weder an diesem Tage noch später über die Heimkehr des ältesten Sohnes. Er klagte nicht, daß Julian seinen Weg im Leben nicht selbst gefunden und ihm nun zur Last falle, noch suchte er irgendwann oder -wie das Mißgeschick des Sohnes und seiner Familie zu beschönigen. Wie er aber

gewußt hatte, Brigitte vor übler Nachrede zu schützen, so wußte er Julian allerlei Demütigung zu ersparen und ihm über das Gefühl der Schande, das den innerlich doch tüchtigen und ehrgeizigen Menschen gefaßt hatte, hinwegzuhelfen.

Julian bezog die Wohnung im Nebenhause, wo Lukas selbst mit Rosa eine Weile gewohnt hatte. Am ersten Morgen schon nach seiner Heimkehr rief Lukas ihn zur Arbeit heran. Der jahrelang in der Schreibstube Gesessene erhielt die Pflichten des Gemeindeschreiberamts zugewiesen, denen Lukas seit Davids Flucht wieder selbst obgelegen, aber er mußte auch auf dem Lande mit bäurischer Arbeit sich umtun. Dabei hatte Lukas nicht die rauhe Art eines zornigen und im Gefühl seiner Gewalt herrischen Vaters, sondern er führte Julian mit einem: „Das könntest noch tun" oder „Das bliebe noch zu besorgen" in vieles ein, was er verlernt hatte. Und unmerklich wurde dem Heimgekehrten die Arbeit seiner Jugend wieder lieb, unmerklich fiel eine anfängliche Verdrossenheit, die seine Niederlage in ihm geweckt hatte, von ihm ab und gewann er an seinem neuen bescheidenen Tagewerk Freude. Den Knaben brachte Lukas selbst zur Herrlibacher Schule, der Schwiegertochter wies er ein Haushaltungsgeld zu, mit dem sie für die Familie auszukommen hatte, tat alles ohne Wesen, aber mit einer festen Sicherheit. Bald war nicht mehr die Rede von einer Rückkehr Julians nach St. Felix, dieser holte vielmehr den Rest seiner Habe aus der Stadt zurück.

Während aber Lukas dieses Sohnes sich an-

nahm, entging ihm nicht, was in seiner Umgebung weiter sich gestaltete. Er sah Brigittens Knaben wachsen. Er hörte von David, daß er noch bei den Welschen lebe und man ihn blaß und abgezehrt gesehen habe. Und er erkannte wohl, wie auf denen vom Kollergut, den Hausern, die Sorge lastete.

Siebzehntes Kapitel

Christian und seine Frau lebten schwere Tage. Die Zeit kam näher, da die dritte Prämie der hohen Lebensversicherung fällig werden wollte. Die Summe dieser Prämie stand mit großen schwarzen Zahlen in den Tag und mit großen rotflammenden Zahlen in die Nacht der zwei Leute geschrieben. Am Tag sahen sie davor die Sonne nicht, zur Nacht stach sie ihnen in den Schlaf, daß sie die Augen vor ihrem grellen Schein nicht zubrachten.

„Noch vier Wochen," sagte Barbara zu ihrem Manne. Sie war gelb im Gesicht, und die Schnabelnase stand scheinbar noch mehr aus den Backen heraus als früher. Daß sie von der Frist, die ihnen noch bis zur Fälligkeit der Prämie blieb, sprach, brauchte sie nicht zu sagen. Sie redeten kaum mehr von anderm.

Christian antwortete nicht. Er ging seit manchem Tag mit auf die Brust hängendem Kopf und in bohrendes Sinnen versunken umher. Nach einer Weile erst sagte er: „Der Heuertrag ist auch wieder weniger dieses Jahr."

Dann gingen sie aneinander vorbei, jedes an die

Arbeit, die ihm zufiel. Sie waren um kein Fingerheben weniger emsig als zu Anfang ihrer Ehe, arbeiteten vom Morgen zum Abend unablässig, mit einer trockenen, maschinenhaften Zähigkeit, geizten mit der Zeit, so daß sie selbst die Mahlzeiten sich beschnitten, oft nicht die Mühe sich nahmen, zu Tisch zu gehen, sondern mit Käse, Brot und Most, auf freiem Feld oder im Weinberg genommen, sich begnügten. Aber es ging nicht vorwärts. Es war, als würde das Land dürr und karg unter ihren Händen, die selber karg und dürr waren, oder als könnte vor ihren nach Ertrag und Ernte hungernden Blicken die Ernte nicht gedeihen. Das Kollergut war einst ein einträgliches gewesen, schon Barbaras Vater hatte es ausgesogen, nun war kaum eines zu Herrlibach, das in diesen schlechten Zeiten sich schlechter verzinste. Aber es war nicht das allein, was Christian und Barbara die Ruhe nahm und ihnen den heimlichen Angstblick in die Augen gab. Im Schreibtisch in der Stube lagen die Bankaktien, die der Vater als sein Vermögen hinterlassen, jetzt wertlose Papiere. Die Bank war verkracht.

„Es ist wie gemacht, alles geht quer," sagte Christian wieder eines Tages, sagte es nicht in einem klaghaften, weichen oder in zornigem Ton, sondern mit der verbissenen Art zu reden und zu handeln, die er an sich hatte. Diesmal saßen er und die Barbara in der Wohnstube. Es war Abend. Die Lampe brannte. Auf dem tannenen Boden rutschte der kleine Ulli herum, in ein rotes Röcklein gekleidet, eine zerkaute Brotrinde in Händen, mit dem verschmierten Gesichtlein bald den Vater

bald die Mutter anstaunend, ein eigentümlich alt aussehendes Kind, das selten lächelte, das Kind, wie es zu den zwei sonderbaren Eltern paßte.

„Zu deinem Vater gehen wir nicht," sagte Barbara.

„Nicht um alles," gab Christian zurück. Auch das war an ihnen: Sie brachten es nicht über sich, von ihrer Not zu andern zu sprechen. Und es gab ihnen eine Art Größe. Sie, die andern das Glück und das gute Fortkommen neideten, gönnten ihnen auch den Einblick in das eigne vergebliche Mühen nicht. So sprachen sie von dem einzigen Ausweg, der ihnen blieb, sich wieder emporzuarbeiten, davon, daß sie Lukas' Hilfe anrufen könnten, nicht als von einer Möglichkeit, sondern zu allem vornherein als von etwas, was ihnen ausgeschlossen schien.

„Wie der Uli wächst!" begann Christian wieder, nachdem es eine Weile zwischen ihnen still gewesen.

Der Knabe hatte sich an ihn herangearbeitet und richtete sich, an seinem Knie sich haltend, in die Höhe. Nun rückte auch Barbara ihren Stuhl näher, und sie beugten sich beide über das Kind und tändelten mit ihm, nicht mit Lachen, kleinen Ausrufen und Liebkosungen, sondern mit einer eignen Langsamkeit, jetzt ein Händchen fassend, jetzt den auf den Beinen noch nicht sicheren kleinen Menschen stützend und jetzt das grobe und billige Kleidchen zurechtzupfend. Und während sie so mit dem Kinde sich beschäftigten, überfiel beide zugleich ein jäher Schrecken. Ihre Blicke trafen einander und jedes wußte, daß das andre den gleichen Gedanken gehabt hatte.

„Jetzt können wir ihm dieses Jahr das Sparkassabuch nicht machen," sagte Barbara. Das war ihr Schrecken. Und nun erinnerten sie sich plötzlich jedes Planes, den sie über dem Bett des Kindes geschmiedet hatten. Das hatten sie für den Uli gewollt und das! Durch jeden der beiden knochigen, einander zugeneigten Köpfe zuckte schlagähnlich Erinnerung um Erinnerung, und in den Augen, mit denen sie einander anstarrten, stand die Qual darüber, daß all die kleinen Pläne sich nicht erfüllen konnten. Da erwachte noch zu dieser späten Feierabendzeit in beiden der Trieb neu, zu arbeiten, unabläßig zu arbeiten, damit es am Ende doch noch vorwärts ginge, und so lief Christian hinab vors Haus und schlug noch das Holz klein, das er für den folgenden Tag hatte aufsparen wollen, und Barbara brachte das Kind zu Bett und machte sich nachher noch stundenlang im Haus zu schaffen.

Ueber dem Holzhacken ließen die Gedanken Christian nicht Ruhe.

Daß das Kind nicht das Geld haben sollte, die schöne, runde, große Summe!

Krach! Die Axt schlug ein.

Jetzt ging die Versicherung hin! Die ganze Zukunft stürzte damit ein.

Krach! Die Axt fuhr ins Holz, daß das Scheit ächzte.

Christian hatte mitgeächzt. Nun zögerte er, die dürre Hand am Beilstiel. Einen Weg gab es ja wohl, zu dem Gelde doch noch zu kommen! Es war nicht leicht, war vielleicht noch ein bißchen saurer als die lebenslange Mühe. Aber das Kind und

die Frau hatten nachher den Vorteil. Er stellte sich wieder zum Schlag. — Fünfzigtausend Franken! — Er holte aus.

Krach! Das Beil traf zu.

Ein Opfer war die Summe schon wert. Und ob er nun ein Leben lang sich abmühte, um dem Knaben das Geld zu verschaffen und dann zu sterben, oder ob er gleich starb — das Ergebnis war dasselbe!

Eine Weile dauerte das Kleinschlagen des Holzes, während er diese Gedanken spann. Klapp, klapp, klapp! Scheitchen um Scheitchen — die Barbara hatte ein enges Herdloch — flog zur Seite. Dann mußte Christian wieder innehalten. Er sah das Versicherungspapier so deutlich vor sich, als läge es auf dem Holzblock vor ihm, und er las Paragraph um Paragraph, keinen vergaß er; denn er hatte sie oft gelesen, daß er sie nun auswendig wußte. Bei dem, der von der Auszahlung der vollen Summe im Falle von Selbstmord handelte, hielt er an.

Da! Das war's!

So scharf drang der Gedanke auf ihn ein, daß er das Beil zu Boden gleiten ließ; beide mageren Arme stützte er steif auf den Holzblock. So starrte er mit erhobenem Gesicht in die Luft hinaus, dem Gedanken nach, dem einen, daß er für die Frau und das Kind die ganze Summe gewinnen konnte, wenn er sich selber hinwegstrich, fort, aus der Welt strich. Es war nichts Weiches oder Opferfrohes oder Selbstbewußtes an ihm, während er daran dachte. Es war nur ein scharfes Rechenexempel,

er addierte und subtrahierte Für und Wider. Einmal drehte er an dem dünnen roten Schnurrbart. Da roch es ihm auf, daß es ein Unrecht sein könnte, wenn er — das — tat! Ein Unrecht gegen die Gesellschaft! Er nahm ihr, ohne ihr etwas dafür gegeben zu haben. Aber — war die nicht ohnehin steinreich? Zahlte sie nicht jährlich die riesigsten Dividenden? Und lag die Erlaubnis zu dem, was ihm im Sinn lag, nicht schon in den Bedingungen! Und dann — das Leben war auch etwas! Wenn er es hingab, durfte er sich wohl irgendwo dafür bezahlt machen!

Soweit rechnete Christian Hochstraßer. Als er nach langer Weile das Beil wieder aufnahm und weiterarbeitete, war er einig in sich. Es ließ sich tun, sicher ließ es sich tun. Dann hieb und spaltete er und hieb alle kleinen Bedenken ab, die dem Entschluß noch anhafteten.

Die Bedenken kamen freilich die nächsten Tage wieder, aber sie wurden mit jedem Tage schwächer. Die Rechnung Christians stimmte immer besser, und weil sie doch schwer gewesen war und ihm lange zu tun gegeben hatte, war er nachher sonderbar zufrieden, als er das Resultat heraus hatte, das merkwürdige Resultat, daß er vor Verfall der nächsten Versicherungsprämie tot sein mußte. Nun fing er es klug an, wußte Barbara, ohne daß sie Verdacht schöpfte, zu belehren, was sie zu tun hätte, wenn er plötzlich sterben sollte. Sie erinnerte sich nachher sehr wohl an alles, was er ihr gesagt hatte. Und als er sie so und ohne ihr Wissen vorbereitet hatte, wendete sich seine ganze Sorge dem Knaben zu.

Nicht nur, daß er ihn viel um sich haben wollte, ihm da und dort in seiner kargen Weise mit einem Stückchen Backwerk, das er mitbrachte, oder mit einem Spielzeug etwas Gutes tat, sondern er schreinerte nach und nach, die Feiertage oder eine Nachtstunde dazu nehmend, dem Knaben eine seltsame Aussteuer für die Zukunft zurecht, einen Koffer für die Zeit, da der Herangewachsene in die Fremde müßte, Tisch und Stuhl und Kiste und Kasten, damit er ein Andenken an den Vater hätte!

Barbara sah zu und half dann ohne Aufforderung beim Werke mit. So fanden sie sich, wie schon früher, in gemeinsamer, dem Kinde geltender Arbeit. Barbara konnte die Sorge um die Zukunft zuweilen über der Gegenwart vergessen, und Christian wußte seinen Weg und hatte die Gewißheit: Uli, der Bub, wird das Geld haben! Er wird es!

Einen mied Christian in diesen Tagen, das war sein Vater. Vor dem bestand das nicht, was er im Sinne hatte. So klug er sich alles zurechtgelegt und -gerechnet hatte, wenn er an den Vater dachte, war es Christian, als habe er etwas Kleines, Erbärmliches im Sinne. Er konnte sich nicht helfen, daß ihm so war, wußte auch nicht recht, woher ihm das Mißbehagen kam, aber weil er es empfand, mied er nicht nur Lukas' Nähe, sondern zwang auch die Gedanken, daß sie nicht sich an den Vater hingen.

„Man sieht Christian gar nicht mehr," sagte Lukas zu Brigitte. „Er weicht mir aus," fügte er hinzu. „Es geht ihm nicht, wie es sollte, und er will es nicht eingestehen."

Das sagte Lukas Hochstraßer am Tage vor demjenigen, an dem Christian am frühen Morgen und zur Zeit, da noch niemand ihn sehen konnte, mit seinem Militärgewehr in den Herrlibacher Wald hinaufging. Der Morgen war frisch, noch keine Sonne auf. Auf den Wiesen lag der Tau. Das Land war voll Klarheit. Christian war ein wenig bleich. Ein-, zweimal im Aufwärtssteigen bewegte sich sein kleiner roter Schnurrbart, als hätte er die schmalen Lippen, um etwas zu verbeißen, aufeinander gepreßt; aber er schritt sicher und fast rasch bergan, hatte die gelbgrauen Arbeitskleider an, den alten Strohhut auf dem Kopf. Morgen war die Prämie fällig! Jetzt war es Zeit!

Barbara hatte ihn früher als sonst aufstehen sehen, aber sich nicht darüber gewundert, nur Anstalten getroffen, es ihm nachzutun. Uli, der Bub, hatte sich geregt. Er, Christian, war noch zu ihm gegangen: „Schlaf noch, du, was, was, was! So früh ist man nicht!" Mit den gutmütig scheltenden Worten hatte er den Knaben im Bett auf die Seite gedreht, sorglich zweimal noch über die Decke gestrichen, ehe er wegging, und immer den Gedanken dabei gehabt: ‚Jetzt bist du versorgt, Bub, fein versorgt!' Dieser Gedanke ging jetzt mit Christian Hochstraßer in den Berg hinauf; es war fast ein Triumphgefühl. Er hielt die Wohlhabenheit von Frau und Kind in der Hand! Nachdem sich alle Mühe vorher fehlgeschlagen, nachdem er lange sich abgesorgt hatte, war dieses Empfinden doppelt wohltätig. Es wurde immer wieder Herr über das kleine Bedauern, das dagegen aufkommen wollte und das

schuld war, wenn die Lippen ein-, zweimal zitterten, das Bedauern: Du hättest doch gern noch gelebt.

Jetzt kam Christian an den Waldrand. Er zögerte nicht, sah nicht zurück; denn er war keiner, der weich wurde oder Raum für Gefühlsduselei, Trauer oder Wehmut in der Brust hatte. Immer war etwas von kleiner und geschäftiger Hast in seinem Wesen gewesen, das verließ ihn auch jetzt nicht. Mit diesem hastigen Fleiß hatte er im Leben alles angefaßt, er ging mit dem gleichen Fleiß auch an das Letzte.

Jetzt trat er in den Wald, tiefer hinein noch jetzt, dann schob er die Patrone in sein Gewehr. Die schöne Summe fiel ihm wieder ein, die sie bekommen würden, die Frau und das Kind. Er nickte. Eben bogen sich die Stämme des Waldes unter einem freien, großen Luftzug, als hätte der Morgen den ersten tiefen Atemzug getan. Dann fiel der Schuß.

Christian Hochstraßer, der hagere, zähe Mensch, lag unter den Bäumen am Waldrand. Sein knochiges Gesicht sah fahl aus dem Blättergrün des Buschwerks, in das er gesunken war. Das Exempel war zu Ende gerechnet. Er hatte den Strich unter die Rechnung seines eignen Lebens gezogen, und die Zäheit, mit der er das getan, war vielleicht das Größte, was an ihm gewesen.

Zu Mittag vermißte Barbara den Mann, am Nachmittag gingen sie ihn suchen. Am Abend fanden sie ihn. Lukas war der erste, der ihn liegen sah. Gleich nachher kam Barbara herzugeeilt, mit wirrem Haar, außer sich. Im Augenblick überkam

sie der Schmerz mit einer fast wahnwitzigen Wildheit. Sie gebärdete sich an der Leiche als wie von Sinnen. Aber Lukas nahm sie bei der Hand und führte sie hinweg und heim. Knechte unter Julians Leitung nahmen den Toten auf. Lukas war ruhig, nur in seinem Blick war eine große Trauer. Wie das junge Volk sich verschwendete! Der eine seines Leibes Kräfte, der andre sein ganzes Selbst! Lukas dachte keinen Augenblick an die Möglichkeit eines Unglücksfalls. Als er den Sohn liegen sah, war wie mit einem Schlage der Gedanke in ihm: ‚Er hat es dem Geld zulieb getan.' In der Wohnstube des Kollerhauses tat er später den Schreibtisch auf. Da lag die Versicherungspolice schön bereit, als hätte Christian die Frau mahnen wollen, daß sie sie nicht einzukassieren vergesse.

„Er hat dir das Geld verschaffen wollen," sagte Lukas, sich nach Barbara umwendend, die hinter ihm auf einem Stuhl saß und flennte, während Uli, der Bub, zufrieden von Möbelstück zu Möbelstück wackelte.

Sie trocknete die Augen. Das Geld! Langsam kam ihr zum Bewußtsein, was Christians Tod zur Folge haben würde. Die ganze große Summe bekamen sie ausbezahlt, der Bub und sie! In Barbaras enger Seele wallte es. Eine große Dankbarkeit gegen den Toten erfüllte sie, eine große Zufriedenheit mit ihm, mit dem sie von jeher sonderbar einig gewesen. So vollkommen war sie mit ihm einverstanden und fand vernünftig und gut, was er getan hatte, daß die Trauer um ihn davor klein wurde. Sie stand auf, nahm die Police aus Lukas'

Hand und begann zu lesen. Manchmal sickerte noch eine Träne unter dem Lid hervor und fiel auf das Blatt, aber sie nickte, während sie las: Es war alles gut! Eben wollte sie Lukas sagen, wie gut alles sei, da merkte sie, daß er das Zimmer verlassen hatte.

Julian trat aus dem Nebenzimmer. Dort hatten sie den Toten auf sein Bett gelegt.

Lukas aber schritt heimzu. Er wollte selber die Nachricht der Tochter und Brigitten bringen.

Rosa, der er es zuerst mitteilte, sah ihn mit weitaufgerissenen Augen an. „Unser ganzes Haus ist zerrissen," stöhnte sie.

Lukas verließ sie und stieg zu Brigitte hinauf. Er traf sie, wie sie mit ihrem Kinde spielte, das sie auf dem Schoß trug. Eben als er eintrat, hob sie das jauchzende Kind empor und hielt es in den hochgestreckten Armen über sich. Ihr aschiges Haar hatte einen leisen Glanz, und ihr feines Gesicht leuchtete, ihre schwarzgekleidete Gestalt, die das helle Licht umfloß, war von einer großen Zierlichkeit und Jugend.

„Brigitte!" sagte Lukas. Der Klang seiner Stimme verriet ihr, daß ihn etwas bedrückte. Sacht ließ sie das Kind auf ihre Knie nieder und sah zu ihm auf.

„Christian ist tot," sagte Lukas. „Er hat sich selbst das Leben genommen."

„Mein Gott!" stammelte Brigitte.

Da übermannte ihn die Trauer einen Augenblick, daß er die Hand über die Augen legte. Sie aber setzte das Kind an den Boden und tat ein

paar Schritte nach ihm hin. „Ihr habt viel Schweres, Vater,“ sagte sie scheu.

Er hatte sich inzwischen gefaßt. Sinnend fuhr er sich durch den Bart. „Wir müssen immer lernen, Brigitte,“ sagte er. „Ich hätte meine Hand fester über ihnen halten sollen.“

Sie wußte, daß er seine Söhne meinte. Verlegen um das, was sie tun sollte, stand sie neben ihm. Dann sah sie, wie er langsam sich selbst wiederfand.

„Dieser Tage will ich David heimholen,“ sagte er plötzlich. Seine Stimme klang jetzt anders, stark, ruhig und bestimmt. Darauf nahm er Brigitte bei der Hand. „Ich will dir alles erzählen,“ fuhr er fort und führte sie zu ihrem Stuhl. Dann ließ er sich neben ihr nieder und sprach ihr von allem, was er von des Sohnes Tod wußte. Er wußte viel, denn er durchschaute scharf alles, was in jenem vorgegangen war.

„Der blinde Mensch,“ schloß er, „hat doch falsch gerechnet. Frau und Kind können das Geld nicht nehmen, ehrenhafterweise nicht.“

Vielleicht erinnerte er sich in diesem Augenblick einer Pflicht, die ihm zu erfüllen blieb. Er brach plötzlich ab, strich Brigitte gedankenvoll und zärtlich mit der schweren Hand über den Scheitel. „Ja, ja, Kind,“ sagte er und fuhr dann dem kleinen Lukas über den hellen Kopf. „Ja, ja, Bub, kleiner,“ darauf verließ er die Stube.

Brigitte saß und hatte sein Bild vor Augen und neben ihm tauchten seine Söhne auf. Hatte nicht jeder sein Erbteil von diesem Vater dahin?

Julian den Hochsinn und den Ehrgeiz, Martin die Lebensfreude — den zähen Fleiß und die Freude am Besitz Christian, und David das offene Auge für alles Schöne. Und doch war keiner ihm gleich, gingen sie niederwärts, während sein Weg aufwärts führte! Weil sie kein Gegengewicht für ihre Leidenschaften hatten, kein Ebenmaß in ihrem Wesen! Brigitte verglich und verglich — einen Sohn nach dem andern, und die Gestalt des Vaters wuchs nur höber vor ihrem Auge.

Achtzehntes Kapitel

Auch Christian Hochstraßer lag auf dem Friedhof zu Herrlibach.

„Der Totenhof füllt sich," sagte Lukas und dachte an vier Menschen, die dort lagen, den Sohn, den er gestern begraben, die Frau, die ihm seit Jahren dort lag, den kleinen alten Mann, den die Verzweiflung getötet hatte, Brigittens Vater, und — an das fremde, arme Ding, die Magd, die sie im See gefunden hatten. Auch an die dachte Lukas, denn sie gehörte in sein Leben, und sein Blick schaute so scharf in die Vergangenheit wie in die Gegenwart.

Lukas war nicht mehr derselbe wie in den Tagen, da er sich zur Ruhe hatte setzen wollen. Aeußerlich hatte er sich wohl wenig verändert, vielleicht war nur das leise Ergrauen des dichten Haars deutlicher zu sehen. Aber sein Wesen war herber, fast hart manchmal. „So sähe ich es gern," war

seine Rede gewesen. „So will ich es haben," war sie jetzt.

Seinen Willen erfuhr Barbara, die Schwiegertochter, dieser Tage. Sie hatte sich auf die schöne runde Summe gefreut, die Christian, ihr Mann, für sie und das Kind erworben, und sie wollte seinen Tod bei der Gesellschaft anmelden. Da kam Lukas hinzu: „Du kannst das Geld nicht mit gutem Gewissen nehmen," sagte er.

„Er hat es mit dem Leben bezahlt," sagte Barbara. Ihre Augen funkelten scharf neben der Vogelnase.

„Für die Gesellschaft hat sein Leben keinen Wert gehabt," sagte Lukas, trat an den Tisch, zerriß den Brief, den Barbara mühsam aufgesetzt hatte, nahm die Police, die daneben lag, und zerriß sie ebenso gemächlich zu kleinen Fetzen.

Barbara sah ihn starr an, einen Augenblick fand sie vor Schrecken und Staunen nicht Worte. Dann sprang sie wie besessen vom Stuhl auf, bekam etwas hexenhaft Bösartiges und hob ein Schelten an, daß das Kind neben ihr vor Angst zu zetern begann. „Ihr habt kein Recht, habt Ihr!" schrie sie Lukas ein übers andre Mal an.

Lukas ging zur Tür und nahm die Klinke in die Hand. Als sie außer Atem kam, begann er ganz ruhig zu sprechen. Seine dumpfe Stimme überwand die ihre, als sie noch einmal dazwischenfahren wollte.

„Christian hat dir und dem Kind etwas Gutes tun wollen. So wollen wir nicht in seinem Namen etwas Schlechtes tun."

Barbara begann zu jammern. Wer dann sorgen solle für sie und das Kind?

„Ich werde Sorge tragen für euch," sprach Lukas. Dann setzte er ihr vieles auseinander. „Das Waisenamt wird mich zum Vogt über euch machen. So wirst du tun müssen, wie ich dir sage. Aber es soll dich nicht reuen, Barbara!"

Und die Witwe kam nicht wider ihn auf. Als er ging, war ihr wirr zumut. Sie sah ihm voll Zorn nach und konnte doch nicht leugnen, daß sie Achtung vor ihm haben mußte, fühlte sich sonderbar ruhig im Gedanken, daß er da war, der Schwiegervater, und vergaß die große, gleißende Zahl fast, die bisher in ihr Leben hineingeleuchtet hatte.

Lukas kam in den nächstfolgenden Tagen oft herauf und packte die Wirtschaft auf dem Kollergut mit festen Händen an. Er hieß Julian mit ein paar Knechten Hand anlegen, da umgraben, dort neu ansäen. Barbara erklärte er redlich, was seine Anordnungen bezweckten, und sie konnte ihm nicht unrecht geben; es war schon, als stünde auf dem Landgut alles besser, kaum daß er seine Hand darüber hatte. Und ehe sie sich recht besann, stand sie selber mitten in der Arbeit, die er anwies, und schaffte nach seiner Führung. Martha Schwerzmann, die starke Magd, bekam sie zur Hilfe.

„Bis die erste schwere Zeit vorbei ist," sagte Lukas.

Nachdem er so für die Schwiegertochter und ihren Besitz gesorgt hatte, rüstete er sich zur Reise. Er pflog mit Julian eine lange Unterredung, nahm die Knechte zu sich auf seine Stube und gab ihnen

allerlei Mahnung, selbst an den sorglosen Longinus ließ er sich ein ernstes Wort nicht reuen. Rosa rief er zuletzt zu sich. „Morgen gehe ich," sagte er, „ich will David heimholen."

Sie blickte ihn an. Etwas wie Bescheidenheit war an ihr, die sonst redselig und stets eigner Meinung gewesen. Der Vater hatte sich verändert! Irgendwie kam Widerspruch nicht mehr auf, wenn er etwas sagte!

Sie erwiderte, es sei gut. Hoffentlich sei David verständig, hoffentlich sehe er ein, welche Narrheit er begangen habe.

„Du kannst arbeiten," sagte Lukas. „Sieh zum Rechten und steh — — Brigitten steh recht zur Seite."

Sie versprach es, nicht freudig, aber ohne Zögern.

Er streifte sie mit einem sonderbaren Blick, als ob er zu sich selber spreche: ‚Mit der Zeit muß ich auch an dich noch herankommen, Mädchen.' Dann ging er an seine letzten Reisevorbereitungen.

Am Morgen trat er, um Abschied zu nehmen, bei Brigitte ein. Das Kind jauchzte, als es ihn sah. Keiner seiner Enkel hing so an ihm. Es streckte die Aermchen nach ihm aus und ruhte nicht, bis er es aufnahm.

„Ich gehe schwer von euch zweien fort," sagte Lukas und legte den Arm um Brigittens Schulter.

Sie antwortete nicht, lehnte sich nur an ihn und sah zu ihm auf, wunderte sich dabei, welche Kraft aus seinem Blicke leuchtete.

„Wenn ich David heimgeholt habe," fuhr er fort, „wollen wir hier ein neues Leben haben. Zu-

sammenknüpfen will ich euch alle, daß ihr euch aufeinander verlassen könnt, wenn ich einmal nicht mehr da bin."

Sie wollte ihm entgegnen, daß schon jetzt seine Hand alle, Kinder und Enkel, zusammenbinde, aber das Schönreden paßte nicht zu beider Schlichtheit. Dann sprach Lukas schon von anderm, mit weithinstaunendem Blick. Plötzlich trat ein Ausdruck von Kümmernis in sein Gesicht: „Wo mag der andre sein, Martin?" sagte er.

Es war das erstemal seit langer Zeit, daß er diesen Namen nannte.

Brigittens schmales Antlitz färbte sich. Als er es sah, neigte er sich, als bäte er sie um Verzeihung, zu ihr herab und sah sie an. „Er ist meiner gewesen wie die andern," sagte er mit gepreßter Stimme.

Brigitte hatte nicht gewußt, daß der Kummer um den Sohn so tief in ihm saß.

Aber rasch überwand er sich wieder, gab ihr das Kind, das er zum Abschied küßte, reichte ihr die Hand und sagte mit seinem dumpfen, schönen Lachen: „Es ist Zeit. Tut recht, bis ich wiederkomme. Es wird eine lange Reise, wie ich noch nie eine gemacht habe."

Dann ging er mit großen Schritten hinweg.

Julian trug ihm die altmodische, mächtige Ledertasche, auf die aus Perlen ein Hund gestickt war. Er selbst ging in seinem schwarzen Sonntagsgewand, dem langen schlichten Rock, den schweren Schuhen, dem schwarzen halbhohen Filzhut. In der Hand trug er einen starken Stock mit gebogenem Griff, wie

die Bauern ihn führen, wenn sie über Land gehen. Das Schiff brachte ihn nach St. Felix, mit der Bahn fuhr er dann lange und tief in das Land hinein, bis die Berge höher und höher aufstiegen und endlich wie eine Wand ihm den Weg zu versperren schienen, dieselben Berge, die er von seinen Fenstern zu Herrlibach aus sah. Der Zug hatte ihn am Vierländersee vorübergetragen. Nun stieg er aus, denn über den Berg wollte er zu Fuß wandern. Lange hatte er gewünscht, mitten unter den ragenden Gesellen zu stehen, die ihm das Glühen, das der Abend über sie goß, daheim in die Scheiben warfen. Die erste Nacht blieb er im kleinen Gasthause eines der Dörfer, die, wie die Hühnervölker sich unter ein Schutzdach verkriechen, an die untersten Lehnen des Gebirges sich hingesammelt haben. Früh am Tage brach er wieder auf, den Stock über der Schulter, an dem er den Reisesack trug. Der Tag war groß und blau und voll eines so wundervollen Lichtes, daß ihm deuchte, sie hätten dazuland eine andre Sonne als unten in Herrlibach am See, als wäre jene nur ein bescheidenes kleines Lichtlein gegen das goldene Feuerwunder, das über diesen Bergen stand. Dann traten die Gebirge näher zusammen, die Wälder hingen schwarz wie rauhes Pelzwerk an ihren granitenen Gliedern, und die Leute wohnten hier in verwitterten niederen Hütten, die wie Schlupfwinkel waren. Es war aber dazuland ein großes, zähes, hageres Volk, hatte etwas Hartes in Gesicht und Sprache, eine Knappheit und Herbheit ohnegleichen und doch eine freie Schlichtheit, die ihn heimisch bei ihnen machte. Oft und oft blieb der

Bauer aus dem Seeland bei dem und jenem Bergbauer stehen, und nachdem sie ihren kurzen Gruß getauscht, kamen sie auf das zu reden, was die Scholle trug und an Arbeit forderte, und unterhielten sich, als hätten sie sich lange gekannt, hatten eine enge Verwandtheit in ihrer Art, ohne daß sie es recht wußten. Lukas Hochstraßer war wie in eine zweite Heimat gekommen.

Am dritten Reisetage wurde seine Straße einsamer. Das Tal war eng, und das Gebirge stieg wie Mauern zu beiden Seiten der Straße auf, in der Tiefe warf ein Fluß mit Donnern und Tosen sein Wasser talwärts, so daß der Staub da und dort naß über die Straße schlug. Noch immer stand die wundervolle Sonne am Himmel, aber dieser war klein geworden. Sein Blau lag wie der Spiegel eines Sees über den düsteren Bergen. Dann und wann blitzte es jäh unter ihm auf. Das waren der ewige Schnee und die Gletscher.

Lukas stieg bergan; aber oft stand er still, atmete hoch auf und blickte umher, stand wie in einer gewaltigen Kirche, in der der Herrgott selber predigte, und der Strom rauschte dazu, und in der Höhe wehte der starke, tönende Wind. Die Straße entgegen kamen Leute zu Fuß und zu Wagen. Er grüßte jeden mit seinem dumpfen lauten „Gut' Tag". Wenn es Einheimische waren, gaben sie ihm den Gruß zurück, kurz, ohne Wesen: „Tag!" Fremde zogen an ihm vorbei, herrenhaft, vergaßen den Gruß oder verweigerten ihn dem Fußgänger, der in staubigem Gewand und schwer bepackt fürbaß stieg.

Es war gegen Abend, als ihm in einer Schlucht,

der kahlsten, durch die ihn sein Weg geführt hatte, in der das Donnern des Wildbachs an den Wänden widerhallte, eine Ziegenherde mit ihrem Hirten, einem nacktfüßigen braunen Knaben, begegnete. Der kam ein gut Stück hinter der Herde einher, sah sich oft um wie unschlüssig, was er tun sollte, und trat, als er ihn erblickte, auf ihn zu. „Ihr," sagte er, „da oben liegt einer an der Straße, der nicht mehr weiter kann. Elend schlecht scheint es mit ihm."

Lukas schritt der Stelle zu, während der Hirt seiner Herde folgte. Er sah den Menschen an der Straße liegen, ein wenig seitab, auf den einen Ellbogen gestützt sich halb aufrechthaltend. Sein Gesicht leuchtete förmlich vor Bläße. Sein Gewand war zerlumpt, aber an seiner wohlgebauten Gestalt war noch etwas von Straffheit. Und plötzlich zögerte Lukas, nahm langsam den Reisesack, den er über der Achsel getragen, herab und in die Hand und ging auf den Kranken zu. Der fuhr auf, riß die tiefliegenden Augen groß, und sein Mund keuchte. Der schwarze Schnurrbart hing ihm auf beiden Seiten herab, und der Bart, der wirr Wangen und Kinn umstand, gab ihm ein verwildertes Aussehen.

„Ihr!" stieß er hervor. Sein Unterkiefer fiel kraftlos herab, als er es gesagt hatte, er war wie verstört.

„Woher kommst du?" fragte Lukas, und als jenem der Kopf vornübersank und er zerschlagen dalag und nicht Antwort gab, fragte er wieder: „Kannst du nicht aufstehen?"

Da übermannte das Elend Martin Hochstraßer, der am Wege lag, und er begann zu flennen; es

war ein verzweifeltes, sturmhaft von ihm brechendes Weinen, das seinen ganzen Körper erschütterte. Er schien nicht einen Rest von Kraft mehr in sich zu haben, weinte nur wie ein Trunkenbold im Delirium, verzweifelt, ohne Fassung.

Lukas stellte den Sack zu Boden und legte den Stock dazu. Von der Straße herab kamen zwei Bauern mit leeren Rückengabeln geschritten, Träger, die Reisenden das Gepäck bergan getragen haben mochten. Sie blieben stehen und gafften. Still, den Kopf schüttelnd über das, was ihm an dieser Straße geschah, neigte sich Lukas über den Sohn. Dann faßte er ihn unter den Armen, um ihn aufzurichten. „Kannst du gehen, wenn ich dir helfe?" fragte er.

Der andre war wie Blei, willenlos hing er die die Glieder. „Mich friert," stammelte er zusammenschauernd und dann: „Ich habe oben auf dem Paß im Freien gelegen. Jetzt hat mich das Fieber — —"

Lukas wendete sich zu den zwei Gaffern in der Straße. „Könnt Ihr mir helfen, ihn ins Dorf hinunterbringen?" fragte er.

Sie sahen einander an, dann kamen sie näher, klotzig, langsam, wie das Volk sich dazuland bewegt. Aber sie hatten Arme wie Stahl. Als Lukas zugreifen wollte, wehrten sie ab: „Laßt nur!" Dann hoben sie Martin auf und trugen ihn ein Stück bergab. Lukas nahm sein Gepäck. Den Stock in der Hand schritt er hinter ihnen. Einmal wendete Martin mühsam den Kopf und sah unter nur halbgeöffneten Lidern, ob der Vater ihm folge. Nach einer Weile holte ein leeres Fuhrwerk sie ein. Da

hielten die zwei Bauern an. „Nimm den mit, Felix! Er stirbt uns sonst unter den Händen.“

Der Mann auf dem Leiterwagen, einer in rauhem Gewand von Schafwolle, hager, zäh und braun wie die andern beiden, zeigte sich einverstanden. Sie luden den Kranken auf und fuhren langsam dem Dorf zu, das Lukas vor einer halben Stunde durchschritten hatte. Unterwegs verhandelte er mit den zwei Männern, die ihm geholfen hatten. Wie sie selber, war er zurückhaltend mit dem, was er sprach, ließ sie nur wissen, daß ihm der Kranke bekannt sei, und fragte, wo er ihn unterbringen könne. Es seien Gasthäuser im Dorf, antworteten sie, aber sie nähmen wohl nicht gern einen armen Teufel auf wie den, von dem jeder sähe, daß er am Sterben sei. Nach diesen Worten sahen sie einander wieder an, unbeholfen, fast verlegen; alles, was nicht in ihren Alltag gehörte, machte das Volk scheu und schwerfällig. Nach einer Weile sagte der eine, ältere, ein langer Mensch mit einem schönen, blonden, vollen Bart: „Ich hätte eine Kammer. Wenn es Euch recht ist. Die Frau wird schon einverstanden sein, daß man ihn da hineinlegt.“

Lukas sagte mit gleich sparsamen Worten zu.

Bald darauf fuhren sie ins Dorf ein. Trösch, der Mann mit dem blonden Bart, wohnte zu Eingang des Orts in einem kleinen braunen Hause, das auf der Seite eine holprige Steinplattentreppe hatte. Der Wagen hielt davor. Trösch verhandelte von der Straße herauf mit seiner Frau, die aus dem Fenster sah. Ein Wort hinauf, eins zurück. „Es ist da einer, an der Straße haben wir ihn gefunden.

Er hat nicht mehr lang zu leben. In die Kammer könnte man ihn legen."

Das kam von unten herauf.

„Ja, ja," — und noch einmal bedenklich — „ja — ja," dann ein: „Nun, so bringt ihn."

Das ließ die kleine verkummerte Frau von oben herab tönen.

Dann trugen sie Martin hinein. Die Frau tat eine Kammer unterm Dach auf, niedrig, armselig, mit rissigem Täfelwerk verschlagen. Sie hatte ein kleines Fenster nach der Straße hinaus. Ein Bett, ein Stuhl und ein roher Tisch standen darin. Auf das Bett legten sie Martin. Er ächzte und drehte sich gegen die Wand; keinen mochte er ansehen. Lukas legte seinen Sack ab und den Hut auf den Tisch. Er hatte nach einem Arzt gefragt und den Bescheid erhalten, daß keiner im Orte sei, aber Trösch rühmte die Hebamme, welche die Aerztin des Dorfes sei, und erbot sich, sie zu holen.

„Auch dem Pfarrer sollte man es sagen," meinte die Frau, und Lukas wehrte nicht ab, daß auch der Pfarrer kommen sollte. Endlich, nachdem er ihnen gedankt hatte, verließen alle die Stube, und er setzte sich auf den Stuhl. Martin drehte sich um, vielleicht hatte er geglaubt, daß niemand mehr da sei. Als er den Vater erblickte, warf er sich mit demselben Aechzen wie vorher an die Wand. Lukas sprach zu ihm, ruhig, ohne Vorwürfe, aber mit einem strengen Ernst. Erzählen solle er! Da hob der Kranke beide Fäuste und hielt sich die Ohren damit zu, den Kopf grub er tief in das rauhe, drillichbezogene Kissen des Bettes.

Der Pfarrherr des Dorfes kam, ein noch junger Priester, hatte Ornat angelegt, und der Mesner ging mit dem Rauchfaß hinter ihm. Man hörte Trösch und sein Weib beten, während er mit dem Diener die Treppe heraufstieg. Als er eintrat, stand Lukas auf, schlicht, ohne Verlegenheit. „Sprecht ein Gebet mit ihm oder redet ihm zu," sagte er zu dem Geistlichen. „Das andre — wir sind Protestanten."

Der Hochwürdige sah auf den Daliegenden. Er erkannte, daß der Tod schon hinter ihm stand, und wenn der Eiferer in ihm wach gewesen wäre, so überwand er ihn. Ruhig und mit einer würdevollen Freundlichkeit legte er den Ornat ab und stand im schwarzen Kleide. Die Hebamme kam in diesem Augenblick herein, eine mittelgroße starke Frau; sie sah sich nicht lange um, trat zum Bett und neigte sich über den Daliegenden. Der redete irre. Plötzlich schien das Fieber zu wachsen. Sein Kopf glühte, und doch schlug er die Fäuste ins schwere Deckbett und grub sich ein, als müßte er erfrieren.

Die Frau sprach von dem und jenem Mittel. „Helfen wird es nicht viel," fügte sie hinzu. „Er hat keinen Widerstand mehr, sein Leib ist ganz zerfallen."

Da war es, als ob dies Wort den Fiebernden geweckt hätte. Er warf sich plötzlich im Bett auf, drehte das zerstörte und verwilderte Gesicht den Danebenstehenden zu und starrte aus hohlen Augen auf Lukas. „Siehst, so bin ich jetzt," keuchte er, „so habe ich mein Leben verschwendet."

Und im Uebermaß seiner Reue und Erregung taumelte er vorwärts; es wußte keines, wie es plötz-

lich geschah. Er warf sich vor Lukas' Füße und bäumte sich an ihm auf. „Es ist nicht zu glauben, daß du so einen haben mußt, so einen wie mich, du, du rechtschaffener Mensch, du!"

Der Hochwürdige, die Frauen und Trösch, der Bauer, standen beiseite, wußtén nicht, was zu sagen, errieten nur, daß der Sohn vor dem Vater lag. Lukas nahm den Reuigen auf, brauchte keinen, der ihm half, hielt ihn mit seinen Armen hoch, daß er aufstehen konnte, sprach dazu nicht, hatte nur in Gebärde und Gesichtsausdruck etwas, als ob er sagte: ‚Laß das jetzt, Sohn, verlorener. Diese Stunde gleicht alles aus!'

Und während sie so aneinander aufstanden, begann in dem verkommenen jungen Menschen das Sterben. Es war fürchterlich zu sehen. Die ganze Qual seiner Reue schien in ihm wie ein Quell zu brodeln und stieg auf, bis sie sich in einem Schrei löste, den keiner verstand, der aber wohl ein „Verzeih mir, du, Vater!" hatte heißen sollen. Und als er schrie, nahm Lukas den Sohn in wortloser Barmherzigkeit an sich und hielt ihn fest. Martins Gesicht wurde fahler, der Kopf sank auf die Seite. Dann hob Lukas ihn auf und legte ihn aufs Bett, strich ihm über die gebrochenen Augen und wandte sich nach dem Fenster. Seine Züge zuckten, und die dabei standen, brauchten es nicht zu sehen!

Der Hochwürdige und die Hebamme sprachen leise miteinander: „Tot ist er," sagte jener. „Ein Herzschlag muß ihn getroffen haben," gab diese zurück. Trösch und sein Weib starrten schweigend auf das, was vorging.

Bald wendete sich Lukas zu ihnen zurück. „Ja, ja," sagte er, als fehlten ihm andre Worte, aber er war gefaßt. Dann unterbrach er sich selbst und bat sie, draußen auf ihn zu warten. Er wolle bald kommen. So ließen sie ihn mit dem Toten allein.

In der Stube warteten sie dann auf ihn.

„Was für ein Gegensatz," sagte die Bäuerin, „der alte und der junge Mensch."

„Der Vater muß schon bei Jahren sein," erwiderte Trösch, „und ist doch gesund bis ins Mark. Mancher Junge wäre froh."

Dasselbe, nur in andern Worten, redeten sie im ganzen Dorfe, als sie am folgenden Tage Martin Hochstraßer begruben. Es war ein ebenso strahlender Tag wie der vorhergehende. Das Dorf lag so in das Haupt- und ein Quertal hineingestreut, als hätten die zwei Wildströme, die am Ende des Ortes sich trafen, der eine aus Süden, der andre aus Westen fließend, es zusammengetragen. Im Quertal hinter dem Dorfe lag der Friedhof. Ein weißer, weiter Gletscher leuchtete auf ihn hernieder, und als der Tag in den Abend überging, trugen sie Martin Hochstraßer da hinaus. Lukas schritt hinter dem Sarge in schwarzem Rock und schwarzem Filz, wie er auf die Reise gegangen. Im Geleite ging das ganze Dorf, die Kinder mit dem Lehrer vor dem Sarge, hinter Lukas die Männer, dann folgten die Weiber. Der fremde Mensch wurde mit Ehren bestattet. Die Glocken läuteten. Das enge Tal war von ihren Stimmen erfüllt, denn die Kirche stand hoch über dem Dorf, und die Glocken waren neu und stark. Die Berge nahmen die Klänge und

hielten sie fest und gaben sie weiter von Fluh zu Fluh bis hinauf an die Firne. So widerhallte das Tal. Und die Sonne warf ihr Licht über das grüne Land und das braune Dorf, und der Gletscher strahlte.

„Was für ein starker und aufrechter Mensch," sagten die Dörfler von Lukas Hochstraßer.

„So überdauern oft die Alten die Jungen," meinte auch einer hier und dort.

Sie hatten alle Martin, den Leutnant, nicht gekannt in seinen jungen Jahren, den Menschen, dem die Welt weit offen lag. Sonst würden sie sich wohl noch mehr über den Gegensatz zwischen dem Vater und dem armseligen Sohn gewundert haben, und ihr Staunen wäre noch größer gewesen, wie die laute, prahlende und prangende Jugend, der die Welt zujubelt, klein werden kann und das aufrechte Alter, das sturmfest und stark und turmhaft steht, groß.

Neunzehntes Kapitel

Die Kesselflicker dachten wieder ans Ziehen. Die Söhne waren schon lange ungeduldig; noch kein Jahr waren sie so spät nach Norden gewandert. Aber die Mutter war krank, konnte nicht mit, darum zögerte der Alte, und Margherita wußte nicht, was sie wollte. Einmal drängte und zankte die letztere, ob man den ganzen Sommer in dem Nest sitzenbleibe, und dann wieder sprach sie tagelang nicht vom Reisen und schien froh, wenn niemand sonst davon anfing. In dieser Zeit war sie zärtlich zu

David, saß am Abend Hand in Hand mit ihm und küßte ihn, wenn der Mond über dem blauen, heißen See stand. Aber Margherita war launisch. Es war gekommen, wie sie erwartet hatte. Das Bettelvolk von Ponte — andres lebte nicht im Dorfe — hatte den blonden Burschen angestaunt, den sie sich über die Berge mitgebracht hatte, die Mädchen ihn ihr geneidet, die Burschen über ihn geflucht, und David war immer wie ein treuer Hund gewesen, hatte auch ein paar Augen wie ein solcher, traurig, verstaunt und anhänglich. Aber das war nun alles schon einen Winter alt und nicht mehr kurzweilig.

„Heirate mich," bat David. „Ich will ein Brot verdienen für uns. Fischen will ich im See wie andre von Ponte, oder zur Dampfschiffgesellschaft will ich gehen und Dienst suchen."

Aber Margherita wollte nicht. Manchmal meinte sie wohl, es möchte ganz gut sein, den Burschen zum Mann zu haben; dann war ihr wieder, sie könnte seiner überdrüssig werden. Sie mochte ihn gut leiden, allzugut manchmal, dann wieder mußte sie gähnen, weil er immer da war, darum wußte sie nicht, was sie wollte, mochte das eine Mal bleiben und das andre Mal ziehen. —

Auf der Kirche von Ponte läutete die Abendglocke, nicht wie im Norden die Glocken läuten, hallend und die Klänge weit und weithin werfend, sondern kurz, mit tönendem Schlag, wie ein Uhrwerk schlägt, bim, bam, bam, bim, bam, bam, ein harmonischer Dreiklang. Die zwei schwarzen Zypressen, die neben dem Kirchturm stehend an diesem ihre schlanke Höhe maßen, neigten sich unmerklich

in einem verlorenen Luftzug, aber es war noch immer heiß, obschon die Sonne eben hinter dem grünen Berge, an dem das Dorf hing, versank. Ein grauer Staubschleier lag über der Berghalde, über Buschwerk und Bäumen und den Laubgängen der Weinberge. Nur der See in der Tiefe verlor sein Blau nicht und war wie in sich selber versunken, schlief und schlief und schlief.

„Mache ein Ende, Margherita," sagte David Hochstraßer. „Es muß einen Weg gehen, irgendeinen."

Er sagte das in einem trockenen, brüchigen Ton, als ob ihm das trockengeglühte Land die Sprache halb zerbrochen, und er saß neben dem Mädchen auf der Mauer der Kirche, wo die von Ponte immer des Abends herumsaßen, da ein Paar, dort ein Paar, faul, keiner sich um den andern kümmernd, so daß jeder reden konnte, was er wollte, ohne daß der Nachbar zuhörte.

Margherita ließ die Beine über die Mauer hinaus in die freie Luft hängen. Senkrecht fiel unter ihr der Fels gegen den See ab; ihre Gestalt hob sich in edeln, vollkommenen Linien von der klaren Luft ab, ihr braunes Gesicht zeigte seinen wundervollen Schnitt, wie eine Figur aus Bronze saß sie da. Zu dem, was David gesagt hatte, zuckte sie nach einer Weile leicht die schlanke Schulter. Er kam darauf näher zu ihr heran und hob sein hager gewordenes Gesicht, in dem ein Ausdruck stillen Hungers war, zum ihrigen. „Willst du gehen?" fragte er. „Ich kann dir nicht wieder durch die halbe Welt nachlaufen."

„Bah," gab sie zornig zurück, „wir können noch nicht fort hier. Der Vater will ja nicht weg von der Mutter." Sie drehte sich nach dem Treppenweg um, der zur Kirche führte; dort saß die Alte, ihre Mutter, Kopf und Brust mit einem großen gestrickten Tuche umhüllt. Es war, als hätte sie hören können, daß die beiden von ihr sprachen; denn sie hob das Gesicht und blickte zu ihnen herüber, ihre großen schwarzen Augen standen wie Räder in ihrem schmalen, furchenzerschnittenen und graubleichen Gesicht, Nase und Kinn ragten hakenähnlich einander entgegen. Der Anblick schien des Mädchens Unwirschheit zu verscheuchen. Sie wurde mitteilsamer, sprach davon, daß die Brüder wohl schließlich allein über Berg fahren würden, und meinte sinnend: Sie habe keine Geduld mehr, so lange in Ponte zu sitzen. Es sei wie ein Heimweh nach andern Gegenden in ihr. Damit gab sie, ohne es zu wissen, ein Bild von sich selbst. Sie hatte einen wandernden Sinn, es lag ihr im Blut, daß sie nicht an einem Orte stillsitzen konnte. Darum mochte sie auch nicht einem Menschen allein gehören wollen.

Davids Augen hatten sich an ihrem schönen Leibe festgesogen, während sie so sprach. Er hatte wie noch nie das Empfinden, daß er ohne dieses Mädchen nicht sein konnte. „Margherita," bat er, „wenn wir wieder fortgehen, laß uns fester zusammenhalten. Heiraten laß uns!"

Im Eifer seines Bittens legte er den Arm um ihre Hüfte.

Margherita war in der Laune, mit David zu tändeln, aber über die Achsel zurückblickend sah sie,

wie die Leute an der Kirche mit spöttischen Blicken nach ihnen gafften. Da machte sie sich jäh und mit einem schroffen Worte von ihm los.

Er stand wie begossen da.

„Ich will nicht zum Gespött werden deinetwegen," sagte Margherita. Alle anfängliche Uebellaunigkeit kam ihr zurück. Die braunen Backen färbten sich dunkel. Aus ihrer Miene konnte er lesen: „Meinetwegen lauf, so weit du willst."

Langsam wendete David sich um. Auch sein Gesicht war heiß. Er hing den Kopf. Sein Leben war ihm leid in dem Augenblick. Er schickte sich an, die Stelle zu verlassen.

Da kam ein Fremder die Treppe herauf. Schwarzes Gewand hatte er an, trug einen schwarzen halbhohen Filz und ging auf einen derben Stock gestützt. Er stieg gemächlich und mit weiten Schritten daher und hatte etwas Schlichtes in Gang und Gebärde. David streifte ihn mit flüchtigem Blick und kümmerte sich nicht weiter um ihn. Die Blicke der Müßigen, die um ihn, David, herum saßen, waren ihm lästig. Er wollte sich entfernen.

Auf einmal stand der, der den Weg heraufgekommen war, dicht vor ihm und streckte ihm die Hand hin. „Guten Tag, David," sagte er.

Dieser fuhr zurück, dann konnte er nicht anders, wußte nichts zu sagen, legte folgsam die Hand in die ihm dargebotene und sagte: „Guten Tag, Vater."

Die von Ponte staunten, aber nicht wie sie zu Herrlibach gegafft und die Nase gestreckt haben würden, sondern sie blinzelten nur unter halbgeschlossenen Lidern auf die zwei Männer. Hier und

da raunte einer dem andern ein halblautes Wort zu, Margherita hatte sich von ihrer Mauer geschwungen und stand mit dem Rücken an dieselbe gelehnt. Ihr Gesicht war ruhig, in einer leisen Spannung ernster als sonst.

„Laß uns gehen," sagte Lukas Hochstraßer zu seinem Sohne. Es klang so selbstverständlich, als ob keine Widerrede möglich sei.

David widersprach auch nicht. Ein Elendsgefühl saß ihm im Herzen, er empfand eine Gleichgültigkeit gegen alles, was ihm geschah. Lukas hatte die Finger um sein Handgelenk gelegt, so führte er ihn auf den Treppenweg und hinab, und David folgte willenlos.

Margherita richtete sich auf, neigte sich vor. Ein eigentümlicher Ausdruck sprang in ihre Augen, etwas wie Schmerz und Angst und Sehnsucht. Aber es verging. Denen an der Kirche lösten sich die Zungen. Sie begannen zu raten, in was für einem Verhältnis David zu dem fremden Mann stünde, begannen zu spotten, dann lachte Margherita, trällerte eins und ging anmutigen Schreitens und langsam den Weg hinab, auf dem Lukas und David verschwunden waren.

Lukas hielt in Ponte nicht an. Er gewann die Landstraße, auf welcher der Staub schwer und mehlweiß lag. „Ja," hob er dabei gelassen und mit einer ruhigen Freude ein Gespräch an, „daheim werden sie jetzt bald ans Heuen denken."

Dann sprach er lächelnd von Rosa, daß sie schwer hinter der Arbeit her sei und noch immer leicht verdrießlich werde, und erzählte von Brigitte und

dem kleinen Lukas, von Julian und den Seinen, selbst von Longinus, dem ewig Zufriedenen, vergaß er nicht ein paar Worte einzuflechten. So brauchte David nicht zu sprechen, unmerklich nahm ihm der Vater das Gefühl der Erniedrigung, das auf ihm war. Von der Heimat erzählend führte er ihn, wie er in Wirklichkeit mit ihm der Heimat entgegenschritt, auch im Geiste in diese zurück. So wohl wußte er zu erzählen, daß das Zuhause vor Davids Blicken immer schärfer und deutlicher aus verschwommenen Nebeln tauchte. Haus und Dorf und Menschen standen vor ihm, eines kam zum andern, bis das Bild klar und groß und vollständig war. Und da war es nun, als wehe ein starker und kalter Wind von diesem heimatlichen Land herüber, der die schwere lastende Hitze, die über dem welschen Orte lag, zerteilte. Wie ein Gesundhauch ging es von dem fernen Lande aus. David wußte nicht, wie es kam, daß ihm auf einmal ein Verlangen danach im Innern brannte, kaum merkbar zuerst, dann wachsend und wachsend.

Bis an die Herberge in der kleinen welschen Stadt, von der Ponte nur eine halbe Stunde entfernt lag, brauchte David kein Wort zu sagen, sprach Lukas zu ihm in seiner langsamen und ruhigen Art, als ob nichts geschehen wäre, sondern als ob er dem Sohn zufällig auf gemeinsamem Wege begegnet. In der Herberge fand auch David endlich Worte, solche nur, die als Antwort auf irgendeine Frage not taten, vom Essen, Trinken und Schlafen. Als sie das einfache Abendbrot genommen hatten, gingen sie auf die Schlafstube, die ihnen angewiesen

war. Da hob Lukas an zu berichten, was Schweres in seinem Hause geschehen war. Jetzt erst sprach er vom Schlimmen, von Christians Ende und wie er Martin sterbend an der Straße gefunden hatte. Sein Gesicht ward düster, als er erzählte, seine dumpfe Stimme klang schwer. Als er geendet hatte, sagte er nur: „Darum müssen wir doppelt fest zusammenhalten, wir andern."

Es war das einzige, was einen Vorwurf gegen David enthielt. Weder jetzt noch später sprach er von dessen Torheit. Bei diesem Worte aber empfand David wie einen Sporn im Fleisch. Ein Drang überkam ihn: „Gutmachen willst du, bei Gott!"

Am andern Morgen früh zogen sie heimwärts. David schaute nicht zurück. Rüstig schritt er an der Seite des Vaters bergauf und später vom Hochgebirge wieder ins Tal. Die Schönheiten des Weges und ein: „Das sieh an" oder ein „Ist es nicht schön?" des Vaters befreite ihm die Seele von der anfänglichen Scheu. Sie kam ihm zurück, als sie nach Tagen Herrlibach erreichten, durch die bekannten Straßen schritten und die Geschwister und Brigitte ihn grüßten. Eine schwere Trauer lag über dem Hause. Die Geschwister, die alle in schwarzen Kleidern gingen, trugen sie an sich. Auch sie war wie ein Vorwurf für David.

Aber es war eine im Hause, die einen hellen und starken Ton in seine Schwüle trug.

Martha, die Magd, stand am Waschtrog, als David sie zum erstenmal und am Morgen nach seiner Heimkehr wiedersah. Sie hatte die Aermel fast bis zur Achsel aufgekrempelt. Die weißen,

festen Arme leuchteten aus dem Seifenschaum, in dem sie hantierte. Ihr Gesicht war heiß, aber ihre Augen blitzten heller als je. Als David herankam, zog sie die Arme aus dem Waschtrog, trocknete sie an der grauen Schürze und lachte dazu. „Gottlob, es findet sich doch manchmal ein Roß an die Krippe zurück, wo es es gut hat."

Mit diesem Wort reichte sie David die eine noch feuchte und vom Wasser weichrunzlige Hand, drückte die seine fest und kurz, wie ein starker Mensch grüßt, und sagte: „Willkommen!" Das Willkommen aber war, was ihm den Gruß als einen besonderen empfinden ließ; es lag etwas Mutiges und Ermutigendes darin, gütig und begütigend zugleich klang es und stark und stärkend. Es war fast wie ein Trunk, der einem ins Innerste hinein wohltut. Und es war vielleicht schuld, daß David nach vielen Wochen die versonnenen Augen dafür aufgingen, daß mit der Martha ein besonderer Mensch im Hause war, der anzusehen wert war.

Lukas hatte wenig Worte gemacht bei seiner Rückkehr. Am Abend am Tisch, an dem er zum Abendbrot wieder wie früher zu Frau Regulas Zeiten Angehörige, Knechte und Mägde versammelte, erzählte er einfach und ernsthaft von Martin, wie er ihn gefunden und begraben, während die andern alle in wortloser Stille zuhörten. Die mit ihm am Tische saßen, empfanden an diesem Abend, wie sein Wille und sein Wesen herrischer geworden; denn in seiner Erzählung von Martin lag, ohne daß er es aussprach, das Bedauern, daß er ihnen zuviel vertraut und ihnen allen zu freien Weg gelassen

hatte. Dennoch war nichts Verletzendes in seinen Worten, sondern die Ruhe, mit der er diesen Abend zeigte, daß er die Leitung seines Hauses fester denn je in der Hand hielt, gab ihnen nur ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit und ein großes Vertrauen zu ihm. Es war seltsam, wie dann schon in dem Gruß, mit dem jedes für die Nacht von ihm ging, etwas wie Demut war. Sie fühlten, daß sie mit ihrer Alltagskraft nicht an seine im Leben gehärtete Stärke hinanreichten.

So begann Lukas nach Davids Rückkehr sein neues Leben. Julian blieb in der Schreibstube. Er wohnte mit Frau und Kind im Nebenhause. David bezog seine alte Kammer und ging dem Vater bei der Bewirtschaftung des Landbesitzes zur Hand, des Besitzes, zu dem auch das Kollergut gehörte. Barbara saß wohl mit ihrem Knaben im Kollerhause, aber Lukas hatte eine feste Hand über ihr, ihrem Kinde und ihrem Gut. Stillschweigend, zu Anfang vielleicht ungern, aber immer zufriedener fügte Barbara sich in das Regiment des Schwiegervaters, den der Rat von Herrlibach ihr zum Vogt und Vormund für ihr Kind bestellt hatte, und ohne es zu wissen, lernte sie von ihm; ihr Blick wurde freier, weil der seine weit war, und ihre Hand offener, weil sie nichts andres sah, als daß auch er reichlich gab, um zu empfangen. So war nach außen im Hochstraßer-Hause bald alles wohl geordnet, nach innen fand Lukas mehr zu tun. Zuviel Leben, das er einst mit geheimem Stolze hatte ausströmen sehen mit dem Empfinden, daß sein Blut gleich Bächen sich nach vielen Seiten in die Welt hinaus

ergösse, war in sein eignes zurückgeströmt. So viele und so verschiedene Menschen fanden sich nicht unter einem Dache zusammen, ohne daß die Gegensätze ihres Wesens und Charakters sich allmählich gezeigt hätten. Als der erste Eindruck der sich drängenden Ereignisse sich gemildert hatte, begann Rosa, die unter dem Drucke, der auf allen lastete, milderen Wesens als sonst umhergegangen war, ihre Herbheit zurückzugewinnen. Die vielen, die mit ihr das Haus des Vaters teilten, erfuhren ihre Schroffheit und Unduldsamkeit, die sich noch verschärfte, je mehr sie in die Altmädchenjahre rückte. Frau Luise aber, Julians Frau, welche die erlittene Demütigung eine geraume Weile daniedergehalten, konnte ebenfalls dem innersten Wesen nicht wehren, sich zu zeigen, als sie nach außen wieder in freieren und erträglicheren Verhältnissen sich fühlte. Sie tat gerne groß, war in Kleidung und Wesen eitel, wenn auch nicht bösmeinend, und ihre prangende Art paßte schlecht zu Rosas übertriebener Einfachheit. Die Frauen lebten bald in offenem Hader, und wenn Julian auf die Seite seiner Frau trat, wurde auch er mit hineingerissen. Auch Christians Witwe verband keine Liebe mit den zwei andern Frauen. Sie sahen sich nicht zu oft, aber wenn sie sich sahen, hatten sie nur spitze Worte füreinander.

Aber Lukas Hochstraßer wollte Frieden im Hause haben. Was er im Leben ernstlich gewollt, hatte er immer durchgeführt. So begann er an dem Frieden seines Hauses zu bauen und wußte sich eine gute Hilfe. Er lachte über die Torheit der Frauen, ein so herzliches und freies Lachen, daß

sie ihm nicht zürnen konnten, eine ernstliche Scham sie vielmehr jedesmal ankam und sie sich allgemach zu hüten begannen, in seiner Nähe sich zu zanken. Dann suchte Lukas Brigittens Beistand. „Wir müssen ihnen zeigen, wie man zufrieden lebt," sagte er zu ihr.

Brigitte war bis dahin im Hause für sich allein gegangen, mehr darauf achtend, daß sie niemand im Wege war, als danach strebend, sich den andern anzuschließen. Nun aber war ihr das Wort Lukas' ein Sporn, und sie begann erst jetzt sich zu dem guten Menschen ganz zu entfalten, der sie in Wirklichkeit war. Sie sah Lukas' Blick mit einem frohen Staunen auf sich gerichtet, und vielleicht gab ihr das doppelte Kraft und doppelte Freude, zu tun, was sie tat. Julian und David, die Männer, gewann sie leicht. Mit einem kleinen Dienste hier und dort, insbesondere damit, daß sie bei seinen Schreibereien oft ihm hilfreich Hand bot, machte sie sich Julian zum Freunde. Dann suchte und fand David, der ehemals kein Auge für sie gehabt hatte, in ihr die einzige, der er von seiner Flucht und Margherita sprach. Ihr ging die Seele des sonderbaren Träumers auf, der schlecht in den Bauernkittel paßte, den er trug, und mit seiner Versonnenheit und seinem unbewußt nach Schönheit dürstenden Blick vielleicht ein Dichter geworden wäre, wenn ihm der Gedeihgrund günstiger gewesen. Er erzählte von Margherita, begann von ihrer Erscheinung zu sprechen, ihrer großen Anmut, ihrem Gang, ihrem schönen Gesicht und von der welschen Landschaft, in der er sie gesehen und in die sie sich wundersam gefügt

hatte. Wenn er so von ihr redete, malte er gleichsam mit Worten ein Bild vor Brigitte hin: den blauen See, das ragende Ufer, die weißleuchtende Kirche von Ponte und die schwarzen schlanken Zypressen neben dem Turme, die armseligen Häuser und den steinigen Weg; das schlanke Mädchen aber schritt über diesen Weg. Und Brigitte erkannte, daß er hinter Margherita hergegangen war wie ein Kind hinter einem Irrlicht, geblendet und verwirrt von einer fremden Schönheit, deren Macht so groß war, daß er alles andre darüber vergaß.

Die Männer also waren Brigitten bald zugetan. Von den Frauen wendete sich Frau Luise zuerst ihr zu. Sie war keine überkluge, im innersten Herzen auch keine böse Frau, nur war eine starke Schale Selbstsucht um den guten Kern ihres Wesens gelegt. Brigitte begann sich mit Julians Knaben zu beschäftigen, der ein verzogenes Kind war, den sie aber zu nehmen wußte, so daß er ihr besser als der eignen Mutter gehorchte und außer der Schule bald immer in ihrer Stube zu finden war. Das Kind war die Brücke, auf der Brigitte zur Mutter gelangte. Diese begann ihre Freundschaft um so mehr zu suchen, je schlechter sie sich zu Rosa stellte. Wenn sie aber von Staat und schönen Kleidern redete, nach denen sie lüstern war, rühmte Brigitte den einfachen Rock, den Frau Luise gerade trug, und zeigte unbewußt die große Schlichtheit, die an ihr selber war, in einem so hellen Lichte, daß wie bei Lukas' Spotten eine heimliche Scham jene ankam und ihre eigne Eitelkeit ihr unwillkürlich klein und töricht erschien. Auch von Rosa sprach die

Frau bei Brigitte, und ihr Zorn machte anfangs sich oft in bösen Worten Luft. Brigitte blieb jedoch ruhig, hielt nur die Augen hell auf die Zornige gerichtet, und wenn sie sich in Schmähen und Schmälen erschöpft, begann sie in einer ernsthaften Weise von Rosa als einem bedauernswerten Mädchen zu sprechen, dem es nicht gegeben sei, am Leben Freude zu finden, weil sie selbst keine zu bereiten vermöge. Frau Luise begriff langsam, was sie meinte. Im Umgang mit Brigitte wurde sie innerlich besser, und es wurde ihr selber wohl dabei. Inzwischen hatte die letztere auch den Weg zu Barbara gefunden. Wohl war diese ein zu scheuer, knechthafter Mensch, als daß sie ihrerseits Verkehr mit Brigitte gesucht hätte, aber sie sah diese doch gerne kommen, und auch ihr Knabe, der ein Sonderling von einem Kinde war und vor allen Leuten flüchtete, gewöhnte sich an Brigitte, so daß die letztere ihn bald ihrem eignen Kinde als Spielkamerad zu geben vermochte. Barbara, die doch sonst nicht viel Worte machte, äußerte sich zu Lukas: „Ihr habt den guten Geist im Hause, seit ihr die — Brigitte da habt, Vater."

Rosa war die letzte, die sich Brigitte zuwandte, aber der Tag kam, der auch sie überwand.

Zwanzigstes Kapitel

Franz Joseph Keller, der in die Männerjahre gekommen und für den es lange nicht mehr zu früh war, hielt Hochzeit. Er, der einmal um Rosas

willen ins Haus zur Weinlaube gekommen war, der stattliche und brave Mensch, hatte lange gewartet, war es nun Rosas wegen oder weil er sonst nicht Eile hatte. Die Ehe, die er jetzt schloß, war, wie sie zu Herrlibach wußten und reichlich erörterten, keine Liebesehe. Seine Braut war ein Mädchen in seinen Jahren mit einem schönen Stück Geld und einem vortrefflichen Leumund; er schloß eine lobenswerte und verständige Heirat mit einer lobenswerten und verständigen Gemächlichkeit und nach reiflicher Ueberlegung. Aber da klangen nun die Glocken von Herrlibach wieder, die schönen, lauten und feierlichen, wie sie zu Frau Regula Hochstraßers Tod und seither hundertmal und mehr geklungen hatten. Dazu krachten Mörser und Flintenschüsse, und ins Haus zur Weinlaube herauf drangen die Töne der Festmusik, die dem Hochzeiter zum Kirchgang spielte.

Lukas Hochstraßer war mit den Seinen auf dem Felde. Knechte und Mägde hatten alle ausziehen müssen, da es eine große Arbeit zu tun gab. Frau Luise war zum Besuch von Verwandten nach St. Felix gefahren. Rosa und Brigitte waren allein im Hause geblieben. Sie möge nicht ausgehen heute, hatte erstere unwirsch gesagt. Die sonst eine der Fleißigsten war, stand nun an den geschlossenen Fenstern der Wohnstube, ging hinter der langen Reihe hin und her wie das Tier im Käfig hinter seinem Gitter und hielt dazwischen hinein zuweilen an einem der Fensterknäufe an, die zerarbeitete und braune Hand darumgespannt, die Stirn mit den scharfen schwarzen Brauen daran-

gelehnt. Die Fenster hatten offen gestanden, denn es war ein heißer Tag. Sie schloß alle. Der Lärm — was brauchte der Lärm hereinzudringen! Rosa Hochstraßers herbes, dunkles Gesicht erschien hagerer als sonst; es lag ein verzerrter Zug um den schmallippigen Mund, und ihre fast zornige Einfachheit, die schon ihr Aeußeres, das völlig schmucklose, grobstoffige graue Kleid, an sich trug, trat herber als je zutage.

In diesem Augenblick trat Brigitte herein, hatte ein helles, sommerliches Kleid an und kam mit der leichten Anmut über die Schwelle gegangen, die ihren Schritt fast unhörbar machte. „Ach," sagte sie, „ich wußte nicht, daß du hier bist," und sie trat zu dem alten großen Nähstock, der noch von Frau Regulas Tagen her in der Stube stand, um sich Nähzeug zu holen.

„So ein Lärm," zürnte Rosa plötzlich, „so ein Aufhebens! Heutzutage will einer den andern beim Festen überbieten." Die Worte brachen fast wider ihren Willen von ihr und klangen wie ein Aufstöhnen.

Brigitte wandte sich nach der Schwägerin um und sah, daß ihr Gesicht spitz und farblos war und in ihren Augen ein Zorn schien, der etwas Hilfloses hatte. Da erst wurde sie auf die Glocken und das Hochzeitsschießen aufmerksam und erinnerte sich, wer unten zur Kirche ging. Sie fand nicht gleich das Wort, das sie Rosa hätte sagen mögen.

Diese beherrschte sich, machte sich in der Stube zu schaffen, überwand sich aber nicht so weit, daß sie nicht jeden Gegenstand, den ihre Hand aufnahm,

hart und mit einem Krachen wieder niederlegte. Ein Glas, das auf dem Tisch gestanden hatte, stellte sie so heftig an einen andern Platz, daß es in Scherben zerfuhr. Da fluchte sie und stampfte mit dem Fuß.

„Du kannst nicht hören, wie sie Keller zur Hochzeit läuten, Rosa," sagte Brigitte leise.

Die andre wendete sich jäh nach ihr um.

„Der falsche Mensch," brach sie los. „Jahrelang hat er mich glauben machen, daß er mich meint."

„Du hast ihn nicht nahekommen lassen."

„Soll ich mich ihm an den Hals werfen?"

Brigitte suchte wieder nach dem, was sie sagen sollte. Rosa aber verlor alle Herrschaft über sich. Die Herbheit und Bissigkeit fielen von ihr ab. Ihr Wesen war wie von einem Sturm aufgewühlt, und lang Verhaltenes löste sich in einem wilden Ausbruch. Sie stand mit geballten Fäusten drüben an der Wand und blickte Brigitte an, als ob diese irgendeine Schuld an ihr hätte. Ihr Schweigen reizte sie noch. „Ja, du," brach sie los, „was weißt du, wie es ist, wenn einem einer, den man gernhat, etwas zuleid tut!"

Als sie das geschrien hatte, auf dem Gipfel ihres Zornes, kam ihr die Erinnerung an den Bruder zurück und was der an dem Mädchen, das vor ihr stand, gesündigt hatte. Die — die da — wußte — wußte besser noch als sie, was an einen kommen konnte! Ihr Groll verrauchte plötzlich.

Brigitte sagte kein Wort. Sie zitterte ein wenig,

halb aus Erregung, halb vielleicht aus fast kindischer Furcht vor dem zornigen Weibe, und sah Rosa an, immer an, bis diese die Augen niederschlug, gegen einen Stuhl schritt, die Hände über die Lehne spannte und durch ihren Körper ein Zucken ging. Rosa weinte. Nicht wie andre Weiber weinen, nur mit einem trockenen, sparsamen und verbissenen Schluchzen jetzt und jetzt.

Da ging Brigitte zu ihr, nahm die Hände, welche die Stuhllehne umspannten, und sagte: „Warum machst du dir selber dein Leben so schwer, du?" Ein großes Mitleid bewegte sie; es war ihr, als ob sie bis ins Innerste des Mädchens sähe.

„Warum läßt du das Gute nicht aus dir herauskommen?" fragte sie wieder.

Die Glocken von Herrlibach verstummten eben, als sie das sagte. Es war nun ganz still in der Stube. Rosa faßte sich, löste die Hände aus den ihren und legte sie ineinander. Ohne Brigitte anzusehen, stand sie da, und dann kam es langsam aus ihr herauf, mühsam, wie eine schwere Beichte. „Meinst, es tut gut, wenn eines nicht sagen und zeigen kann, wie es in ihm aussieht!"

In diesem Augenblick hämmerten Kinderfäuste an die Stubentür, und Brigitte erkannte des kleinen Lukas Stimme. Martha, die Magd, hatte ihn an die Tür getragen. Sie stand draußen, als Brigitte die Tür öffnete, und der kleine blonde Knabe, der noch im Mädchenkleidchen ging, fiel fast über die Schwelle. Er streckte die runden Arme und lachte, und seine blaugrauen Augen leuchteten. Brigitte hob ihn auf, scherzte mit ihm und trug ihn hinüber

zu Rosa, legte ihn ihr in die Arme, daß sie nicht anders konnte, sondern ihn halten mußte und es nicht zu helfen vermochte, daß in ihr eignes Gesicht ein Lächeln kam. Der Kleine strampelte und wehrte sich in hellem Uebermut, um wieder auf den Boden zu kommen; aber die Art, wie die Mutter ihn der andern in den Arm gelegt hatte, war voll stummer Barmherzigkeit gewesen, als ob Brigitte hätte sagen wollen: „Laß uns das Glück miteinander teilen, das wir im Hause haben."

Und von der Zeit an gewann Brigitte Macht über die Schwägerin. In ihrer Nähe milderte sich ihre Herbheit. Manchmal wurde sie selbst zu einer Freude wach.

Immer mehr wurde Friede.

Die Tage vergingen. Die wachsende Zufriedenheit schien die Räume des Hauses zu weiten. Die Menschen, die darin wohnten, schritten freier einher, gingen mit hellen Mienen an ihr schweres Tagewerk und kamen mit hellen Mienen müde von demselben zurück. Die Knechte und Mägde, die bei Lukas dienten, brachten es ins Dorf, wie es sich gut da oben lebte. Wenn einer zu Herrlibach schwere Tage hatte, seufzte er: „In der Weinlaube möchte ich wohnen, das möchte ich."

Sahen so viele Blicke mit einem leisen Neide hinauf, so waren bald auch Augen darunter, die nicht mehr von dem loskamen, was sie sahen. Es kam die Zeit, da nach zwei blühenden Frauen scharf ausgeblickt wurde, die in Lukas' Haus wohnten, nach Brigitte und Martha, der Magd.

Um die letztere kümmerten sich brave Knechte,

junge Bauern, selbst habliche Söhne, die Sonntags ins Haus kamen, eine Freistunde zu verplaudern. Sie holten die Martha zu Tanz und allerlei Vergnügungen.

„Sie sind heiß nach mir aus," lachte sie, die nie ein Blatt vor den Mund nahm, an Lukas' Tisch. Sie lachte über alle, die Gesunde und Starke. „Mir ist lange wohl, wie mir ist," war alles Ende ihrer Rede.

Die nach Brigitte Ausblick hielten, kamen ernsthafter, beinahe feierlich den Weg herauf und gehörten den Besten von Herrlibach zu. Selbst Stadtherren von St. Felix verkehrten zwei im Hause.

„Sie wissen, warum sie kommen," sagte Martha, die Magd. „Aber ich weiß nicht, ob Brigitte je einen nehmen wird."

Es war zu wohl bekannt, daß des Kapitäns Tochter wohlhabend, anmutig und zugleich still und pflichtbewußt war. Allmählich begann ein heimliches, aber eifriges Werben um sie. Zwei Freiern, denen ihre kühle Freundlichkeit nicht Zeichen genug war, daß sie nichts zu hoffen hatten, mußte Brigitte ihr „Nein" sagen. Dann kam Hans Lochmann von St. Felix herauf. Der war ein noch junger aufrechter Mann aus gutem Hause, hatte mit Lukas Hochstraßer Geschäfte, war reich und stattlich, hätte daheim wenige gefunden, die ihm nicht gerne Hausfrau geworden wären. Er sah Brigitte, sah sie wieder und begann seine Besuche im Hause so häufig werden zu lassen, daß sich wohl erriet, wie nicht nur geschäftliche Angelegenheiten ihn herführten.

Lukas Hochstraßers Augen blieben in diesen Tagen oft auf Brigittens Gesicht haften, und obschon er lange kein Wort darüber verlor, ließ sich in seinem Blick die Frage erraten: Was wirst du tun, Mädchen? Aber er war zu sehr Herr seiner selbst, vielleicht auch zu voll seiner Arbeit und seines Zieles, als daß er die heimliche Unruhe verraten hätte, die ihn bei dem Gedanken ankam, daß Brigitte fortziehen könnte.

Es war eines Sonntags und gegen Abend, daß Hans Lochmann unvermutet, von einem Ausfluge über Berg auf der Heimkehr begriffen, im Hause vorsprach. Lukas saß allein in der Laube am Hause, als der Städter auf dieses zuschritt. Er rief ihn an, lud ihn in die Laube und stieg in den Keller, ihm ein Glas Wein zu holen. Dann saßen sie in ernster Unterhaltung beisammen, die Lochmann bald durch die Frage nach Brigitte unterbrach. Es war ein schöner und reicher Abend mit Goldlicht auf allen Hügeln und Häusern, auf Baum und Laub. Die Blätter der Laube rührten sich in einem leisen Windzuge, auf dem Tisch, an dem die Männer saßen, tanzten die Lichttellerchen, wenn die Blätter sich regten. Ihr Gespräch wurde lebhafter; die hohe Achtung, die jeder für den andern empfand, glich die Verschiedenheit der Stände, denen sie angehörten, völlig aus. Lochmann begann von seinem Hause, seinen Verhältnissen, Plänen und Zukunftshoffnungen wie zu einem großen Freunde zu sprechen. In einer schlichten und feinen Art, wie es nur der innerlich wie äußerlich vornehme Mensch vermag, lenkte er die Rede auf seine häufigen Be-

suche, um endlich offen auszusprechen, daß er Brigitte um ihre Hand zu bitten gedenke. Er fügte hinzu, wie ihm das Geschick wohlbekannt sei, das sie in Lukas' Haus geführt, wie anfängliche Bedenken vor ihrer seltsamen und seltenen Tugend ihm geschwunden, und bat am Ende Lukas um seinen Rat und seine Fürsprache bei dem Mädchen.

Lukas' Züge waren, während der andre sprach, fast düster geworden. Sein dunkler Kopf senkte sich auf seine Brust, so daß der grauende Bart lang über sie hinabrieselte. Nun zeichnete er mit den gebräunten Fingern allerlei Figuren auf den Tisch, während er aus tiefen Gedanken heraus ein paar Worte sagte.

„Gewiß — ich will es ihr freilich sagen. Für eine hohe Ehre darf sie es halten und wird es — gewiß."

An seinen eignen Worten schien er dann aus dem Sinnen zu erwachen, denn er hob danach den Kopf frei und versprach, Lochmann Nachricht zu geben, wie Brigitte denke.

Sie erhoben sich bald darauf und umschritten das Haus, da Lochmann den Fußpfad gewinnen wollte, der durch die Matten hinab ins Dorf und an die Lände führte. Aber eben, als der Städter sich zu verabschieden im Begriffe stand, erschien Brigitte mit ihrem und Barbaras Knaben auf dem schmalen Wege, der aus dem Kollerweinberge aufs Haus zu leitete. Lochmann erblickte sie und blieb stehen, um sie zu begrüßen. Als sie ihn von weitem erkannte, errötete sie leicht und kam näher. Sie hatte ein helles Sommerkleid an; ihr schlanker und

weißer Hals stieg zierlich und frei aus dem weiten Ausschnitt des Kleides. Ihre Augen blickten ruhig in die Lochmanns, und sie sprach wenige Worte in einer stillen, keinerlei Wärme oder Erregtheit verratenden Freundlichkeit. Die beiden Knaben kamen heran und stellten sich zwischen sie und den Gast, diesen neugierig und mit großen Augen betrachtend. Ein unendlicher Unterschied war zwischen den fast gleichgroßen Kindern. Uli, der Knabe Barbaras, trug Gewand, das sie selber geschneidert hatte und das klotzig und unschön an seinen hageren und eckigen Gliedern saß. Sein Gesicht war gelb und spitz, die Nase sprang weit und schnabelhaft wie bei der Mutter vor, und die fast schwarzen Augen hatten etwas Stechendes. Der kleine Lukas war dagegen ein seltsam lichter Mensch, biegsam und rund und fein, mit blondem Ringelhaar und einem zarten Gesicht, in dem dieselben hellen und arglosen Augen standen, mit denen Brigitte auf den Freier sah. Diese legte jedem der Kinder eine Hand auf die Schulter, und sie lehnten sich an sie, so daß etwas Frauen- und Mutterhaftes an ihr war, das ihr wohl stand. Dann war es für Lochmann Zeit zu gehen und er verabschiedete sich mit einem bedeutsamen Händedruck und dem Hinweis, daß er Lukas einen Auftrag an sie, Brigitte, gegeben hätte. Sie lächelte dazu ein wenig mühsam, das schmerzliche Gefühl, daß dieser tüchtige und ehrenwerte Mensch sich in einer vergeblichen Hoffnung wiege, nicht ganz überwindend. Er sah es aber nicht und verließ sie eilig, da ihm nicht viel Zeit blieb, sein Schiff zu erreichen.

Einen Augenblick standen Lukas und Brigitte stumm nebeneinander und schauten ihm nach. Die Kinder hatten sich indessen von ihnen entfernt und tummelten sich in der nahen Matte.

Das Gold des Abends, das über dem Herrlibacher Hange leuchtete, war noch klarer geworden. Lukas und Brigitte standen unter dem großen alten Birnbaum am Hause, von woher Aussicht über das Tal von St. Felix war, mit den Wiesen und Feldern, den dunkeln Waldflecken und den schimmernden, weithin ziehenden Linien der Flüsse. Es lag alles wie in die Ferne gerückt, als hätte die schöne und klare Welt sich gedehnt und geweitet. Weit in der Runde war kein Mensch zu sehen, und es war still, nur die Blätter des Birnbaumes drehten sich mit leisem Knistern auf ihren Stengeln.

Dann sah Brigitte zu Lukas auf. „Nun ist er schon wieder dagewesen," sagte sie.

„Er will dich fragen," antwortete Lukas. „Erkundigen soll ich mich bei dir, was du dazu sagen wirst, wenn er dich zur Frau haben will."

Brigitte blickte zu Boden. Sie sprach nicht, aber es schien, daß sie mit sich selber stritt; denn es war leicht zu sehen, wie rasch und erregt ihr Atem ging.

Lukas fuhr fort, ihr von Lochmann zu reden, ruhig, mit seiner dumpfen, klingenden Stimme, gerecht, wie er immer war, nicht verhehlend, was für den Stadtherrn sprach. Er hob Vorzug um Vorzug langsam hervor. „Es wären viele Hunderte landauf und -ab, die mit beiden Händen zugreifen

würden. Ich wüßte dir keinen Bessern, wenn du mich fragst."

Dann breitete er schlicht und recht die Zukunft vor ihr aus: „Ein Mädchen muß darauf bedacht sein, daß sie im Alter nicht allein ist. Ich bin nicht immer da. Umgesorgt hättest du es und schön."

Brigitte hob den Kopf nicht und sagte kein Wort.

„Du mußt es dir ernstlich überlegen," schloß er. „Ich muß ihm wohl Antwort geben — bald."

Da blickte sie auf, geradeswegs in sein starkes Gesicht. Es brach aus ihrem Blick etwas, was er nie darin gesehen hatte, es war nicht mehr nur schrankenloses Vertrauen, etwas Großes und Mächtiges war es, vor dem ihm, der viel erfahren und gesehen hatte, ein eigentümliches Zittern in die Brust kam, wie einem Jungen.

„Ich brauche nicht zu überlegen," sagte Brigitte und ihre Augen wendeten sich noch immer nicht ab.

Lukas legte den Arm um sie, die neben ihm klein und kindhaft war. Da drängte sie sich fest an ihn, den Kopf an seiner Brust, das Gesicht immer noch so erhoben, daß ihr Blick den seinen festhielt.

„Ich weiß nur einen, zu dem ich gehören kann," sagte Brigitte Fries. Mit beiden Händen hielt sie Lukas' Rechte umklammert.

Da faßte ihn ein wundersames Gefühl, als wüchse er selber noch, die Brust wurde ihm weit und die Muskeln strafften sich in einer Empfindung, als ob seine Kraft sich verdoppele. In einem Augenblick durchblitzte ihn die Erinnerung an sein

ganzes Leben, wie er gearbeitet und gesorgt hatte. Seine Kraft hatte standgehalten, da die der Jungen sich zersplitterte! In vielem war er Meister über sie geworden, nun fiel ihm auch der Preis zu, der sonst der Jugend gehörte, der Preis der Liebe, ihm, dem alternden Mann. Nicht ein Gefühl des Triumphes oder der Ueberhebung erfüllte ihn; es war nur eine machtvolle, alle Schranken brechende Freude, die ihn durchströmte.

Er beuate sich über Brigitte hinab, mit der Hand strich er über ihren Scheitel und hielt sie fest an sich. Er empfand, daß sie ihm lieb war. Vielleicht hatte er nie einen Menschen gehabt, der ihm so ans Herz gewachsen war. Aber er war über die stürmischen Jahre hinausgewachsen. Auf dem höchsten Gipfel der Freude blieb ihm der Sinn frei und klar. Sein Blick ruhte ruhig in ihrem. Dann führte er sie ein paar Schritte weiter, wo der Baum seine Zweige nicht mehr über sie hielt. Weit lag das goldene Land um sie, in dem hellen und reichen Glanze des Abends und reich aus sich selbst und der Fülle eines gesegneten Jahres.

„Dann soll es bleiben, wie es ist," sagte Lukas. „Gut ist ja alles so!" Und weiter hob er in einer frohen, die Bewegung, die in ihm war, verratenden Weise davon zu reden an, wie sich alles herrlich gefügt hätte in seinem Leben. Keinen und nichts vergaß er. Alle seine Tage ließ er an seinen und Brigittens Blicken vorüberziehen, und das Mädchen, das in seiner Nähe sich immer geborgen gefühlt, mußte abermals staunen, wie weit sein Blick

über alle hinging, die ihm anvertraut waren, wie er die Menschen verstand, ihre Vorzüge und ihre Schwächen, wie er sich freute über jene und wie er wohl wußte, daß die Schuld nicht immer so groß war wie die böse Tat. Endlich, als er lange gesprochen hatte, kam er auf sie beide zu reden. Da lächelte er mit einer köstlichen und weisen Spaßhaftigkeit: „Wir zwei, wir Liebesleute — da könnte uns nun niemand wehren, daß wir hingingen und uns vor dem Pfarrer noch enger zusammentäten als wir schon sind. Aber sie würden den Kopf schütteln über das ungleiche Paar, den alten Mann und das Kind. Und unsre, die Söhne und die Frauen und die Kinder, die wir im Hause haben und denen man nun gesagt: ‚Seht, so lebe ich, so sollt ihr auch leben,' große Augen würden sie machen und denken: ‚Der alte Mann weiß nicht, daß jedes Ding in der Welt seine Zeit hat, auch die Liebesliebe.'"

Er stockte und stand aufrecht, die schwere Hand im Bart, und sah wieder sinnend hinaus, als überdächte er schärfer noch und lang, was er eben gesagt hatte.

Dann nahm er Brigittens Hand. „So mußt du mich weiter zum Vater behalten," sagte er und schritt mit ihr durch den herrlichen Abend dem Hause zu, in dem die zwei Kinder eben verschwunden waren.

Einundzwanzigstes Kapitel

Ueber das Hochstraßer-Haus und die Welt hin rauschte die Zeit. Ueber manchen Ländern war ihr Flügelschlag gewaltig und Stürme brausten in ihrem Gefolge. Ueber des Lukas' Haus strich sie sanft mit weitgebreiteten Schwingen hin und ließ Friede sein.

Die Kinder wuchsen heran. Alle drei Knaben gingen zur Schule, und es war ein Vergnügen, sie zu sehen, wie sie sich Tag für Tag auf den Weg machten. Julian der größte und stärkste von ihnen, ging ihnen voran und machte sich zum Beschützer der beiden andern. Er war ein vorlauter und wilder, zum Prahlen neigender Bursch, aber im Grunde gutherzig und den beiden andern anhänglich, er behütete ihren Schulweg wohl. Die beiden aber, Uli und Lukas, trabten mit ernsthaften und wichtigen Gesichtern hinter ihm, häßlich, gelb, mit sonderbar alten und klugen Zügen der eine, hell, mit großen und klaren Augen und schimmerndem Haar der andre. So waren sie in der Straße zu Herrlibach als die Unzertrennlichen bald eine bekannte Erscheinung. Lächelnd und mit Wohlgefallen blickten die Leute ihnen nach, und wenn ein Fremder ihnen begegnete, wendete er sich wohl zurück und folgte ebenfalls mit den Blicken den Knaben, deren Ungleichheit und im Gegensatz dazu ihre enge Zusammengehörigkeit merkwürdig in die Augen sprang.

Die Sonntagabende fanden die vom Hochstraßer-Haus vollzählig beisammen, in der Laube im Sommer, in der Stube im Winter. Lukas hatte das so gewollt. „Wir wollen wissen, wer alles zu uns gehört," pflegte er zu sagen. So kam Julian mit Frau und Kind aus dem Nebenhause herüber, und vom Kollergut herunter fand Barbara mit Uli sich sich ein. Aus seiner Kammer oder vom Ruhesitze an der Scheune, wo er fast täglich zu sehen war, kam einer, der, obgleich er schon über- und überzeitig war, immer noch meinte: „Noch ein paar Jahre möchte ich es schon haben, das liebe Leben," Longinus, der Knecht, dem jeder Tag hell war, weil der Herrgott vergessen hatte, ihm das Menschlichste des Menschen zu geben: die Unzufriedenheit. Die drei Knaben saßen dann in einer Stubenecke oder tollten um das Haus, Rosa trug Wein aus dem Keller herauf und Brigitte stellte nach bäuerischer Sitte Backwerk für die Frauen und Rauchzeug für die Männer auf den Tisch. Wenn sie alle beisammen saßen, trat als der letzte Lukas zu ihnen, und ohne daß es ihnen ganz bewußt wurde, kam ihnen der Sonntag erst mit ihm herein. Er war immer noch derselbe, schlicht, altväterisch fast in Wesen und Kleid, aber mit dem freien und leuchtendem Blick im Auge, der ihn nicht alt werden ließ. Seine Gestalt bog sich nicht, hagerer wurde sie wohl und Jahr um Jahr schnitt die Runzeln und Risse schärfer in das braune Gesicht. Auch das Haar war weißer und der Reif wuchs hinab in den langen Bart. Lukas sah auf diesen hinab und lachte: „Da schneit es jetzt schwer hinein."

Dann setzte er sich zu ihnen und hatte ihnen bald einen Stoff zum Gespräche gegeben, zunächst hob er wohl von den Ereignissen der Woche an, von getaner und noch zu tuender Arbeit, von Versuch und Erfolg oder wohl auch von den Interessen der einzelnen unter ihnen, an denen nach seinem Willen alle gleich teilhaben sollten. Dann wandte ihr Gespräch sich allmählich weiteren Zielen zu, Ereignissen der Außenwelt, wie sie vor ihren schlichten Blicken sich zeigten. Die schönen Glocken von Herrlibach läuteten ihren Sonntagsgruß in ihren Feierabend, manchmal konnten sie wie das dumpfe, ferne Echo zu diesen das mächtige Geläute von St. Felix heraufklingen hören. Sie saßen beieinander, und was sie sagten, lief alles bei Lukas zusammen, der derjenige war, an den jedes von ihnen freudiges Wort und Klage, Frage wie Bitte richtete.

In ihre Sonntage, in ihre Zeit überhaupt trat bald noch ein andrer tapferer und lebensstarker Mensch, Martha Schwerzmann, die Magd. David war nicht versonnen genug, daß nicht ihre helle, starke Stimme, ihr freies Lachen und Singen allmählich in seine Versunkenheit gedrungen wäre. Sie weckte ihn mit ihrer Frische, und wenn er anfangs mit großen Augen und erstaunt auf sie blickte, so kam nach und nach in diesen Blick Freude und Teilnahme. Es brauchte nur eines leisen Winkes von Lukas' Hand, damit er zur Erkenntnis kam, wie er sich keinen besseren Kameraden an die Seite nehmen konnte als die starke Magd.

Martha war nachdenklich geworden. Sie war nicht mehr ganz jung, und es kam ein junger Bauer

aus ihrem Heimatort, den sie seit ihrer Jugend gekannt hatte, und wollte sie zur Frau haben. Die Absage wurde ihr nicht so leicht wie früher. Es war deshalb, daß Lukas mit David sprach.

„Du wirst nicht tags deines Lebens allein bleiben wollen," sagte er und fügte hinzu: „Wenn du nicht acht hast, möchte dir in diesen Tagen eine wegkommen, um die es schade wäre."

Am Abend kam der Bewerber Marthas wieder. David sah ihn wieder aufs Haus zuschreiten und erschrak so jäh, daß ein plötzlicher Entschluß in ihm aufsprang. Von der Stelle weg ging er Martha, die er im Felde wußte, suchen und bat sie, als sein Weib im Hause zu bleiben. Sie aber mochte an seiner Unruhe erraten, daß der Jugendfreund gekommen war, seine Antwort zu holen. Sie sah ihn fest und diesmal ohne zu lachen an, besann sich und war bald entschlossen. „Du hast mich nötiger, meine ich," sagte sie und tauschte nicht ohne einen leisen Schmerz den ihr lieben andern um die Heimat in Lukas' Hause, weil ihr darin und in seiner freien Luft wohl war und etwas sie sonderbar zu dem traumhaften Menschen, dem David, zog, der eine feste Hand brauchte, ihn zu führen.

Im Herbst darauf hielten sie Hochzeit.

Und als das Laub fiel und der Wald in allen Feuerfarben prangte, ging Margherita, die Welsche, noch einmal an Davids Leben vorüber.

Es war ein eigentümlicher Abend. In vereinzelten Windstößen rauschte das dürre Laub und wirbelte am Berg hin, am Himmel standen gelbe und blutrote Lichtstreifen wie mit riesigem Messer

gerissene leuchtenden Wunden, sonst war er ganz von grauen, sich übereinanderschiebenden Wolken verhangen. Der See lag still, schwarz und schwer in der Tiefe, seine hügeligen Ufer schienen zusammengerückt und an den Himmel gewachsen. Baum und Wiese, Haus und Stein, alles lag scharf herausgerissen in der düsteren Landschaft.

David hatte im Herrlibacher Berg Holz zu schlagen. Martha, seine Frau, trug ihm zu Mittag. Er setzte sich an den Rand der mit Unkraut bewachsenen Straße, unweit der Stelle, wo der Kesselflickerwagen einmal gestanden hatte, um seine Mahlzeit zu halten. Die Frau ließ sich neben ihm nieder, damit sie das leere Blechgeschirr nachher gleich zurücknehme. Sie saßen eine Weile, sprachen ein paar Worte, während David aß, und sahen die Blätter sich zu ihren Füßen regen und wandern wie ein ziehendes Volk, fürbaß mit leisem Rascheln, jetzt einen Schritt, jetzt in fliegender Eile eine ganze Strecke hin. Kein Mensch war sonst in der Nähe, David war nachdenksam; vielleicht ging ihm das Vergangene, das, was an dieser Straße geschehen war, durch den Kopf. Als er zweimal einsilbigen Bescheid auf ein Wort von ihr gegeben hatte, wurde Martha aufmerksam. Sie sah ihn von der Seite an, lächelnd fast. Sie erriet, was ihn bedrängte, war aber seiner zu sicher, als daß sie sich darüber erzürnt oder darum geängstigt hätte.

Da tauchte drüben ein einzelner Mensch auf, dort, wo die Straße von Norden heranstieg. Langsam kam es herauf, schlank und dunkel zeichnete sich die Gestalt gegen den grauen Himmel — eine

Frau. Sie ging mit gemächlichen, fast zögernden Schritten. Ein Tuch, das sie im Zipfel um den Kopf gelegt trug, flatterte im Winde. Als sie näher kam, sahen die beiden Dasitzenden, die unwillkürlich auf sie aufmerksam geworden waren, daß in ihren Bewegungen eine fremde Anmut war. Sie ließ die Arme lang herabhängen und hielt die Hände vor sich leicht verschlungen wie eine, die in Sinnen geht. Einmal zögerte sie und schaute mit einem Ausdruck von Verlangen auf das Dorf nieder, das sie von der Stelle, wo sie stand, zu ihren Füßen liegen sehen mußte. Das Tuch glitt ihr in den Nacken, und nun trat vollends die Anmut ihrer Haltung zutage. Das braune, reine Profil ihres Gesichtes stand in edler Linie wider die graue Luft gezeichnet. Jetzt wandte sie sich, und im gleichen Augenblick gewahrte sie David und sein junges Weib. Sie stutzte, und es flog um ihre Nüstern eine leise Erregung, dann aber kam sie langsam näher, wiederum mit einander gelegten Händen, den Blick sinnend ins Weite gerichtet, kam näher, in flickigem Rock, das Haar wirr, aber mit fast königlichem Gange schreitend, und langsam, ohne die beiden anzusehen, ging sie vorüber und straßan, bis sie den Blicken der Dasitzenden entschwand. War sie dem Wagen der Kesselflicker vorangegangen oder folgte sie den bereits Vorausgezogenen, hatte sie vielleicht allein die Straße genommen, während die Verwandten andern Weges zogen — wer wußte es!

David hatte, als er sie erkannt hatte, mit weit aufgerissenen Augen, in einer fürchterlichen Erregung als müßte er jeden Augenblick aufspringen, da-

gesessen. Da legte sich Marthas Hand fest und stark auf die seine, und es durchrann ihn seltsam, als erwachte er jäh aus einem willenlosen Taumel. Ein wilder Schmerz in seinem Innern verschwand nicht völlig, aber er vermochte klaren Blickes auf das fahrende Weib zu sehen, das an ihnen vorüberging, und wußte, daß alles gut war, wie es war, daß Ungleich nicht zu Ungleich gehörte.

„Das war sie also," sagte Martha laut und ruhig, als Margherita verschwunden war.

„Ja," sagte er leise.

Der starke Ton ihrer Stimme hatte ihn fast erschreckt; es war nichts Weiches, Klagendes, und wiederum weder Zorn noch Empfindlichkeit darin. Die Festigkeit dieser Stimme zerriß jäh die Trauer und Sehnsucht, die ihn gefaßt hatten. Wie mit einem heftigen Federzug strich Martha das Vergangene aus, im Ton ihrer Stimme gleichsam verratend: Du gehörst zu mir! Was soll mich die groß kümmern, die wir soeben gesehen haben! Und die starke Frau stand nachher auf, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Wald zurück. Unwillkürlich griff er zur Axt, und sie streifte die Aermel an ihren Armen auf, ihr Gesicht war hell, ihre Augen glänzten. „Ich will dir ein wenig an die Hand gehen." Dann fing sie neben ihm an zu arbeiten, Holz zusammenzutragen, das er geschlagen hatte, und zu Wellen zu binden. Er mußte sie ansehen, wie sie sich manchmal aufrichtete und prächtig wie ein junger Baum vor ihm stand. Da vergaß er ob ihr die andre und hatte eine ergiebige Arbeitsstunde.

In dieser Stunde wurde David zu dem Manne, der er später war, mit offenem Blick, frisch und froh und mit einer freien Freude an der Frau im Herzen, die im Leben neben ihm stand. —

Und weiter rauschte die Zeit über das Hochstraßer-Haus dahin. Die Jungen alterten, und die Kinder wuchsen auf. Julians Sohn kam nach St. Felix zur Schule, Uli, Barbaras Bub, legte schon bei den Landarbeiten Hand mit an. Er war seines Vaters Sohn, emsig, zäh im Fleiß, aber sein Blick war weiter.

„Er ist eine gute Hilfe," sagte Lukas von ihm, das hieß, daß er so gedieh, wie Lukas selber ihn zog.

Und da war der dritte, Lukas, der Knabe. Er war das Staunen von Herrlibach gewesen, als er mit blonden Locken ging; er war es noch jetzt, da sie ihm die Locken beschnitten hatten, weil er zu groß war. Schlank und stark gebaut, mit einer freien und hellen Stirn, ging er einher, hatte an allem Schönen Freude und wußte früh Maß zu halten im Genuß des Schönen. Er war kein Spinner, freute sich am Augenblick, tollte sich aus wie einer, aber in manchem Worte zeigte er, daß ein großer Ernst in seiner jungen Seele war und daß sein Blick weiter reichte, als Leute seines Alters sonst zu schauen pflegen. Als seine beiden Kameraden Uli und Julian seltener um ihn waren, knüpfte er in der Schule eine andre Freundschaft an, über die viele lächelten. Der Pfarrer von Herrlibach, ein kluger und innerlich feiner Mensch, hatte ein Töchterlein, ein stilles Kind mit zarten und reinen Zügen, an das der um vier Jahre ältere Knabe

sich anschloß. Sie waren bald unzertrennlich. Im Pfarrhause oder auf dem Hochstraßergut oder oben im Wald, wo sie gern streiften, waren sie täglich beisammen. Sie waren ein Bild, wenn sie aus dem Walde durch die Weinberge gegen das Haus zur Weinlaube gestiegen kamen, Hand in Hand, mit hellen Gesichtern, das Wohlgefallen, das sie aneinander hatten, nicht verbergend, weil keinerlei Arg in ihnen war. Als es sich einmal traf, daß Lukas Hochstraßer und Brigitte beieinander standen und sie kommen sahen, verstummten diese beiden, die im Gespräch begriffen gewesen, und schauten, jedes unwillkürlich seinen Gedanken nachhängend, stumm eine Weile auf die weit oben am Berge Nahenden. Und nach dieser Weile trafen sich ebenso unwillkürlich ihre Blicke, und sie lächelten beide.

„Da kommt unsre Hoffnung vom Berge herab," sagte Lukas und sprach zum erstenmal aus, was Brigitte lange in ihm wußte: daß er auf diesem Enkel die Zukunft seines Hauses ruhen sah, und daß ihm war, als lebe er selbst in keinem andern so weiter wie in dem Knaben, der seinen Namen trug.

Lukas, der Bauer, und Brigitte lebten ihre friedlichen Tage dahin. Von dem, was einmal zwischen ihnen Wort geworden war, sprachen sie nicht mehr. Ihr Leben war ein so vollkommenes Aufgehen im Dienste des andern, daß kein Band sie enger hätte knüpfen können. So wohl lebten sie ihre Tage, daß die, die um sie waren, nie ahnten, wie nahe sie innerlich sich angehörten. Alle diese andern, die so verschieden waren und wohl kaum aus sich selbst sich je zusammengefunden hätten, fanden sich inein-

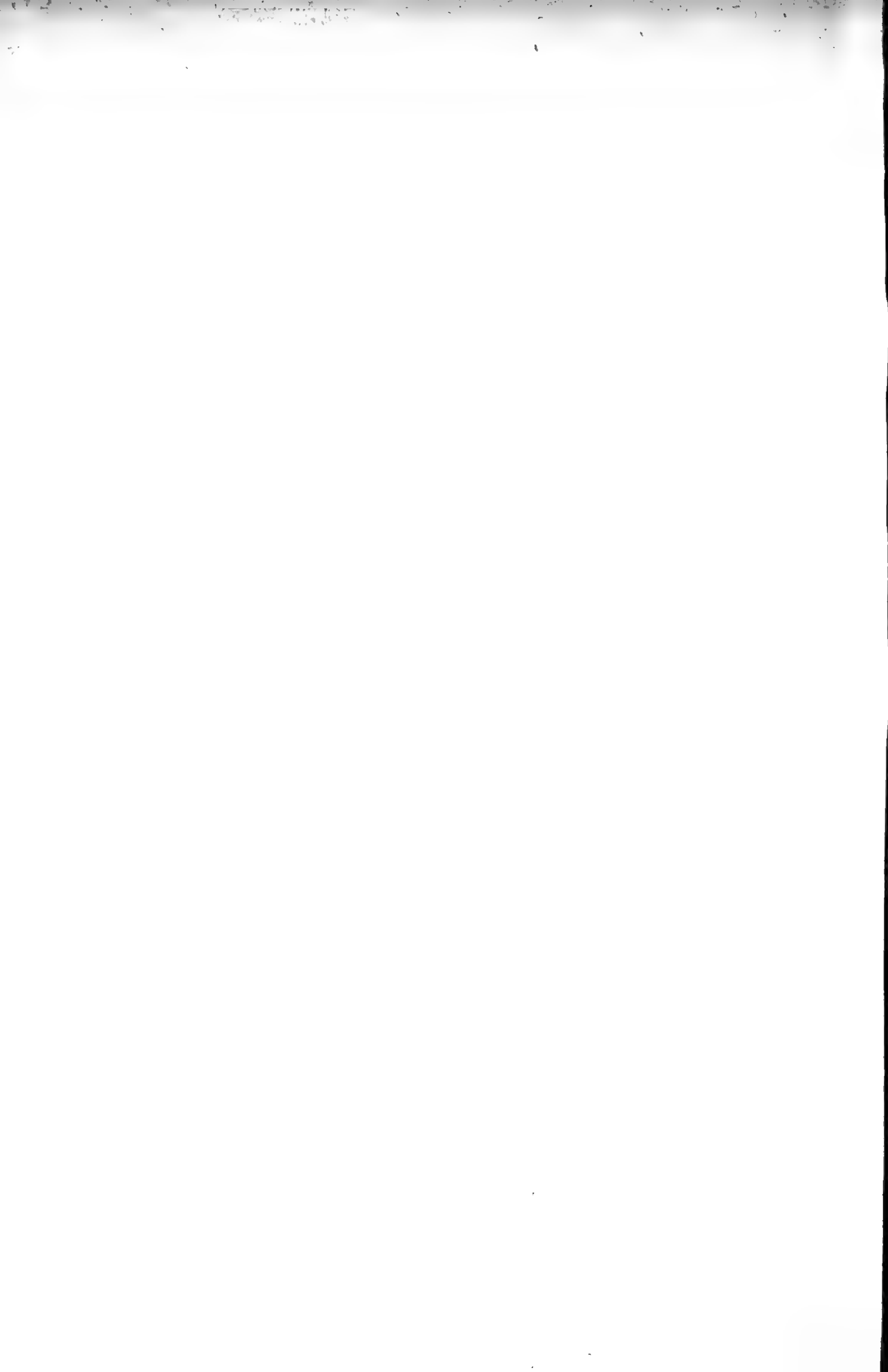
ander in der Erkenntnis des gemeinsamen Fort- und Emporkommens. Ihr gemeinsames Glück gedieh und band sie so fest, daß Lukas wußte, es würde nichts ihren Frieden stören, auch wenn er eines Tages nicht mehr unter ihnen sein würde.

Es war aber früh, daß Lukas' Blick erlosch, früh, weil der starke Mann wohl hätte in die Achtzig hinaufreifen sollen, statt mit dem zweiundsiebzigsten zu sterben. Aber der Baum fiel, ehe er morsch wurde. Lukas hatte sich in rauhem Wetter an der Herbstarbeit erkältet. Eine Lungenentzündung befiel ihn. Schwere Fieber verzehrten seine Kraft. Nach vier Tagen starb er.

Brigitte hatte die Wache bei ihm, als der Tod ihn ankam. Es war am hellen Tage. Er hatte sich selbst seit vielen Stunden nicht mehr gefunden. Im letzten Augenblick schien ihm noch Klarheit zu kommen; denn er bäumte sich auf, als ob er sich emporrichten wollte. Dann tat er die Augen weit auf, und die ganze Wucht seiner Lebensstärke leuchtete noch einmal aus ihnen. Es gelang ihm, sich gerade hinzusetzen, mit festem Druck hielt er Brigittens Hand, dann sank er jäh, wie vom Blitz geschlagen, in sich zusammen und war tot.

Das Mädchen, von dem der Reiz der Jugend gewichen war, stand an seinem Bett und verbiß den Schrei, der sich ihr auf die Lippen drängte. Sie hob die hagere und zitternde Hand und strich dem Toten über die Lider, feierlich, fast ehrfürchtig. Dann wuchs der Schmerz in ihr wie ein Wildwasser und quälte sie, daß sie sich umwendete, als müßte sie verzweifelnd aus dem Zimmer stürzen.

Da öffnete sich die Tür, und mit hellem Gesicht trat Lukas, der Jüngling, auf die Schwelle. Sie stand einen Augenblick wie vor einer Erscheinung und streckte ihm dann die Hände hin, die er, rasch ernst geworden und begreifend, was geschehen war, ergriff. Und er hielt sie, als sie fallen wollte, er, der des Hauses Hoffnung war!



Bücher von Ricarda Huch

Der Kampf um Rom. Roman.

4. Auflage. Geheftet M 5.—, gebunden M 6.—

Dr. Rudolf Krauß (Stuttgart) in der **„Deutschen Tageszeitung", Berlin:** „Ein starkes Maß verhaltener, gleichsam unter der Asche glühender Poesie durchdringt das ganze Buch. Die überragende Person Garibaldis gibt den vielfältigen Bestandteilen inneren Zusammenhalt. Seine Macht über die Menschen, sein Kinderherz, sein Optimismus, das Impulsive seiner Natur — das alles ist prächtig herausgearbeitet."

Die Verteidigung Roms. Roman.

6. Tausend. Geheftet M 5.—, gebunden M 6.—

Dr. J. V. Widmann im **Bund, Bern:** „Eine moderne Heldendichtung, die in der poetischen Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts ihresgleichen nicht hat und einen außerordentlich hohen Platz einzunehmen berechtigt ist. Man könnte beinahe grollen, daß eine Frau dieses im höchsten Sinne mannhafte Buch geschrieben hat."

Von den Königen und der Krone. Roman.

5. Auflage. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Prof. Karl Berger in der **„Deutschen Zeitung", Berlin:** „Es wird mir schwer, nüchtern und besonnen das märchenhaft schöne, sinnbestrickende Buch zu ‚besprechen', jetzt, da ich noch, wie nach einem beseligenden Traume, der stimmungsvollen Zauberwelt der Dichtung mich kaum entreißen kann."

Seifenblasen. Drei scherzhafte Erzählungen.

3. Auflage. Geheftet M 3.50, gebunden M 4.50

Die Zeit, Wien: „Ricarda Huch ist eine Meisterin des Stils und der Stimmungen, die bald gesättigt sind mit der dunkelnden Farbenschwere südländischer Romantik, bald, wie hier, von den anmutigen Glanzlichtern der Ironie umspielt. Und ihre Ironie gleicht einem venezianischen Dolch, der kostbar geschliffen ist und wie ein Schmuckstück funkelt, und ist doch in kundiger Hand gefährlichste Waffe."

Ernst Zahn's Gesammelte Werke

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Ernst Zahns Gesammelte Werke

Erste Serie

Zehnter Band

Firnwind



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Firnwind

Von

Ernst Zahn



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Firnwind soll in diesem Buche wehen,
Wie er frostig durch mein Bergland braust,
Wie dem Volke, dem hier Hütten stehen,
Er den Sinn gehärtet und die Faust.

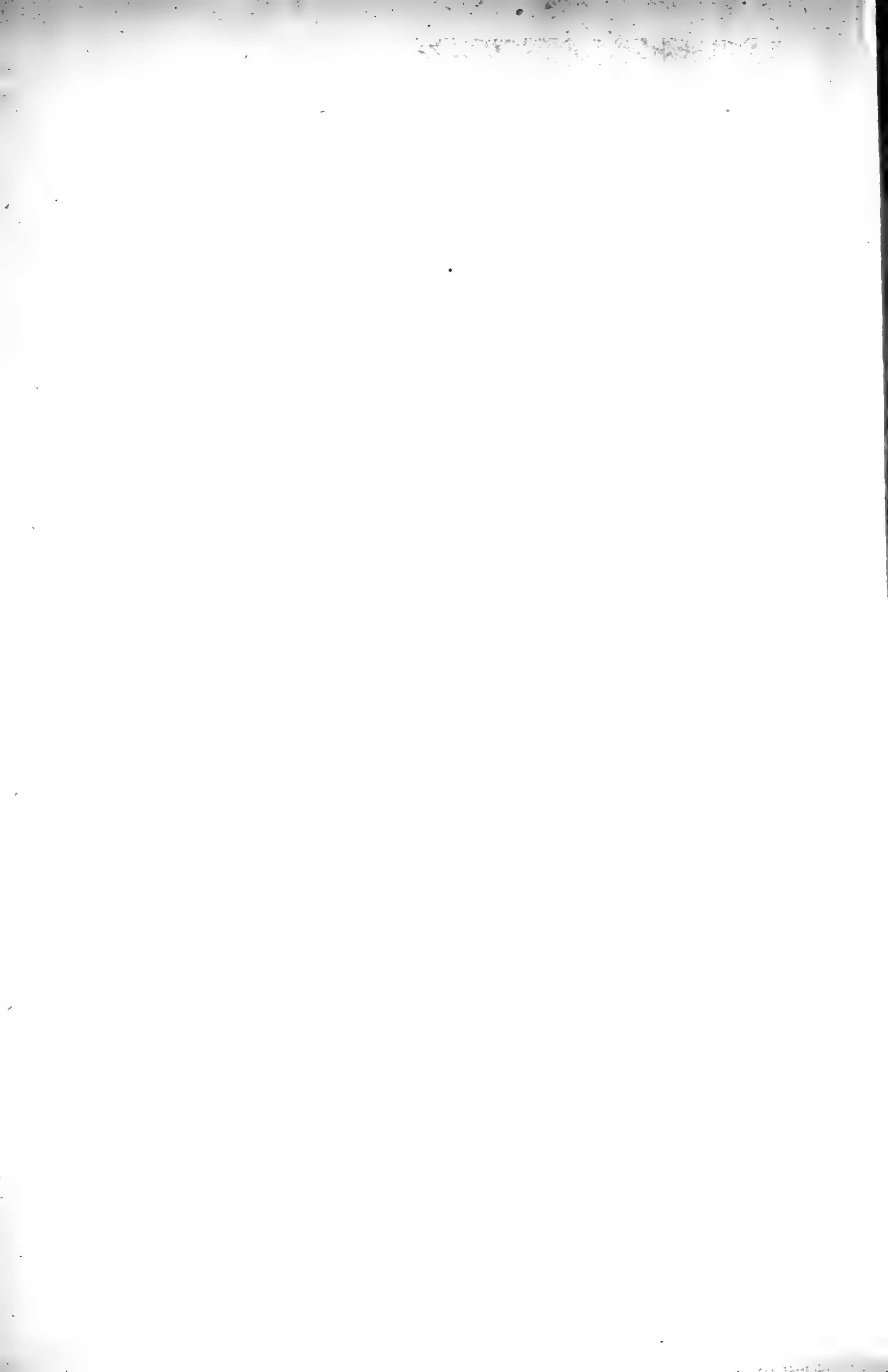
Wie er aufspringt frei und ungelinde,
Wo der Frömmler buckelt und scharwenzt,
Von den Köpfen reißend das Gewinde,
Das sie weiß und tugendhaft umkränzt.

Wie er weht aus mancher Menschen Nähe,
Nicht mehr rauh und kalt, nur still und klar,
Daß ich weiß, wenn ich vorübergehe,
Wie ein lautrer Geist mir nahe war.

Firnwind soll in diesem Buche wehen,
Wie ihn meine Stirne oft gefühlt.
Und mir ist des Lohns genug geschehen,
Wenn ein heißes Haupt sich dran gekühlt.



Inhaltsverzeichnis



Keine Brücke

1906

Erstes Kapitel

Die Sonne fiel in die Fenster. Jedes aus der langen Reihe bekam seinen Teil, nahm ihn durstig auf — denn auf der Johannes-Hofstatt waren die Häuser nicht durch ein Uebermaß von Sonne verwöhnt — und warf ihn treulich in die große niedere Pfarrhausstube. Ein Strahl traf den weißgescheuerten Boden, ein andrer die bauchige Kommode mit dem schweren Messingbeschlag, einer den ovalen großen Tisch mit der gehäkelten Decke, und in einer Ecke setzte sich ein Lichtschimmer dem Gipsenglein an der schönen Stukkaturdecke auf die Stumpfnase. Der junge Pfarrer Ludwig Heß und seine Mutter saßen in einem Schattenwinkel. Aber das Licht einer nach der engen Seitengasse hinausgehenden Scheibe fiel auf beide und auf das alte, große, mit Leder bezogene Sofa, auf dem sie sich niedergelassen hatten, in der einen Ecke der Sohn, in der andern, ein ganzes Stück von ihm ab, die Frau Säckelmeisterin, seine Mutter. Beide führten ein stilles, ernsthaftes Gespräch; der Pfarrer fragte, und die alte Frau gab Antwort. Sie war zu Besuch gekommen, und der Sohn wollte vieles aus dem einsamen Hause am See wissen, in dem er das einzige

Kind gewesen und die Mutter eine Witwe war. Alle Kleinigkeiten wollte er wissen.

„Und die Grite, die Magd? — Und haben die Lärchen schon Nadeln?" — Und was macht Tiger, der Kater?"

Während er fragte, glitt ein behagliches Lächeln durch sein Gesicht, die verträumt blickenden, merkwürdig hellen blauen Augen leuchteten von einer innerlichen Freude, und manchmal warf er mit einer raschen Bewegung des Kopfes die weiche, blonde Haarsträhne zurück, die sich immer in seine hohe, freie Stirn drängte. Die Frau Säckelmeisterin gab ihren Bescheid, wie er fragte, langsam und lächelnd, saß aufrecht, aber den Rücken an das Sofapolster gelehnt, die schlanken Hände im Schoß. Diese, die weiß gepflegt und vornehm waren, hoben sich wie aus Marmor geschlagen von dem schwarzen Seidenkleide ab, das sie trug. Während ihres Gespräches sahen sie einander nicht an, sagten vielmehr ihre Worte in einer versonnenen Weise vor sich hin, die genugsam die Freude bekundete, mit der sie von Dingen sprachen, die ihnen lieb waren, und die Zufriedenheit, in die der stille Gedankenaustausch sie versetzte. Beide waren jeder Neugier oder Vorlautheit bar und zeigten eine feine Zurückhaltung, so daß diese Menschen zu der sonnigen, einfachen und doch Wohlhabenheit verratenden Stube in schönem Verhältnis standen. Daß sie Mutter und Sohn waren, vermochten sie nicht zu leugnen, denn ihre Gesichter hatten denselben Schnitt, und wenn auch bei dem jungen Pfarrer Mund und Kinn, die bei der Mutter von edler und scharfer Zeichnung waren, durch den

blonden Christusbart verdeckt waren, so ließen sich doch die Linien erraten, und beide hatten die starke gerade Nase gemeinsam, die ein Merkmal des alten Geschlechtes der See-Heß war.

Von dem Hause am See kamen Mutter und Sohn auf die Gesundheit der Frau Säckelmeisterin und auf die Amtstätigkeit des Pfarrers an der Johanneskirche zu St. Felix. Lange aber sprachen sie nicht von dem, was sie am meisten bewegte, kamen dazu erst, als ein Dienstmädchen in sauberer weißer Schürze den Tisch zum Kaffee gedeckt und diesen für den geistlichen Herrn und seinen Gast aufgetragen hatte. Da erhob sich die Frau Säckelmeisterin, strich das graublonde Haar an ihren Schläfen mit den Fingern zierlich glatt und bewegte sich in einer altväterischen Anmut zum Tisch, an dem sich der Sohn ihr gegenüber niederließ. Der Augenblick, während dessen sie aufrecht nebeneinander gestanden, hatte gezeigt, daß der Sohn die zierlich und schlank gewachsene Mutter körperlich um einen Kopf überholt hatte, in seinem Benehmen gegen sie aber lag noch immer eine schöne, wohl kaum in Wirklichkeit bestehende, sondern von ihm frei für gut und dem Alter schuldig befundene Abhängigkeit.

„So kommt sie erst nach Abgang meines Schiffes mit den Kindern zurück, deine Frau?" begann die Frau Säckelmeisterin und schnitt auf ihrem Teller mit den feinen und starken Fingern geräuschlos ein Stück des gelben Langbrotes ab. Damit hatte sie das Gespräch auf dasjenige gebracht, was die Mutter am meisten beschäftigte. Der Wunsch, einen Blick in das Familienleben des Sohnes zu tun, war immer

der Beweggrund für die nicht häufigen Besuche, die die einsam lebende Frau in St. Felix, der Stadt, machte.

Pfarrer Heß hob den Blick, und ihn auf sein Gegenüber richtend, gab er, wie er ihr schon bei ihrem Kommen bedauernd auseinandergesetzt, Bescheid, daß seine Frau mit den zwei Kindern den Tag bei ihrer Mutter verbringe und von solchen Besuchen erst nach Eindunkeln heimzukommen pflege. „Aber," fügte er rasch aufstehend hinzu, „da fällt mir eben ein, ich könnte Hedwig Nachricht schicken, daß du hier bist, Mutter."

„Nein, nein, laß!" wehrte sie in ihrer bestimmten Art ab. Und er war so an ein kurzes, unverschnörkeltes Ja und Nein der Mutter gewöhnt, daß er von der Tür zurücktrat, der er sich genähert hatte.

„Wir waren auf die liebe Ueberraschung nicht gefaßt," sagte er, während er sich an seinen Platz begab.

„Ich hätte die Kinder wohl gern gesehen," meinte die Frau Säckelmeisterin.

„Wir schicken sie dir wieder einmal über den Sonntag," entgegnete Heß.

„Ja — sieh einmal — nun sind sie während der Woche schon beide nicht mehr zu haben," sagte gedankenvoll die Mutter.

„Freilich, die Zeit geht!" stimmte der Pfarrer bei. „Nun ist Else schon sieben, Johann Jakob schon sechs."

Mit dem kleinen Hin und Her solcher Bemerkungen kamen sie, während sie über ihren Tassen saßen, auf die Vergangenheit zu sprechen und gingen

dabei beide vielleicht unbewußt und unter innerlichem Zwang an der Gegenwart vorbei, von der es sich weniger leicht sprach.

„Vorgestern haben sich die ersten acht Ehejahre erfüllt," sagte Pfarrer Heß.

Die Frau Säckelmeisterin nickte nur. Sie bestrich ihre dünne Brotscheibe mit Butter und schien ganz in die sorgfältige Beschäftigung, die ihre Hände taten, vertieft.

Ihr Sohn lehnte sich in seinen Stuhl zurück, er hatte seine Mahlzeit beendet. „Wir haben gestern noch darüber gesprochen, wie das sich alles so gemacht hat, Hedwig und ich," fuhr er in einem ernsthaften Ton fort, der leiser wurde, je mehr er, in seine eignen Gedanken sich einspinnend, halb zu sich selber zu sprechen begann. „Ich sehe sie noch heute, wie ich sie zuerst im Hause ihres Vaters gesehen habe, die Hedwig. Es war, wie ihr Vater den Schlaganfall hatte, an dem er starb. Sie hatten mich geholt. Ich war noch Helfer derzeit. Sie, Hedwig, hatte allein den Kopf noch klar. Ihre Mutter war wie von Sinnen, der Bruder Karl wußte sich nicht umzutun, lief in dumpfer Verwirrtheit planlos herum. Die zwei Mägde standen und rangen die Hände über das Unglück. Da schien die Tochter, die die Jüngste im Hause war, gleichsam zu erwachen. So zart sie damals war, sie war auf einmal die Starke und Entschlossene, ordnete das und jenes, gab dem Bruder die Fassung zurück und wußte die verzweifelnde Mutter zu beruhigen."

Pfarrer Heß wendete sich seitwärts. Sein Blick ging ins Leere, als sehe er die vor sich, von der er

sprach. Immer noch fuhr er weiter, als malte er für sich selber ein Bild, immer deutlicher, immer noch da ein Licht und dort eines setzend. Es war, wie wenn ihn ein plötzliches und heftiges Bedürfnis triebe, gerade in diesem Augenblick sich neu und deutlich zu erklären, wie es gekommen sei, daß er Hedwig Reimann kennen gelernt und zu seiner Frau gemacht hatte.

Die Frau Säckelmeisterin legte geräuschlos ihr Messer auf den Tisch, wischte die Fingerspitzen an der Serviette rein und ließ den Rücken an der Stuhllehne ruhen. Indessen hafteten ihre klugen Augen auf des Sohnes Gesicht. Sie unterbrach ihn nicht, und ihre Züge blieben so still wie immer, aber sie hörte aus seinen Worten dennoch den seltsamen Fleiß heraus, mit der er sich die Vergangenheit deutlich machte, als wäre heute nicht mehr alles so natürlich an dieser Vergangenheit, wie es damals gewesen war. Und der Blick der Frau Säckelmeisterin wurde schärfer. Eine fast strenge Klarheit kam hinein. Es war nun schon lange Zeit, daß sie mit solchem Blick in das Leben des Sohnes schaute, ohne einer leisen Sorge, die in ihr war, Ausdruck zu geben, ohne bei dem Sohne eine offene Bestätigung für die Begründetheit dieser Sorge zu finden und doch von einer innerlichen Unruhe erfaßt, die sie diesmal früher als sonst zu einer Wiederholung ihres Besuches im Pfarrhause gedrängt hatte.

So plötzlich, wie er in seine Worte und Gedanken sich eingesponnen, erwachte der junge Pfarrer daraus, als er bemerkte, daß die Mutter vielleicht geraume Zeit schon schweigend und untätig dasaß. Es war,

als käme flüchtig ein leises Rot in seine Wangen. Er wechselte das Gespräch, hob mit Lebhaftigkeit von den Kindern zu erzählen an und redete sich bald in Eifer über dem Erzählen kleiner Klugheitsbeweise seines Knaben und in der Schilderung der Anstelligkeit, mit der sein Töchterchen seit wenigen Tagen ihr erstes Strickzeug handhabe.

Zweimal ging dann die schrille Klingel, die Besucher ankündigte. Pfarrer Heß empfing sie in seinem neben der Wohnstube liegenden Arbeitszimmer. Als er dort wieder allein war, rief er, am Schreibtische sitzend, die Mutter zu sich. „Du hast es immer gemütlich gefunden hier," sagte er und hieß sie sich zu ihm setzen. Sie sah nach der Uhr, sprach vom Abgang ihres Schiffes, aber er lachte sie aus. Noch eine ganze Stunde bliebe ihr Zeit, und machte ihr selbst das Kissen im Lutherstuhl zurecht, setzte sie hinein und trat dann zu einem an der jenseitigen Wand stehenden Klavier, dessen Deckel er aufschlug. Ohne ein Wort ließ er sich daran nieder und hob zu spielen an — Chopin, ein Notturno. Er hatte starke weiße Hände, die das Instrument mit einer unaufdringlichen, schlichten und um so innerlicheren Kunst meisterten. Ueber das schöne, dunkle Zimmer lagerte sich eine eigentümliche Stimmung. Es hatte nur ein Fenster nach der engen Gasse hinaus, so lag seine eine Hälfte, in der an der einen Wand der Schreibtisch, an der andern das schwarze Klavier standen, in tiefer Dämmerung. Die Frau Säckelmeisterin saß in der Nähe des Fensters, und ihre schlanke und zierliche Gestalt war voll beleuchtet. Sie saß vornübergebückt, den einen Arm leicht auf die Stuhllehne

gestützt und den Kopf in die Hand gelegt. Das Licht erhöhte den grauen Schimmer ihres hellen Haares und ließ die feine Linie ihres Profils deutlicher erkennen. In ihrem seidenen Kleide und während sie fast regungslos lauschend dasaß, war sie wie das dritte zu den zwei alten Bildern, die an der Wand hingen und die Großeltern des Pfarrers in ihrer altbürgerlichen Vornehmheit zeigten.

Pfarrer Heß spielte. Er saß aufrecht und schlank in schwarzem Gehrock am Klavier. Ueber seinem blonden Kopf auf an der Wand befestigten Konsolen standen zwei weiße Marmorbüsten: Beethoven und Chopin. Etwas von der Melancholie der wundervollen Musik lag über der dämmerigen Stube und ihren zwei Gestalten, aber auch eine große Ruhe und eine unwillkürliche Würde, die von den beiden Menschen ausging. Und es war, als würde jetzt das laut zwischen ihnen, was sie in Worten vorhin nicht sagen konnten, weil es nicht ihre Art war, über dritte zu reden: das, weshalb die alte Frau gekommen war, und das, um dessentwillen der Sohn so eifrig die Vergangenheit hervorgeholt hatte.

Als Heß endete, blieb er einen Augenblick über das Klavier geneigt sitzen. Dann drehte er sich langsam nach der Mutter um und zeigte ihr ein heiteres Gesicht.

„Das ist das Herkommen wert gewesen," sagte sie. „Ich höre dich jetzt so selten spielen."

Damit erhob sie sich und trat in die Wohnstube zurück, nahm den haubenartigen Hut und setzte ihn auf. Der Sohn legte ihr die Mantille um und nahm selbst seinen Hut.

„Du willst mich begleiten?" fragte sie, und er bejahte.

Seite an Seite verließen sie das Haus. In der Gasse reichte er der Mutter den Arm. Dann schritten die zwei schlanken Menschen langsam durch dunkle steile Gassen abwärts, helleren Straßen und der Dampfbootlände zu. Sie sprachen nicht viel und alltägliche Dinge, kamen manchmal auf die Kinder zurück, und solange sie von ihnen redeten, leuchteten ihre Gesichter auf. Erst als sie schon den See graublau unter helleren, sonnenbeglänzten Wolken liegen sahen, kam Pfarrer Heß wieder auf Amt und Arbeit zu sprechen und vergaß sich im Erzählen. „Ich weiß nicht, warum ich es ihnen so recht mache. Unsre Kirche ist bald zu klein am Sonntag, Mutter." Er sagte das in einer schlichten Vertraulichkeit und sah glücklich aus. Die behandschuhte Hand der Frau Säckelmeisterin rutschte ein klein wenig auf seinem Arm und legte sich mit den Fingerspitzen auf die seine, sie sah dabei nicht auf, und doch lag in ihrer Gebärde ein stiller Beifall. Er führte sie über den Schiffsdamm und das Einsteigebrett zu ihrem Platze in der Kajüte. Als er sich verabschiedete, stand er vor ihr wie vor einer ganz großen Dame, mit entblößtem Kopf. „Ich danke dir für den Besuch, Mutter."

„Schicke mir die Kinder bald," sagte sie. „Und komme selbst bald wieder. Und grüße die Kinder von mir."

„Gewiß, gewiß," gab er zurück.

Als er sich schon der Tür näherte, sagte die Frau Säckelmeisterin: „Grüße auch deine Frau."

Er dankte, nickte ihr zu und ging. Ihre letzten Worte klangen in ihm nach, während er auf Deck und an Land stieg. Sie hatte diese Worte gesagt, weil sie nie die kleinste Höflichkeit versäumte und in ihrem ganzen Leben die Gerechtigkeit selber war, aber er wußte doch, daß nur die Höflichkeit sie gesprochen hatte. Und während er heimwärts schritt, mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen und langsam, sann er darüber nach, wie es sei, daß die zwei Frauen, die ihm im Leben am nächsten standen, einander so fremd waren. Seine Gedanken waren so geschäftig, daß er niemand erkannte, der ihm begegnete, und drei-, viermal spät und zerstreut an den Hut griff, wenn ein Vorübergehender ihn begrüßt hatte. Die Gedanken erzählten ihm eine ganze Geschichte. Die seine! Er kam nicht zu Ende damit, solange er in der Straße ging. Zu Hause fand er jedoch Frau und Kinder noch immer nicht zurückgekehrt. Da setzte er sich in seiner Studierstube in den Sessel, in dem die Mutter gesessen hatte, und spann weiter an dem, was er von der Straße hereingetragen.

Die Sorge hatte die Mutter hergetrieben! Viele Jahre hatte sie diese Sorge schon in sich, aber es war, als wüchse sie mit den Jahren. Wuchs sie noch? Wurden die Zweifel immer größer? Zweifel? Nun war es schon eine Gewißheit: er, der Pfarrer Ludwig Heß, der die Menschen lehren wollte, wie sie glücklich würden, wußte es nicht zu sein! Und weshalb nicht? Er hatte eine völlig sorgenfreie Existenz, zwei Kinder, zwei liebe Kinder, und eine reiche, hübsche, tüchtige Frau. — Wie sie damals

bei des Vaters Tod wacker aufrecht gestanden war, mitten im Jammer und Wirrwarr der andern! Das hatte ihn mächtig gepackt! Er sah sie oft nachher, immer war sie der gute Geist in ihrem Hause. Dann erkannte er, daß er ihr not tat, daß sie mit einer Art Angst dem Tag entgegensah, da er seine Trostbesuche einstellen würde. Er empfand Mitleid. Dann — dann liebte er sie, jung wie er war. Er ließ seinen Eltern, dem strengen und aufrechten Vater, der stillen Mutter gegenüber ein Wort fallen, er gedenke Hedwig Reimann ihnen als Tochter zuzuführen. Die beiden Alten saßen vornehm und gelassen auf ihren Stühlen und lächelten ungläubig.

„Die Tochter des reichgewordenen Weinhändlers — es ist nicht dein Ernst, Ludwig," sagte die Mutter.

„Während du nur auszulesen brauchst unter den alten Familien unsrer Stadt," fügte der steifere Vater hinzu.

Da quoll in ihm etwas heiß auf wie Begeisterung und Entschluß. Die gegenseitige Absonderung der Stände, war das nicht eine Klage in der Stadt, in seiner Zeit! Und er war Prediger, ein Prediger nicht nur des Wortes, sondern des Beispiels! Und er sollte nicht eine Brücke zu schlagen vermögen über die Kluft, die seit zu langer Zeit bestanden, sollte zurückschrecken davor, zu zeigen, daß Menschen Menschen seien, und den Mut nicht haben, das Außergewöhnliche zu tun, nur weil es außergewöhnlich war! Bald sah er Hedwig mit ganz andern Augen an. Er begann sie zu lieben wie seinen Beruf. Etwas Hohes schien ihm an ihr, während sie ihm zugleich wieder wie das Opfer eines un-

gerechten Vorurteils erschien, dem er, der Pfarrer und Menschenlehrer, Beistand schulde. Seine Liebe zu dem Mädchen wuchs mit dem Mitleid für dasselbe und der Begeisterung für seine berufliche Lebensaufgabe. So hielt er dem Mädchen, das ihn wiederliebte, Treue, machte sie zu seiner Braut und Frau.

Der Vater erlebte seine Hochzeit nicht. Ein plötzlich auftretendes Leiden, daß ihn seiner geistigen Fähigkeiten beraubte, hatte ihn schon vor der Verlobung des Sohnes zu keinem Einspruch mehr kommen lassen. Die Mutter aber war eine innerlich zu vornehme Frau, als daß sie nicht das eigne Widerstreben überwunden und versucht hätte, des Sohnes sieghaften Glauben, daß diese Ehe das Rechte sei, zu teilen. Sie mahnte, solange jener unentschlossen war; als sie seinen festen Willen erkannte, sah sie ihn ruhig an und sagte: „Du sollst nicht empfinden, als ob deine Mutter einen Schatten in dein Glück geworfen hätte.“ Und mit einer klugen Hand suchte sie von da an zu diesem Glücke beizutragen, was in ihrer Macht lag. Als die Verlobung stattgefunden, lud sie die zukünftige Schwiegertochter zu langem Besuch nach ihrem stillen Seegute ein und suchte sie in der Umgebung heimisch zu machen, für die sie den Sohn erzogen hatte. Ihre Bedenken schwanden nicht, aber auch ihre Hoffnung hielt noch stand. Die Hochzeit wurde gefeiert. Der Reiz des Neuen, die Sonne, die in die ersten Wochen eines jungen Hausstandes hineinleuchtet, ließ auch Ludwig Heß keine Schatten sehen. Und als später kleine Bedrängnisse und Zweifel kommen wollten, kamen die

Kinder und brachten ein neues Licht mit sich ins Haus, dessen Helle alles andre verdrängte. Nur die Frau Säckelmeisterin stand längst schon mit sehenden Augen beiseite und wußte, daß die Tage der Enttäuschung für den Sohn langsam, aber stetig näher kamen. Und nun? — Pfarrer Heß lebte die Tage der Enttäuschung. Langsam lebte er sich hinein, wie er in die des Glückes sich hineingelebt hatte. Daß er das tat, dafür war ihm der Besuch der Mutter Beweis, die die Sorge hertrieb, die wachsende Sorge.

Heß legte den Kopf in die Hand und sah vor sich nieder. Aber er war kein Schwächling. Die Brücke, die er hatte bauen wollen, war noch nicht vollendet, die Kluft noch da. Aber konnte nicht immer noch werden, was noch nicht war? Es galt nur den Mut nicht zu verlieren! Und den Mut besaß er noch. Er erhob sich mit einer raschen Bewegung. Mit dem Gefühl der Hoffnung, das in ihm aufsprang, kam ihm die Fröhlichkeit zurück. Seine Wangen röteten sich, so frei und gut war ihm zumute.

Da scholl die Klingel. Kinderstimmen klangen unten im Flur. Seine Familie kam zurück.

Zweites Kapitel

„Du hast zwei Teller zuviel aufgelegt, Hedwig," sagte Pfarrer Heß zu seiner Frau, als er am Sonntag morgen zufällig aus seiner Studierstube trat und sie dabei fand, den Tisch in der Wohnstube zu decken.

Sie errötete jäh bis unter das schöne blonde Haar. „Ich vergaß ganz, dir zu sagen — Pfarrer Schwarzmann kommt doch auch mit seiner Frau," sagte sie, sah nicht auf und deckte eifrig weiter.

„Schwarzmann?" fragte Heß.

Eine Silbergabel klirrte auf den Tisch. „Ich habe heute früh hinübergeschickt und sie bitten lassen," sagte Frau Hedwig. Nun sah sie den Gatten an. Das Rot in ihrem ebenmäßigen, starken Gesicht vertiefte sich noch. „Ist es dir nicht recht?" fügte sie hinzu. In ihrem Ton war eine leise Ungeduld.

„Gewiß," antwortete er ruhig und ging in seine Stube zurück.

Die Frau Pfarrer setzte ihre Arbeit fort, ging von Tisch zu Schrank, von Stube zu Küche. In ihrer Stirn war eine Falte und die Anmut ihrer Züge durch ein zorniges Spiel der Augen und des Mundes gestört. Wenn sie die Tür schloß, krachte sie, und als sie die Gläser aufnahm, faßten ihre festen, aber wohlgepflegten Hände so hart zu, daß eines davon in Scherben zerfuhr. Ihr Fuß stampfte den Boden. Die Haltung ihrer kräftigen, geraden Gestalt ließ erkennen, wie der Zorn sie immer mehr übermannte.

Das Scherbenklirren rief Pfarrer Heß aufs neue herbei, und durch die andre Tür steckten die zwei Kinder die Köpfe. Else, das siebenjährige Mädchen, kam herein und las die Scherben zusammen.

„Ist es dir ausgeglitten, das Glas, Mutter?" fragte das Kind.

„Ich habe mich nur geärgert," sagte Frau

Hedwig und sah ihren Mann mit den scharfen blauen Augen an, so daß leicht zu erraten war, über wen sie sich geärgert hatte.

Pfarrer Heß legte die Hände auf die Schulter seines Knaben und führte ihn ins Nebenzimmer.

„Du magst auch kommen nachher, Else," sagte er zu dem Mädchen. „Es ist ein neues Buch da, das euch gefallen wird." Er lächelte dazu. Das ärgerliche Wort Frau Hedwigs war wie störender Staub mit geschickter Hand hinweggewischt.

Als die Kinder über dem Buche saßen, kam er zurück. Die Tür der Studierstube zog er hinter sich ins Schloß. „Du hast dich geärgert?" fragte er gelassen seine Frau, die noch am Silberwandschrank hantierte.

„Soll ich mich etwa nicht?" fuhr sie laut und heftig auf.

„Die Kinder sind in der Nähe," mahnte Heß leise, aber bestimmt.

Da dämpfte sie die Stimme, aber jedes Wort klang heftig, als sie fortfuhr: „Meinst du, ich habe nicht verstanden, was dir vorhin nicht recht war?"

Heß setzte sich an den Tisch und sah sie an. „Mußte ich nicht überrascht sein, daß du Gäste gebeten hast, ohne daß ich davon wußte?" fragte er.

Frau Hedwig vermied noch immer seinen Blick. Mit starken Schritten ging sie hin und her. „Natürlich, natürlich," sprach sie mit verhaltenem Spott und Zorn vor sich hin. „Ich weiß ja, daß du niemand am Tisch haben willst, wenn meine Leute kommen."

„Hedwig!" mahnte Heß.

„Sie sind dir nicht gut genug. Ja, laß mich es nur sagen, und glaube nicht, daß ich es nicht weiß, wie sie dir nicht gut genug sind."

Nun war ihr Ton wieder laut. Sie kümmerte sich nicht, wer ihr Schmälen hörte. Die herabhängenden Hände geballt, stand sie da mit glühendem Gesicht. Ihre Augen schimmerten von Tränen. Sie sah schön aus, wie sie so zürnend, stark und aufrecht in ihrem dunkeln Hauskleide und die weiße Schürze vorgebunden, dastand.

„Ich habe dir nie Anlaß gegeben, das zu denken, was du eben sagtest," sprach Heß.

Sie wollte antworten, aber er erhob sich. „In einer halben Stunde kommen die Gäste," sagte er. „Ich denke, wir zeigen ihnen nicht, daß wir den Sonntag mit Zanken angefangen haben!" Er trat an sie heran, nahm ihre Hand und hielt sie wider ihren Willen fest. „Sei vernünftig," sagte er mit einer tiefen Stimme, „es ist uns doch beiden nicht wohl, wenn Unfriede ist."

Sie sah zu Boden, schmollte noch; aber seine Ruhe überwand doch ihren Groll. Da ließ er sie und ging zu den Kindern hinüber. Er setzte sich zwischen diese, die über einem Buche saßen, und legte einen Arm um sein blondes Töchterchen und den andern um den Knaben. „Gefällt es euch?" sagte er.

Sie blickten ihn mit einer leisen Scheu an, hatten die heftigen Worte der Mutter gehört, und eine Gedrücktheit war in ihrem Wesen; aber als sie sein Gesicht hell sahen, als ob nichts geschehen wäre, fanden sie rasch ihre Munterkeit, rühmten mit er-

regter Freude das Buch, eine Bilderbibel, und wollten vieles wissen, was sie nicht verstanden. Pfarrer Heß erklärte ihnen Bild um Bild. Zuweilen streifte seine Wange die weiche weiße des kleinen Mädchens. Dann wieder begegnete sein Blick den braunen aufmerksamen Augen des Knaben, der des Großvaters Namen, Johann Jakob, trug. Aber während er der Kinder Nähe fühlte und zu ihnen sprach, waren seine Gedanken noch bei dem Vorfall von vorhin. „Euer Glück ist bald sprichwörtlich," hatte jüngst ein Freund ihm versichert und davon gesprochen, wie von des Pfarrers schöner Häuslichkeit in weiten Kreisen der Stadt die Rede gehe. Wenn der heute, vorhin, in die Stube gesehen hätte! Solche Zwistigkeiten ereigneten sich nicht oft, aber sie zeigten die Kluft, die er hatte überbrücken wollen, offen, immer offen!

Nach einer Weile trat Frau Hedwig ins Zimmer. Ihr Gesicht trug noch immer einen Ausdruck der Verstimmtheit; aber sie gab sich Mühe, sich zu überwinden.

Heß erhob sich und schob den kleinen Johann Jakob auf die Eingetretene zu: „Gib ihr einen Kuß, deine Mutter." So erleichterte er ihr das Einlenken. Er entfernte sich darauf, um den Wein für seine Gäste zu besorgen. Als er nach einer Weile mit einigen staubigen Flaschen ins Wohnzimmer trat, fand er Hedwig beschäftigt, der blonden Else die blaue Schleife neu in das offen über den Rücken fallende Haar zu binden. Er warf ein paar Worte hin: Recht so, schön machen sollten sie sich noch! Da nahm auch Frau Hedwig den leichten Ton wieder

auf, zupfte an Elses weißem Kleid und dann an des kleinen Johann Jakob braunem Samtanzug und meinte, ob sie nicht hübsch aussähen, die Kinder? Sie erhob sich dann selbst und trat vor den an der einen Wand in altem Goldrahmen hängenden Spiegel. Dort steckte sie eine Nadel in ihrem eignen reichen Haar fester und hatte ihre gute Laune wieder. Als sie sich umwendete, stand sie einen Augenblick zwischen den beiden Kindern, auf eines jeden Schulter eine Hand gelegt. Sie waren eine liebliche Gruppe. Frau Hedwigs Gesicht war wie von Milch und Blut, und ihr Töchterchen schien die schönen Farben von ihr geerbt zu haben, während der Knabe mehr das schmale und blassere Antlitz des Vaters hatte, in dem die ernsthaften braunen Augen doppelt groß erschienen.

Jetzt tönte die Klingel an der Haustür, und Stimmen wurden auf der Treppe laut. Die Kinder sprangen den Ankommenden entgegen, und Heß trat mit seiner Frau unter die Tür, sie zu erwarten. Ueber die breite, dunkelgebohnte Treppe mit der schönen gedrechselten Lehne stieg eine kleine dicke Frau herauf, die einen für ihr Alter zu bunt aufgeputzten Hut und eine spitzenbesetzte Mantille trug. Ein Mann Ende der Zwanziger folgte ihr, hatte graues Sommergewand an und einen weißen Strohhut auf dem derben Kopf.

„Guten Tag, Kinder," keuchte Frau Reimann. „Eine Meinung ist es, den Weg da herauf zu euch zu machen, wenn man keinen Atem hat." Und sie landete pustend und erschöpft auf der Höhe der Wohnstube.

Pfarrer Heß und seine Frau begrüßten Mutter und Bruder. Frau Hedwig half jener aus Hut und Hülle und schälte damit ein rundes, rotbackiges Menschenwesen heraus mit niederer Stirn und spärlichem, nach dem Hinterkopf zu einer winzigen Zopfschnecke gespanntem Haar. Inzwischen traten die Männer in die Stube. Die Kinder aber eilten nochmals treppab; die Klingel hatte eben zum zweitenmal durch das Haus heraufgerufen. Heß und sein Schwager schritten durchs Zimmer bis an die Fensterwand, wo sie angelehnt und im Gespräch begriffen stehenblieben. Schon in den wenigen Schritten aber, die sie über den Boden getan, lag der Unterschied im Wesen der beiden Männer. Heß hatte einen ruhigen, elastisch-geräuschlosen Schritt, Karl Reimann trat hart und mit schweren Schuhen auf und hieb den Fuß an einen der Stühle, an denen er vorüberging. Er hatte ein bartloses rotes Gesicht mit derben Zügen und kleinen Augen. Er trug feines Gewand mit guter Art, nur seine Stimme war rauh, und er gebrauchte im Gespräch mit Vorliebe kräftige Ausdrücke, darob der Wohllaut seiner Rede einigen Schaden litt. So war es gewiß, daß der schöne Sonntag nicht an Schönheit gewann, wenn er erklärte, es sei schweinsmäßig schön im Freien.

Frau Reimann trat jetzt mit Hedwig ins Zimmer und setzte sich in den Stuhl, den Pfarrer Heß ihr hinstellte. Sie errötete dabei, empfand immer ein Unbehagen in des Schwiegersohnes Nähe, so aufmerksam derselbe gegen sie sich zeigte, oder vielleicht weil er es war. Die beiden noch fehlenden Gäste

waren inzwischen über die Treppe heraufgestiegen, wurden von Heß und Frau Hedwig bewillkommt und in die Stube geleitet. Eine allgemeine Begrüßung fand statt. Dann setzte man sich zu Tische. Die Magd trug die Suppe auf, und als Frau Hedwig letztere geschöpft hatte, sprach der kleine Johann Jakob das Tischgebet. Mit geneigten Köpfen saßen alle da. Der kleinen Else fielen die goldenen Locken über die Schultern vor, so war ihr demütig geneigtes Gesichtlein doppelt lieblich zu sehen. Karl Reimanns Augen gingen während des Gebetes spazieren, so daß er wohl nicht manches Wort von denen, die das Kind sprach, hörte. Um so tiefer gebückt saß Pfarrer Schwarzmann, der von großer und starker Gestalt und ein schöner Mann mit einem vollen grauschwarzen Bart war. Als der Knabe das Amen sprach, hob Schwarzmann den Blick zur Decke wie das Huhn, das getrunken hat. In diesem Blick aber war etwas, was die Ehrwürdigkeit und Schönheit seines Gesichtes störte. Er kam aus kleinen, sonderbar hell, fast gelblich schimmernden Augen und war wie ein Messerlein scharf.

Nun hob die Mahlzeit an. Frau Hedwig ging zwischen Küche und Stube hin und her. Sie hatte an der Zubereitung der Speisen großen Anteil und wußte sie zierlich gelegt auf den Tisch zu bringen, nahm auch schon nach den ersten paar Bissen ein „Gut ißt man wieder einmal bei euch!“ ihres Bruders ein, dem ein nachdrückliches Zustimmen seitens des geladenen Pfarrerehepaares folgte. Eine eifrige Unterhaltung gedieh darauf, und während die beiden

Kinder still und gesittet auf ihren Stühlen saßen, war es vergnüglich zu sehen, wie die Erwachsenen, jedes nach seiner Eigenart, am Gespräche Anteil nahmen. Da war zuerst der Unterschied der Stimmen. Diejenige Reimanns übertönte alle andern und schien mehr auf ein rauchiges, menschenvolles Bierlokal berechnet als auf die niedere Stube. Aber auch Frau Hedwig sprach laut und hatte eine der des Bruders verwandte Art zu lachen und unbekümmert um das Reden der andern mit den eignen Worten dazwischenzufahren, obwohl sie sonst in Gebärde und Haltung die Dame zu wahren verstand. Pfarrer Schwarzmanns Stimme klang voll und tief. Er hatte eine schleppend salbungsvolle Art zu sprechen, so daß sein Wort wie eine Glocke tönte, bei der der Schwengel Zeit braucht, von der einen Erzwand zur andern zu kommen. Um so knapper, klarer und kürzer sprach seine Frau, die lang, hager und steif auf ihrem Stuhl saß, die scharfe, bleiche Nase ein wenig hoch hob, als ob es eine Herablassung bedeute, daß sie an diesem Tische sich niedergelassen, und zu Pfarrer Heß eine wärmere Art hatte als zu den Reimanns. Sie war eine Deutsche und hatte eine adlige Mutter, deren Blut sie spürte. Sie liebte es auch, andre empfinden zu lassen, daß dieses Blut in ihr war, und die kleine Frau Reimann, die neben ihr saß, rückte unbehaglich auf ihrem Sitz, wenn jene von ihrer steifen Höhe herab das Wort an sie richtete. Die letztere war eine harmlose Frau, die den lauten Sohn ebenso bewunderte wie die schöne Tochter, auch heimlich auf den Schwiegersohn stolz war. Sie redete nicht

viel, und wie sie saß auch Pfarrer Heß eine Weile schweigsam auf seinem Platz. Nur zuweilen klang seine klare Stimme zwischen die andern hinein und hatte einen Tonfall, der durch seine Ruhe und schöne Gedämpftheit sich von jenen unterschied, so daß sie in ihrem Eifer etwas Klapperndes, seine Stimme aber einen seltsamen Wohllaut hatte. Allmählich brachte er dann die Unterhaltung an sich und wußte sie von den Stadtneuigkeiten, von denen seine Frau und ihr Bruder berichteten, und von dem Lieblingsthema Pfarrer Schwarzmanns, der wachsenden Glaubenslauheit, abzubringen und auf kluge und schöne Dinge, die Vorträge eines bekannten Gelehrten, auf Musik, auf die in Sommerfülle prangende Natur zu leiten. Die Frau des Kollegen folgte ihm dabei am willigsten und zeigte sich in manchen Dingen wohl unterrichtet, so daß geraume Zeit, während zwischen ihr und ihm Rede und Widerrede ging und die andern verstummten, urplötzlich ein andrer Ton am Tische herrschte und feine und wohlgesetzte Worte hohe und scharfsinnige Gedanken zum Ausdruck brachten.

Da wollte Frau Hedwig das Gespräch langweilig werden, und sie schob in einer Pause, die entstand, die laute, an Pfarrer Schwarzmann gerichtete Frage zwischen die Worte der andern: „Hatten Sie viele Leute in der Kirche heute, Herr Pfarrer?"

Nun war es eine allgemeine und auch ihr bekannte, von dem Schwarzmannschen Ehepaar bitter empfundene Tatsache, daß der Pfarrer seit geraumer Zeit vor leeren Bänken predigte, während, wenn

Heß sprach, die Kirche selten groß genug war. Frau Hedwigs Bemerkung war daher unbesonnen und wenig rücksichtsvoll, und eine Stille folgte ihr, die lästig hätte werden müssen, wenn nicht Pfarrer Heß, rasch ablenkend, aufgestanden wäre und, eine beiseitestehende Weinflasche ergreifend, ihren Inhalt als etwas Besonderes gerühmt und den Gästen kredenzt hätte. Schwarzmann setzte das Glas zum Munde und versuchte mit Kennermiene, überwand damit den Zorn, der einen Augenblick in ihm lebendig gewesen, obgleich sein feierliches Gesicht nichts davon verraten hatte, und sagte dann gelassen und mit Salbung: „Die Kirche war leer, meine liebe Frau Pfarrer, sehr leer."

„Es hat jeder seine Zeit, in der er in Mode ist," fügte seine Frau spitz hinzu.

„Meine Frau hat nicht unrecht," ließ Schwarzmann sich wieder vernehmen. „Es hat eine Zeit gegeben, zu der ich eine zehnfach größere Gemeinde hatte."

Heß nahm Gelegenheit, das gute Wort beizufügen: „Die Gemeinde der Kirchgänger macht es nicht aus. Hinter ihnen stehen die, die wir zu Hause finden müssen, und da, Kollege, ist Ihr Gebiet wohl größer als das meine."

Er sprach das, ganz zu Schwarzmann gewendet, in einer natürlichen und fast geschäftlichen Weise, so den Worten für die übrigen die Bedeutung einer Rechtfertigung des andern nehmend, vor diesem aber gleichsam das Haupt zu einem achtungsvollen Gruß entblößend, die dem Aelteren von seiten des Jüngeren wohltun mußte.

Frau Hedwig war innegeworden, daß sie sich eine Blöße gegeben hatte, und saß mit halb verlegenem, halb zornigem Gesichte da. Ihr Bruder aber hob an, einen derben Spaß zu erzählen, wie er am Wirtstisch über Bier und Karten wohl hingenommen werden konnte. Da begannen Pfarrer Heß' Nasenflügel leise zu zittern. Der Atem wurde ihm eng und er fühlte, wie das Blut einer heimlichen Scham ihm langsam zu Kopf drängte. Während er dann auch den übeln Eindruck der Erzählung seines Schwagers durch eine Zwischenbemerkung zu verscheuchen bestrebt war, empfand er eine heftige Unruhe und qualvolle Verlegenheit, wie sie den Weltgewohnten sonst nicht ankam. Mußte er nicht fortwährend gleichsam im Schilderhaus stehen, um törichte oder unpassende Worte seiner Verwandten abzufangen und zu vertuschen?

„Wollen Sie uns nicht etwas spielen, Herr Pfarrer?" fragte in diesem Augenblick Frau Schwarzmann. Sie mochte erkennen, daß die Unterhaltung schleppte und Ablenkung not tat.

„Gewiß," antwortete Hedwig rasch und laut an Stelle ihres Mannes. „Wir nehmen den Kaffee in deinem Zimmer, Ludwig," wandte sie sich an diesen, und als auch Schwarzmann ihn in höflicher Weise bat, konnte Heß nicht anders, lächelte und meinte: es sei freilich nicht die Stunde für Musik, die in den hellen Morgen oder den dämmernden Abend gehöre, aber wenn sie es wünschten — — Und er erhob sich.

Alle verfügten sich darauf in die Nebenstube. Frau Hedwig bereitete auf kupferner Maschine sorg-

fältig den Kaffee und trug ihn hinein, wo die andern noch plaudernd beisammen saßen. Heß trat in das Wohnzimmer zurück, um aus einem Schrank Zigarren für die Herren zu holen. Seine beiden Kinder standen an einem der Fenster und sahen auf die Straße nieder, kicherten und tippten mit ihren kleinen Fingern an die Scheiben. Das Tageslicht quoll schön und reich über ihre beiden Köpfe, und klar zeichnete sich das liebliche Oval ihrer weißen Gesichtlein wider die Helligkeit. Da zwang es Heß, daß er zu ihnen trat. Er legte die Hände auf ihre Schultern, und sie blickten halb belustigt, halb verwundert an ihm hinauf. „Was seht ihr da draußen?" fragte er leise, und sie lachten nach Kinderart und wußten keine Antwort. Als aber ein sinnender Ausdruck in des Vaters Augen sprang, verging auch ihnen das Reden und staunten sie gleich ihm eine kleine Weile still hinaus. Heß aber war es, als ob er nicht mehr über die Schwelle der Nebenstube zurück könnte. Man hörte die Stimmen der andern durch die nur angelehnte Tür. Sie mochten sich wundern, wo er bliebe. So mußte er wohl hinüber! Aber es kam ihm wie eine Entwürdigung vor, daß er ihnen spielen sollte. Er sah sie alle schon sitzen: die Schwiegermutter mit gelangweiltem Gesicht, mühsam den Schlaf verbeißend, dem sie nach Tisch sich hinzugeben pflegte. Manchmal vergaß sie sich und gähnte offen. Er kannte das. Karl, sein Schwager, saß dampfend in seinem Stuhl. Jetzt blickte er aus dem Fenster, und jetzt summte er ein paar Töne nach, die er, Heß, spielte, und dann sog er wieder an seiner Zigarre,

daß ein Qualm zur Decke fuhr. Und — seine Frau — sie auch, er wußte es — sie bat die Gäste zu seiner Musik, weil es zur Unterhaltung gehörte, ihr selber aber war es eine Qual, zu sitzen und zuzuhören, und mitten unter seinem Spiel würde sie versuchen, mit Frau Schwarzmann eine Unterhaltung zu beginnen. Er hörte das alles vorher. Und — plötzlich wie Wellen einer Wildflut kam ihm die Erkenntnis wieder, daß ein Unglück in seinem Leben war, lange schon dräuend, immer mächtiger anwachsend. Es wurde ihm zumut wie einem in einem Sumpfe langsam Versinkenden. Jetzt fühlte er den Schlamm an der Brust! Eng wurde ihm, ersticken wollte es ihn. Da nahm er sich gewaltsam zusammen. Was kam ihn an? Was wuchs da herauf? Hatte er nicht die Pflicht, Herr zu werden über Bedenken und Aergernis wie diese, die sich erst regten, nachdem es zu spät war, viel zu spät! Er faßte seinen Knaben an und hob ihn auf, hoch, bis das runde, schöne Gesichtlein dem seinen nahe war und die braunen Augen den seinen begegneten. Mit der Anstrengung, die mit dieser Bewegung verbunden war, überwand er auch den Streit in seinem Innern.

Drüben stand Frau Hedwig in der Tür, ungewiß, ob sie lachen oder zürnen sollte: „Wo bleibst du denn?" fragte sie.

Da setzte er den Knaben zu Boden und wendete sein ruhiges Gesicht ihr zu. „Ich komme eben," antwortete er, nahm die Zigarren und ging hinüber, vor ihnen zu spielen, vor — vor den Leuten in seinem Zimmer.

Drittes Kapitel

Pfarrer Ludwig Heß war bei allen, die ihn kannten, beliebt. Zu seinen Predigten liefen die Leute aus andern Gemeinden zahlreich herbei, und wenn sie aus der Kirche kamen, so mischten die Heimkehrenden in das Gespräch über das, was er gesagt hatte, die Meinungsäußerungen über sein Aussehen und seine überlegene Persönlichkeit. Sie nannten ihn über seine Jahre ernst und hohen Vertrauens würdig, lobten seine klare, weithintragende Stimme, seinen gütigen und doch scharfen Blick, machten ein Wesens daraus, wie wohl ihm der schwarze Talar stände, der seine allzu schlanke Gestalt breiter erscheinen lasse, rühmten seine schöne Stirn, den hellen Bart und die weiße, feine Hand, mit der er oft in ruhiger Bewegung seinen Worten Nachdruck gebe. Aber nicht nur die Kirchgänger sprachen von ihm; die Kinder auf der Straße kannten ihn und liefen, ihn zu grüßen, waren scheu von einer Art Ehrfurcht, die er ihnen einflößte, und doch kaum, daß sie ihn verließen, glücklich, ihm begegnet zu sein. Er wußte mit einem Wort, mit einem Lachen ihnen wohlzutun. In den Häusern, die er in seiner Amtseigenschaft besuchte, sah ihn jeder gerne kommen. Die Vertreter der alten Geschlechter der Stadt, die für sich eine Art Adelskaste bildeten, grüßten ihn als ihresgleichen und gaben ihm einen Vorrang vor den meisten seiner Kollegen, sahen ihn an ihren Gesellschaftsabenden und bei

Tische und leisteten ihm eine Gefolgschaft, die einen älteren Mann hätte eitel machen können. Aber auch die Bürger des Mittelstandes freuten sich seiner Besuche, stellten ihm mit linkisch verlegener Höflichkeit den besten Sitz hin, den ihre Stube hatte, und fanden, daß dieser Stube durch den Gast eine Ehre geworden, die lange nachhielt, sprachen tagelang davon: „Da hat er gesessen, der Herr Pfarrer! Das und das hat er gesprochen!“ Und dann fügten sie mit der Verlegenheit, die sie ihm gegenüber gehabt hatten, hinzu: „Ein vornehmer Mann ist er, dieser Pfarrer Heß.“

Im Quartier der Johannes-Hofstatt gab es verhältnismäßig wenig Arme. Dennoch hatte Heß in manchen dürftigen Haushalt zu sehen, und er verstand es auch hier, wo der Standesabstand ein so großer war, den Ton zu finden, der den sonst leicht unzufriedenen Arbeiter nicht verschlossen und mürrisch, sein Weib nicht scheu und wortkarg machte. Mancher Werkler, der einen verbissenen Groll im Gesicht, oder höhnisch lächelnd an den Reichen der Stadt grußlos vorüberschritt, zog den Hut freudig und tief vor dem jungen Pfarrer von St. Johannes, und die harten Frauen dieser Männer, die das Darben und widrige Lebensumstände bitter, mißtrauisch oder störrisch gegen andre gemacht hatten, wurden ihm gegenüber mitteilsam und hatten Vertrauen zu ihm, ließen ihn tief in ihre schlichten, selten schwer zu entwirrenden Schicksale sehen, und wenn ihr einfacher Sinn den Weg aus einer Wirrnis nicht fand, und sie gleichsam dumpf und vor die Stirn geschlagen standen, faßten sie mit ihren

rauhen, zerarbeiteten nach seiner schlanken Hand behutsam und bescheiden und ließen sich einen Weg von ihm weisen, so daß er, dessen Straße hoch über der ihren ging, oft zum Lehrer und Führer für sie geworden war. Diese Frauen waren es auch, die sich wunderten, daß seine Gattin sich ihnen nicht zeigte. Andre Pfarrersfrauen gingen auf dem Gebiet der Wohltätigkeit ihren Männern zu seiten, hier aber war nur er der Vermittler der Hilfe, die er seinen Armen zuleitete. Sie sei eine peinlich genaue und tüchtige Hausfrau, sprachen die armen Frauen von Frau Hedwig, und ihr Haushalt nehme sie so ganz in Anspruch, daß sie für andres nicht Zeit finde. —

Von einem Besuche in drei Häusern heimkehrend, stieg Pfarrer Heß die enge und dunkle Spiegelgasse gegen die Johannes-Hofstatt hinauf. Der Zufall hatte gewollt, daß das erste ein Patrizierhaus, das zweite das eines Bürgers, das dritte eines Taglöhners Hütte gewesen war, und er trug das Gefühl mit heim, in allen dreien ein gerngesehener Gast gewesen zu sein. So erfüllte ihn die Befriedigung wohlgetaner Pflicht. Sein Schritt war leicht. Ein Ausdruck von Freude stand in seinem ernsten Gesicht.

Es wölbte sich noch immer und wie seit Wochen ein blauer Himmel über der Stadt und lag ein klares Licht über dem gepflasterten Freiplatze, der Hofstatt. Die hohen, alten Häuser hatten ein freundliches Ansehen. Zur Linken ragte die Johanneskirche mit ihren schönen breiten Vortreppen hoch auf ins Licht. Ihr Turmkreuz glänzte, und an dem uralten Gemäuer

floß es nieder wie Gold. Ludwig Heß trug die Klarheit des schönen Tages und die andre, die in seinem Innern war, hinein in sein Pfarrhaus. Mit raschem und frohem Griff öffnete er die schwere Tür. Die Sonne kam ihm nach und floß über die roten viereckigen Steinplättchen des Flurs, ihn wärmend und verschönend. Aber als die Tür ins Schloß fiel, war die Sonne fort, und der Flur und hinten die dunkle Treppe mit dem schweren Holzgeländer wurden düster wie immer. Dann klang eine Stimme, laut und scharf. Frau Hedwig erteilte oben der Magd einen Verweis. Da hielt Heß unwillkürlich im Hinaufsteigen inne. Sein Herz klopfte, als ob ihm die langgewohnte Treppe Mühe mache. Und der feierliche Friede, den er mit in sein Haus hineingenommen, war nicht mehr da. So sehr bedrängte ihn die laute Art seiner Frau! Er erschrak selbst über das Gefühl, das ihn beim Ton der Stimme durchzuckte. Er hatte nicht gewußt, daß sie schon störend in das hineinklang, was sein Leben friedlich und ausgeglichen machte.

Mit dem Empfinden, daß er ihr etwas abzubitten habe, begrüßte er nachher Frau Hedwig oben an der Treppe. Sie sah gut aus, stattlich und frisch. Ihre blauen Augen blitzten noch von dem Aerger, den sie eben über ihre Magd hatte kommen lassen. Heß gab ihr die Hand, und als sie ihm den Hut abnahm, legte er den Arm um ihre Hüfte. „Bin ich lange fort gewesen?“ fragte er.

„Es ist Besuch da,“ erwiderte sie statt der Antwort, und als sie darauf nebeneinander in die Wohnstube traten, erhoben sich vom Sofa zwei schwarz-

gekleidete Frauen, bei denen der kleine Johann Jakob und sein Schwesterchen gestanden und wohl mit ihnen sich unterhalten hatten. Heß erkannte in der älteren der beiden Gäste die Witwe eines vor einem halben Jahre verstorbenen Landarztes, der einem alten, aber armen Patrizierhause der Stadt entstammt, sich aber in einer ausgedehnten Praxis zu seinem alten Namen reichlich auch die Mittel erworben, diesen in Ehren zu tragen. Doktor Ziegler hatte einen großen Ruf besessen, so daß das Seltsame sich ereignet, daß seinethalben die Stadt zuweilen das Land gesucht hatte. Ludwig Heß' Vater hatte große Stücke auf den ihm befreundeten Arzt gehalten, und der Zufall wollte es, daß in einer Kuranstalt, die dieser errichtet hatte, auch der Vater Frau Hedwigs einmal einige Wochen Aufnahme gefunden. So war Frau Ziegler weder dieser noch ihrem Mann eine Fremde. Die hohe, früh weiß gewordene Frau, die in ihrer äußeren Erscheinung eine schlichte Vornehmheit, in ihrem bleichen Gesicht einen Zug herber, aber unaufdringlicher Trauer hatte, stellte Heß ihre Begleiterin als ihre Tochter Angelika vor und wollte, nachdem man sich gesetzt hatte, zu erzählen anheben, was sie herbringe, als Frau Hedwig sie unterbrach und zu erklären begann, das junge Mädchen wolle sich an der städtischen Musikschule im Gesang ausbilden, gedenke auch andern Studien obzuliegen, und Frau Ziegler sei gekommen, sich zu erkundigen, ob ihm, Heß, eine Familie bekannt sei, in der Angelika für die Dauer ihres Aufenthaltes in der Stadt Aufnahme finden könnte. Hedwig ließ dann weder ihren Mann noch Frau Ziegler zu Worte

kommen, sondern fuhr mit lauter Lebhaftigkeit fort, sie habe dem Besuch bereits mitgeteilt, daß es eines langen Besinnens nicht bedürfe, sie hätten die ganze Reihe Stuben im oberen Stock freistehen, und eine derselben gäbe eine vortreffliche Heimat für das Fräulein Angelika ab. „Ich," schloß sie, „kann eine Gesellschaft im Hause wohl brauchen. Wer wie ich einen Mann hat, der seine Nase immer so tief in die Bücher steckt, ist froh, wenn außer ihm noch Menschen im Hause sind. Zudem — ich bin keine Musikenthusiastin, aber wenn musiziert werden soll, dann höre ich doch am liebsten Gesang, und ich werde es nicht beklagen, wenn in das Geklimper meines Mannes etwas Abwechslung kommt und man im Hause inskünftig nicht nur seinen Seufzerkasten, sondern eine liebe Menschenstimme hört." Sie sprach das in scherzhaftem Ton. Jede Absicht, ihren Mann zu verletzen, lag ihr fern, ihn aber berührte es doch schmerzlich, in nackten Worten das ausgesprochen zu hören, was er längst wußte, daß seine Frau keinerlei Verständnis für seine Musik besaß. Er legte dann seine Hand mit ruhiger Bestimmtheit auf die ihre, sie bewegend, ihm das Wort zu überlassen. In wenigen Worten tat er dar, daß es nicht schwerhalten dürfte, für das junge Fräulein passenden Aufenthalt zu finden, daß er auch gerne Umschau halten werde, falls dies der Wille des Gastes sei, daß aber kein Mensch sowohl für andre einstehen könne wie für sich selbst und daß er daher das Angebot seiner Frau unterstützen und dem Fräulein Aufnahme in seinem Hause anbieten möchte. Unwillkürlich empfand er dabei, daß Frau Hedwigs laute und ihn klein

machende Art bei Frau Ziegler Befremden geweckt haben mußte, und es trieb ihn, auch da wieder das ausgleichende Wort zu sagen: „Daß Fräulein Angelika in der Obhut dieser“ — lächelnd und mit ungesuchter Zärtlichkeit legte er wieder seine Hand auf die seiner Frau — „gut aufgehoben ist, darf ich wohl bezeugen. Ueber diese Haushalts- und Kochkünstlerin wird sie sich wie andre wundern.“ Aber als er es sagte, wußte er, daß er nach diesem Lobe für seine Frau hatte suchen müssen, und es schmerzte ihn unwillkürlich, daß ihm kein besseres und wärmeres zu Gebote stand.

Frau Ziegler richtete einen freundlichen Blick auf Frau Hedwig und meinte, sie habe freilich öfter von der letzteren Tüchtigkeit gehört. Darauf wendete sie sich mit einer kurzen Frage an ihre Tochter, die bisher mit den Kindern sich beschäftigt und nur zuweilen ihr schmales Gesicht zu den Redenden erhoben hatte. Diese antwortete in einer stillen und zurückhaltenden Weise, sie würde wohl dankbar sein, wenn sie in diesem Hause Aufnahme fände. Mit einem Anflug mädchenhafter Lustigkeit, die nur in ihren dunkel überwimperten graubraunen Augen leuchtete, fügte sie dann hinzu, es werde ihr auch bitter not tun, an Frau Hedwigs Vorbild sich selbst zu bilden, da sie zu einer guten Hausfrau noch wenig Fähigkeit und Wissen in sich spüre.

Das Gespräch wurde darauf allgemeiner und drehte sich um allerlei, was auf den Eintritt Angelikas in das Heßsche Haus Bezug hatte. Als die Damen sich nach geraumer Zeit erhoben, war es entschieden, daß das junge Mädchen schon die folgende

Woche in die Stadt und ins Pfarrhaus übersiedeln sollte. Die schöne Eckstube über dem Wohnzimmer, die Frau Hedwig den Gästen zeigte, sollte für sie bereitgestellt werden. Die Zieglerschen Damen rüsteten sich bald zum Weggang. Die beiden Kinder drängten sich aber im Flur in einer scheuen Zutraulichkeit an Angelika und ließen nicht von ihr, bis sie auf der Treppe stand und ihre Hände aus den ihren löste. Da beugte sich die blonde Else von oben über das Treppengeländer, war rot wie ein Puter und brachte das heraus, was beiden auf dem Herzen lag. „Gelt, du kommst wieder?" Als sie es gesagt hatte und die Großen lachten, tat sie scheu und hatte feuchte Augen, aber Angelika hob sich auf die Zehenspitzen, so daß ihre schmiegsame junge Gestalt sich in einer anmutigen Bewegung streckte, faßte des kleinen Mädchens über das Geländer herabhängendes Händchen und drückte einen Kuß darauf. Ihre Augen begegneten dann zum erstenmal den hellen, sinnenden des Pfarrers, und es war diesem nachher, als hätte sein Kind von ihnen allen das Beste getan, um das junge Mädchen im Hause heimisch zu machen, in dem es fortan wohnen sollte.

Der Besuch verließ das Pfarrhaus. Frau Hedwig aber hob an, in der Stube Angelikas zu rumoren und ordnete und putzte vier geschlagene Stunden, als ob der neue Gast morgen schon einzöge. Pfarrer Heß stieg einmal hinauf zu ihr. Da stand sie, ein weißes Tuch zum Schutz gegen den Staub ums Haar geschlungen, die Aermel ihres Hauskleides weit zurückgekrempelt, so daß ihre starken und weißen Arme sichtbar waren und rieb an der

braunen Kommode, deren Deckel ihr nicht genug glänzen wollte.

„So schneit es einem über Nacht Leute unters Dach," sagte sie zu ihrem Mann, rieb und rieb und warf ein paar andre Bemerkungen hin derweilen. „Du, ich freue mich. — Sie gefällt mir, das Mädchen. — Die Kinder sind ihr gleich anhänglich gewesen."

Plötzlich richtete sie sich auf, den Lappen in der Hand, das Gesicht leicht erhitzt.

„Eigentlich — sie sind auch zöpfisch wie du und deine Mutter," sagte sie. Es schien ihr plötzlich durch den Sinn zu fahren. Einen Augenblick beschäftigte sie das jähe Bedenken. Sie stand sinnend da.

„Es sind nette Leute," sagte Heß.

Da war es, als schüttelte sie etwas ab. Sie trat an ihn heran, lehnte sich in ungewohnter Zärtlichkeit an ihn und sah ihn aus blinkernden Augen an. „Du wirst mich nicht zurücksetzen?" fragte sie.

Er streichelte ihre Hand. „Habe ich das je getan?" gab er ernsthaft zurück.

Sie aber wendete sich ihrer Arbeit zu, antwortete auf seine Frage nicht, sondern hatte ihre gute Laune zurückgewonnen und wurde gesprächig: „Siehst du, da stelle ich ihr den Tisch hin, wo sie viel Licht hat. Und wenn sie kommt, soll sie Blumen haben. Und ein paar Bilder hänge ich ihr dort noch an die Wand."

Mit diesen eifrigen Erklärungen umging sie die Antwort auf das, was er gefragt hatte.

Er ging auf ihre Worte ein, stimmte ihr in allem bei und lobte ihre Fürsorge und ihre Aufmerksam-

keit. Aber als er sie nach einer Weile verließ, war der Druck, den er seit langem fühlte, nicht leichter geworden. Hatten sie da nicht eben beide Komödie gespielt, Hedwig wie er?

Der Rest des Tages verging Ludwig Heß in Arbeit vor seinem Schreibtische. Als die Kinder längst ruhten, trat er in die Wohnstube, um auch Frau Hedwig, die noch saß und die Nadeln ihres Strickzeugs klappern ließ, zum Schlafengehen zu mahnen. Da wurde die Klingel gezogen, und als er hinunterstieg, um zu sehen, wer so spät noch läute, stand eine Bürgersfrau vor dem Hause und bat ihn unter Tränen, zu kommen, ihr Mann liege am Sterben und begehre seinen Trost. Er verständigte Frau Hedwig und ging, saß bis nach Mitternacht bei dem Sterbenden, den er als häufigen Besucher seiner Kirche kannte und an dessen ruhevoller und doch verlangender Frömmigkeit er sich selbst nun erbaute. Er verließ den schlichten und auf sein Ende gefaßten Mann, als ein Schlaf, der vielleicht der letzte war, sich auf ihn gelegt hatte. Es war ihm feierlich und still zumut; jede Unruhe und Zerfallenheit war von ihm gewichen. Er gedachte der Seinen und fühlte sich wachsen vor Verlangen, ihr Leben reich zu machen und einen großen Frieden in sein Haus hineinzubauen. Mit gedämpften Schritten trat er in die Gasse und ging durch die schlafende Stadt. Nur wenige Häuser waren noch erleuchtet, aber der Mond stand in einem stählernen Himmel und warf sein Licht über das steinerne Schweigen der Häuser. Die hohen Gebäude standen in Reihen und zeigten die vielfenstrigen Fronten, die einen schlicht, die andern

prunkend, und reckten die dunkeln Giebel. Die Kirchen überragten alles. Auf den Turmdächern der letzteren lag der Mondschein und leuchtete, als schmückte neue Zier die uralten Spitzdächer. Selten begegneten dem Pfarrer Menschen. Erst als er durch eine Hauptstraße schritt, an der sich eine Anzahl großer Kaffeehäuser befinden, wurde die Nacht lauter. Die Lichter brannten hinter den verhangenen Spiegelscheiben, und ein gedämpfter roter Schein lag da und dort in der Straße. Hinter den Fenstern klang Gespräch und Lachen und das Schlagen der Billardkugeln. Schon näherte er sich dem letzten großen Lokale, hinter dem er in sein enges und dunkleres Häuserquartier hinaufzubiegen dachte, da ging die Tür der Wirtsstube, und eine Anzahl jüngerer, dem besseren Bürgerstande angehöriger Leute trat heraus. Heß fand unwillkürlich einen Augenblick seinen Weg versperrt und wollte ausbiegen, aber einer der Herren, der ihn in dem durch die offene Tür quellenden Lichtschein erkannt hatte, rief ihn beim Namen, so daß er sich nach ihm umwenden mußte. Gleich darauf fand er sich zwischen vier, fünf Menschen stehen, die mit mehr oder weniger seltsamen Gesichtern und Augen auf ihn schauten. Ihm am nächsten stand Karl Reimann, sein Schwager, den runden steifen Filz etwas nach hinten geschoben. Die kleinen Augen schimmerten wässerig aus dem roten, glatten Gesicht.

„Bist du auch noch unterwegs?" fragte Karl und reichte ihm die Hand hin. Als er widerwillig die seine hineinlegte, schlossen sich die Finger des andern feucht und klebrig darum und ließen nicht mehr los.

„Bist — bist du auch noch im Wirtshaus gewesen?“ fuhr Reimann fort zu fragen. Die Zunge war ihm im Wege, wenn er redete, und einmal tat er einen Schritt rückwärts, als ob er nicht ganz sicher stehe. Ueber den Witz, den seine Frage vorstellen sollte, platzte er mit einem Lachen heraus, in das zwei der Gefährten einstimmten, während die andern, die im Kopf klarer sein mochten, sich ihres Weges fort begaben.

„Ich hatte noch einen Amtsgang zu tun,“ sagte Heß. Eine fürchterliche Verlegenheit und Scham stieg in ihm auf. Er fühlte, wie sein Gesicht heiß wurde, aber es färbte sich nicht. Bleich, hoch und aufrecht stand er in seinem schwarzen Gewand zwischen den sommerlich gekleideten dreien.

„Das ist Pfarrer Heß,“ sagte Reimann zu den Genossen. Sie griffen an die Hüte, rissen die Augen geradeso mühsam auf wie Karl und lachten dumm.

Heß ekelte. Fast mit Gewalt machte er seine Hand von den Fingern Reimanns frei, warf ein Wort hin, daß er gehen müsse, und wollte sich mit flüchtigem Gruß entfernen. Aber der Schwager, der große Stücke auf ihn hielt und immer sich nach seiner Art bemühte, ihm seine Anhänglichkeit zu zeigen, war mit ein paar eiligen und merkwürdig sicheren Schritten an seiner Seite. Die Kameraden hatte er mit einem hastigen „Gute Nacht“ verabschiedet. Und nun hielt sich der Nachtschwärmer neben Heß, dieser mochte wollen oder nicht.

„Ich begleite dich,“ sagte er zur Einführung, und als der andre wortlos weiterschritt, wurde er zutraulich, legte den Arm in den seinen und hob gutmütig

an, sich selber zu verspotten. „Du kannst das nicht begreifen, gelt, daß einer so — so ein bißchen auf dem Dach hat, wie — wie ich! — Aber das — ist auch etwas andres, ein Herr Pfarrer von St. Johannes und — und ein Junggeselle wie — wie ich!"

Heß meinte, seinen Arm abschütteln zu müssen. Ein unsäglicher Widerwille packte ihn. Aber im gleichen Augenblick fiel ihm seine Frau ein und ihre Klage, daß ihre Sippe ihm nicht gut genug sei. War es nicht seine Pflicht, sie zu ertragen, mit denen er nun einmal verbunden war? So wagte er nicht, sich seines Begleiters zu entledigen, der immer fester sich auf seinen Arm stützte. Er blickte geradeaus, um des andern Gesicht nicht zu sehen, sprach auch zu ihm: „Du solltest dich zusammennehmen, Karl! Es gehört sich nicht, daß einer sich so weit vergißt!" Aber die Worte waren gar nicht wie seine eignen, kamen scheinbar von weither, und er wunderte sich darüber, da er sie hörte. In seiner Kehle war immer das würgende Gefühl des Ekels. Der Schlemmer neben ihm war in einen Zustand leiser Weinerlichkeit geraten, in dem er vollends der Manieren vergaß. „Gewiß hast du recht, Schwager," sagte er demütig. „Verdammt will ich sein: eine Schande ist es, wenn einer nicht weiß, wenn er genug —"

Sie waren inzwischen auf der Johannes-Hofstatt angekommen. Heß hielt plötzlich an: „Du mußt abbiegen jetzt," sagte er, wie auf einmal erwachend, noch ehe der andre seine Rede zu Ende brachte. Er löste seinen Arm und tat einen Schritt rückwärts. Dann kam ihm ein neuer Gedanke: „Oder — kannst du nicht allein gehen?" fragte er stockend.

Reimann lachte. Seine Stimmung schlug jäh wieder um: „Hahaha — das wäre noch — meinst du denn das — das wäre das erstemal —"

Plötzlich merkte er, daß er sich verplappert hatte, nahm sich mächtig zusammen und bekam etwas Haltung. „Gute Nacht," sagte er, lüftete den Hut und wendete sich um. Mit steifen Schritten ging er derjenigen von den vielen auf den Platz mündenden Gassen zu, die ihn auf den Heimweg führte.

Heß sah ihm nach und streifte dann mit einem scheuen, schnellen Blick die hohen alten Häuser der Hofstatt. Hatte da nicht einer herabgesehen, hinter den grünen Läden hervor, aus irgendeinem Fenster? Seine Stirn war feucht von Schweiß und doch schüttelte ihn etwas, als ob er friere. Er ging auf die Pfarrhaustür zu, schloß auf und trat in den Flur. Ein Lämpchen brannte, das sie ihm immer bereit stellten, wenn er nachts ausblieb. Er schloß die Tür und besann sich, stand da, als ob er etwas vergessen hätte. Er war gegangen, der andre! Gegangen war er! Sein Arm war frei! War das ein Weg gewesen da herauf, die steile Gasse heran, als schleppe er ein Elend, sein Elend, am Arme mit, höher, immer höher! Es wurde immer schwerer, so daß ihm, Ludwig Heß, der Atem nur noch keuchend kam! — Pfui! — Er schüttelte sich. Dann ging er leise in die Tiefe des Flurs, wo ein kleiner Brunnen in die Wand gelassen war. Er zog den Rock aus und mochte ihn nur mit den Fingerspitzen anfassen. Er — er war wie schmutzig, der Rock! Dann wusch er sich die Hände, eifrig, hastig, als könnten sie nicht rein genug werden. Dann erst stieg

er mit der Lampe über die Treppe hinauf, den Rock über den Arm gelegt. Aber vor der Tür seines Schlafzimmers zögerte er wieder. Es war, als stieße ihn etwas zurück, fest, mit zwei Fäusten, mitten vor die Brust. Da drinnen — die Frau — das war seine — jenem seine Schwester! Das Blut schoß ihm siedend zu Kopf bei dem Gedanken. Dann kam die Gegenwirkung. Was war er, Ludwig Heß, ein niederträchtiger Mensch! Sie hatte nicht teil, die Frau, an des Bruders Art! — Sie ist vom selben Geschlecht, schrie es darauf wieder in ihm, in allem ihm verwandt, dem — von heute nacht! Plötzlich packte ihn ein Grausen vor seinen Gedanken. Mit Gewalt zwang er sie nieder und trat in das Zimmer. Frau Hedwig schlief und wachte nicht auf. Sie hatte stets diesen gesunden, festen Schlaf. Er ging noch hinüber in die Nebenstube, deren Tür nur angelehnt war und wo die Kinder schliefen. Leise trat er an jedes Bett und sah jedem der zwei Kinder in das stille Gesicht. Und als ihm der Gedanke kommen wollte, daß auch sie werden könnten wie — wie — die andern waren — erwürgte er ihn, zitterte fast, wie er so zwischen den Betten stand, und bat den Kleinen innerlich ab, daß er sie schmähte.

Auch vor dem Bett seiner Frau stand er dann lange. Allmählich kam eine größere Ruhe über ihn, und es war ihm, als müßte er die feste Hand nehmen, die auf der Decke lag, und der erwachenden Frau sagen: ‚Ich habe dir unrecht getan, sehe nur deine kleinen Schwächen und nicht deine Tugenden, und die Schwächen wollen vor meinen Augen wuchern und mich nichts, keine Tugend mehr sehen lassen.‘

Er erinnerte sich an vieles, was an Frau Hedwig gut und stark und schön war, und ein Gefühl der Demütigung und Reue, eine stille Hochachtung vor der Schlafenden faßte ihn wieder. Leise trat er hinweg und begann sich zu entkleiden.

Viertes Kapitel.

Die Tage gingen gleichförmig weiter. Das Erlebnis jener Nacht verlor seine tiefe Wirkung. Pfarrer Heß tat sein Redliches, sie ihm zu nehmen. Ein Mensch, der in angeheiterter Stimmung nach Hause geht! Als ob das nicht täglich sich ereignete, Leuten begegnete, die in hohem Ansehen standen, als ob er es nicht, wenngleich er selbst es nie über sich vermocht hatte, im Uebermaß zu trinken, an den Genossen während seiner Studienzeit hundertmal erlebt und lächelnd hingenommen hätte! Was also kam ihn auf einmal dieser Ekel an! Der Pfarrer regte sich in ihm und stellte sich auf die Kanzel der Entrüstung und tadelte den Patrizier ob seiner Empfindsamkeit. Wieder begann er sich einzureden, daß er die Hoffnung nicht aufgeben dürfe, daß er suchen müsse, sich in seine Frau und die zu ihr gehörten, zu finden. Sein Wesen gegen Frau Hedwig war in diesen Tagen voll Geduld. Wenn ihre Veranlagung sie zu Taktlosigkeiten und Ungehörigkeiten führte, suchte er sie mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit und Schonung eines besseren zu belehren. Sie sah ihn das einemal erstaunt an wie schon früher bei ähnlichen Gelegenheiten und versprach widerwillig, im

Sinne zu behalten, was er sagte, das andremal und wiederum wie früher färbte sich ihr Gesicht dunkel und brach sie los: „Ich bin alt genug, zu wissen, was ich tue. Wenn ich dir so gar nicht recht bin, hättest du mich nicht nehmen sollen.“

Dann hatte er Mühe, sie zu versöhnen und um der Kinder und der Leute willen zu verhüten, daß sie den Unfrieden laut ausschrie, der zwischen ihnen war.

Indessen war die Zeit da, daß Angelika Ziegler ins Haus kommen mußte. Sie traf eines Abends ein, da Heß einer Sitzung der Kirchenpflege beiwohnte, und er sah sie an diesem Tage nicht mehr. Aber am folgenden Morgen, als er zum Frühstückstisch kam, traf er beide Frauen, Angelika und Hedwig, gleicherweise geschäftig, den Kindern ihr Morgenbrot zu schneiden. Er begrüßte die erstere mit ein paar ruhigen und herzlichen Worten und setzte sich. Aber bald wendete sich sein Blick wieder den beiden zu, und der seltsame Gegensatz, der zwischen ihnen war, nahm ihn so gefangen, daß er fast wortkarg am Tische saß. Angelika hatte über ihr feines schwarzes Kleid eine zierliche weiße Schürze gebunden, weil aber ihr schmales Gesicht ebenfalls sonderbar weiß, ihr krauses Haar aber fast schwarz war, lag über ihrer ganzen Erscheinung eine wohltuende Ruhe und Einheitlichkeit des Aeußern, deren Eindrucksmacht erhöht wurde durch die Geräuschlosigkeit und Anmut ihrer Bewegungen. Auch Frau Hedwig hatte sich für den Morgen geschmückt. Sie trug ein grellblaues Kleid, das nicht ganz zu ihrer dunkleren Hautfarbe paßte, und hatte wie ihr Gast eine Schürze angetan.

Sie war vergnügt und begann das Hausen mit dem jungen Mädchen mit einer lebhaften und frischen Freude. Sie lachte viel und laut, verschüttete die Zuckerbüchse und lachte lauter, griff mit der vollen Hand die verstreuten Stücke zusammen und stopfte sie in die Büchse zurück. Um die kleine Else, die sie besorgte, machte sie viel Wesens mit Aufstehen und Niedersitzen und munterte Heß und Angelika alle Augenblicke auf, von den eingekochten Früchten noch zu essen und noch eine Tasse sich einschenken zu lassen, eine noch, eine letzte noch. Von Angelika wollte der kleine Johann Jakob Brotschnitte um Brotschnitte haben, behauptete, sie seien so gut noch nie gewesen, und zeigte sie allen, wie zierlich sie geschnitten seien. Angelika sprach wenig. Mit feinen Fingern hielt sie das Brot und schnitt es und bewegte sich nicht von ihrem Platze. Als sie sich ein Stück Zucker in die Tasse legte, tat sie wie Heß selbst, hob es mit zierlicher Bewegung auf ihrem Löffel ab und zu sich herüber.

Ludwig Heß sah das alles, verglich und hatte ein schmerzliches und ein wohltuendes Gefühl, jenes, weil er an zwanzig Kleinigkeiten erkannte, wie Frau Hedwig hinter dem jüngeren Mädchen zurückstehen mußte, dieses, weil ihm einfiel, daß nur Gutes für jene aus der Gegenwart Angelikas kommen könne. Das Wohlempfinden verdrängte das andre, eine Hoffnung begann in ihm zu wachsen, daß mit dem Eintritt des jungen Mädchens ein Segen ins Haus gekommen sei. Am Ende wurde auch er gesprächiger, und die Mahlzeit ging für alle fröhlich vorüber. Sie war gleichsam das Tor zu einer Anzahl schöner und

ruhiger Tage, die nun folgten. Angelika verstand es, sich im Hause beliebt zu machen. Eine hohe Bescheidenheit trieb sie, nirgends sich zu zeigen, wo sie im Wege sein konnte. Wo aber sie sich nützlich zu machen vermochte, war sie zur Stelle. Ihre Zurückhaltung und Ruhe befremdeten anfänglich Frau Hedwig, bald aber schwanden ihre Bedenken vor der Dienstfertigkeit der neuen Hausgenossin und, ohne daß sie es fühlte, gewann Angelika die leidenschaftliche Frau. Mit frühem Scharfblick erkannte das junge Mädchen nach wenigen Tagen schon, daß im Hause des Pfarrers Heß das Glück nicht so groß war, wie auch sie es hatte rühmen hören. Sie sah, daß hier zwei im Grunde tüchtige Menschen nebeneinander hinlebten, die sich nicht ineinander zu finden vermochten, und mit einer klugen Hand suchte sie unbewußt die Härten zu mildern, die jene gegenseitig abstießen und die zumeist Frau Hedwig eigen waren. Pfarrer Heß ging mit freieren Schritten durch sein Haus. Es war ihm etwas wie Sonne darin, in den niederen Stuben und den dunkeln alten Fluren, eine Sonne, die mit mildem Schein auf Dielen und an Wänden lag, und die einem mit sachtem Wohltun über Haupt und Schultern glitt. Frau Hedwig war heiter und jung und zeigte sich im besten Lichte. Wenn sie, einen neckischen Schein in den schönen Augen, mit ihrem Manne tändelte, empfand dieser etwas von der ruhigen Freude, mit der er einst den Entschluß gefaßt, das starke Mädchen zu seiner Frau zu machen.

„Die haben wir brauchen können," sagte Hedwig von Angelika.

„Ich mag das Mädchen immer lieber," fügte sie nach ein paar Tagen hinzu. Sie saß oft oben in Angelikas Zimmer oder ließ sie zu sich herabrufen, wenn sie, Hedwig, mit einer Handarbeit an ihrem Fenster saß.

Es war eigentümlich, daß es Tage dauerte, ehe Heß und Angelika, die beide in der Kunst ihre höchste Erquickung fanden, dazu gelangten, miteinander zu musizieren. Es fiel wohl dann und wann ein Wort über Angelikas bereits begonnene Studien, allein am Abend war Heß durch allerlei Arbeit in Anspruch genommen, und die Frauen verbrachten, nachdem die Kinder zu Bett gegangen, die Stunden allein in der Wohnstube. Am ersten Sonntag jedoch, nachdem Angelika schon bei Eindämmern ihn von ihrem Zimmer aus hatte spielen hören, bat Heß beide Frauen nach dem Nachtessen zu sich. „Es ist hohe Zeit, daß wir zwei Musikanten einander kennen lernen," sagte er lächelnd zu Angelika, und zu Hedwig sich wendend, meinte er mit demselben leisen Lächeln: „Du hast ja lange Ruhe gehabt, Kind."

Sie erklärte wohlgelaunt, ihnen zuhören zu wollen. Und um ein weniges später saßen alle drei in der dunkeln Stube des Pfarrers, in der nur die mit grünem Schirm versehene Klavierlampe eine begrenzte Helle über das Notenblatt und Heß selbst warf, der am Instrument Platz genommen hatte.

Die Nacht war voll Unruhe. Regen rauschte in die Gasse und klatschte auf den Pflastersteinen, und der Wind fuhr stoßweise zwischen die Häuser herein und rüttelte am Fenster der Studierstube.

Frau Hedwig hatte sich ihren Stuhl in die Nähe dieses Fensters gerückt und strickte. Das Klappern ihrer langen hölzernen Nadeln klang manchmal störend in das Spiel ihres Mannes, so daß Angelika unwillkürlich den Kopf nach ihr wendete, aber sie war so in ihre Arbeit vertieft, daß sie nicht darauf achtete. Heß spielte und vergaß sich, sein Kopf mit dem langen, nach hinten gestrichenen blonden Haar war in den Nacken gebogen, in seinen hellen versonnenen Augen war ein Ausdruck völliger Entrücktheit. Angelika war jung und nicht weltklug; aber der große Gegensatz zwischen der starken, in ihre Arbeit ganz versponnenen Frau und dem hohen und klugen Menschen am Klavier drängte sich ihr auf.

Nach einer Weile endete Heß, sagte kein Wort, sah sich auch nicht nach seiner Frau um, sondern nahm still und noch im Bann seiner eignen Musik die Noten auf, die Angelika hereingebracht hatte, legte sie aufs Klavier und blätterte darin. Dann warf er einen Blick auf das junge Mädchen, und dieses erhob sich und trat neben ihn. Er hatte ein Lied aufgeschlagen. Sie begann es zu singen. Ihre Stimme klang tief und voll wie eine schöne Glocke. Selbst Frau Hedwig wurde aufmerksam und ließ einen Augenblick das Strickzeug sinken. Als das Lied endete, klatschte sie laut in die Hände. Es klang so plötzlich in die Stille der Stube, daß Angelika beinahe erschrak, und sie sah deutlich, wie Heß wie unter einem Peitschenschlag zusammengezuckt war.

„Bravo, bravo!" sagte Frau Hedwig.

„Die kann es aber,“ wendete sie sich an ihren Mann.

Er lächelte mit Mühe. Dann öffnete er ein andres Heft. „Nun das, Fräulein Angelika,“ lud er ein.

So sangen und spielten sie weiter und vergaßen eine Weile der dritten. Als sie in einer Pause sich zufällig beide nach ihr umwandten, gähnte Frau Hedwig mit groß offenem Munde. Dann lachte sie. „Sehen Sie,“ sagte sie zu Angelika, „das ist das Langweilige an meinem Mann. Wenn er musiziert, kann er nicht mehr aufhören.“

Sie war wie ein Kind in ihrer Freimütigkeit.

Heß schloß schweigend den Deckel des Klaviers. Aber Angelika setzte sich zu Hedwig und lobte ihre Strickarbeit. Indessen gewann Ludwig Heß Zeit, über den Unwillen hinwegzukommen, der ihn hatte befallen wollen.

An diesem Abend spielten sie nicht weiter. Sie unterhielten sich noch eine Weile, dann gingen sie schlafen. Aber von da an musizierten sie oft zusammen, wenn Besuch da war oder noch lieber allein, insbesondere wenn Frau Hedwig zu ihrer eignen Freude durch irgendeine Arbeit ferngehalten wurde.

Und die Musik half weiter, den Frieden des Hauses zu erhöhen.

Aber die Zeit hatte noch andre Freude. Es war zu Anfang ihrer Ehe Sitte für Heß und seine Frau gewesen, sich an schönen Tagen oder Nachmittagen in der Umgegend der Stadt zu ergehen, die zwischen zwei langgestreckten waldigen Hügel-

ketten lag. Da Frau Hedwig aber keinen Gefallen an der Natur und den einsameren Wegen außerhalb der Stadt gefunden, sondern für ihre Spaziergänge die Promenaden innerhalb derselben, wo man Leute sah und von ihnen gesehen wurde, vorzog, so waren diese Ausflüge bald unterblieben. Heß schlug nun eines Sonntagnachmittags, an dem sein Amt ihn nicht beanspruchte, einen Gang auf eine der Waldhöhen vor, und sie hatten so hohen Genuß von dieser Wanderung durch die im letzten Sommerschmucke stehende Landschaft, daß sie beschlossen, die gute alte Sitte solchen Wanderns wieder mehr zu pflegen. Frau Hedwig freilich schützte schon beim zweiten Male einen dringenden Besuch bei einer Freundin vor, bat aber die andern, den Gang ohne sie zu tun, und Heß wanderte mit Angelika und den beiden Kindern allein hügelan. Die kleinen Ausflüge wiederholten sich nun. Heß genoß sie mit einer tiefaufatmenden, fast gedankenlosen Freude, weil an ihnen nichts war, was die Zweifel seines Innern stachelte. Frau Hedwig, die angefangen hatte, allerlei Freundschaften aus ihren Mädchenjahren neu zu pflegen und gerne zu den Zusammenkünften mit den einstigen Schulgenossinnen sich Freiheit nahm, munterte die vier, deren leidenschaftliches Gefallen an der Natur sie erkannte, immer aufs neue auf, sich durch ihre Abwesenheit ihre Freude nicht stören zu lassen. So waren es im Grunde vier Kinder, die an solchen Tagen über Berg zogen; denn die Sorglosigkeit, mit der Heß sich dem Genuß dieses Wanderns hingab, hatte etwas Kindliches an sich, und Angelikas stille, kluge

Seele machte sie an Arglosigkeit ebenso noch dem Knaben und dem Mädchen gleich, die vor ihnen, Blumen pflückend oder im Scherz sich jagend, einhersprangen. Es waren wundersame Wege, die sie gingen. In der Tiefe hinter ihnen blieb die Stadt, die Straße führte über den noch häuserarmen Hügelrücken. Die Luft war in diesen Spätsommertagen unendlich klar. Weich, wölbig und in glänzendem Grün lagen die Wiesen ihnen zu seiten, da und dort ein dunklerer, vom Pfluge durchfurchter Acker, ein gelbes Feld zwischen ihnen. Dann stand ein Haus freundlich und frei auf irgendeiner Höhe. Sein Rauch stieg weiß und schlank in die blaue, vom sanften Schein des Abends vergoldete Luft, und diese schlürfte ihn ein in ruhigem Spiel. Heß und seine Begleiterin verlangsamten ihre Schritte. Sie sprachen wenig, standen nur zuweilen still, nach einem dunkeln, dichten Walde zu blicken, der ernst aus dem Felde stieg, oder nach einem Bestand einzelner hoher Tannen bloß, die, weit hinauf entästet, mit schwarzen Kronen reglos standen, und zwischen deren roten Stämmen jenseits das Licht des Abends glänzte. Dann wies eines dem andern das schöne Bild: „Sehen Sie, dort," und dann gingen sie weiter. Sie kamen allmählich auf den Abstieg. Heß rief die Kinder heran, daß sie langsamer gingen, und hieß sie singen. Der kleine Johann Jakob, der ein stilles Kind war, errötete und war scheu, aber Else begann mit einem hellen Stimmchen. Dann fiel Angelika mit ein, und der Knabe bekam Mut, und laut und tief ließ Heß seine Stimme mit den ihrigen zusammengehen. Ihre Schritte wurden rascher.

Es ging sich wunderbar leicht, so mit Gesang in den Abend hinein. Manchmal hörten sie ferne Glocken da und dort. Es war, als stimmten sie ein in ihre Lieder.

Mit hellen Augen, die Wangen frisch und eitel Freude in sich kamen sie heim, und da gewöhnlich auch Frau Hedwig mit ihrem Tage zufrieden war, schloß dieser für alle ohne Mißklang und mit dem schönen Ergebnis, daß sie schon auf den Morgen sich wieder freuten.

Der Friede dieser Zeit war zu groß, als daß nicht wie sein Leben so auch die Predigten des Pfarrers von ihm erfüllt gewesen wären. Seine Kirche war nie voller gewesen als jetzt. Frauen gingen weinend aus seinem Gottesdienste, und selbst wenig nach Frömmigkeit verlangende ernste Männer schritten aus der Kirche, eine tiefe Erbauung im Gesichte. Unter seinen Hörern war neben seiner Frau auch Angelika, und jene liebte ihn leidenschaftlicher, weil sie empfand, wieviel er in den Augen der andern galt. Angelika aber schrieb ihrer Mutter nach Hause: „Pfarrer Heß ist ein innerlich so edler und vornehmer Mensch, daß ich mich glücklich schätze, in sein Haus gekommen zu sein und von ihm lernen zu können.“ Von Frau Hedwig sprach sie in diesem Briefe nicht.

Während die Begeisterung für Pfarrer Heß unter einem Teil der Bevölkerung von St. Felix stieg und bei manchen beinahe zum Kultus wurde, blieb nicht aus, daß er Neider fand. Sein um seinetwillen sich zurückgesetzt fühlender Kollege Schwarzmann und seine Frau hatten ihre Anhänger und Freunde,

die ihm gram waren und im stillen manchmal gegen ihn aufzustehen begannen. Dann aber war auch Frau Hedwig selbst, sowenig sie es wollte und wußte, eine der ersten, die half, ihm Gegner zu schaffen. Das bloße Bewußtsein seines Ansehens genügte ihr nicht. Ihre angeborene Redseligkeit ließ sie überall Gelegenheit suchen, ihres Mannes Stellung und Erfolge zu rühmen. Ein wenig Großmannssucht und ein wenig Mangel an Herzensfeinheit ließen sie öffentlich prahlende Dinge sagen, die ihr übel verdacht wurden und die auch Heß selbst in ein schiefes Licht bei manchem Redlichdenkenden brachten. Da begann in den jungen Frieden seiner Tage eine störende Unruhe zu klingen. Aber noch ehe sie laut genug wurde, ihn aus jenem zu wecken, stand ein Tag gleichsam am Ende dieser friedevollen Zeit, der nachher lange als einer der schönsten, die er gelebt, in seiner Erinnerung stand.

Es herbstete leise.

„Wir müssen doch sehen, wie der Großmutter Trauben stehen," sagte Heß eines Morgens zu seinen Kindern. Diese jubelten. Dann sahen sie aus halb verlangenden, halb erschreckten Augen. Die Besuche am See bei der Großmutter waren nicht häufig, und so jung sie waren, so ahnten sie doch, daß das geschah, weil ihre Mutter diese kleine Reise nicht liebte.

„Sie kennen ja meine Mutter noch gar nicht, Fräulein Angelika," wendete sich Heß zu dieser, die, mit Frau Hedwig arbeitend, am Fenster saß.

„Die Kinder können nicht satt werden, von ihrer Großmutter zu erzählen," sagte Angelika.

Heß' Augen leuchteten. „Gehst du mit? Morgen?" fragte er seine Frau. In seinem Gesicht war Aufmunterung und Bitte deutlich zu lesen. Aber Hedwigs Züge waren scharf geworden. Sie faltete die Stirn. „Was denkst du?" sagte sie rasch, fast heftig. Sie errötete jäh dabei. Dann schien sie sich zu erinnern, daß ihr Benehmen Angelika befremden mußte. „Ich habe Wäsche morgen," fügte sie wie entschuldigend hinzu.

Heß preßte unmerklich die Lippen zusammen. Dann bezwang er sich und scherzte. „Wäsche! Immer Wäsche! Der große Stein im Weg!"

„Kennen Sie den bei Ihnen daheim auch?" fragte er Angelika.

Sie stimmte wichtig Frau Hedwig bei: „Gewiß. Und mein Vater war wie Sie, er wollte die Notwendigkeit des großen Ereignisses nicht begreifen."

So gelangten sie glücklich über den kleinen Zwiespalt hinweg. Heß drängte seine Frau nicht mehr, mitzukommen. Am Abend erfuhr aber Angelika, daß es entschieden war, sie würden morgen die Frau Säckelmeisterin auf ihrem Seegut besuchen, sie selbst, Pfarrer Heß und die Kinder.

„Wir fahren mit der Bahn hin, gleich am Morgen," sagte Heß.

Frau Hedwig, die einen Blick in die Zeitung warf, hob den Kopf nicht, als er sprach. Wieder war der scharfe Zug um ihren Mund.

Am Morgen fuhren sie. Nebel lag über der Stadt, als sie in den Zug stiegen; aber je weiter dieser sie trug, desto lichter und blauer wurde der

Tag. Das leise Herbsten war auch jetzt erkennbar. Der See lag kühl unter ihnen. Manchmal aus Wäldern, unter denen sie vorüberfuhren, flammte ein früh roter Busch.

Nach einer kleinen Stunde schon waren sie am Ziel. Sie stiegen aus und hatten von dem hochgelegenen Bahnhof eine kleine Strecke abwärts zu gehen durch das Dorf, zu dem das Seegut gehörte. Als sie auf die schöne Landstraße traten, die weit, weit dem See entlang sich hinzieht, sahen sie vor sich das Gut. Uralte Pappeln und Platanen, dazwischen das Herrschaftshaus, breit, grau, mit dunkelgrünen Läden. Die Kinder rannten voraus, in einem weißen, gefältelten Kleidchen das Mädchen, in dunkelbraunem Samtgewand der Knabe.

„Die Großmutter!" tönten ihre hellen Stimmen.

Die Holzpforte an der unscheinbaren Umfriedung des Gutes ging auf. Mit einem Fuß trat die kleine Frau Säckelmeisterin in die Straße. Sie trug eine schwarzseidene Haube zierlich auf dem grauen Haar, zwei Locken fielen darunter hervor auf ihre Schultern. Einmal hob sie die Hand und winkte. Da erreichten sie die Kinder in stürmischem Anprall, und sie hatte einen Augenblick Mühe, sich zu wehren. Aber bald hatte sie sie mit ein paar stillen Worten gebändigt und trat auf Heß zu, der mit Angelika sie eben erreichte.

„Hast du meinen Brief bekommen, Mutter?" fragte er. Dann küßte er ihre von leisen Runzeln durchzogene weiße Hand.

Eine Vorstellung abschneidend, wendete sie sich zu Angelika, nahm ihre Hand und sagte mit einem

Lächeln, auf den Sohn blickend: „Ich bin seine Mutter."

Im Gespräche schritten sie durch einen von hohen Büschen umstandenen Weg dem Hause zu. Die Frau Säckelmeisterin hielt Angelikas Hand in der ihren, sie tätschelnd, wie alte Leute, die ihre Freude zeigen wollen, manchmal tun. Auf ihrer andern Seite ging ihr Sohn. Die Kinder waren schon im Hause verschwunden und kamen mit Grite, der Magd, wieder, die eine weiße Haube und eine gleichfarbige Schürze über dunkelm Kleid trug, alt, aber noch stark war und etwas männlich Festes im Gesicht hatte. Sie stieg über die seitlich aus dem Hause führende graugrüne Sandsteintreppe nieder und nahm Angelika ein Täschchen ab, das sie bei sich trug. Mit einer wohltuenden Vertraulichkeit, die doch still und unaufdringlich war, wechselte sie ein paar Worte mit Heß und grüßte die Fremde.

„Das wichtigste Inventarstück des Hauses," sagte Heß mit einer Handbewegung auf sie zu Angelika. Und in das starke Gesicht der Magd trat ein breites Lachen, an dem doch wieder eine zufriedene und aufrechte Selbstwertung war.

Angelika sah mit einem ruhigen Blick all das Neue. Ruhe und schlichte Vornehmheit lag über dem Hause und seinen Bewohnern. Sie traten dann durch einen hallenden, mit alten Kupferstichen und Oelgemälden behangenen Flur in eine große Stube, in der nur eine gedämpfte Helle war. Da atmete Heß tief auf und streckte sich wie einer, der von einer köstlichen Luft die Brust nicht voll genug

saugen kann. „Es ist immer noch schön zu Hause," sagte er. Und da fiel es Angelika wie Schuppen von den Augen: in dieses Haus mit seiner schlichten und feinen Ruhe paßte Frau Hedwig nicht, in seine Heimat nicht und darum — auch nicht zu ihm. Sie gewahrte das Gefühl der Befreiung, das in diesem seinem Aufatmen lag, und erkannte zum erstenmal mit Staunen und Mitleid ganz, wie sein eignes Haus in der Stadt, vielleicht ihm noch unbewußt, etwas Kerkerhaftes für ihn hatte.

Nun setzten sie sich in die hochlehnigen schwarzen Stühle mit den grünen Samtsitzen und plauderten. Dann führte die Frau Säckelmeisterin das junge Mädchen zu einem der mit dunkelgrünen langen Vorhängen geschmückten Fenster und zeigte nach dem Garten, in dem wenig Blumen waren, nur hohe alte Bäume, dunkles Gras und graue Kieswege und manchmal zwischen Buschwerk oder unter Bäumen eine Sandsteinbank. „Wir werden ihn und die Reben uns noch ansehen vor Tisch," sagte die alte Frau. „Doch zuerst will ich im Hause Sie heimisch machen." Den Arm in den Angelikas geschoben, ging sie mit ihr durch viele große hohe Stuben, in denen kein Prunk war, vielmehr eine bürgerlich strenge Einfachheit. Die einen hatten dunkle, alte Parkettböden, die andern nur weißgescheuerte tannene, aber in allen war dieselbe peinliche Sauberkeit und Schmuckheit, die an der kleinen, an Angelikas Seite gehenden alten Frau selber war. Im Schlafzimmer der letzteren hing neben dem ihren das Oelgemälde ihres verstorbenen Mannes. Es zeigte einen großen, schlanken, alten Menschen mit

einem weißen, scharf und streng geschnittenen Gesicht. In der Gestalt mehr als in diesem glich er seinem Sohne. Und sein Haar war so weiß und glänzend wie die seidene Binde, die mehrmals um den hohen weichen Hemdkragen gewunden war.

Heß war nicht mit den beiden Frauen gegangen. Er hatte die Kinder ins Freie gehen heißen und war in der Wohnstube geblieben. Die Tür zu dieser stand offen, als seine Mutter und Angelika, aus dem oberen Stockwerk herabsteigend, wieder in den Flur traten. Sie hatten beide den gleichen schwebenden, geräuschlosen Schritt, und so hörte Heß sie nicht kommen. Angelika aber sah ihn plötzlich schlank und aufrecht drüben an einem der Stühle stehen. Sein Blick ging irgendwohin, vielleicht zu einem der Bilder, die an der Wand hingen, vielleicht nur nach der alten grünen, wohlbekannten Tapete. Der kurze helle Bart stach seltsam gegen sein schwarzes Gewand ab. Sein Haar leuchtete in einer Helle, die durch eines der Fenster es traf. Aber in seinem Gesicht wie in seinem Blick war ein unbeschreiblicher Ausdruck. Vielleicht durchzuckte er beide nur eben in diesem Augenblick, da die zwei Frauen ihn gewahrten, vielleicht haftete er schon geraumere Zeit darin.

Mit ruhiger Bewegung preßte die Frau Säckelmeisterin Angelikas Arm und wendete sich mit ihr der Haustür zu: „Nun wollen wir in den Garten gehen, Kind."

Aber Angelika hatte eine Weile Mühe, dem Aufmerksamkeit zu schenken, was ihre Begleiterin ihr zeigte. Sie sah immer Ludwig Heß vor sich und

sah den Ausdruck in seinem Gesicht, der eine ganze Geschichte erzählte, den er noch nie jemand gezeigt hatte und wohl niemand zeigen würde: Daß ich in diesem Hause noch einmal jung sein könnte! Das plötzlich hervorbrechende Verlangen, etwas Geschehenes ungeschehen zu machen, hatte in diesem Ausdruck gelegen, deutlich, erschütternd!

„Da kommt der alte Friedrich, unser Gärtner," sagte die Frau Säckelmeisterin neben Angelika.

Diese riß sich gewaltsam von dem Bilde los, das sie gefangenhielt, und sah einen Mann mit weißem Haar und weißen buschigen Brauen im braunen Gesicht. Er nahm die Kappe ab und blickte aus gütigen und fröhlichen Augen auf Angelika. „Er hat schon bei Ludwigs Großvater gedient," sagte die Frau Säckelmeisterin.

In des Gärtners Begleitung besahen sie den schönen Rebberg, der neben dem Garten lag, und durchschritten dann den letzteren, der fast düster war. Einmal wehte schon ein welkes Blatt zu ihren Füßen nieder.

Dann trafen sie auf die Kinder, die sich jagten und erhitzt waren, und nachher gingen alle zu Tisch.

Pfarrer Heß kam ihnen entgegen, als sie aufs Haus zu bogen. Er war wieder völlig er selbst. Sein Blick war fröhlich. „Die Suppe wartet schon," mahnte er und nahm die Hände der Kinder, zwischen denen er hinter den Frauen einherschritt.

Darauf saßen sie in der großen Stube, die sie zuerst betreten hatten, an dem weißgedeckten Tisch, der sich wie eine helle Insel aus dem dunkeln Raume hob. Heß teilte die Speisen aus und bediente die

Mutter zuerst, die leicht in ihren hochlehnigen Stuhl zurückgelehnt saß.

Mit Grite, der Magd, kam eine mächtige rotgetigerte Katze herein.

„Tiger!“ schrien die Kinder. „Wo warst du, Tiger?“ Und sie wie Heß machten viel Wesens aus dem Tier.

Grite erzählte, daß der Kater im Keller eingesperrt gewesen. Der aber sprang auf die hohe schwarze Lehne am Stuhl der Frau Säckelmeisterin und saß da und schnurrte und war nicht aufdringlich wie sonst verwöhnte Katzen. Manchmal nahm die schlanke Frau mit zwei Fingern zierlich ein Stücklein Fleisch von ihrem Teller, reichte es der Katze hinauf und sagte ein „Da, da, meiner“ oder „Da, gutes Tier“. Und in den paar Worten lag die Geschichte: Ein ganz behagliches Leben haben wir zwei miteinander, gelt, alter Tiger? Diese Behaglichkeit lag über der ganzen Mahlzeit, über diesem seltenen Tage überhaupt. Die Stunden gingen ihnen allen wie vom Wind unmerklich verblasen. Immer wieder war eine vorüber.

Gegen Abend saßen Angelika und Heß allein auf der alten breiten Mauer, die den Garten gegen den See schützte. Sie hatten sich spät an diese Stelle gefunden, die vielleicht die schönste des Gartens war, saßen nun und mochten sich nicht losmachen. Der See war reglos still. Sie konnten durch sein glashelles Wasser den moosigen Grund sehen und die Fische, die sich um die Mauer trieben. Weit hinaus war auf dem schwarzgrünen Wasser dieselbe Stille. Um das jenseitige Ufer begann sich der

leise Dunst wieder zu spinnen, der am Morgen darübergelegen hatte, aber auf seinen Höhen lag noch die Sonne, und in weichen Linien zeichneten sich die grünen Hügel vom Himmel ab. Zuweilen ging ein Schnalzen im Wasser, wenn ein Fischlein sprang, zuweilen scholl näher oder ferner der Schlag eines Ruders, sonst war eine atemlose Ruhe über Wasser und Garten. Angelika und Heß vergaßen das Reden in diesem Schweigen. Sie hielten beide eine Hand auf die Mauer gestützt und blickten mit geneigten Köpfen auf das Wasser.

Da ging ein fernes dumpfes Läuten. Es kam wie durch das Innere des Sees heraufgetragen als ein schönes, geheimnisvoll hallendes Echo an die beiden heran und war der Klang der Glocken von St. Felix, die um diese Stunde geläutet wurden. Heß brannte sekundenlang ein kleines Flecklein Rot im Gesicht; eine Erinnerung durchzuckte ihn, daß er in wenigen Stunden wieder dort sein mußte, wo die Glocken gingen. Es war wie ein Auffahren aus einem Traum. Aber er erwachte nicht völlig. Nur ein Gedanke kam ihm, der ihm bisher nicht gekommen: Angelika, die Fremde — wie wohl sie in den Rahmen des Bildes sich fügte, das ihm stets das liebste gewesen — in diese — Heimat! Er hob den Blick unwillkürlich und sah sie forschend an. Ihr feines Gesicht war wie immer bleich, und in schönem Gegensatz dazu stand das grause schwarzbraune Haar. Um ihren Mund, der nicht klein war, lag ein früherernster Zug. Da begann er zu ihr zu sprechen von dem, was ihn beschäftigte, von der Schönheit und Stille des Gutes, von seiner Mutter,

von dem und jenem, was dem Hause seinen Charakter gab, selbst von Grite, der Magd, und dem Tier, dem Tiger. Jedes Wort zeigte, wie das, was er ihr da sagte, sein ganzes Herz erfüllte. Und sie ging mit feinem Verständnis auf alles ein, was er sprach. Dann hob auch sie zu erzählen an von Vater und Mutter, von ihrer eignen Heimat. So jung sie war, so offenbarte alles, was sie sagte, eine ernste Reife und eine Klarheit und Klugheit, die ihn ihre Gesellschaft als die eines ebenbürtigen Menschen empfinden ließ. Sie vergaßen sich in diesem Gespräche, und die Frau Säckelmeisterin kam mit den Kindern sie suchen. Der Rest des Abends verging so schnell, daß ihnen der Zug zu früh ging, den sie anfänglich hatten nehmen wollen, und Heß plötzlich in aufflackernder Sorglosigkeit erklärte, sie würden erst mit einem späteren fahren. Die Kinder jubelten, daß sie einmal erst zur Nachtzeit einen Heimweg antreten sollten. Die beiden Frauen aber wunderten sich über den Mann, der die Gewissenhaftigkeit selber war und nun seine sonstige Pünktlichkeit völlig vergaß. Aber beide wußten und fühlten, daß er von diesem Tage sich mit schwerer Mühe trennte.

Als es schon dunkel war und die Kinder von der alten Grite sich gruselige Geschichten erzählen ließen, trat Heß an den Flügel, der in einem an das Wohnzimmer stoßenden saalartigen Raume stand. Er spielte leise erst; dann riß ihn die Musik fort, und er gab sein Bestes, während die Frauen in der dunkel gebliebenen Wohnstube saßen und lauschten. Seine Mutter trat leise an eines der Fenster und

öffnete weit beide Flügel. Es war schon Nacht. Die hohen, schlanken Bäume standen schwarz und reglos vor dem Hause. Ueber ihnen glänzten Sterne. Die Töne des Klaviers klangen in die Stube der zwei Frauen, und es war, als fasse die Nacht mit unsichtbaren Händen nach jenen und hole sie hinaus, daß sie entwanderten wie irregehende, suchende und weinende Menschen zwischen den schwarzen Bäumen, im Dunkel. Und die ruhigen Sterne sahen sie verschwinden.

Der Tag endete für die alte Frau und ihre beiden Gäste seltsam, in einer fast wehmütigen Melodie. Sie fanden keines den leichten Ton, mit dem sie sich gern aufgemuntert hätten, als sie später auseinander gingen. Auch auf der Heimfahrt waren nur die Kinder die Wortführer. Heß und Angelika saßen in Gedanken auf ihren Plätzen.

Fünftes Kapitel

Frau Hedwig kam von einem ihrer häufigen Ausgänge nach Hause und trat in das Studierzimmer ihres Mannes, in Hut und Jacke und mit raschem zornigem Schritt. Heß saß an seinem Schreibtisch, eine Menge Papiere vor sich, und sah unwillig auf. Er hatte seiner Frau das anzuerziehen vermocht, daß sie Rücksicht auf ihn trug, wenn er arbeitete. Daß sie in diesem Augenblick auch diese vergaß, erregte ihn. Aber als er sie ansah, wußte er, daß etwas Besonderes sie hereingetrieben hatte. Sie nahm den Hut mit so heftiger Be-

wegung ab, daß eine Flechte ihres Haares sich löste, und warf ihn auf den Tisch. „Ist das eine elende Frau, diese Pfarrerin!" brach sie plötzlich aus. Dann setzte sie sich auf einen Stuhl und weinte.

Heß blieb sitzen und sprach zu ihr, mahnte sie zu sagen, was ihr sei. Da erzählte sie zwischen Schluchzen und Schmälen, daß ihr hinterbracht worden sei, wie Frau Pfarrer Schwarzmann sich über sie ausgelassen, als ob sie, Hedwig, durch ihre Redseligkeit Unfrieden stifte, nicht wisse, was sich schicke, und das Ansehen ihres Mannes schädige.

Heß war sogleich von der Möglichkeit überzeugt, daß die Frau seines Amtsbruders so harte Worte gesprochen haben könne. Er kannte sie als ebenso streng als gerecht, war aber auch dessen gewiß, daß sie das Urteil über Hedwig wohl nicht unaufgefordert und sicher nicht in unpassender Weise gegeben habe. Er hoffte gerade aus diesem Anlaß Nutzen zu ziehen und seiner Frau mit Güte die Lehre beizubringen, daß sie ihrer Mitteilsamkeit gegen Dritte Zügel anlege. So erhob er sich, schritt, die Hände auf dem Rücken, einmal durch die Stube und sprach dann zu Hedwig gütig, langsam: Wie sie vorsichtiger sein sollte, wie sie sich selbst und ihm Feinde schaffe, ohne es zu wollen, wie sie wohl auf ihn hören dürfe, der die Menschen besser kenne und das Unheil, das ein unbesonnenes Wort anzurichten vermöge.

Frau Hedwig wurde blaß unter seinen Worten, dann vergaß sie sich, wie wohl schon früher, und hob ein lautes Schelten an, daß er die Partei derjenigen nehme, die sie beleidigt hätte. Immer habe

sie den Vorwurf zu hören, daß sie nicht wisse, was sie ihrem Stande schuldig sei! Immer sei sie nicht gut genug! Daß er sie doch in ihrem Elternhause gelassen hätte!

Ihre Stimme wurde immer lauter; es war, als ob sie ein Verlangen danach hätte, das ganze Haus zum Zeugen ihr geschehenen Unrechts zu machen.

Heß trat dicht an sie heran und faßte ihre Hand. „Still!" stieß er hervor. Er zitterte. Dann überwand er sich und sprach ihr mit gedämpfter Stimme zu, sich nicht zu vergessen, sprach wie zu einem unvernünftigen Kinde, bis ihr Zorn in Weinen verging und sie sich scheinbar beruhigte. Allmählich fand er die Güte wieder, mit der er sie in den ersten Jahren seiner Ehe zu erziehen versucht hatte.

„Ich werde es ihr heimzahlen, dieser Frau," fuhr aber Hedwig plötzlich auf.

„Das wirst du nicht tun," sagte Heß bestimmt.

Sie senkte den Kopf. Dann begann sie statt aller Antwort die lose Flechte aufzustecken.

„Du wirst nichts tun, Hedwig, was unklug wäre," wiederholte Heß mit strengerer Stimme.

Fast furchtsam sah sie ihn an.

„Nicht wahr?" fragte er, sie zum Versprechen drängend.

„Nein," antwortete sie gedrückt. Dann nahm sie den Hut und ging hinweg.

Die Tür schloß sich. Als alles still war, kamen ihm die Gedanken. Die ganze Szene war ihm zuwider. Er sah Hedwig vor sich — und — und — zum erstenmal — er fühlte nichts mehr für diese

Frau, er liebte sie nicht und dennoch — er vermochte ihr auch nicht zu zürnen: sie gab sich, wie Erziehung, Herkommen und Charakteranlagen sie machten! Sie war unklug; aber sie stand im Leben, wie sie es für recht hielt, und sie litt wie er, gewiß, denn da sie ihn und die Kinder liebte und sie wacker ihre Pflicht an ihnen allen tat, verstand sie nicht, daß man mehr von ihr forderte, und fühlte sich vergewaltigt und bedrückt! Er, Heß, durfte sie nicht allein lassen in diesem Gefühl, mußte zu ihr stehen, jetzt mehr als je! —

Wie er es empfunden, so war es: Frau Hedwig litt. Mit einem Gefühl des Stolzes war sie in diese Ehe getreten. Nun bedrängten sie längst Zweifel und Unruhe und Mißbehagen. Aber sie suchte die Ursache des wachsenden Unfriedens nicht in sich selbst, sondern in äußeren Einflüssen. Darum grollte sie der Schwiegermutter und darum bäumte sich jetzt ihr Herz in Zorn und Haß wider Frau Schwarzmann, die Pfarrerin, auf. Von ihrem Mann hinweg ging sie an ihr Tagewerk; aber in jeder Stunde dieses Tages und derer, die ihm zunächst folgten, wuchs ihr Groll gegen die vermeintliche Feindin und ihr Verlangen, ihr weh zu tun. Sie wollte ihr den Schimpf zurückzahlen irgendwie! Dieses Verlangen und den Entschluß hatte sie in sich gehabt, als sie ihrem Mann widerwillig das Gegenteil versprach, diesen Entschluß trug sie jetzt mit sich herum und fühlte ihn in sich brennen und wachsen, bis er zu einer Art Hunger wurde. Und da sie im Hause niemand hatte, mit dem sie von ihrem Groll sprechen konnte, fühlte sie sich mehr

denn je zu denen hingezogen, die ihr am nächsten standen und bei denen sie Verständnis fand, zu Mutter und Bruder.

Eines Tages, nur kurze Zeit später, saß sie im Wohnzimmer der Frau Reimann dieser gegenüber und klagte ihr das — Unrecht, das sie zu tragen hätte.

Ihr elterliches Haus war groß, schmuck und noch neu im Vergleich zu den kleinen Arbeiterhäusern des Außenquartiers, in dem es stand. Es war mit den Kellern und Geschäftsräumen der Firma Reimann zusammengebaut und hatte drei Stockwerke. Fässer lagen auf der Straße, wo man in seine Haustür trat, und ringsum hatte der Boden Rotweinflecken. So war nichts eben Vornehmes an seiner Umgebung. Aber inwendig war es mit viel Aufwand geschmückt, und die Stube, in der Hedwig mit ihrer Mutter saß, war groß, hatte reich tapezierte Wände, eine teure Einrichtung, einen weichen türkischen Teppich und hier und dort noch eine Erinnerung an die schlichten Jahre der Familie, einen alten Nähstock, einen Sekretär, wie ihn der Kleinbürger zu täglichem Gebrauch in der Wohnstube stehen hat. An jene Zeit erinnerte auch noch das Kaffeegeschirr, das auf dem Tische stand und auf die Esser wartete, die zinnerne Kanne, der weißblau gestrichelte bauchige Milchtopf und der mit einem Glasperlenband umstickte Brotkorb.

„Das mußt du dir nicht bieten lassen, Kind," sagte die kleine dicke Frau Reimann, war rot vor Erregung, und ihre blauen Aeuglein funkelten zornig.

In diesem Augenblick kam Karl Reimann aus dem Hofe heraufgestiegen, wo er seine Burschen überwacht hatte, und trat in die Stube. Sie nahmen immer um diese Stunde den Kaffee. Den Sohn fiel die Mutter mit der ganzen Entrüstung an und erzählte, was die andre Pfarrerin von St. Johannes sich Hedwig gegenüber herausgenommen.

Karl machte nicht viel Worte, ließ sich nicht gerne in seiner Ruhe stören. Mit ein paar derben Kraftausdrücken tat er die Geschichte und die Pfarrerin ab, und nachdem er so jener seine Verachtung und der Schwester seine Teilnahme bezeugt, zog er seinen Rock aus und setzte sich breitspurig an den Tisch.

„Spült euch mit Kaffee den Aerger hinunter," lud er mit polteriger Gutmütigkeit die Frauen ein.

Da machten sich alle über die zinnerne und die blauweiße Kanne. Frau Hedwig war nicht zufrieden; aber das Gefühl des Daheimseins, das sie ankam, ließ sie auf Augenblicke ihren Groll vergessen. In vergnügtem Gespräch saßen sie über ihren Tassen, redeten von Bekannten und ihren Freuden und Leiden und ihren Kleidern und ihren Häusern und all dem Interessanten, das zu einem Nachmittagskaffee in manchem Bürgerhause gehört. Als sie mit dem Klatsch und dem warmen Kaffee sich Behagen angeredet und angetrunken hatten, kam Frau Hedwig auf ihre eigne Häuslichkeit zurück, rühmte eines und das andre und erinnerte sich dabei dessen, was nicht zu rühmen war und ihr das Leben verbitterte. Sie sprach manches scharfe Wort gegen die Einseitigkeit und Zöpfischheit der Altbürger im

allgemeinen, ihres Mannes und seiner Mutter im besonderen, und Frau Reimann fühlte die Erinnerung an eigne Unbill erwachen und stimmte kräftig bei. Inzwischen hatte Karl ein Blatt Papier auf eine Zeitung gelegt und begann, wie er oftmals tat, darauf herumzustricheln. Er hatte ein kleines Talent für Karikaturenzeichnen und pflegte sich bei Tisch damit zu beschäftigen, wie andre Brotkügelchen drehen oder mit dem Messer spielen. Die beiden Frauen achteten nicht auf ihn. Nach einer Weile schob er unvermerkt der Schwester sein Papier hin. Als ihr Blick darauf fiel, stutzte sie und nahm es jäh auf. Ihre Wangen röteten sich und ihre schönen Augen blitzten.

„Die — die Pfarrerin!“ stieß sie heraus. Eine heiße und kindische Freude überfiel sie. Sie kicherte und rieb sich die Hände und reichte das Blatt ihrer Mutter, die ihr lachen half. Es war eine Karikatur der Frau Pfarrer Schwarzmann, ihre steife Art gut getroffen, ihr Gesicht zu dem eines klatschenden Weibes verändert.

„Das schicken wir ihr,“ sagte Frau Hedwig plötzlich.

Ihr Bruder, halb in der Zufriedenheit über das, was ihm eben gelungen war, halb aus plumper und sorgloser Freude an dergleichen Spaß, stachelte sie. „Das wird sie nicht übel ärgern,“ meinte er.

Wie auf Verabredung rückten sie in lustigem Eifer zusammen, alle drei, Hedwig, der Bruder und die Mutter. Hedwig langte sich vom Schreibtisch Tinte und Feder herüber.

„Sie sind eine Ehrabschneiderin," schrieb sie mit verstellter Schrift unter das Bild.

„Wenn Sie künftig Ihren Mund nicht zu halten vermögen . . ." diktierte Karl.

Hedwig schrieb und schrieb ein weiteres, bald eigne Gedanken, bald nach Angabe des Bruders. Mit über den Tisch gebogenen Oberkörpern saßen alle drei da.

„Recht, recht so," warf die Mutter ein paarmal ein.

So luden sie, Hedwig ihren Zorn über erlittenes Unrecht, der Bruder seinen derben Spott in diesen Brief hinein, ohne recht zu wissen, was sie taten, vom Augenblick hingerissen und dem Bewußtsein, die zuerst Gekränkten zu sein. Dieses Bewußtsein raubte ihnen die Einsicht dafür, daß sie eine Taktlosigkeit begingen. Wer sie gesehen und sich über ihr verwerfliches und unschönes Tun erzürnt hätte, hätte sich auch der andern Beobachtung nicht verschließen können, wie in diesem Augenblick eine große und feste Liebe sie untereinander verband, die keines über das Handeln des andern stutzen ließ, sondern sie so völlig einte, daß ihr dreifacher Groll nur ein einziger mehr war.

„So soll sie es haben," sagte Hedwig, als sie den namenlosen Brief gefaltet und in einen Umschlag gelegt hatte. Sie schrieb mit derselben verstellten Hand die Adresse und steckte ihn zu sich. Ihr Gesicht war jetzt bleich. Flüchtig schoß ihr das Wasser in die Augen, als sie eben noch einmal sich erinnerte, was ihr die fremde Frau angetan. Dann steckte sie den Brief in die Tasche.

Wohl eine halbe Stunde saßen sie noch beisammen und sprachen von ganz anderm mit behaglicher Ruhe, verloren kein Wort mehr über das, was sie getan hatten. Es war ihnen sonderbar wohl jetzt, wie andern Menschen nach einem großen Erfolg.

Als Frau Hedwig nach Hause ging, machte sie einen Umweg und warf den Brief in den Einwurf eines entlegenen Quartiers.

Und der Brief kam wohl an. —

Es war Abend, der zweite, nachdem Frau Hedwig ihre Leute besucht hatte. Ludwig Heß und Angelika musizierten. Die Kinder lagen schon zu Bett. Frau Hedwig saß strickend unter der Wohnzimmerlampe. Da läutete es, und die Magd öffnete die Haustür. Heß hatte die Klingel nicht hören können. Aber mitten in einem Liede, das Angelika zu seiner Begleitung sang, ging die Tür seines Zimmers von außen auf, und Pfarrer Schwarzmann trat herein.

„Verzeihung, man hat mein Klopfen nicht gehört," sagte er mit einer zittrigen Stimme, als ob er zu schnell die Treppe erstiegen hätte. Den schwarzen Hut hatte er draußen nicht abgelegt. Er legte ihn jetzt aufs Klavier, und seine Hand zitterte, wie vorhin seine Stimme. Auch war er bleich. Die kleinen unruhigen Augen flogen blitzschnell einmal durchs Zimmer. Dann hustete er und griff mit der Hand in den vollen grauschwarzen Bart, wie um Zeit zu gewinnen, ehe er sprach.

Heß bot ihm einen Stuhl. Er hatte ihm die Hand reichen wollen, aber der andre nahm sie nicht.

Angelika stammelte ein Wort der Entschuldigung und wollte sich nach dem Wohnzimmer entfernen, da der Gast ihr die andre Tür verstellte.

„Nein — nein — nein,“ stieß Schwarzmann heraus, „bleiben Sie da, Fräulein. Ich — ich will einen Zeugen haben, will ich.“

Heß bemerkte erst jetzt, wie dem andern die Erregung den Atem verschlug. Er wunderte sich; aber sein Gewissen war ruhig. Er trat an einen Stuhl, dessen Lehne er faßte, und wartete.

Angelika stand mit weißem Gesicht in peinlicher Verlegenheit in seiner Nähe.

„Meine Frau hat diesen Brief bekommen,“ sagte Schwarzmann. Noch immer war es alles, was er herausbrachte. Er reichte Heß das Schriftstück. Dann, während dieser las, fand er Worte, salbungsvolle, bedächtige: Ja, ja, viel Sünde sei in der Welt, bei Leuten, bei denen man sie nicht suche! Der Laster größtes sei die Lästersucht! Der Gerechte aber müsse viel leiden!

Er sprach diese Sätze zu Angelika mit einem würdevollen Ernste, den er ihr, der Unbeteiligten, gegenüber am Platze fand, während er nachher wohl andre Register zu ziehen gedachte.

Ludwig Heß las den Brief. Schon ehe er die Augen auf ihn legte, wußte er, wer ihn geschrieben und wußte, daß Schwarzmann die Absenderin kannte so gut wie er. Er erfaßte, während er las, den Inhalt des Schreibens nicht ganz, sah nur, daß es eine Schmähung enthielt; aber während seine Augen die Zeilen überflogen, jagten sich seine Gedanken. ‚Deine Frau! Du mußt für sie stehen! Deine Pflicht

ist es!' Und er fragte sich, was er zu sagen habe, marterte sich mit der Frage; denn er fand die Antwort nicht. Den Brief in Händen, stand er schlank und schmal an seinem Stuhl. Sein helles Haar und sein Bart leuchteten unter der Dielenlampe; aber sein Gesicht war so bleich, daß jene fast dunkel erschienen. Und eben, als er sich aufraffte und sprechen wollte, stand Hedwig auf der Schwelle zur Wohnstube. Ob das Mädchen ihr gesagt hatte, wer gekommen sei, ob sie selbst es gehört hatte, es lag keinerlei Ueberraschung in ihrem festen, schönen, gesunden Gesicht. Sie blickte Schwarzmann gerade, vielleicht ein wenig dreist an. Er tat, als bemerkte er sie nicht, und sah, die Ellbogen auf die Knie gestützt, vor sich nieder. Angelika stand zwischen Mann und Frau und konnte sich nicht entfernen.

„Herr Schwarzmann bringt diesen Brief," hob Heß an.

Sie wußte sogleich, daß sie erraten hatten, von wem er geschrieben war. Es lag ihr auch gar nicht daran, sich länger zu verbergen. Ihr gutes Recht schien ihr fest genug zu stehen. Sie zuckte die Achseln und sagte, gegen Schwarzmann gewendet: „Ich zahle eben mit der gleichen Münze zurück, mit der man mich zahlt."

„Dieser Brief ist eine Gemeinheit," sagte Schwarzmann. Seine Stimme war noch immer die des tiefgekränkten würdigen Mannes. In seinen Augen aber funkelte ein giftiges Zörnlein.

„Hoho, Herr Pfarrer!" brauste Frau Hedwig streitbar auf.

Es wollte eine laute und unschöne Szene werden.

Da trat Heß zwischen seine Frau und den Kollegen. Er sprach nicht laut, aber sie schwiegen beide, als er verlangte, mit Schwarzmann allein zu sprechen. Vielleicht war es, weil er plötzlich krank aussah, verzerrte Züge hatte, daß einen die Furcht ankommen konnte, ein Wort gegen ihn möchte ihn leiblich niederwerfen.

Hedwig beschied sich zögernd. Sie hatte ein Wort auf den Lippen. Dann bezwang sie sich und ging hinaus, von Angelika gefolgt. Sie hörten beide noch, wie Schwarzmann sagte: „Die Sache zwischen der Frau Pfarrer und mir wird vor Gericht erledigt werden. Wir haben uns nichts mehr zu sagen, Herr — Kollege."

Als sie aber die Tür hinter sich geschlossen hatten, hörten sie Stühle rücken. Es schien, daß Ludwig Heß sich dem Gaste gegenüber niederließ.

Angelika stieg nach ihrer Stube hinauf. Frau Hedwig hinderte sie nicht. Erregt ging diese indessen in der Wohnstube auf und ab.

Die Unterredung der beiden Männer schien eine Ewigkeit zu dauern. Ihre Stimmen klangen selten laut; ein-, zweimal nur erhob sich diejenige Schwarzmanns grollend, heftig. Ludwig Heß sprach immer im gleichen Ton, klar und still, wie einer spricht, der sich ganz in der Gewalt hat. Aber unendlich lange dauerte das Hinundher der beiden Stimmen. Eine Angst packte Hedwig. Ihre Wangen färbten sich, begannen zu glühen, brannten. Vom Gericht hatte er gesprochen, der da drinnen! Hatte der ein Recht — hatte er, sie zu verklagen? Es — es konnte — unangenehm werden, konnte —

Zweimal, während ihre Unruhe wuchs, trat sie in plötzlichem Zorn auf die Tür zu. Was brauchte er noch da drinnen zu sitzen, der Mensch, der sie verklagen wollte, der sie geschmäht hatte! Was brauchte ihr Mann länger mit ihm zu markten! Aber jedesmal, wenn sie auf die Klinke drücken und jener Gespräch unterbrechen wollte, scheute sie zurück. Er hatte vorhin ganz anders als sonst ausgesehen, ihr Mann! Sie fürchtete sich.

Endlich klang drüben wieder das Stühlerücken. Dann traten die Männer in den Flur hinaus. Sie hörte deutlich Schwarzmanns dumpfe und ihres Mannes klare Stimme. Sie sprachen ruhig miteinander, in geschäftlichem Ton. Es schien nun, daß sie von etwas Alltäglichem redeten. Schwarzmann ging die Treppe hinunter, und Heß tat, was er nie getan hatte, begleitete ihn wie einen großen Herrn bis an die Haustür. Nach einer Weile kam er zurück und trat wieder in sein Zimmer. Hedwig horchte, ob er nicht zu ihr käme. Sie hatte Herzklopfen. Aber er kam nicht. Sie hörte, wie er sich drüben schwer in den Stuhl niederließ. Da trat sie hinüber, zaghaft, nicht sicher wie sonst. Er drehte ihr den Rücken, saß ganz niedergebeugt auf seinem Stuhl. Die Hände hielt er zwischen den Knien gefaltet.

„Wird — wird er klagen?“ fragte Hedwig.

„Nein, er wird nicht klagen,“ sagte Heß und sah sich nicht um.

Sogleich wallte ihr rasches Blut wieder. „Er hätte es nur wagen sollen. Wir hätten ihm schon gezeigt — wir —“

„Es hätte gereicht, dich ins Gefängnis zu bringen," sagte er bitter.

Sie lachte. „Haha, das hätte ich sehen mögen!"

„Du hättest es gesehen!"

Seine Stimme klang so immer gleich. Auch sah er sich immer und immer nicht um nach ihr. Ihr Zorn ließ nach. Eine Art Reue kam über sie.

„Du wirst mich doch schelten," sagte sie, „fang an, ich — ich will lieber jetzt gleich alles hören."

Nun stand er auf. „Ich sage nichts," erwiderte er. „Ich kann dich nicht anders machen, als du bist."

Er sagte das so hin, ohne Groll, mit einem dumpfen Sichbescheiden.

Da wendete sie sich um und ging, halb trotzig, halb von einer fremden Scheu bedrängt.

Es war spät geworden. Sie löschte die Lampe in der Wohnstube. Dann ging sie nach ihrem Schlafzimmer hinauf. Aber mitten in der Nacht, nur notdürftig angezogen, kam sie wieder herab. Ludwig Heß war noch immer nicht gekommen. Sie fand ihn auf dem Stuhle sitzen wie vorher.

„Ludwig!" sagte sie. Dann begann sie zu weinen.

Er drehte sich langsam nach ihr um. Sie stand da mit nassen Augen, halb bittend, brauchte nichts zu sagen, verriet in Haltung und Gesicht, wie sie an ihm, ihrem Manne, hing.

„Kommst du nicht zu Bett?" fragte sie mit unsicherer Stimme.

Da nahm er sich zusammen wie einer, der weiß, daß er eben wieder weiter muß auf schwerem Weg.

„Gewiß," sagte er. „Geh nur! Ich komme schon."

Sie schlich bis in den Flur hinaus und wartete wieder. Aber er kam gleich, löschte nur das Licht erst und schloß die Tür.

„Ich komme! Geh nur!“ wiederholte er, als er sie zitternd stehen sah.

So gingen sie an diesem Abend schlafen.

Sechstes Kapitel

Ludwig Heß war nicht in Ungewißheit mehr und hatte weder Hoffnung noch den Willen, etwas zu ändern. Er wußte, daß seine Ehe ein Irrtum war. Der Vorfall mit dem Brief hatte ihn völlig wachgerüttelt. Nun stand er und starrte in die Gegenwart mit freudlosen Augen, und wenn er in die Zukunft schaute, sprang etwas wie Entsetzen in seinen Blick. Das Leben war lang! Dann nahm er sich zusammen. Es galt, aus diesem Leben zu machen, was möglich war, und seine Pflicht zu tun. Daß es einen Ausweg gäbe, einmal geknüpfte Bande zu lösen, daran dachte er nicht, hätte daran auch nicht gedacht, wenn die Kinder nicht gewesen wären. Er begann mit gutem Willen sein Leben neu; aber es war nicht leicht, jenen zu behalten, nun er sehend geworden war. Hundert kleine Dinge, die in Frau Hedwigs Art lagen, Mängel der Erziehung, der Lebensart und des Charakters, Dinge, die er früher bemerkt und unangenehm empfunden hatte, aber für die er nicht eigentlich wach geworden war, erkannte er jetzt als das, was sie waren. Und zwanzigmal des Tages stach ihn die Qual. Aeußerlich war er

der gleiche wie immer, geduldig, bereit, zu Hedwig zu stehen, wo sie seiner bedurfte und wo es galt, ihre Blößen Dritten gegenüber zu decken. Alles andre machte er inwendig mit sich ab.

Eine war im Hause, die ihn durchschaute. Angelika, die wie er ein ruhiges und frohes Auge für alle Schönheit und eine tiefe Empfindsamkeit für alles, was gewöhnlich und unzart war, hatte, wußte, wie er litt. Wie ihr selber das derbe Wort weh tat, das Frau Hedwig entglitt, ihre Gleichgültigkeit gegen alles, was das Leben adelte und verschönte, sie verletzte und ihre Taktlosigkeiten ihr unbegreiflich schienen, so empfand sie, daß der schlanke und ruhige Mann, dessen Hand von allem Niedrigen sich rein hielt, unter all dem wie unter einer Marter zuckte. Je länger sie im Hause wohnte, desto besser durchschaute sie ihn; es war etwas in ihrer reinen und stillen Seele, das sie zu immer größerer und klarerer Erkenntnis dessen reifen ließ, was der andre in sich trug. Sie stand staunend beiseite und sah, wie jener ohne Klage und Murren ertrug, was ihn bedrängte. Dann — allmählich, während eine leise Leidenschaft in seinem Klavierspiel, ein schmerzlich-liebevolles Wort zu einem der Kinder, ein unbewußtes und kaum merkliches Aufatmen, wenn er eine Stunde mit ihr, Angelika, allein war, ihr die einzigen Zeugen waren, wieviel er in sich verbiß, wärmte sich ihr Herz für ihn und seine schweigende Art. Ihr Blick folgte ihm, und das Mitleid begann sie zu bedrängen, so daß sie an sich halten mußte, um ihm nicht ein herzliches Wort zu sagen. Ihre Gedanken beschäftigten sich viel mit ihm, gingen

mit ihm auf seinen Amtsgängen und am Sonntag auf die Kanzel, und wenn sie, Angelika, auf der Schule war, irrten diese selben Gedanken rückwärts in das Haus, wo Ludwig Heß nicht glücklich war.

Da kamen die Tage der Demütigung für ihn.

Von der Klage war Pfarrer Schwarzmann abgestanden; aber er war weder groß- noch christlichmeinend genug, daß er nun Frau Hedwigs Fehltritt in Vergessenheit hätte geraten lassen. Es war ein guter Anlaß, die eigne Mildherzigkeit leuchten zu lassen, indem man da und dort erzählte, was man der Frau des Kollegen vergeben hatte. So mancher Bibelspruch ließ sich mit klangschöner Stimme hinmalen, daß er dem Hörer einen Augenblick, wie ein vieltönig Glockenspiel in der Luft bimmelnd, gleichsam stillstand. Pfarrer Schwarzmann verdrehte die kleinen Augen und holte diese Bibelsprüche aus einer tiefen Brust. So war es nicht seine strenge, steife Frau, die eigentlich Beleidigte, sondern er, der Frau Hedwigs Unvorsichtigkeit nicht zur Ruhe kommen ließ. Er brachte es fertig, daß nach Tagen und Wochen die Stadt davon laut war, was eine fromme Pfarrersfrau von St. Johannes für eine verächtliche Tat sich hätte zuschulden kommen lassen. Dabei war es menschlich, daß, was die Frau gefehlt, dem Manne mitangerechnet wurde; da dieser doch nichts tat, seine eigne Schuldlosigkeit nachzuweisen. So groß daher Pfarrer Heß' Beliebtheit war, so fielen, vielleicht zuerst von solchen, die ihn weniger kannten, dann aber von mehreren harte Worte auch gegen ihn. Ein kleiner Sturm brauste durch St. Felix,

bald in diesem, bald in jenem Hause oder Quartier aufspringend, und es waren eifrige Boten genug, die ins Pfarrhaus von St. Johannes trugen, wann und wo es eben wieder heftig gewindet hatte.

Frau Hedwig, nachdem sie gewiß war, daß ihr Mann ihr Vorwürfe ersparte, und nachdem sie über das erste Unbehagen, das gerade seine Schonung ihr bereitet, hinweggekommen war, schalt heftig über die Lästersucht der Menschen, Ludwig Heß selbst schwieg. Er sah, wie dieser und jener Gruß, den er auf der Straße einheimste, kühler war als sonst, hörte ein tadelndes Wort eines alten und hochstehenden Mitgliedes seines Kirchenvorstandes ruhig an und schwieg noch immer. Nur Angelika wußte, wie es in ihm aussah, wußte es und hätte doch nicht zu sagen vermocht, woher.

Eines Tages, da sie am Klavier standen, wandte Pfarrer Heß sich zu ihr: „Vielleicht — sollten Sie nicht Ihre Mutter in Kenntnis setzen, Fräulein Angelika? — Es wird viel über mein Haus gesprochen in diesen Tagen, und es möchte ihr vielleicht unlieb sein, Sie länger hier zu wissen."

Angelika blickte auf. Ihr Gesicht blieb völlig ernst, und doch war wie der Schein eines ruhigen Lächelns darin. Vielleicht lag das in ihren klaren, ernsthaften Augen. „Meine Mutter weiß, daß ich nicht bliebe, wenn sich an meiner Achtung für Sie und — Ihre Frau etwas hätte ändern müssen."

Ihre Rede war fast herb, wie ihre ganze Art immer zurückhaltend und kühl war. Aber in dem Ausdruck ihres Gesichtes lag die Wärme, die ihre Worte entbehrten.

Heß sprach nicht weiter, sondern blätterte in den Noten. Indessen trieb der Gerechtigkeitssinn und das Verlangen, ihm wohlzutun, Angelika, daß sie Frau Hedwig zu rühmen begann: wie sie ein Muster von Arbeitsamkeit, wie sie besorgt sei um sie, Angelika selbst, gleichwie um ihn und die Kinder! Wie sie heute wieder schmuck aussehe, in ihrem reichen braunen Haar, dem frischen Gesicht, und wie ihre schönen Augen aus diesem Gesichte leuchteten!

Es war ein unaufdringliches Lob, fügte sich ihr auf die Lippen, wie es, vom Augenblick geweckt, ihr aus dem warmen Herzen sprang.

„Gewiß," sagte Heß, „Sie haben so recht."

Er fuhr nicht weiter; denn er sprach nie ein Wort, das wie eine Klage gegen seine Frau hätte sein können. Auch ihr, Angelikas, Bleiben oder Gehen berührte er nicht mehr, sondern hob in leichterem Ton von anderm zu sprechen an. Nach einer Weile verließ ihn das junge Mädchen. Ein Paket Noten in Händen tragend, vermochte sie die Tür nicht zu schließen, und er hieß sie sie offen lassen, da er ihr gleich folge. Dann aber blieb er mitten in seinem Zimmer stehen und sah ihr unbemerkt nach. Schlank und anmutig stieg sie über die Treppe hinauf. Sein Blick überflog ihr krauses dunkles Haar und ihr nicht regelmäßig schönes, aber ihre empfindsame und starke Seele widerspiegelndes Gesicht. Da fühlte er plötzlich, daß er vorhin eine heimliche Furcht in sich gehabt hatte, sie könnte wirklich das Haus verlassen. Und er wurde inne, daß seine Freude an ihr hing, eine leise wehmutsvolle Freude, wie man sie wohl empfindet, wenn

man durch schöne Lande wandelt, an denen das Herz festwächst, in denen man weilen möchte, und die man doch nie Heimat nennen darf.

Es war wenige Tage später, daß die Frau Säckelmeisterin ins Pfarrhaus kam. Dieselbe Not trieb sie her, die sie seit langem brachte, die Sorge um den Sohn. Die alte Frau war nicht mehr ganz so rüstig wie früher, nicht so sicher beim Gehen auf der Straße, und so brachte sie Grite, die Magd, mit sich, an deren Arm sie schritt.

Die Kinder waren voll Freude und erfüllten das Haus mit Jubel. Frau Hedwig aber hatte ein unwirsches Wesen, halb beklommen, halb ungehalten. Mit klarer Ruhe begegnete ihr die Frau Säckelmeisterin und wußte klug alle Reden so zu wenden, daß äußerlich jeder Schein einer Verstimmung zwischen ihr und der Schwiegertochter vermieden blieb. Die Frage aber, die ihr am Herzen lag, tat sie erst, als Hedwig sich für ein paar Augenblicke entfernt hatte und nun Ludwig Heß und Angelika allein mit ihr im Zimmer blieben.

„Du bist blaß, Sohn," sagte sie. „Bist du krank?"

Zum erstenmal fiel es auch Angelika auf, daß Heß' Gesicht schmaler geworden war. Der versonnene Ausdruck seiner hellgrauen Augen trat schärfer hervor, und auf seiner Stirn lag es wie Müdigkeit.

Er sah aber mit einem männlichen und festen Lächeln auf seine kleine, schlanke Mutter herab und scherzte, daß sie Dinge sähe, die nicht seien, wußte darauf auch durch die Art und Weise, wie er gleich wie immer lebhaft mit allen, den Kindern, der

Mutter, seiner Frau und Angelika sich beschäftigte, die Sorge der Frau Säckelmeisterin zu zerstreuen. Als er aber an diesem Tage die Mutter wieder selbst zum Schiff, mit dem sie nach Hause fuhr, geleitete, war im Wesen beider eine noch größere Rücksichtnahme aufeinander, eine große schweigende, hinter einer feinen Gemessenheit sich bergende Liebe, als ob dieser Gang eine besondere Bedeutung hätte und nicht manches Zusammensein ihnen mehr vergönnt wäre.

Angelika stand am Fenster ihres Zimmers, als die beiden, gefolgt von Grite, der Magd, über die Johannes-Hofstatt schritten, und fühlte diese Liebe heraus, als ob sie in beider Seelen sähe. So sehr war sie selbst vom Stoffe, aus dem jene gemacht waren.

Es folgten nun wieder äußerlich stille Tage. Dennoch brachte jeder von ihnen seinen Kampf und seine Qual für Ludwig Heß, aber auch für Frau Hedwig. Sie fühlte sich ihrem Manne fremder geworden, und wenn es sie auf einer Seite erbitterte und ihr Wesen noch eckiger und unliebenswürdiger machte, so sprang sie anderseits zeitweise eine heiße Angst an, daß sie jenen ganz verlieren könnte, und ihre Liebe erstarkte daran.

Dann wurde es Frühling nach einem strengen, nebligen Winter. Ein jähes Tauen hob an. Als die Sonne die Nebel überwand, war sie schon stark und stand lange am Himmel. Da liefen die Traufen. Lange düster gewesene Stuben waren wie gesegnet, so reich lag das goldene Licht auf ihren Dielen. Auf dem Lindenhofe, einem mit alten Linden be-

standenen Bollwerk der Stadt, das dicht hinter der Johannes-Hofstatt sich erhob, brachen kleine Blattspitzen aus; und die Menschen hatten noch kaum der Knospen geachtet. Aber es erwachte nicht nur ein reicheres Leben, auch ein reicheres Sterben ging durch die Stadt. Die alten Leute, deren Scharen der Frühling immer lichtet, hoben die Köpfe. Hier legte sich einer und nun der und der! Weil sie den Lenz nicht mehr ertrugen! Und sie begannen an ihrem Lebensrest herumzurechnen und kamen mit leiser Trauer immer zum gleichen Ergebnis, daß ihnen wenig, wenig Zeit mehr blieb.

Pfarrer Ludwig Heß hatte nicht eigner Sorge genug, daß er des Kummers in der Stadt vergessen hätte. Er predigte über das Bibelwort: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg" (1. Korinther 15, 55), seiner Gemeinde zum Trost. Seine Kirche war nicht ganz so voll wie ehemals, aber es war an diesem Sonntag niemand darin, der nicht in einer seltsam getrosten Ruhe hinweggegangen wäre, weil der Gedanke an eignen Tod oder den Tod solcher, die ihm lieb waren, in dieser Stunde weniger Schrecken für ihn hatte.

Aber nicht nur an viele Alte kam das Sterben. Das jähe Tauen hatte allerlei Krankheiten in der Stadt verursacht, insbesondere brach unter der Schuljugend eine gefährliche Epidemie aus, so daß der Tod nun an zwei Enden der Menschheit zehrte.

An einem und demselben Tage legten sich im Pfarrhaus zu St. Johannes die beiden Kinder zu Bett. Der Arzt, der gerufen wurde, machte Bedenken: die Not der Stadt war auch an die zwei

Kinder gekommen. Nun kam eine schwere und dumpfe Zeit. Heß und seine Frau wichen kaum von den Betten der fiebernden Kinder. Frau Hedwig zeigte die Kraft wieder, die sie vor Jahren, als ihr Vater starb, zur einzigen Aufrechten im Hause gemacht hatte. Es war merkwürdig, welche Opferfreudigkeit und Ausdauer ihr innewohnten. Sie überließ niemand die Pflege der Kranken, bedurfte kaum der Ruhe und gönnte sich keine. Was im gewöhnlichen Leben Eckigkeit und Unbeholfenheit der Rede und des Wesens an ihr war, wurde in diesen Tagen zu einer Strenge, die ihr, der körperlich Starken und Gesunden, wohl stand. Sie gewann eine Ueberlegenheit, die Heß oftmals mit staunendem Blick sie ansehen ließ. Die Ueberzeugung erfüllte ihn, daß ihm nichts zu tun blieb, daß die Kranken in keiner besseren Obhut liegen könnten. Da marterte der Gedanke ihn wieder, weshalb er den Weg zu Hedwig nicht finde, da sie doch wie Fehler so auch Tugenden hatte. Aber es kamen die Tage und zeigten ihm neu und neu die Mängel an Lebensart, die ihr anhafteten, und er kam ihr nicht näher.

Zu den Kindern trat er am liebsten ein, wann er seine Frau beschäftigt wußte. Dann saß er mit froher, ja fast sehnsüchtiger Geduld an ihren Betten. Er sah, daß Else, sein Töchterchen, ihn nicht entbehrte. Sie sprach von der Mutter, verlangte in allen Dingen nach ihr und war immer ungeduldig, bis sie wiederkam. Wie das Kind ihr im Aeußeren ähnlich war, so hatte es auch in seinem Wesen manches von ihr angenommen, und so gehörten sie

beide zusammen. Der kleine Johann Jakob aber, der weniger lebhaft war und, mit seinen großen Augen an die Decke schauend, oft lange ruhig daliegen konnte, freute sich nicht nur flüchtig wie die Schwester über des Vaters Kommen, sondern hielt, wenn er bei ihm am Bette saß, fest seine Hand mit seiner eignen heißen umspannt und sprach nicht, war nur zufrieden und konnte nie rascher den Schlaf finden, als wenn er an Heß' Hand gleichsam aus dem Tag ins Traumland ging.

Auch Angelika saß bei den Kindern, und sie kannten ihren Schritt und wollten sie nicht mehr lassen, wann sie kam. Weil sie ein seltener Gast war, lag für die Kranken etwas Festliches in ihrem Kommen.

Nach Wochen und Wochen genasen die Kinder. Als der Arzt versichert hatte, daß die Gefahr vorüber sei, kamen Frau Reimann und ihr Sohn, die schon vorher eine eifrige Sorge gezeigt hatten, häufig nach den Genesenden sehen. Karl Reimann zeigte seine ganze plump-rauhe Gutmütigkeit und trat nie ins Zimmer der Kinder, ohne eine Ueberraschung für sie, ein Spielzeug, einen Scherzartikel und dergleichen, in der Tasche zu haben. Auch Frau Hedwigs Mutter machte sich allerlei Mühe, den Enkeln Freude zu bereiten. Bald erfüllten diese beiden und Frau Hedwig das ehemalige Krankenzimmer mit einer lauten Munterkeit, die den Kindern um so mehr zusagte, als mit dem Fortschreiten der Genesung auch ihr junger Uebermut sich neu zu regen begann. Manchmal überkam Heß, wenn er in seinem Zimmer die lauten Stimmen der andern vernahm,

eine leise Bitterkeit, als hätten jene einen Sieg gewonnen, der ihn aus liebem Besitz verdrängte.

Eine war in all den Tagen nicht gekommen, die Frau Säckelmeisterin. Sie wußte um die schwere Krankheit der Kinder. Häufig schrieb sie an ihren Sohn und ließ sich von ihm Nachricht geben. „Aber," ließ sie ihn wissen, „so sehr mich nach deinen Kindern verlangt, es ist besser, daß ich euch jetzt nicht besuche!" Und Ludwig Heß wußte, daß sie fernblieb, damit die Schwiegertochter ihr Kommen nicht als eine Einmischung in ihre Pflege empfinde.

Als die Kinder schon wieder außer Bett und nur noch an die Stube gebunden waren, bemerkte Angelika, daß Pfarrer Heß einen schweren Husten hatte. Er hatte im Amte arbeitsstrenge Tage gehabt, war viel außer Haus und auf Krankenbesuchen gewesen, und hatte sich nicht geschont. Aus seiner Erkältung wurde keine Krankheit, aber sie wollte auch nicht sich verlieren. Es dauerte Tage, ehe Frau Hedwig zum erstenmal seines Unwohlseins gewahr wurde. Sie zankte, daß er nicht vorsichtig sei, verbesserte dann mit lustiger Sorglosigkeit sich selber und meinte, zu Angelika gewendet, am Ende sei nicht viel daran. Die ganze Stadt sei erkältet in diesen Tagen.

Angelika fand sich kurz nachher mit Pfarrer Heß allein. Abermals überkam ihn der pfeifende Husten. Sie sah, was sie seit Tagen wußte, daß eine Veränderung mit ihm vorging. Seine Augen glänzten und standen tief im Kopfe. Da stieg etwas heiß in ihr auf und nahm ihr den Atem, so daß sie nur mit leiser Stimme die Worte zu sprechen

vermochte: „Sie sind krank, Herr Pfarrer. Sie — Sie müssen den Arzt — Wenn Ihre Frau Mutter es wüßte!“

Er wendete sich ihr zu und sah sie an. Aus ihren atemengen Worten klang etwas, was sie eigentümlich von denen unterschied, die eben Frau Hedwig gesagt hatte. Zu jenen hatte er gelächelt. Nun überströmte ihn eine wundersame Wärme, als ob eine Sonne sie auf ihn würfe. Er lächelte ein wenig mühsam. Dann sagte er: „Ich — gewiß, ich werde einen Arzt fragen.“ Er verbarg nichts, gab mit diesen Worten ruhig zu, daß er selbst am besten wüßte, wie ihm Hilfe not tat.

Er ließ auch nicht manchen Tag vergehen, ehe er sein Versprechen hielt. Da wurde auch Frau Hedwig aufmerksam. Blitzähnlich sprang eine große Angst sie an. „Du siehst schlecht aus,“ sagte sie zu Heß. „Was meinte er, der Doktor? Du wirst dir doch Sorge tragen?“

Wenn er es noch nicht gewußt hätte, so hätte er es jetzt sehen können, wie sie ihn liebte. Es war etwas wie Hilflosigkeit an ihr, als fühle sie den Abstand zwischen ihr und ihm erst in diesem Augenblick, da ihre feste Gesundheit sie rein äußerlich zu einem rauheren Menschen machte, als er, der Leidende, war. Sie empfand sein Leiden als etwas ihr Fremdes, über das sie kein Urteil hatte und das sie darum mit Furcht erfüllte. Dann kam die Ungeduld sie wieder an: „Du mußt dich pflegen, dich mehr schonen,“ zankte sie.

Er näherte sich ihr mit seiner stillen Ueberlegenheit, klopfte ihr auf die Schulter und sagte: „Es

wird bald besser werden! Sei ohne Sorge." Damit kamen sie von seinem Unwohlsein ab.

Die zwei Frauen, Angelika und Hedwig, beobachteten ihn von da an, jede auf ihre Weise, jede mit wachsender Sorge. Frau Hedwig ließ aber aus dieser Sorge eine bittere Unzufriedenheit wachsen, einen Groll gegen alle, die mit ihr lebten, als hätten sie schuld an dem, was ihr Kummer war. So wenig war sie daran gewöhnt, sich selbst im Zaume zu halten, daß sie ihres Mannes Krankheit als ein ihr geschehenes Unrecht empfand, darum zuzeiten mürrisch im Hause herumging und durch allerlei Aeußerungen ihrer Unzufriedenheit Ausdruck gab. Angelika zitterte manchmal ob ihres lauten Wesens, nicht um ihret-, nur um des kranken Mannes willen, von dem sie wußte, daß ihr Gebaren ihm in die Seele schnitt, und daß die Zweifel, die er in sich trug, vielleicht mehr an ihm zehrten als die leibliche Krankheit. Sie selbst, Angelika, war still und ernst und aufmerksam. Mit lautloser Anmut schritt sie durch die Stuben des Pfarrhauses, war niemand im Wege, und überall war doch die Alltäglichkeit von kleinen Wohltaten ihrer klugen Hand verschönt. Mit seltsamem Feinsinn wußte sie auch Hedwigs Liebe, die sie sich zu Anfang gewonnen, sich zu erhalten.

In Ludwig Heß' Augen war nun noch mehr als früher ein sinnender Ausdruck. Sein Blick hatte etwas weithin, wie in dunkle Zukunft Schauendes. Auch folgte er mit den Augen wie Angelika so auch Frau Hedwig und seinen Kindern oft und lang. Hinter seiner klaren Stirn konnte man die Gedanken

arbeiten sehen zu solcher Zeit. Er legte, wie sein Blick in die Zukunft zu staunen schien, in Gedanken diese Zukunft sich zurecht, nicht seine eigne, sondern die derer, die zu ihm gehörten. Und sein Blick glänzte und hatte ein schmerzliches Licht, wenn er auf dem kleinen Johann Jakob ruhte.

In diesen Tagen begann es, daß seine Gemeinde auf sein Kranksein aufmerksam wurde. „Wie heiser seine Stimme heute geklungen hat," sagten sie eines Sonntags nach seiner Predigt. Dann wußte der und jener Auskunft zu geben, daß Pfarrer Heß geraume Zeit schon leidend sei. Ein dritter kannte seinen Arzt und fügte geheimnisvoll hinzu, daß dieser dem Kranken wenig Hoffnung gebe. Nun kamen die Stimmen des Mitleids. Die Frauen warfen sie zuerst in das allgemeine Reden. Bald und für Tage bildete Pfarrer Heß' schwere Erkrankung das Tagesgespräch. Wie schöne und reine Blumen aus ungleichem Erdreich wuchs aber aus dem Gerede die Liebe seiner Gemeinde für ihn wieder auf, an der er eine Zeitlang Einbuße gelitten. Das Pfarrhaus sah viel junge und alte Gäste, die Nachfrage nach des Kranken Ergehen hielten. Schon hatte er indessen Mühe, am Sonntag seine Predigt zu Ende zu halten. Einmal mußte er seinen Kollegen Schwarzmann, zu dem er ein Verhältnis kühler Höflichkeit aufrechterhielt, bitten, ihn zu vertreten. Dann segnete er an einem Wochentage zwei Neuvermählte ein, die ihm als einstige Schüler seines Konfirmandenunterrichts lieb waren. Und am folgenden Sonntag vermochte er nicht zu predigen, da seine Stimme allen Ton verloren hatte. Wochen-

lang mußte er dem Amte fernbleiben. Dann geschah es, daß der einzige Sohn einer ihm nahe befreundeten Familie starb, und er wollte es sich nicht nehmen lassen, ihm selbst die Leichenrede zu halten. An diesem Tage stand er zum letztenmal in seiner hohen, alten und festen Kirche. Sie war mit dunkelm Grün und schwarzen Tüchern ernst, fast düster geschmückt. Aus der kleinen Amtstüre trat Pfarrer Heß in seinem Talar vor die Trauergemeinde, unter der sich Hedwig und Angelika befanden. Er sprach mit seltsam bewegter dunkler Stimme schöne und friedliche Worte, die von einem klaren und weitsichtigen Geiste zeugten. Zuweilen lag ein schmerzlicher Zug um seinen Mund. Viele, die ihn an diesem Tage sahen, vergaßen sein Bild nicht mehr. Sein Gesicht und seine Hände waren sehr blaß. Ersteres hatte eingefallene Wangen, und die Augen lagen noch immer tief. Aber letztere hatten ihre graue Helligkeit noch und eine große Ruhe. In der ganzen Haltung des schlanken Mannes aber und in der Art, wie die Hände das Buch faßten, wie er sie im Gebet darüber faltete oder, um einen Hustenanfall zu verbergen, sein Tuch vor die Lippen hielt, in jeder Gebärde lag ein wohltuendes Ebenmaß.

Zwischen Hedwig und Angelika schritt er, nachdem der Zug der Trauernden die Kirche verlassen hatte, über die Johannes-Hofstatt nach seinem Hause. Er mußte langsam gehen, denn sein Atem ging knapp. Frau Hedwig reichte ihm ihren Arm, daß er sich stütze, und er tat das, und manchmal standen sie still, damit er sich ausruhe. Dann blickte er ab-

wechselnd in die Gesichter der zwei Frauen, die mit ihm gingen, und sprach mit ihnen, und es war, als spräche er beiden mit einem Lächeln, das er in den Augen hatte, Mut zu. Nichts von dem, was ihn noch immer quälte, kein Hauch des innerlichen Entfremdens, das ihn von Frau Hedwig schied, verriet sich in Rede oder Blick. Er war gegen sie von einer großen Güte und Geduld. Aber seine Stimme klang auch nicht weicher oder wärmer, wenn er zu Angelika sich wendete. Nur immer, wenn er den Blick von ihr nahm, haftete er einen Augenblick wie träumend im Leeren.

Siebentes Kapitel

Am Tage nach dieser Amtshandlung faßte Ludwig Heß ein großes Verlangen nach seiner Mutter. Sie war zweimal bei ihm gewesen, unruhig um ihn. Nun wußte er, daß sie auf ihn wartete, und vielleicht ahnte er, daß er auch die kurze Reise an den See hinauf bald nicht mehr zu tun vermöchte. Frau Hedwigs Gesicht wechselte zwar ein Lachen gegen ein Stirnfalten ein, als er ihr von seiner Absicht, nach dem Seegut zu fahren, sprach, aber sie widerredete nicht. Als dann gegen Ende derselben Woche ein reicher, lichtgesegneter Frühlingstag kam, riet sie ihm selbst, zu gehen, wollte nichts davon wissen, daß die Kinder ihn begleiteten, da sie ihn ermüden würden, und riet dafür Angelika, mit ihm zu fahren. Diese letztere war nun schon so nahe mit dem Hause verwachsen, daß Frau Hedwig sie wie

eine Verwandte betrachtete, aber auch ohne Wesens wie eine solche zuweilen über sie verfügte und dabei oft der Höflichkeit und Rücksicht vergaß, die sie der Hausgenossin schuldete. Angelika richtete den Blick auf Pfarrer Heß, als erwarte sie von ihm die Antwort auf Frau Hedwigs Einladung. Er streifte mit ruhigen Augen die ihren und sagte mit leiser Freude: „Wenn Sie können, Fräulein Angelika, so bin ich um solchen Reisegenossen wohl froh."

So entschied es sich, daß Angelika mitfuhr, und sie machten sich für die kleine Reise bereit. In einem Mietwagen fuhr Hedwig mit den beiden andern zur Lände. Da der Tag immer sonniger und schöner heraufwuchs, hatte Heß beschlossen, mit dem Dampfschiff zu reisen. Er und Angelika standen auf Deck, als das Schiff abfuhr, und winkten Frau Hedwig zu, die am Lande verblieben war. Ein warmes Leuchten lag über dem Schiff und ihren beiden Gestalten.

Der See hatte kein Leben. Blau und voll Glanz lag er und schlief, und blau und voll Glanz weit über ihm hin wölbte sich der Himmel. Fast lautlos zog das Schiff den See hinauf. Das Ufer von St. Felix blieb weit und weit zurück. Und der Tag war so voll strahlender Schönheit, daß die zwei auf dem Schiff vergaßen, was vor und was hinter diesem Tage lag, und nur in einer schweigenden Lust die Stunden lebten, die ihnen eben gegeben waren. In diesem stillen Erleben eines seltsamen und wundervollen Tages glich ihr Besuch auf dem Seegut jenem ersten, den sie da zusammen gemacht hatten.

Aber es lag ein noch größerer Friede über diesem, als über jenem gelegen hatte. Ludwig Heß fühlte sich wohler denn seit langem. So störte auch nicht die Erinnerung an seine Krankheit ihre Zufriedenheit.

Wie einst kam ihnen die Frau Säckelmeisterin bis an das morsche Gartentor entgegen, und Grite, die Magd, stand hinter ihr und nahm Angelika die Decken ab, die sie trug, und Tiger, der Kater, strich Heß um die Beine, als ob er ihn besonders grüße. Sie lebten dann die Stunden nebeneinander hin. Angelika staunte über die Gefaßtheit, mit der die Frau Säckelmeisterin ihrem Sohne zu verhehlen vermochte, wie sie heimlich sich um ihn quälte. Nicht ganz mit der Leichtigkeit früherer Tage, aber immer noch lautlos und sicher bewegte sie sich um ihn und tat ihm mit den feinen, schlanken und sorgenden Händen alle die Liebe an, die auszusprechen die hohe, zeit ihres Lebens geübte Selbstbeherrschung ihr verbot. Nur manchmal sah Angelika die alten und strengen Augen in dem schmalen, runzligen Gesicht wie in plötzlichem Schrecken groß werden und Ludwig Heß folgen, wenn er, auf einen Stock gestützt, durchs Zimmer schritt.

Aber auch er verlor nicht einmal an diesem Tage seine Ruhe und Festigkeit, mit denen er der Krankheit noch Widerstand leistete und, die ihm lieb waren, zu täuschen suchte. Beide, Mutter und Sohn, ergaben sich dann einer gedämpften Freude, die nichts Erzwungenes hatte, sondern wirklich war und wohl dem Grunde entsprang, daß sie klar das Schicksal erkannten, das über ihnen waltete, sich schweigend

und erhobenen Hauptes dareinfügten und nun mit ernstem, ruhigem Lächeln das Glück des Beisammenseins noch genossen. Dabei half eines dem andern, ohne es selbst zu wissen, doch des andern Hilfe unwillkürlich dankbar empfindend, und es lag ein hoher Adel auf ihnen beiden. Als Angelika kurz und blitzähnlich Frau Hedwigs Bild vor die Seele trat, erschien ihr dieses als etwas ganz Fremdes, nicht in ihr und das Leben dieser Menschen Gehörendes, und sie vergaß es sogleich wieder wie etwas Störendes, dem man nicht Eintritt in einen frommen und friedlichen Gedanken gestattet.

Nach Tisch ruhte die Frau Säckelmeisterin, wie es ihr vom Arzte seit einiger Zeit geraten war und Heß ihr mit ernster Beharrlichkeit gebot. Er selbst aber begab sich mit Angelika in den Garten, und sie wandelten langsam über die grauen Wege. Der Tag war zu seinem blausten Glanze gediehen. Wie helles Feuer brach es über den dunkeln Garten nieder. Das Grün des Rasens leuchtete, und die hohen, schlanken Bäume standen reglos und stolz. Um ihre Wipfel zitterte das Licht. Nach einer Weile kamen sie an die Seemauer hinunter und hoben an dieser entlang unter den Bäumen auf und nieder zu schreiten. Sie sprachen von der tiefen Ruhe des Gartens, der Schönheit des Tages, der glanzvollen Helligkeit des Sees, dessen Weite sich im Gegensatz zu dem baumbeschatteten Garten mächtig dem Lichte auftat. Wieder wie schon einmal ergaben sie sich ganz der Freude an der Gegenwart und sprachen nur von dem, was vor ihren Blicken war, sprachen kein Wort von Gewesenem und Künftigem.

Es fügte sich, daß, während sie ohne müde zu werden auf und nieder schritten, Ludwig Heß, dessen eine Hand auf den Stock gestützt blieb, mit der linken die Hand Angelikas faßte, leicht, wie man eines Kindes Hand faßt, und sie nicht mehr los ließ. Sie verstummten bald vollends und konnten sich doch nicht von dem schönen Wege trennen, standen nur manchmal still und blickten in sich versunken über das blaue Wasser hin. Vielleicht schien es ihnen, daß jedes Wort sie aus dem hohen Frieden reißen müsse, der sie erfüllte. So achteten sie auch nicht darauf, daß in dem Ineinanderliegen ihrer Hände etwas lag, was andre Menschen befremdet hätte.

Endlich sagte Heß: „Wir müssen wohl nach der Mutter sehen, Fräulein Angelika."

Sie nickte nur und ihre Hand zuckte in der seinen; aber er gab sie nicht frei. Schweigend wie sie hier gegangen waren, begaben sie sich gegen das Haus hinauf, unter den hohen Bäumen und zwischen den Rasenbeeten hindurch. Da kam ihnen die Frau Säckelmeisterin schon entgegen. In ihrem schwarzseidenen Kleide, das von altem Schnitt war und die Feinheit ihrer Gestalt noch hob, kam sie daher. Die beiden grauen Locken fielen ihr auf die Schultern. Die Hände hielt sie unter der Brust übereinander gelegt. Als sie die beiden erblickte, kam in ihre Augen ein leises Staunen, das aber, kaum entstanden, in ihrem gewohnten freien und ruhigen Schauen wieder verging. Sie hatte bemerkt, wie ihr Sohn und Angelika Hand in Hand gingen. Das Staunen war der natürliche Ausdruck einer

Erkenntnis, die in diesem Augenblick ihr aufging. Mit einem Male sah sie das klar, was die beiden Nahenden wohl selbst nicht wußten oder sich gestanden. Es beunruhigte sie nicht. Ihr Vertrauen zu ihnen beiden war zu groß. Mit einem stillen und schmerzlichen Gefallen blickte sie auf sie.

„Ihr seid lange geblieben," sagte sie lächelnd, als sie voreinander standen, und nun erst ließ Heß die Hand des Mädchens, und die Mutter in ihre Mitte nehmend, begaben sie sich ins Haus zurück.

Sie saßen dann beisammen in der hohen, kühlen Stube und sprachen von dem und jenem.

Ein paarmal blickte Ludwig Heß nach der Uhr; eine Unruhe schien ihn dabei zu quälen. „Nun wird es schon bald Abend," sagte er einmal.

Sie hörten aus seiner heiseren Stimme zum erstenmal eine heiße Trauer klingen. Aber er ermannte sich rasch und neckte Grite, die Magd, die eben eingetreten war.

Und Abend wurde es doch bald. Der Leidende mußte früh aufbrechen. Seine Mutter begleitete ihn zum Bahnhof, und als sie dem Gartenausgang zuschritten, kam Grite, die Magd, mit ihnen bis ans kleine Tor; auch der weißhaarige Gärtner näherte sich noch mit entblößtem Kopf, und Tiger, der Kater, strich wie ein Hündlein um seine Herrin. Es war ein seltsames Geleite, das Ludwig Heß auf diese Weise hatte, die Liebe, die man für ihn auf dem Seegut hegte, ging gleichsam mit ihm und konnte sich nicht von ihm trennen. Er gab den Dienstboten die Hand, nahm die Katze noch auf, sie zu streicheln, und gab sie der Magd. Dabei war er sehr bleich

und hatte Mühe, sich aufrecht zu halten. Aber er ging doch tapfer zum Bahnhof.

„Ruf mich, wenn du mich brauchst," sagte die Frau Säckelmeisterin.

Sie bot ihm die Stirn zum Kuß. Ihr Abschied war, wie er immer war, ein wenig feierlich, wie es bei ihnen Sitte, fast ein wenig steif.

Die Frau Säckelmeisterin wartete nicht auf die Abfahrt des Zuges. Langsam und allein schritt sie nach ihrem Gute zurück. Wenn einer sie grüßte, nickte sie mit altväterischer Anmut und Würde. Und weinte nicht, weder jetzt noch daheim. Die Heß vom Seegut wußten still zu sein, wenn sie Kummer hatten; sie trugen den für sich, nicht für die Welt.

Pfarrer Heß mußte aber bald seine Mutter rufen. Der kleine Ausflug an den See hinauf war das letzte, was sein Körper zu leisten vermocht hatte. Fast plötzlich und erschreckend trat es nachher zutage, wie schwach er war. Er legte sich zu Bett und erhob sich nicht wieder. Der Arzt kam und nickte schweigend; das Bild der Krankheit erfüllte sich so, wie er es vorausgesehen.

Ludwig Heß war nicht blind. Er sah mit gleich klarem Blick wie sein Arzt.

„Noch wenige Wochen," sagte er ruhig, mit einem großen Ernst, aber ohne Schwäche zu diesem.

„Sie wissen es," antwortete der Arzt.

„Nun möchte ich, daß die Mutter zu uns käme," sagte Heß zu Frau Hedwig.

Sie wurde nicht Herr über sich selbst. Er sah wohl, wie ihre Stirn sich wieder faltete. Aber sie war sogleich bereit, seine Mutter zu rufen und ihre

Stube zu richten. Als sie letztere Arbeit selbst zur Hand nahm, fiel ihr erst das ein, was ihr unter der Alltagsgeschäftigkeit bisher entgangen war, daß sie an den Vorbereitungen für ein schweres Ereignis sich beteiligte. Plötzlich, wie ein Stein aus einem Berge bricht und auf einen Menschen niederschmettert, kam ihr das Bewußtsein, daß sie der Witwenschaft entgegenging. Das erste, was in ihr schrie, war die Liebe zu dem Manne, der ihr starb. In der Stube, in der die Frau Säckelmeisterin wohnen sollte, warf sie sich auf einen Stuhl und schluchzte so laut, daß Angelika aus ihrem Zimmer zu ihr kam und sie lange umsonst zu trösten suchte.

Später kam ein zerfahrenes Wesen über sie. Sie erhob sich in ihrer ganzen Jugendlichkeit und Stärke und stritt gleichsam gegen den Tod, indem sie in ihrer Sorge um den Kranken dieselbe Unermüdlichkeit zeigte wie ehemals für die kranken Kinder. Aber die leidenschaftliche und laute Sorge und Liebe, die sie ihm bewies, wurde zuweilen unterbrochen von einer jähen Erinnerung an ihr eignes Schicksal. Dann begann sie sich plötzlich zu fragen, was nach Heß' Tode sein werde und wie ihr und der Kinder Leben sich gestalten solle. Sie gab diesen Bedenken andern gegenüber Worte und trug sie in einer ungeschickten und verletzenden Art in das Krankenzimmer, in solchen Augenblicken die Sorge um ihr Ich über die andre um den Gatten stellend. Sie begann auch darüber zu grübeln, warum ihr Verhältnis zu dem Gatten kein rein schönes gewesen sei, und kam dabei doch zu keinem andern Ergebnis als zum alten Zorne über seine und seiner Mutter Art.

Die Frau Säckelmeisterin kam. Mit altväterischem Gepäck zog sie ein. Es war eine kleine Umständlichkeit, bis sie ihre Siebensachen untergebracht wußte. Dann war kaum mehr zu merken, daß sie im Hause war, so lautlos war ihr Schritt und so klug die Art, mit der sie neben der tätigen und rasch dareinfahrenden Schwiegertochter zu leben wußte. Am Krankenlager aber trafen sich seltsam verschiedene Menschen. Neben Angelika und Frau Heß, die mit leisen Schritten kamen und gingen, wenig sprachen, aber mit geschickten Händen dem Sterbenden manche Liebe taten, ging Frau Hedwig aus und ein, verstand weder Schritt noch Stimme zu dämpfen, hatte aber in der Art etwas von der Löwin, die ihr Junges hütet, scheute keine Arbeit und brauchte nicht Ruhe, warf sich jedoch manchmal am Bett in die Knie und weinte, daß ihre ganze starke Gestalt davon erschüttert wurde. Dann kamen die Kinder, die helläugige blonde Else zerstreut, sich in der Stube immer irgendeine Unterhaltung suchend und froh, wenn sie wieder entlassen wurde, und der kleine Johann Jakob. Der Knabe kam an das Bett des Vaters und grüßte ihn, wie die Schwester tat, aber er lief nachher nicht hinweg, sondern blieb, ans Bett gelehnt, stehen und ließ Heß' Hand die seine streicheln. Indessen blickte er mit seinen großen braunen Augen erstaunt und unruhig in das Gesicht des Kranken, der ihm fremd erschien. Zuweilen zuckte der kleine volle Mund. Einmal fragte er: „Ist es wahr, Vater, was die Else sagt, daß — daß du jetzt bald stirbst?"

Das Gewalttätige und Verletzende, das in dieser

unverhüllten Kinderfrage lag, ging völlig unter in der zitternden Trostlosigkeit, die den Knaben dabei ergriff. Er versuchte das Weinen zu verbeißen, aber es überwältigte ihn, und er schluchzte laut.

Ludwig Heß preßte die Lippen zusammen und legte die Hand auf den Kopf des Kindes. Dann führte seine Mutter den Knaben hinweg.

Da kamen aber an das Bett auch Frau Reimann und ihr Sohn. Erstere war ein wenig unbeholfen und verlegen, aber voll Sorge und Freundlichkeit. Und letzterem sah die Anhänglichkeit aus dem roten, runden Gesicht. Er meinte den Schwager mit allerlei Stadtneuigkeiten unterhalten zu müssen, rutschte auf seinem Stuhl und ging und kam vielleicht am gleichen Tage noch einmal, von einer gutmütigen Liebe und seinem Mitleid hergetrieben. Oft hatte er feuchte Augen, wenn er neben dem Kranken saß.

Endlich kam auch neben andern Besuchen Pfarrer Schwarzmann. Nur seine Frau betrat das Haus nicht mehr, in dem Frau Hedwig wohnte. Und Pfarrer Schwarzmann zeigte ein würdevolles Mitgefühl, das er dem Kranken, seiner Frau und seiner Mutter mit schönen, aus allen Herztiefen heraufgeholten Worten und gottdemütigen Hauptneigungen gleichsam auf dem Präsentierteller darreichte. Wenn der würdige Herr nach seinem Besuche die Treppe wieder hinunterstieg, strich er den grauschwarzen Bart, und die scharfen Aeuglein zückten Blitze dahin und dorthin, ob niemand ihm nachsehe. Wenn er sich ganz allein wußte, hellte Schwarzmanns beileidsvolles Gesicht sich auf, und er freute sich, daß ein

unbequemer Kollege ihm bald — ganz bald aus dem Wege gehen würde. —

Mit Stürmen und Wettern wurde aus dem Frühling der Sommer. Der Donner rollte über der Stadt. Manchmal leuchtete ein glühendes Licht durch die Gasse. Die Blitze fuhren durch den Himmel.

„Vielleicht noch einige Tage," sagte der Arzt. Es galt Ludwig Heß.

Dieser war nun fast so bleich wie das Linnen seines Bettes, ja es schien beinahe, als ob auch das blonde Haar und der schöne weiche Bart weiß werden wollten, so hell schimmerten sie. Das Gesicht war zerfallen. Nur die Augen hatten noch immer die helle Farbe und ihren sinnenden Ausdruck. Die Frau Säckelmeisterin war noch da und hatte den Blick auf dem Sohn und den beiden Frauen, die bei ihm aus und ein gingen, Hedwig und Angelika. Hedwigs Unruhe wuchs. Sie weinte viel; es war, als ob sie erst jetzt erkannte, was sie an ihrem Manne hatte. In Angelikas Wesen hatte sich nichts verändert. Sie kam und ging im Hause und kam und ging im Krankenzimmer, jenes wie es ihr Studium, dieses wie die Sitte es erforderte. Sie hatte Macht über sich, weder in Wort noch Gebärde war etwas, das verriet, was in ihr war. Nur die Frau Säckelmeisterin, die die Menschen kannte und deren scharfem Auge nichts entging, sah, wie zuweilen, wenn das junge Mädchen sich unbeobachtet glaubte, ein schmerzlicher Zug um ihren feinen Mund sich legte, und wußte, daß die kurze Rede, die sie an dem und jenem Tag an den Kranken richtete,

und die äußerlich nur alltägliche Worte enthielt, etwas Mühsames hatte und daß die Stimme ihr unmerklich zitterte.

Eines Abends — ein Gewitter hatte eben wieder vertobt — waren Ludwig Heß und seine Mutter allein. Er lag seit geraumer Zeit still; der Husten, der ihn sonst quälte, hatte ihn verlassen. Am Fenster trockneten die Tropfen, die ein heftiger Platzregen darangeworfen hatte, und eine leise Sonne kam und ließ sie leuchten. In die Stube quoll bald ein schönes warmes Licht. Die Frau Säckelmeisterin war ganz von seiner Helle umgeben, die durch das Fenster drang. Sie saß in einem Lehnstuhl, das schmale runzlige Gesicht von den beiden grauen Locken gerahmt, die Hände müßig im Schoß des schwarzen Kleides.

„Mutter," sagte da Ludwig Heß, „ich möchte, daß — mir alle gute Nacht sagten. Ich will schlafen."

Sie erhob sich und trat an sein Bett. „Gewiß," sagte sie, „ich werde sie rufen."

Mit der schmalen Hand ergriff sie ein Tuch, strich über seine Stirn, die feucht war, dann fuhr sie gedankenvoll über sein Deckbett. Sie sah ihn an dabei. Er erschien ihr seltsam.

„Die Kinder zuerst," sagte Ludwig Heß.

Da ging sie die Kinder holen. Sie kamen stürmisch über die Schwelle gesprungen. Dann hielten sie plötzlich inne. Die Stube schien ihnen verändert, war es das Licht, die Stille, die darinnen war, oder war das Aussehen des Vaters schuld daran, der reglos dalag, als ob er schlafe. Als sie

leise und scheu näher kamen, öffnete Ludwig Heß die Augen. Er nahm ihre Hände zwischen die seinen und wendete sich ihnen zu. „Ihr wollt mir gute Nacht sagen! — Seid ihr gut gewesen heute? — Werdet ihr der Mutter immer gehorsam sein?“ Er sprach das langsam und in Pausen.

Der kleinen Else wurde die Zeit lang. „Ja, ja,“ sagte sie, nach Kinderart schon an andres denkend. Als der Vater ihre Stirn küßte, entwischte sie ihm und glitt wieder der Tür zu. Der Knabe wollte folgen, aber Heß hielt ihn fest. Er hielt ihn lange, als könnte er ihn nicht lassen. Sein Blick suchte in dem runden ernsthaften Gesichtlein. Endlich küßte er auch ihn. „Geh!“ sagte er hastig.

Seine Mutter stand an der Tür und sah ihn fragend an.

„Nun will ich Hedwig —“ begann sie.

Aber er unterbrach sie und winkte sie zu sich. Ganz nah am Bett wollte er sie haben. Als sie ihren Stuhl zum Lager gerückt hatte, wendete er sich so, daß sein Blick voll in ihr Gesicht traf. Mit klarer Stimme sprach er: „Du wirst ihr die Kinder lassen, Mutter. Halte dich fern! Sie haben ihre eignen Wege, Hedwig und die andern, aber sie meinen es gut, und es kommt auf den Kern an, nicht auf die Schale. Aber die Kinder — laß ihr die Kinder ganz. Sie sollen den Weg wissen, den ihre Mutter ihnen weisen kann, und brauchen nicht zu lernen, daß der Vater da nicht zu gehen verstand.“

Die Frau Säckelmeisterin nickte versonnen. „Ich verstehe dich,“ murmelte sie aus ihren Gedanken heraus.

Da klopfte es, und sie wußte, daß es Angelika war. Leise ging sie hinüber und ließ sie herein.

Ludwig Heß lächelte. „Sie kommen auch, mir gute Nacht zu wünschen," sagte er. Er bot ihr die schmal gewordene Hand. „Es — es scheint mir, daß es das letztemal sein wird," fügte er mühsam hinzu.

Sie wollte etwas Tröstliches sagen, aber sie brachte kein Wort heraus.

„Er wird jetzt gut schlafen, mein Sohn," sagte die alte Frau. Ihre Stimme zitterte nicht, nur ihre Lippen waren ein wenig schmal. Es sah so aus, als reichte sie ihm die kluge feine Hand. „Komm nur, ich geleite dich bis wo du jetzt hin willst."

„Üben Sie denn auch fleißig, Angelika?" fragte Heß fast mit seiner gewöhnlichen Stimme. „Das schöne Straußsche ‚Ich trage meine Minne' mußt du einmal hören, Mutter."

Angelika stand Rede. Sie sprachen eine Weile ganz so, als ob sie nächstens wieder zusammen musizieren würden. Endlich sagte sie: „Ich ermüde Sie. Ich will gehen — jetzt."

Er hielt sie nicht zurück. Sie gaben einander die Hand so ruhig wie sonst. Dann schritt sie sacht der Tür zu. Erst als die Klinke unter ihrem Griff leise klang, fuhr er jäh auf, daß er im Bett aufrecht saß. Und Angelika blickte zurück. Ihre Augen begegneten sich. Ein Leuchten war in beiden. Es erlosch wie das leise Licht, das die Sonne noch in die Stube getragen hatte. Nur die Frau Säckelmeisterin hatte es gesehen. Einen Augenblick später lag Ludwig Heß wieder in den Kissen. Angelika war gegangen.

„Deine Frau," sagte die Frau Säckelmeisterin. „Sie kommt nicht, solange ich hier sitze. Aber sie wartet. Ich rufe sie jetzt."

Er lag ganz still, wendete nur die Augen ihr flüchtig zu, solange sie sprach. Da ging sie.

Als Frau Hedwig eine Weile später ins Zimmer trat, schlief Pfarrer Ludwig Heß. Er wachte aus diesem Schlafe nicht mehr auf.

Achtes Kapitel

Pfarrer Ludwig Heß war begraben. Wochen nachher kam Frau Hedwig nach dem Seegut. Sie hatte die Schwiegermutter seit dem Begräbnis nicht mehr gesehen.

Die Frau Säckelmeisterin wunderte sich über den Besuch.

Frau Hedwig führte sich mit dem Worte ein, sie hätte es für ihre Pflicht gehalten, zu kommen. Die andre wußte, daß das nicht der Grund ihres Kommens war. Hedwigs Wesen war zerstreut, halb scheu, halb hochfahrend, und es lag ihr etwas auf den Lippen, das sie nur mühsam zurückhielt, weil Angelika Ziegler bei ihnen in der hohen dunkeln Stube saß.

Angelika war seit einigen Tagen der Gast der Frau Säckelmeisterin. Frau Hedwig hatte das Pfarrhaus auf der Johannes-Hofstatt verlassen und war mit den Kindern in das große Haus ihrer Mutter übersiedelt. Angelika war für eine Weile in ihr Heimatdorf zurückgekehrt; aber von der Frau

Säckelmeisterin gerufen, hatte sie für einige Tage bei ihr Wohnung genommen. Die beiden Frauen hatten einander nichts anzuvertrauen, aber sie sprachen von einem, der tot war, und beiden tat es wohl, von diesem Toten zu sprechen.

Als die Mahlzeit vorüber war, die nach Frau Hedwigs Ankunft eingenommen wurde, begab sich Angelika in den Garten. Die beiden andern versprachen, ihr zu folgen. Sie erhoben sich von ihren Sitzen. Dann standen sie plötzlich, eine diesseits, die andre jenseits des Tisches, einander gegenüber und sahen einander an, als ob sie auf diesen Augenblick des Alleinseins gewartet hätten. Draußen flammte der Sommer. Zwischen den langen, dunkeln Vorhängen hindurch stahlen nur Funken des reichen Tages sich in die Heßsche Stube. Auf dem dunkeln Bodenteppich lag ein brennendes Flecklein Sonne, ein andres leuchtete an der Konsole aus Ebenholz, auf der das Bild des Pfarrers Heß neben dem seiner Kinder stand.

Die beiden Frauen fügten in ihren Trauerkleidern sich wohl dem hohen, dunkeln Raume an. Da standen sie, die eine in schlichter Seide, die andre in einem modern zugeschnittenen, mit Puffen und Falten geschmückten Wollkleid, schlank und zart und klein jene, diese stark, breit in den Schultern, mit einem schönen jungen Gesicht, dessen Farbe reiche Lebensfreude widerspiegelte, obwohl in seinen Zügen jetzt eine heiße Trauer lag. Frau Hedwig hatte ihre starken Hände ineinander gelegt, wie um ihre Erregung zu verbergen, und die Frau Säckelmeisterin legte weiße, schlanke Finger auf die hohe Lehne

ihres Stuhles, daß es da sich ansah, als trage die Ebenholzlehne einen Schmuck von Elfenbein.

„Mutter," sagte Frau Hedwig. „Er — Ludwig — mein Mann, er ist unglücklich gewesen?" Die Worte sprangen so aus ihr heraus, daß leicht zu erraten war, wie sie die Frage Tage, Wochen vielleicht mit sich herumgetragen und auf den Augenblick gewartet hatte, da sie dieselbe tun konnte.

„Quäle dich nicht damit," sagte die alte Frau.

„Wer ist schuld daran?" beharrte sie. „Warum habe ich das nicht ändern können?"

„Warum fragst du jetzt? Jetzt auf alle Fälle ist es nicht mehr zu ändern."

Die Frau Säckelmeisterin sprach ruhig, fast leise. Ihre Stimme hatte einen kleinen Beiklang von Schärfe, so daß ihre Worte etwas Blinkendes bekamen.

„Ihr seid auch nicht unfehlbar, ihr — ihr vornehmen Leute," brach Frau Hedwig grollend aus. Ihr Zorn war ihre Waffe, sie griff gleichsam nach ihm, wie ein Schwächerer mit heißem Mut nach einer Wehr greift.

Da strich die alte Frau mit der Hand langsam über die dunkle Stuhllehne, als besänne sie sich, und trat einen Schritt vor.

„Siehst du, Tochter," sagte sie, „ich will es dir sagen."

Sie neigte den klugen alten Kopf in schärferem Nachdenken, so daß die zwei grauen Locken ihre Wangen streiften.

„Du hast recht, wir sind nicht unfehlbar, wir andern, ebensowenig als ihr. Ihr steht mehr in der Mitte des Lebens, wir halten uns gerne seitwärts. Vom Lärm, der euch umgibt, wird eure Stimme

rauher. Eure Hände sind fest, weil ihr stark zugreift, wo das Leben Arbeit gibt. Wir reden nicht gerne laut, und es liegt uns mehr an dem, was wir sagen, als daß viele es hören. Wir scheuen die Arbeit nicht, aber wir verstehen nicht jede zu tun. So seid ihr ihr und wir sind wir; wir wissen es und begreifen es, aber einander verstehen können wir nicht. Zwischen uns ist ein Raum wie ein Wasser oder eine Kluft. Weil keine Brücke war, seid ihr nicht zusammengekommen, mein Sohn und du."

Frau Hedwig hatte zugehört und nur halb verstanden. Ihr Zorn verwandelte sich in Trotz. Die Stirn wurde ihr heiß.

„Aber — er — ich weiß es, ich war immer um ihn — ich kannte ihn doch — keine andre Frau ist ihm je etwas gewesen, keine als ich!"

Ein kleiner Triumph sprach jetzt aus ihren lauten Worten.

Die Frau Säckelmeisterin war an eines der Fenster getreten und öffnete es; vielleicht weil die Stube heiß war. „Du sagst es," gab sie Hedwig Bescheid.

Unter ihr lag der von Sonne leuchtende Garten. Zwischen den hohen Bäumen erschien Angelika, schlank, blaß. Ein Ausdruck herber Stille lag in ihrem feinen Gesicht. Da wendete oben die Frau Säckelmeisterin sich zu der jungen, noch immer zürnenden Frau. „Und wenn ihm je," sagte sie mit ihrer langsamen, klaren Stimme, „eine Frau begegnet wäre, die meinem Sohn mehr hätte sein können, so hätte das nichts geändert. Wir verlangen vielleicht viel von andern, aber wir wissen auch, was man von uns verlangen darf."

Als sie das gesagt hatte, hob sie ihr feines Taschentuch an die Lippen, vielleicht gedankenlos, vielleicht um den knappen Ausdruck ihres Mundes zu verbergen. Als sie das Tuch senkte, lächelte sie, ging auf die Schwiegertochter zu und nahm ihren Arm. „Nun aber laß uns in den Garten gehen," sagte sie.

Da mußte Frau Hedwig gehorchen, ob sie wollte oder nicht. Die Scheu kam ihr zurück, das Unbehagen. Sie kam nicht auf wider die kleine alte Frau, neben der sie nun aus dem Hause schritt.

Stephan, der Schmied

1905

Erstes Kapitel

Im Süden stand ein Wald, und im Norden stand ein Wald. Zwischen ihnen lag die weiße, winterige Ebene. Eine Straße kam schnurgerade aus dem südlichen Walde heran, und eine Straße lief ebenso gerade hinaus und in den schwarzen Wald im Norden hinein. Eigentlich war es dieselbe, durch tiefe Radgleise zerschnittene, durch viele schwere Fußspuren zerstampfte, breite und verschneite Straße, aber die Hufschmiede, die genau in der Mitte zwischen den beiden Wäldern und den beiden Straßenteilen stand, schnitt sie scheinbar in zwei gesonderte Stücke. An dem Landschaftsbilde traten mächtig und fast herzbedrängend die beiden Farben, die es trug, ins Auge: Weiß und Schwarz. Es war den ganzen Tag kein andrer Ton darin als diese beiden, diese aber hatten so viel Raum für sich und so viel schwere Ausgeprägtheit, daß sie auf dem Bilde gleichsam lasteten und die Lieblichkeit, die es vielleicht im Sommer besaß, zu einer düsteren Freudlosigkeit erniedrigten. Da waren die beiden schwarzen Fichtenwälder. Sie standen wie die Rahmen des Bildes zwischen Himmel und Erde. Himmel und Erde waren weiß, ersterer vom Nebel, letztere vom Schnee. Schnee und Nebel

waren so bleich, daß sie einen in seiner Fahlheit schmerzenden Schein einander entgegenwarfen. Weiß, aber von den Schatten der Rad- und Fußspuren zerhackt, war die Straße. Auch die Hufschmiede war schwarz und weiß. Schwarz lag das Schindeldach, das der Sturm vom Schnee reingefegt hatte, schmutzig weiß standen die getünchten Mauern darunter. Aus der breiten Tür der Schmiede gähnte einen das Innere an, und der Rauch hatte von der Tür aufwärts am Hause bis unters Dach hinauf einen Rußfleck geschlagen.

Die düstere Landschaft lag still; denn es war Sonntag und die Straße wenig begangen. Still lag auch die Hufschmiede. Nur die Werkstattür gähnte werktäglich: die schloß Stephan, der Schmied, das ganze Jahr nicht. Auch im Innern des Hauses schien kein Leben zu sein; dennoch saßen drei Menschen in der Wohnstube und ein vierter, die Katharina, die Magd, war eben aus dieser Wohnstube nach der Küche gegangen. An dem langen, tannenen, vom Alter dunkeln Tisch saßen die drei, Stephan, der Schmied, die Maria, sein Weib, und der blonde Ludwig, sein Bruder. In der düsteren Stube war dieselbe schwere Oede wie draußen über der Landschaft. Trat einer von draußen herein in den kahlen Wohnraum, mußte die seltsame Aehnlichkeit, die jene mit diesem hatte, ihn treffen wie ein Schlag vor die Stirne. Da waren die leeren, rußigen Kalkwände, der schmutzige Fußboden, ein finsterer Ofen, klotzige, dunkle Stühle, der rohe Tisch, eine gleiche Kommode mit einer unfrischen gehäkelten Decke darauf. Da waren die Menschen, vor denen drei zinnerne Teller

und eine dampfende Schüssel standen. Zu Häupten des Tisches saß der Schmied. Er hatte einen starken Stuhl mit harten Armstützen, der ächzte, wenn Stephan sich bewegte; denn dieser war ein Mensch wie Blei. Auf dem hohen, eichenen Leibe saß ein mit schwarzwolligem Haar bedeckter Kopf. Ein ebenso wolliger, dichter, kurzer Bart umstand das Kinn, und Brauen und Schnurrbart standen als schwarze Haarwulste im Gesicht. Das letztere hatte eine rote wie im Feuer gehärtete Haut, Furchen und Schrammen waren hineingeschlagen, erstere zumeist in die steinhafte Stirn, letztere in die Wangen; eine rote Strieme lief über die derbe, wulstige Nase. Ein Auge war schwarz und blickte unfreundlich, das andre fehlte; über die leere, entzündete Höhlung hing die Haut des halb zugekniffenen Lides.

Der Schmied saß aufrecht, und seine rechte, haarbewachsene Faust lag auf der vergriffenen Bibel, aus der er immer abends vor dem Essen las. Seine beiden Tischgenossen saßen sonderbar geduckt zu seinen beiden Seiten. Eben jetzt, da die Magd aus der Stube gegangen war, war es still, als fehle allen der Atem. Da rückte Ludwig, der Bruder des Schmieds, unwirsch seinen Stuhl und machte Miene, sich zu erheben.

„Da bleibe ich nicht sitzen,“ stieß er heraus. Sein Gesicht war hell und jung gegen das des andern, seine Gestalt leichter, biegsamer, sein Wesen abgeschliffener, wie es sich wohl in der Fremde holt. In den Zügen aber ähnelte er Stephan, und Haar und Bart waren dicht gewellt wie beim andern, nur waren sie blond, schön weißblond.

„Natürlich bleibst," sagte der Schmied ruhig und dumpf und kurz, und weil er den schweren Arm hob, den andern niederzuziehen, setzte der sich wieder. Er saß wie vorher mit gebogenem Rücken und starrte in den Teller. So, den Blick in den Teller gebohrt, saß auch die Maria da. Dennoch stand ihr der schlanke blonde Kopf gerade aus der schwarzen Halskrause auf, und der Hals, der eine fremde, durchsichtige, blaubleiche Farbe hatte, zeigte eine schöne, nach oben geschwungene Linie; so lag ihre Gedrücktheit nur in der Art, wie sie die Lider scheu geschlossen hielt.

Der Schmied nahm die Bibel.

„Lesen willst auch noch!" sagte der Blonde außer Atem nach ihm herumfahrend, und wieder stand er halb vom Stuhle auf.

Stephan packte ihn am Handgelenk. „Es wird gehalten wie alle Tage. Wenn du gegessen hast, kannst du gehen, vorher nicht!"

Ludwig duckte sich. Es half ihm nichts andres; er kam wider die Körperwucht des Bruders nicht auf.

An Ruhe und Gewalt beiden überlegen, saß der Schmied über ihnen und begann aus der Bibel zu lesen. Er suchte nicht lange. Mit wenigen Fingerstrichen schlug er auf.

„Da redete Kain mit seinem Bruder Abel. Und es begab sich, als sie auf dem Felde waren, erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot."

Stephan schloß das Buch, daß es klatschte. „So! — Kurz habe ich es gemacht, he?" sagte er. Ein eigentümlicher Zug entstellte sein Gesicht noch mehr.

Der Unterkiefer schien wie von einem körperlichen Schmerz zu zittern. Dann fuhr er fort: „Es kann einer den Bruder auch erschlagen, ohne daß er ihn anrührt — so — so — geistig erschlagen, he?"

Der Maria liefen zwei Tropfen über das weiße, feine Gesicht und in den Teller. Sie zitterte wie vor Frost oder Angst. Der Blonde packte das spitze Tischmesser. „Jetzt lässest mich gehen, du!" stieß er heraus.

Der Tisch trennte ihn von der Tür. Stephan stand auf und trat vor diese. Sein Kopf reichte bis an die Diele der hohen Stube. Seine Schultern waren breiter als die Tür, vor die er sich stellte. „Leg das Messer hin," sagte er. Der andre sah zu ihm hinauf und fügte sich. Es war undenkbar, daß er sich wider den Menschen wehrte.

Stephan kam langsam an den Tisch zurück. „Wenn du gegessen hast, hält dich keiner mehr," sagte er, „aber das muß noch sein — alles der Ordnung nach."

So aßen sie darauf ihre seltsame Mahlzeit. Jedes schüttete sich aus der Schüssel seinen Teil in den Teller; Ludwig nahm mit verbissenen Zähnen nicht weniger und nicht mehr als an gewöhnlichen Tagen, der Schmied aß wie immer, nur Maria goß sich nur wenige Tropfen zu und würgte an ihnen. Als sie stumm gegessen hatten, stand Ludwig auf, er zwang ein paar Worte heraus. „Jetzt — jetzt kann ich wohl — jetzt —" und nahm die Schmiedmütze vom nebenstehenden Stuhl.

Stephan Fausch, der Schmied, wehrte ihm nicht. Auch er erhob sich, nahm das durchlöcherte Schurz-

fell, das am Boden gelegen hatte, und band das störrische sich um. Der andre trat indessen in die Tür. Dort machte er eine Bewegung nach der Maria hin, und einen Augenblick schien es, als ob auch sie sich ihm zuwenden wollte; aber ebenso plötzlich waren sie wie zwei, welche die Furcht am Kragen packt: die Maria setzte die Teller zusammen, der Blonde trat, ohne zu grüßen, aus der Stube. Gemächlich folgte der Schmied dem Hinausgegangenen.

Im Flur schob Ludwig einen vollen Reisesack an einen Stock und schulterte diesen. Dann ging er mit großen, plumpen Schritten, gerade wie sein Bruder Stephan auch schritt, hinaus. Dieser kam ihm nach über die Haustreppe herab bis an die Werkstatt, in die er einen Augenblick hineintrat. Als er in seinen Werkzeugen hantiert hatte und auf die Schwelle zurückkam, trug er aus alter Gewohnheit seinen großen Hammer in der rechten Faust. Auf den schwarzen Stiel gestützt, das schwere Eisen in den Schnee gestemmt, stand er und sah dem Bruder nach, der auf der Straße gen Norden dem Walde zu ging. Ueber diesem Walde war jetzt ein scharfer, rotgelber Strich wie eine klaffende Wunde in die Eintönigkeit der Landschaft gerissen. Die Sonne ging unter. Der dunkle, starre und reglose Wald stand wie Wand und Wehr drüben auf dem Wege des Blonden, über sich den brandfarbenen Streifen, von dem einzelne Wipfel wie aus dem leuchtenden Grunde herausgesägt sich abzeichneten. Ein gelber Hauch lag auch über dem Weg, und die Gestalt Ludwigs, die das einzige Lebendige auf der Straße war, erschien größer und scharf umrissen. Jetzt blieb er stehen, sah sich

um und warf den Sack von der Schulter in den Schnee. Als Stephan es gewahrte, trat er in die Straße hinaus und pflanzte sich breit hin, als fragte er hinüber: Was will es geben, was? So standen die Brüder minutenlang, und es war eigen, die zwei Männer mitten in der Straße plump und reglos stehen zu sehen wie im Trotz: von der Stelle bringst mich nicht. Endlich nahm Ludwig sein Gepäck auf, hob wieder sein großes Ausschreiten an, erreichte bald den Wald und verschwand. Da verließ auch Stephan Fausch die Straße. Er machte sich in der Werkstatt zu schaffen. Nachher stieg er zu seinem Weibe hinauf.

Die Maria schien mit der Magd in der Küche geflüstert zu haben. Als sein Schritt im Flur tönte, glitt sie aus jener in die Wohnstube, und als er hereinkam, schien sie verlegen, womit sie sich beschäftige, und ängstlich, daß er ihre Verlegenheit bemerke. Als sie nichts fand, was ihr recht schien, drehte sie sich im Fenster um, das Gesicht ihm zugewendet, und hielt sich mit zitternden Händen am Gesimse fest. Das spärliche Licht floß ihr jetzt um den blonden Kopf, über die schlanken Schultern und den feinen, hohen Hals. Ihr Gesicht war fast so bleich wie dieser, die Brauen darin waren hell und glänzten an den Schläfen wie Gold. Die Augen waren blau, groß und von Furcht dunkel.

Stephan trat zu ihr heran und zog einen Stuhl vor sie hin. Da duckte sie sich zusammen, die schlanken Arme wanden sich, als machte sie sich vor einem Streiche klein.

„Brauchst nicht so zu frieren, ich schlage dich

nicht," sagte der Schmied. Sie tat die Lippen auf, aber die Worte kamen ihr nicht gleich.

„Laß — laß mich fort — ich — will dir nicht mehr im Wege sein," stammelte sie dann.

Fausch ließ sich auf den Stuhl nieder, dicht vor ihr; er war jetzt wie ein Block, der ihr den Weg versperrte. „Versuch es nicht," sagte er, „du kennst mich — versuche nicht fortzulaufen, ich würde dich holen lassen!" Er warf den Arm über die Stuhllehne; davon erschreckte sie wieder, als ob er sie hätte schlagen wollen.

„Nein, nein, ich bleibe schon," flüsterte sie zitternd.

Er neigte sich vornüber und sah sein schönes Weib an, lange, von oben bis unten. „Du hast niemand mehr," sagte er langsam. „Sie sind alle tot, die Deinen. Darum hast mich genommen, wie du gesagt hast, damit du versorgt seiest. Aber — das hast — ein schönes Gesicht — das hast! Das hat er auch gefunden, der Ludwig."

Stephan spuckte aus.

„Er — wir — es ist doch so gekommen mit uns" — begann die Maria sich mit banger Stimme zu verteidigen.

„Haha!" lachte der Schmied, packte sie mit der Hand, die ihr Gelenk wie eine Fessel umschloß, und schüttelte sie.

Sie kreischte auf.

„Schweig," herrschte er sie an, „ich schlage dich nicht." Dann stieß er sie weg. Sie schlich in den hinteren Teil der Stube, fand das Strickzeug, ließ sich auf einen Stuhl nieder und begann die Maschen zu ordnen.

„Wann kommt es, das Kind?" fragte Fausch nach einer Weile über die Schulter zurück. Gehorsam legte sie die Hand an die Stirn und sann nach. „Es wird im Sommer sein," sagte sie demütig.

Stephan erhob sich. Er legte das Schurzfell weg und ging nach der Nebenkammer. Im Sonntagsrock kam er nach einer Weile zurück, ging wortlos an der Frau vorüber und zur Tür hinaus. Er tat seinen Gang ins Wirtshaus wie jeden Sonntag. Spät kam er nach Hause.

Zweites Kapitel

Maria, die Frau des Schmieds, war nicht verwöhnt. Daheim hatten der Vater und die Brüder sie geschlagen, jetzt, da die alle tot waren, als Fauschs Weib bekam sie zwar keine Schläge mehr zu kosten, aber um Stephan herum war darum nicht leichter sein, weil er nicht schlug wie andre; denn er war gewalttätig, nicht sowohl der Faust, sondern dem Willen nach. Einen solchen Stierwillen hatte kein zweiter. Darum bemitleideten manche sein Weib, und darum duckte sich dieses, hatte es sich ans Ducken gewöhnt.

In Waltheim, im Dorf, zu dem die Schmiede gehörte, ging seit geraumer Zeit eine Neuigkeit um: der Ludwig Fausch ist auf und davon, verjagt von seinem Bruder, dem Schmied, und der Maria, der Schmiedin, wegen. Die geht mit einem Kinde! Am Ende — der Ludwig — — —

Mehr sagten sie nicht. Die Klatschsucht ist feig. Sie deutet nur an, sie redet nicht ganz aus.

An der Schmiede trieb das Leben der großen Straße vorüber, einer Straße, die von weither kam und weit-, weithin ging. Schwere Fuhren kamen werktags gezogen, auch die leichteren Reisewagen der Landdoktoren oder Geschäftsreisenden und die rasselnden Bauernfuhrwerke. Sie wußten die Schmiede am Wege, und Stephan Fausch hatte Arbeit von ihnen. Seine großen Kunden waren die Vieh- und Pferdehändler, die bis nach Norddeutschland hinauf und bis hinunter nach Welschland zogen. Die hießen die Schmiede ihre Wegmitte und ließen den Fausch immer nach ihren Fuhrwerken und ihren Tieren sehen. Die hatten auch eine Art Schwäche für den störrischen Menschen, vielleicht war die Schwäche nur die Furcht vor ihm, der sich zu einer Art Meister über das Stück Straße, an dem er wohnte, aufgeworfen hatte. Unter den Händlern war der kleine Moritz Hallheimer der, der am längsten kam. Er war ein dürrer, alter, zäher Mensch, sauber und beweglich, mit grauem Bart und grauem Haar, schlechten Zähnen und trüben, hinter einer schwarzen Brille verborgenen Augen. Er war klug und gesprächig und kannte viele Menschen, und weil er den Stephan für einen der sonderbarsten hielt, die er kannte, verzog er immer eine Weile an der Schmiede und staunte an dem herum, aus dem er nie klug wurde.

Derselbe Moritz Hallheimer kam eines Frühsommerabends von Waltheim hergefahren. Er saß auf seinem offenen Leiterwägelchen und lenkte sein

trabendes braunes Roß ohne Peitsche. An beiden Seiten und hinten am Wagen hatte er sechs verkäufliche Pferde gebunden, deren Hufe und Beine weiß von Staub waren. Sie hatten eine weite Reise gemacht. Der Händler fuhr aus dem Walde heraus der Schmiede zu durch das goldene Leuchten der im Westen niedergehenden Sonne. So hell lag dieses Gold zwischen ihm und der Hufschmiede, daß sein Gefährt von dieser aus nicht zu sehen war, und Stephan, der Schmied, der vor seiner Werkstatt an einem Wagen hämmerte, ihn mit seinen trabenden Tieren plötzlich wie aus einem Feuer hervorbrechen sah. Fausch hob den dunkeln Arm über die Augen, dann duckte er sich wieder an die Arbeit und ließ den Händler über sich kommen. Der fand noch andre Kundschaft da. Eine Weile war die Straße von Fuhrwerken gesperrt. Zwei Bauern sahen zu, wie Stephan den Ring um ihre gebrochene Deichsel schweißte. Drüben wartete ein Weib, das auf einem mit Gemüsen beladenen Karren saß, daß der Schmied seine lahmgelaufene Mähre beschlage.

„Guten Abend, Stephan," grüßte der Händler und erntete einen kurzen Gegengruß. Dann schlug Fausch den letzten Nagel in die Deichsel des Bauernwagens. Als er sich aufrichtete, schien die leuchtende Reinheit des Abends an seiner rußigen Gestalt gleichsam abzuprallen. In sein vom dichten schwarzen Bart umstandenes brandbraunes Gesicht kam keine Helle. Flanellhemd, Hose und Schurzfell, Arme und Hände selber waren dunkel wie das Innere seiner Werkstatt, deren Düsterkeit er gleich-

sam an seinem Leibe zu tragen schien. Und der rußige, das Licht des Abends beleidigende Mensch stand wie ein Klotz, höher und breiter als alle in der Straße.

„Ihr könnt einspannen,“ sagte er zu den Bauern, die darauf ihre an eine nahe Stange gebundenen Gäule holten. Das Gemüseweib spannte sein Rößlein ab; Stephan aber kümmerte sich nicht um sie, sondern trat zu dem Händler.

„Ihr seid über den Welschberg gewesen?“ fragte er.

Hallheimer streckte ihm die Hand hin, und er drückte sie, sah dabei schon am Wagen nach und musterte die Pferde.

„Es ist keine Arbeit heute,“ sagte der Händler, „ich wollte Euch nur grüßen.“

„Ein Eisen hat er los, der Gris,“ sagte Stephan und band den Grauschimmel ab, auf den er gezeigt hatte.

„Laßt doch. Er läuft leicht noch heim in den Stall,“ wehrte der andre; aber Stephan zog das Tier schon nach dem Ring in der Mauer und band es fest. Da kletterte der kleine Mann, in sich hineinlachend, von seinem Wagen und ließ ihn gewähren. Er kannte den Schmied. Was ihm im Kopf saß, mußte durch. Darum schimpften so viele über ihn. Er fragte nie, was für Arbeit zu tun sei, sondern holte sie sich selber und tat sie, wie es in seinem Kopfe stand, mochten die Kunden sie zehnmal anders verlangen.

Inzwischen rührte sich drüben das Gemüseweib. „Heda, Schmied,“ rief sie, „ich bin zuerst dagewesen. Ihr müßt es zuerst nehmen, mein Roß!“

„Es ist wahr," sagte Hallheimer gutmütig, „sie ist zuerst dagewesen."

„Nachher oder gar nicht," sagte der Schmied und löste dem Grauschimmel das Eisen vom Fuß.

Das Weib fluchte und schimpfte. „Ist das eine Art! Meint Ihr, ich habe meine Zeit gestohlen? Wollt Ihr mich darankommen lassen oder nicht?"

„Nachher oder gar nicht," sagte Fausch, und als sie ihm nahekam, warf er sie mit einem Ruck seiner Schulter zur Seite. Da geriet sie außer sich, spannte ihr Roß ein und zog es von der Schmiede weg Waltheim zu. Ihr Keifen tönte noch lange herüber.

Noch während der Schmied dem Pferde des Händlers das Eisen anschlug, eine Arbeit, die er ganz allein und ohne Hilfe besorgte, kam ein schmerzhafter Schrei durch die geschlossenen Fenster seiner Wohnung hernieder. Ein zweiter und dritter dann.

„Was ist?" fragte Hallheimer.

„Sie liegt in den Wehen," murrte Stephan.

Da meinte der andre, ihm etwas Freundliches sagen zu müssen, wandte alle Gesprächigkeit auf. „Wenn es ein Knabe wird, ein Stammhalter, Stephan Fausch . . ."

Der knurrte etwas in sich hinein, was der andre nicht verstehen konnte.

„Das erste! Das wird Euch eine Freude sein," eiferte der Händler weiter.

„Es ist nicht meines," sagte Stephan Fausch barsch. Mit dem gesunden Auge leuchtete er jenen an, daß ihm die Weiterrede im Hals steckenblieb.

Da fiel Hallheimer erst ein, was er munkeln gehört hatte: mit dem Bruder Fauschs hatte sie sich eingelassen, die Schmiedin.

Oben an der steinernen Haustreppe erschien in diesem Augenblick eine von vielen Röcken breite Frau, die nach dem Schmied hinabnickte und dazu ein verlegen wichtiges Gesicht schnitt.

„Es ist da, Stephan Fausch. Ihr habt einen Buben. Ich — wünsche Glück!" rief sie herab. Als der Schmied tat, als hörte und sähe er nicht, wuchs ihre Verlegenheit; kleinlaut ging sie ins Haus zurück.

Stephan legte die Feile weg, mit der er den Huf des Pferdes bearbeitet hatte, und wandte sich langsam dem Händler zu. „Habt Ihr sie gehört, die Hebamme?" fragte er.

Moritz Hallheimer griff in die Tasche und holte ein kleines Geldstück heraus. „Etwas einbinden müßt Ihr dem Kinde," sagte er und streckte dem Schmied das Geld hin. Der übersah die Hand mit Willen. Der kleine, eifrige, alte Mensch verlor die Fassung. Er legte das Geldstück auf das Fenstergesims der Werkstatt. „Nehmt es ihm hinauf, Fausch, nehmt es," bat er verlegen.

Stephan führte das beschlagene Pferd zum Wägelchen zurück und band es fest. Von dort hob er plötzlich den großen, rußigen Kopf. „Wißt Ihr, wie er heißen wird, der Bub?" fragte er, und sein Gesicht nahm denselben störrischen Ausdruck an wie vorhin, als er das Gemüseweib hatte warten heißen. Es war, als trete die eckige Stirn härter heraus und säße die Nase plumper, eigensinniger im Ge-

sicht: „Einen sonderbaren Namen wird er haben, der Bub,“ fuhr er ungewöhnlich gesprächig, aber langsam und schwerfällig weiter, „einen seltenen Namen. Kain wird er heißen.“

Damit kam er hinter dem Wagen hervor, auf Hallheimer zu, und sah ihn mit einem grimmigen Lachen an.

„Was — was denkt Ihr?“ stotterte der kleine Mann.

„Ja, ja,“ nickte der Schmied.

„Das könnt Ihr nicht meinen,“ sagte der andre. Er kletterte auf sein Wagenbrett und wiederholte: „Ihr meint das nicht, Fausch.“

„Kain wird er heißen,“ sagte Stephan gleichmütig, ohne den Ton zu heben. Es war nur ein: Rück mich, wenn du kannst, in seinem Wesen dabei.

Der Händler suchte nach dem Gelde, das seine Arbeit zahlte, und reichte es ihm über den Wagen herab. „Sie werden Euch den Namen nicht annehmen,“ sagte er.

„Sie werden wohl müssen,“ gab Stephan zurück. Dann sprangen seine Gedanken plötzlich auf andres über. „Habt Ihr nichts ergattert diesmal im Italienischen?“ fragte er. Dabei langte er ohne Umstände unter die Wachstuchdecke, die auf des Händlers Wagen lag.

Hallheimer bog sich vom Bock in den Wagen zurück und holte eine kleine Kiste ohne Deckel unter dem Wachstuch hervor. „Das kann ich Euch zeigen,“ sagte er. Es lag ein Gegenstand, sorglich mit Tüchern und Baumwolle umwickelt, in der Kiste. Hallheimer packte ihn aus und reichte ihn dem

Schmied. „Eine römische Bronze," sagte er, „ich habe sie in Mailand bei meinem Trödler gefunden."

Stephan hob die kleine Figur, einen Knaben im Wettlauf, ein Werk von zierlichen und schönen Formen. Er stellte sie aufrecht auf die Fläche seiner breiten, brandigen Hand. Die Sonne war hinter den Wald gegangen, nur ihr Widerschein lag noch über der Straße, aber das kleine Figürchen stand in dem unendlich klaren Licht, das zurückgeblieben war, wie lebend auf der schweren Hand.

Der Händler sah zu, wie der Schmied den Arm langsam hob und senkte, wie um die Schönheit des Kunstwerks besser zu bemessen. Da begann Fausch zu sprechen. Seine Stimme war dabei fast tiefer als sonst und ruhig, und doch wieder war es, als höre man seinen schnelleren Atem hindurch. „Seht Ihr — die Haltung, den Kopf, die junge Stirn, die Brust, seht Ihr das — Hallheimer —!"

„Das gefällt Euch wieder, he?" fragte der andre. Seine Blicke ruhten auf dem schweren, rußigen Mann, wie er mit vorgebogenem Leibe stand und in dem fast häßlichen, dunkeln Gesicht eine Andacht hatte. War der nicht ein sonderbarer Mensch! Störrisch, roh, ein Tier! Und hatte doch etwas in sich, was wie eine nicht zu ihm gehörende Feinheit war! Weiß Gott, in was für einer Herzfalte die ihm saß, die — die Feinheit, daß etwas Schönes, das er sah, ihn packte, wie andre Leute des Pfarrers Predigt oder eine große Freude oder — — — hm, jedesmal, wenn er bei ihm ankehrte, mußte er sich über ihn wundern, und — weil er sich über ihn wunderte, kehrte er bei ihm

an und — aber — aber, Kain wollte er das Kind taufen — —

Stephan gab jetzt die Statuette zurück. „Ich danke Euch, daß Ihr mir's gezeigt habt," sagte er. „Wenn ich einmal dazu komme, will ich auch Italien zu," fügte er bei, wandte sich südwärts, sah weit hinaus und schien dabei den Händler und seinen Wagen zu vergessen.

Hallheimer packte sein Eigentum ein und nahm die Zügel. „Ich muß," sagte er und grüßte: „Ade, Stephan Fausch." Dann trieb er das Pferd an.

Der Schmied nahm sich nicht die Mühe, sich noch nach ihm umzusehen. Das Fuhrwerk rollte davon, vom Getrampel der Pferde begleitet. Nach einer Weile erst ging Fausch langsam in die Werkstatt zurück, ordnete und rumorte dort, trat einmal unter die Türe, als ein Wagen rasch an der Schmiede vorüberfuhr; dann blickte er an den Fenstern seiner Wohnung hinauf, als besinne er sich, und stieg darauf die Außentreppe an seinem Hause hinauf. Das Geldgeschenk des Händlers ließ er liegen, wo es lag.

Als Fausch oben in den dunkeln Hausflur trat, kam ihm die Frau entgegen, die ihm vorhin Nachricht gebracht hatte. „Es ist recht, daß Ihr kommt, Fausch," sagte sie hastig, „ich — ich rate Euch, nach dem Doktor zu schicken. Sie gefällt mir nicht, Eure Frau."

Da ging er an ihr vorüber in die Schlafkammer, wo die Maria lag.

Drittes Kapitel

Die Katharina, die Magd, hatte den Säugling bei sich in der Kammer. Sie verstand solche Pflege; in ihrer Jugend war sie Amme auf einem adligen Gutshof gewesen. Das war lange her. Die Katharina war jetzt alt, ausgemergelt, abgearbeitet; das Pflegen hatte sie noch nicht verlernt, ja, sie griff den Schmiedssohn mit gleich sorgsamen, hätschelnden Händen an wie in jungen Jahren das Kind ihrer gräflichen Herrschaft. Seit dem Abend, da er auf der Welt war, hatte sie den Knaben bei sich; denn das war zugleich der Abend, da bei seiner Mutter das langsame Sterben anhob. Der Arzt kam von Waltheim herüber; der Schmied hatte ihn selber geholt; aber er konnte nicht helfen. „Sie ist eine wie von Porzellan, Eure Frau," sagte er. „So etwas hält nichts aus."

„Ja — ja!" sagte Stephan und kraute sich im dichten Haar.

Sie standen in der Wohnstube, während sie so zusammen sprachen.

„Stephan!" kam da die tonlose und ängstliche Stimme der Maria aus der Nebenkammer.

Er ging mit seinen tappigen Schritten, die er nicht zu dämpfen verstand, hinein. „Was ist?" fragte er.

Sie streckte die Hand aus, wie um ihm anzudeuten, daß er näher kommen müsse. Da machte er sich ans Bett heran, sein Wesen war noch nicht

anders als an dem Abend, da der Ludwig, sein Bruder, fortgegangen war.

„Wie — wie wird es heißen, das Kind?“ fragte sie zitternd.

„Habe ich es dir nicht gesagt?“ gab er zurück und schaute sie gerade und ohne zu zucken an.

„Nicht — nicht den Namen,“ bettelte sie. „Tu es ihm nicht an, dem Kind.“

Er drehte sich gelassen ab und machte Miene, zu gehen. Der Doktor stand mit Hut und Stock drüben auf der Schwelle.

„Nicht — nicht den Namen, Stephan,“ bettelte die Wöchnerin.

„Ihr sollt sie nicht aufregen,“ raunte der Doktor dem Schmied zu. Maria erhaschte das Wort. „Sprecht ihm zu, Herr,“ stieß sie immer erregter heraus. „Er will ihn Kain heißen, den Knaben.“

Der Arzt lachte fast. „Ihr werdet Euch keine Tollheit einfallen lassen,“ sagte er zu Fausch.

Der hielt die Hände in die Taschen gestopft. Ohne zu antworten, ging er in die Wohnstube hinüber. Der Arzt folgte ihm. „Laßt die Narrheiten! Aengstigt die Frau nicht! Zudem — den Namen — es geht gar nicht an, so ein Name,“ sprach er auf ihn ein.

Der Schmied stand unter seinen Worten wie unter einem Regen, den er gleichgültig über seinen Rücken rieseln ließ. Einmal sagte er: „Was einer ist, soll er heißen.“

„Ihr seid ein Stier,“ zürnte der Doktor. „Aus dem Haus geben könnt Ihr das Kind, aber verunglimpfen dürft Ihr es nicht!“

Aus der Kammer kam Schluchzen. Da rief der Doktor die Magd, die eilig hineinging.

„Ein Stier seid Ihr," fuhr er noch einmal den Schmied an. „Ihr bringt sie mit Gewalt um, Eure Frau."

Stephan Fausch erwiderte kein Wort. Er wendete dem andern voll das Gesicht mit dem leeren und dem scharfen schwarzen Auge zu und stand, als sperrte er sich an der Stelle fest, stand wie ein Stier, wie der andre gesagt hatte. Der Doktor ging; er sah, daß sein Schelten nicht fruchtete. Als er fort war, stieg Fausch in die Werkstatt hinab.

Der kleine, arme Mensch, das Kind der Maria, lag in der Kammer der Magd. Die Maria aber starb zwei Tage, nachdem der Arzt dagewesen war. An einem Spätnachmittag starb sie. Es wurde still an der Straße, still unten in der Werkstatt und still oben in der Stube, wo ein paar Waltheimer aus und ein gegangen waren, der Pfarrer, der Doktor, eine entfernte Verwandte der Maria und die Hebamme, die um die Sterbende zu tun gehabt hatten.

Der Abend ging langsam in die Nacht über. Die Stille um die Schmiede und in derselben wuchs noch. Nun ging nur noch die Katharina auf schlürfenden, aber wenig lärmigen Schuhen umher. Vom Tisch, wo er spät zu Nacht gegessen, erhob sich Stephan Fausch. Er hatte die Stube dunkel gelassen; sie war düster und kahl wie ein Keller. Mit wenigen Schritten durchmaß er sie und öffnete die Kammertür, hinter der die tote Maria lag. Da

war ein großer Gegensatz zwischen diesem Raume und dem dunkeln, aus dem er herkam. Durch die Fenster der Kammer brach das Mondlicht. Die Magd hatte über die Scheiben neu gewaschene und gestärkte Vorhänge gespannt, deren Weiß eigentümlich leuchtete. Das wertlose Spitzenwerk glich mit feinem Meißel kunstvoll ausgeschlagenem Marmorzierat. Das Mondlicht quoll auch über das Bett der Maria herein, das sie in die Mitte der Stube gerückt hatten, voll, blendend, gerade über das Kopfende. Das blaugemusterte, verwaschene Kissen und die gleichfarbige Federdecke schimmerten weiß, nur von leisen Schatten durchsponnen, und wie gemacht, damit der Kopf der Maria sich noch edler daraus hervorhebe. Stephan Fausch tat, als er eintrat, einen scheuen Blick auf seine tote Frau; es war wundersam zu sehen, wie sie wie in einer Glorie auf dem Bette lag. Er zog leise die Tür hinter sich zu, verschränkte die Arme und sah wieder auf das Bett. Dann ging er hinüber, strich der Toten über eines ihrer Augenlider, das noch nicht ganz geschlossen war, betrachtete sie wieder, hob ihr dann die Arme, die bis fast zur Achsel hinauf nackt waren und unter der Decke verborgen gewesen, und legte sie weit gestreckt auf die letztere; so gab er der Maria das Aussehen einer in unendlichem Wohlempfinden Schlafenden, aber er legte damit ihren schönen Körper auch so zurecht, daß diese Schönheit noch mehr als vorher Ausdruck gewann. Und als er es getan hatte, stellte er sich wieder mit verschränkten Armen vor das Lager und sagte ganz laut und ruhig: „Ja, schön bist gewesen, du.“

Das Mondlicht quoll über Bett und Leiche nieder, über die weiße, klare Stirn, die Wangen, die feine Nase und die fast durchsichtigen Lider und dann über die Arme, die so ruhevoll und gelassen auf die Decke hingebreitet lagen. Auf dem Gesicht und der reinen Haut der Arme lag das Licht wie ein taglauteres Wasser, in dem sie badeten; aber es glänzte etwas gleich feinem und reinem Gold in das Licht hinein und überwand es da und dort. An den Lidern, über der Stirn, neben den Wangen, am Halse der Maria und dort, wo die Decke eben noch kaum die Brust verbarg. Das waren die Wimpern und das Haar der toten Frau.

„Schön bist gewesen, du," sagte Stephan Fausch. Sein Blick glitt mit einer ähnlichen Andacht über sie hin wie die, mit der er vor wenigen Tagen die Schönheit jener Bronzefigur gemessen hatte. Aber neben der eigentümlich frohen Ruhe, mit der er seines Weibes Schönheit genoß, trat das Stierhafte an seiner Stirn und in seiner Haltung und eine eigensinnige Gleichgültigkeit deutlich und schwer hervor. Die hatte er die Maria vom Tage an kosten lassen, an dem er ihre und des Bruders Untreue erfahren, hatte die Frau seither wie eine Magd gehalten. Und doch hätte die Maria erzählen können, daß er früher an ihr gehangen hatte, wie nicht leicht einer an einen andern Menschen anwächst. Schon als er noch um sie in das ein paar Stunden von seinem Hause entfernte Dorf, wo sie gelebt hatte, gekommen war, fast täglich, bei jedem Wetter, manchmal in der Nacht, wenn der Tag ihn nicht hatte frei kommen lassen! Seine Beharrlichkeit hatte ihm dazu geholfen,

daß sie ihm ihr Jawort gab. Nachher, in dem Jahre ihrer Ehe, bevor der Ludwig heimgekommen war! Wenn er auch ein rauher Mensch war und seine bösen Stunden hatte, gehätschelt und verwöhnt und — geliebt hatte er sie! Aber — seit das mit seinem Bruder geschehen, hatte er sie gleichsam mit schwerem Schuh aus seinem Wege geschoben und hielt sie doch wieder an ihrer Pflicht und bei sich fest, ließ sie den Meister fühlen, dessen schwere Faust sie stieß, wohin es ihm beliebte. Auch jetzt, da sie tot war, ließ er weder Erbarmen noch Leid für sie in sich aufkommen, nur die seltsame Freude an ihrer Schönheit gewann neben dem stumpfen Groll, den er gegen sie trug, Durchlaß. Diese Freude war so groß, daß er nach einer Weile langsam in den Flur hinausging und nach seiner Magd rief, sie nach der Kammer der Toten winkte und mit der wüsten Hand auf das Bett zeigte.

„Sieh sie an, wie sie schön ist," sagte er und strich noch eine Falte am Deckbett glatt, die ihm nicht in die Vollkommenheit des Bildes paßte.

Die Magd brach in Schluchzen aus, hatte schon den ganzen Tag geweint. Sie war mittelgroß, hatte einen dürren, sehnigen Hals, klatschrote Wangen und wässerige, gutmütige Augen. Sie trug sich ärmlich, aber reinlicher als der Schmied und selbst die Maria, als die noch gelebt hatte. Unter allem Schluchzen gab sie durch ein Nicken dem Schmied zu erkennen, daß sie freilich zustimme, schön sei sie, die Maria; als sie aber an diesem keine Regung der Trauer gewahrte, stockte ihr Weinen vor Staunen und Scheu; heimlich und mit Kopfschütteln betrachtete

sie von der Seite den Schmied und machte sich, als sei ihr in seiner Nähe unheimlich, bald wieder aus der Stube fort. Dann verließ auch Fausch die Kammer wieder und schlief in dieser Nacht auf dem ledernen Ruhebett in der Wohnstube. Um das Kind kümmerte er sich nicht, hatte sich nicht mehr darum gekümmert, seit die Magd es in ihre Obhut genommen.

Am nächsten Tage besorgte er, was ihm für seine Frau und ihren letzten Weg in Waltheim zu tun blieb. Als er für die Tote tat, was das Gesetz vorschrieb, fiel ihm ein, daß er sich einen Weg sparte, wenn er auch für das Kind gleich ordnete, was zu ordnen war. So machte er auf dem Zivilstandesamt die Anzeige von dem Weggang der Maria und von der Ankunft des Kindes im gleichen Atemzuge. Der Beamte, ein junger, blutarmer, erst kürzlich in die Stelle gerückter Bauer, den Bresthaftigkeit hinderte, mit schwerer Arbeit sein Brot zu verdienen, schrieb das von der Maria ohne Anstand nieder: Name, Geburtstag, Todestag und das mehr. Dann kamen sie zum Knaben. „An dem Tage und zu der Stunde wurde geboren . . ."

Der Schreiber sah auf; als Neuling hatte er ohnehin eine ängstliche Art, zudem stand der Schmied so dicht bei ihm, als müßte er ihm beim Schreiben die Hand führen.

Stephan Fausch nannte den Namen des Kindes: „Kain Fausch".

„Habt Ihr Euch nicht versprochen?" fragte der Schreiber.

„Kain," sagte der Schmied. Sein Blick stach

genau auf die kleine weiße Stelle im Register, wo der Name stehen mußte, als nagelte er ihn da fest.

„Das — das kann ich doch nicht hinsetzen," sagte der Schreiber und wurde rot.

„Muß ich es Euch noch einmal sagen!" murrte Stephan. „Einen Bessern, meine ich, hätten wir wählen können an der Gemeinde, einen Flinkern."

Er sagte das langsam, immer den Blick unverrückt auf dem Blatt, immer die Stirn gleich einem Prellbock vorgeneigt. Den ängstlichen Schreiber verschüchterte seine Rede vollends. Er erinnerte sich, daß der böse Name immerhin ein Name sei, daß er ihn nicht selber zu tragen brauche und daß der Schmied als Vater das Recht hatte, seinen Buben zu nennen wie ihm beliebte. So schrieb er das Wort an die kleine weiße Stelle, wo das Auge Stephans haftete.

Dermaßen bekam der Knabe der Maria den Namen Kain nach Recht und Gesetz. Als er schwarz auf weiß in dem Buche stand, nickte Fausch kurz, mürrisch, gleichgültig, so wie um zu sagen: ‚Jetzt steht es da! Das war sicher, daß es da stehen mußte!' Als der Schreiber weiter eintrug: ehelicher Sohn des Stephan Fausch und der Maria, geborene Lehr, lachte er auf, aber er machte keinen Einwand.

Nachdem dieses Geschäft erledigt war, blieb für Fausch nur noch das beim Pfarrherrn abzutun. Der Geistliche war ein alter, beleibt und phlegmatisch gewordener Mensch. Er sah wohl verwundert auf, als der Schmied ihm den Namen nannte, auf den er das Kind getauft haben wollte, meinte auch, wie

der Schreiber zuerst, das ginge doch nicht an, dieser Name. Als aber Stephan ungeduldig wurde, fiel dem Hochwürdigen ein, daß er im Kampf mit seinen hartköpfigen Bauern in langer Amtstätigkeit oft den kürzern gezogen und ein Streit immer zu viel Unmuße geführt hatte, und Korpulenz und Bequemlichkeit ließen ihn zu keinem Widerstande kommen. Auch er schrieb den Namen ins Register: Kain Fausch.

Der Schmied war mit dem Kopf durch zwei Wände gerannt.

Daheim in der Dachkammer der Katharina lag das Kind, dem sie an diesem Tage ein Schandmal auf die Stirne gedrückt hatten, und schlief, und es ging ihm gut; denn die Magd verstand das Pflegen.

In den Tagen, die nun folgten, wurde die Maria von der Schmiede fort und auf den Waltheimer Kirchhof getragen. Es gab den Waltheimern allerlei zu reden. Darauf wurde laut, was der Bub der Maria für einen Namen haben sollte, und die müßigen Mäuler hatten neue Arbeit. Endlich ließ Stephan, der Schmied, den Knaben, fest ins Kissen gebunden, durch die Hebamme zur Kirche tragen, und er selber und die Katharina gingen als Paten mit. Da kamen die Schwätzer im Dorf kaum mehr zur Ruhe.

Aber auch das ging alles vorüber. Der Schmied ging seiner Arbeit nach, mürrisch, eigensinnig und allein, wie er eigentlich tag seines Lebens ein einsamer Mensch gewesen war. Es schien sich an ihm nichts geändert und die Tatsache keine Spur an ihm

hinterlassen zu haben, daß sein Weib für immer aus dem Hause gegangen war. Nach dem Kinde fragte er nicht und sah es erst recht nicht. Gegen seine Kunden hatte er die alte eigenmächtige Art, die die einen lachen, die andern schelten machte. Sie waren täglich zahlreich genug, daß er einen Gesellen hätte brauchen können, aber er nahm keinen. Vielleicht hatte der Umstand, daß der Bruder, der ihm früher mitgeholfen, sich schlecht angelassen, ihm auch die Lust verdorben, sich einen andern Mithelfer zu dingen. Von dem Ludwig ging keine Kunde mehr ein. Der war an dem Tage, da er Stephans Haus verließ, auch aus Stephans Leben verschwunden.

Rußig, immer die Spuren seiner Arbeit an sich tragend, ging Stephan Fausch umher, so daß der Fremde, der ihn zum erstenmal sah, nachher den Eindruck hatte, mitten im Tag ein Stück Finsternis gesehen zu haben. Dennoch saß derselbe in Wesen und Aussehen finstere Mensch in der Sommerzeit, die jetzt über das Land ging, zuweilen am Feierabend auf seiner Hausbank und sah mit einem eigentümlichen, aus Staunen und Andacht gemischten Ausdruck im Gesicht einem schönen Sonnenuntergang, einer langsam ziehenden Wolke, einem heller werdenden Stern zu, konnte mit einem fremden Behagen ein gutgebautes Tier, das seine Straße vorüberkam, betrachten, einem schönen Weibe nachsehen oder einem Kinde, in dessen Gesicht ihm ein Ausdruck aufgefallen, langsam folgen und es ernsthaft, freilich ohne Freundlichkeit beobachten, sich dann nachdenklich umwenden und dasselbe Gesicht noch eine ganze

Weile in Gedanken und sich daran weidend, vor sich haben.

In einer Nacht, die auf einen dieser Sommerabende folgte, bekam er das Kind seines Weibes wieder zu Gesicht. Diese Nacht brach ebenso klar herein, wie die gewesen war, in der die Maria tot auf ihrem Bett gelegen hatte. Ueber dem schwarzen Waldbande, das im Osten vielzackig den Himmel säumte, schwamm der Mond wie die weiße Teichblume, die aus dunkelm, reglosem Wasser schaut. Der Schmied hatte vor dem Hause gesessen und stieg in Gedanken über die Treppe nach seiner Wohnstube, als im Flur die Katharina ihn zu sich heranwinkte. Sie war ganz erregt und doch sichtlich ängstlich, was er sagen werde.

„Das müßt Ihr sehen — einmal," sagte sie und winkte ihn nach der leiterartigen Treppe, die zu ihrer Dachkammer führte. Er folgte ihr fast unbewußt, noch immer in irgendein Sinnen verloren, sah zu, wie ihre dürre Hand an der Treppenlehne mit jedem Schritt aufwärts glitt, sah dieselbe Hand an der Kammertüre tasten und, sie zurückdrängend, wie angenagelt an ihr haften, und besann sich erst dann, daß er auf der Schwelle der Magdkammer stand, und in dem grauen Korbe, in wenig ansehnliche Tücher und Windeln gebettet, das Kind lag.

Die Katharina trat jetzt vollends in die Kammer und zum Korbbett hin. Sie zitterte ein wenig, vielleicht aus Verlegenheit über den eignen Mut. „Er ist ganz — wie sie gewesen ist — Eure Frau," sagte sie, strich dabei sorglich über die Decke des Kindes, so sorglich, daß dieses nicht erwachte, und

tat in allem gleich behutsam, als hätte sie das feine Gräflein unter den Händen, das sie vor Jahren gewartet hatte.

Fausch drängte sich der Gedanke auf, daß die Stube genau so aussah wie damals die Sterbestube der Maria. Nur kleiner war sie. Der Mond füllte sie ganz mit seinem Licht, und der Mond traf den Korb des Kindes, wie er damals das Bett der Maria getroffen hatte. Auf buntem Kissen lag ein kleiner Kopf, von dünnen Härchen umstanden, die fein und rein und goldfarben waren. Das Gesicht war voll und doch zart und hatte dieselben schönen Linien, wie das andre sie gehabt hatte damals — auch im Mondlicht.

Um das lebendige Gesicht war aber etwas, was seine Schönheit noch über jenes andre erhob. Das Licht war so hell, daß das Heben und Senken der Brust unter dem gestrickten Jäckchen erkennbar war. Die feinen, samthaften Wangen bliesen sich auf, und von dem kleinen Mund flog der Atem ganz sichtbar; die Lippen öffneten sich bei jedem Zuge dem Hauch wie der Kelch einer Blume.

Fausch blickte eine Weile auf das Bett. Einen Augenblick schien es, als fessele ihn der Anblick. Er neigte sich unwillkürlich und wie in freudigem Staunen vor, aber dann ging eine seltsame Veränderung mit ihm vor. Der dunkle eckige Kopf schob sich mehr nach vorn, so daß der Mondschein auf die brettgerade störrische Stirn traf. Aus Haltung und Gesicht des Schmieds war leicht zu lesen, wie der Starrsinn das bißchen Freude, das ihn hatte ankommen wollen, erwürgte.

„Das ist er also, der Kain Fausch?" sagte er. „Du fütterst ihn gut," fügte er hinzu, drehte sich dabei um und nach der Treppe hin. Als er schon hinabzusteigen begann, murmelte er zurück: „Deswegen hättest mich nicht da herauf zu bändeln brauchen."

Der Katharina sprang das Wasser in die Augen. Sie starrte ihm nach, ihr ganzes Gesicht zuckte. Dann ging sie bis zur Treppe hin, und sich hinablehnend, rief sie ihn hastig: „Ihr, Fausch!"

„Ja?" fragte er, stehenbleibend.

„So darf ihn doch keiner rufen, wenn er einmal hört — so."

„Wie anders? Daß du dich nicht unterstehst! Der Name ist kurz. Und was ist, das ist!"

Der Schmied stampfte nach der Wohnstube hinüber. In der Mondhelle, die nun auch in den Flur drang, konnte die Katharina von oben deutlich seinen schwarzen Wollkopf sehen. Dabei fuhr es ihr durch den Sinn, wenn man an den mit einem Eisenschlegel schlüge, wäre der Kopf der härtere von beiden.

Irgendwie war es aber, daß etwas von dem Bilde, das er an diesem Abend gesehen hatte, doch in Fausch haftete. Es stand Tage und Wochen nachher in ihm, und manchmal beschäftigte es seine Gedanken. Ein-, zweimal fragte er seither die Katharina nach dem Knaben: „Was macht er, der Bub? Fütterst ihn noch so gut?"

Viertes Kapitel

Die Zeit verging in Waltheim wie anderswo. Die Katharina in der Schmiede seufzte an jedem Jahresende, wie andre Leute auch tun: „Jesus, jetzt hat es erst angefangen und ist schon wieder vorüber."

Einmal am Ende eines Jahres, das eben wieder einem neuen Platz machen wollte, fügte sie hinzu: „Es kann eines an dem Buben sehen, wie alt man wird."

Das zu Ende gehende war das sechste, seitdem der Bub in der Schmiede am Leben war.

So war die Zeit vergangen.

„An dem Buben," sagte die Katharina, weil sie den Namen, den er trug, nicht aussprechen mochte und ihm doch keinen andern geben durfte.

„Kain!" rief der Schmied von der Straße herauf, wenn er den Knaben in der Werkstatt haben wollte, oder durchs Haus, wenn er ihn sonst suchte. Seine Stimme klang dumpf wie sein größter Amboß und so laut, daß der Name auf ein paar hundert Schritt in der Runde zu hören war. Wenn aber jemand das Kind selber um seinen Namen fragte, so hob es noch in aller Unschuld das feine Gesicht und sagte: „Kain heiße ich, Kain."

Und es war schon gewöhnt, daß es den Namen immer zweimal sagen mußte, denn beim ersten Male wollten ihn die Leute immer nicht verstehen oder nicht glauben.

Stephan Fausch hielt den Knaben um kein

Haar anders, als er ihn gehalten hätte, wenn kein Makel an ihm gewesen wäre. Seit jener der eigentlichen Pflege der Katharina entwachsen war, allein stehen, gehen und essen konnte, schlief er zwar noch oben in der Magdkammer, teilte aber sonst die Wohnstube mit dem Vater und aß mit ihm am Tisch. Dieser kümmerte sich nicht groß um ihn, tat ihm aber auch nichts zuleide; in der ersten Zeit war es, als sehe er geflissentlich über ihn hinaus. Im letzten Jahre trat darin eine Aenderung ein, als dem Kleinen Rede und Gedanken klarer und kluger zu werden begannen und dann und wann, wie bei andern Kindern, ein Wort ihm über die Lippen fuhr, an dessen Altklugheit oder Drolligkeit, wer es hörte, sich ergötzte. Der Schmied hatte ein zu einsames Leben, als daß nicht die kleine Abwechslung, die der Knabe hineinbrachte, ihm, ohne daß er es sich oder andern gestand, willkommen gewesen wäre. Er rief ihn häufiger zu sich in die Werkstatt hinunter, warf ihm einen leichten Hammer zum Spielen hin oder hieß ihn aufpassen, wie er selbst ein Hufeisen formte, einen glühenden Stab bog und dergleichen mehr. Wenn sie beide allein waren, so standen sie oft in drolligem Einvernehmen beieinander und unterhielten sich, während der Schmied arbeitete. Die zwei Stimmen tönten zwischen den Klingklang des Schmiedehammers, jetzt die Fauschs dumpf oder hart, jetzt die des Kindes hell und hoch, wie wenn der Hammer auf die äußerste Spitze des Amboßes sprang. Die Gestalten des Mannes und des Knaben gaben einen großen Gegensatz. Fausch, wenn er vor dem Kinde stand,

erschien noch schwerer, plumper und dunkler als sonst. Der Feuerschein der Esse leuchtete in sein braunes Gesicht und zeigte die Kohlenspuren darin, den Schweiß auf seiner Stirn und den Staub in seinem wirren, wuchernden schwarzen Bart. Die Funken sprangen rings unter seinen wuchtigen Schlägen, aber sie sprangen kurz, spritzend und pfeilschnell zu Boden, sprangen dem Knaben vor die in plumpem Schuhwerk steckenden Füße, wohl auch auf den Schuh selbst, und wenn einer auf dem rauhen Boden glomm, sah der kleine Knabe hinab und lachte und freute sich, wenn er lange nicht erlosch. Der Knabe war aber so hell wie der Mann finster. Wie neu aus einer Schachtel genommen stand er da; denn die Katharina hielt ihn immer noch wie ihr Gräflein vorzeiten. Er trug wohl rauhe graue Strümpfe und aus Fauschs abgelegtem Sonntagsgewand geschnittene Hosen und Jacke. Es war hartes, unansehnliches Zeug, aber das grobe Hemdchen, das an den Aermeln und am Halse daraus hervorsah, war von leuchtendem Weiß, das in der rußigen Schmiede so sonderbar sauber sich ausnahm, daß seine Farbe gleichsam in die Dunkelheit hineinstach. Das war aber nicht das einzige Helle an dem Kinde. Die Hände, die aus den Aermeln traten, waren schmal und schlank und ganz fein, und sie hatten eine geschickte Art, Unreines mit den Fingerspitzen zu fassen, ohne sich zu beschmutzen. Vollends hell aber war des kleinen Kain Haupt mit dem schlank aus dem zierlichen, ungestärkten Hemdkragen ragenden weißen Halse. Der Knabenkopf war von einer so seltenen und fast unirdischen Schönheit, daß die

Katharina, die ein frommer Mensch und nicht überklug war, oft und oft mit gefalteten Händen und offenem Munde, wenn Kain sie nicht bemerkte, in seiner Nähe stand und ihn bestaunte. Dabei gingen heimliche Schauer durch ihre Seele und Gedanken durch ihren alten Kopf. Wenn er gar kein Mensch wäre, der Kain, der Bub, wenn dem Schmied ein — ein Engel unter dem Dach wohnte und —

Die Katharina, die im Gegensatz zu Stephan Fausch eine Katholikin war, bekreuzte sich bei solchen Gedanken.

Für einen Engel sah Stephan Fausch seinen Buben noch lange nicht an, aber wenn der vor ihm Stehende ihn nicht beobachtete, staunte auch er manchmal heimlich in sein Gesicht, das in jedem Zuge wie ein Kunstwerk war. Der Mund hatte die Form behalten, die der des Säuglings getragen, er war wie eine leise, den Kelch öffnende Blume, Kinn und Nase, Wangen und Stirn waren von scharfem Schnitt, die Augen groß und von einer dunkeln Stahlfarbe. Ihr Blick hatte etwas Strahlendes, das besonders reich hervorbrach, wenn die langen Wimpern plötzlich sich von ihnen hoben. Das Haar war blond, ganz hell, wie das der Mutter gewesen war, und die Katharina ließ es dem Kinde lang auf Schultern und Rücken hängen. Auch Fausch also, über den alle Schönheit Gewalt hatte, hielt manchmal in der Arbeit inne und weidete sich an der Erscheinung des Kindes, aber er war zu diesem kurz angebunden wie zu jedem andern, so daß selbst ihr Gespräch in der Werkstatt eine mühsame und zerhackte Sache war. Kam die Magd

oder ein fremder Mensch hinzu, so herrschte er wohl den Knaben in barscherem Tone an, schob ihn unsanft aus dem Wege und nannte laut und mit geflissentlicher Deutlichkeit seinen Namen. Er packte so gleichsam den kleinen Kain mit seinen beiden Händen und stellte ihn den Leuten deutlich und nahe vor die Augen: ‚Seht ihn an! Das Unrecht habe ich in ihm gezeichnet und die Schmach, die sie mir getan haben!' Es war nichts Kleines oder Gehässiges in diesem Tun; er wollte nur zeigen, daß er Manns genug sei, nichts an der ihm widerfahrenen Schande zu verheimlichen, aber auch dafür Vergeltung zu üben, ohne zu fragen, ob diese andern gefiele.

Der Knabe ertrug den häufigen Wechsel im Wesen seines Vaters, an den er sich bald gewöhnte, sonderlich leicht. Er weinte nicht, sah Stephan, wenn der polterte, wohl einmal erstaunt aus großen Augen an und wand sich ein andermal unwirsch unter seinem ihn beiseiteschiebenden Griff.

Indessen kam die Zeit heran, da der kleine Kain Fausch schulpflichtig wurde. Die Katharina brachte ihn nach dem Dorfe, als er den ersten Schulgang tat. Aber schon am nächsten Tage bedurfte er ihrer nicht mehr und war in Waltheim bald heimisch. Weil er in seinem Aeußern anders, gleichsam vornehmer war als sie und das Haar in langen Locken trug, staunten ihn anfangs die Dorfkinder verwundert an; aber da er ein aufgeweckter Bursche war, fand er bald seine Gespielen unter ihnen, und sie gewöhnten sich an ihn, weil er sich an sie gewöhnte.

Der Schmied schien, da er nun wenig mehr um ihn war, den Knaben wie früher zu übersehen und zu vergessen. Erst nach Wochen erinnerte ihn der Zufall daran, daß Kain in einen neuen Abschnitt seines Lebens getreten war. Es war am Abend eines der lichten Tage, an denen die Sonne ihre Strahlen wie die glänzenden Fäden eines Spinnennetzes über die Straße zwischen den zwei Wäldern spannte. Der südliche Wald warf einen kühlen, klaren Schatten, und wo dieser aufhörte und das Spinnen der Sonne begann, war eine messerscharfe Grenze. Fausch, dessen Tagewerk getan war, steckte die kurze Pfeife zwischen die Zähne und schlenderte auf der Straße gegen Waltheim und durch die Sonne hin, badete dabei beide nackten schwarzen Arme, sie vor sich hinstreckend, im Lichte und ergötzte sich daran, wie er mit jeder Bewegung einige der goldenen Fäden zerriß. Da sah er drüben aus dem Walde in den schönen Schatten den kleinen Menschen, den Kain, treten. Er trug eine große, von Stroh geflochtene, seine Schulsachen bergende Tasche in der Hand und kam mit für die Länge seiner Beine weiten, fröhlichen Schritten daher. Das Haar hing ihm lang auf die Schultern, und sein weißes Gesichtlein leuchtete. Als er aber die Linie zwischen Schatten und Sonne überschritt, war um seinen unbedeckten Kopf ein Blitzen, und das Haar schimmerte einen Augenblick wie Gold.

Stephan Fausch blieb unwillkürlich stehen, um das fremde Bild zu betrachten, welches das durch die reiche Sonne schreitende schöne Kind bot. Der Knabe hatte indessen den Vater bemerkt. Heiterkeit

verdrängte den sinnenden Ausdruck, der in seinen Zügen gelegen, und er grüßte schon von weitem.

Fausch nickte, ließ ihn herankommen, fragte eine müßige Frage, ob er aus der Schule käme, und wendete sich dann, so daß sie zusammen, Seite an Seite, heimzu gingen. Der Schmied änderte dabei das Schlendernde seines Schrittes nicht. Der Knabe mußte deshalb ebenfalls langsamer gehen, und weil der Vater nicht sprach, verfiel er nach wenigen Versuchen, mit jenem ein Gespräch zu führen, in sein voriges Nachdenken zurück. Nach einer Weile aber hob er die Augen und fragte plötzlich: „Warum habe ich denn den Namen?"

„Welchen?" fragte Stephan.

„Sie lachen immer, wenn sie mich rufen. Einen Schandnamen habe ich, sagen die Kinder." Seine Augen füllten sich mit Wasser, er wischte es heimlich weg, damit es der Vater nicht sehe. Der lachte rauh. Eine Antwort gab er nicht. Sein Oberkörper neigte sich nach vorn, die harte Stirn sah aus, als ob er damit gegen etwas anrennen wollte; auch schritt er rascher aus.

„Der Lehrer ruft mich Fausch, nur Fausch. Die andern nennt er alle beim Vornamen," hob Kain wieder an.

„Der ist ein Narr, der Lehrer," sagte der Schmied. Als er das sagte, standen sie schon am Hause, und er hielt nicht an, sondern trat gleich in die Werkstatt; einen andern Bescheid bekam das Kind nicht.

Aus Waltheim heraus aber kam in den nächsten Wochen eine sonderbare Welle gegen die Schmiede

geschwommen. Die Dörfler entrüsteten sich über die Schrulle Stephan Fauschs, seinen Buben den Sündernamen tragen zu lassen. Sie hätten das längst, hätten es schon damals tun können, als der Knabe getauft worden war, aber damals war die kleine Erregung wieder in sich zusammengesunken. Jetzt sahen sie den leibhaftig vor sich, dem der Schmied ein Mal aufgedrückt, und sahen einen Menschen, an dessen Aeußern der Trockenste und Alltäglichste unter ihnen seine heimliche Freude hatte. Darum nahmen sie ihn in Schutz. Zuerst kam der Lehrer zu Stephan Fausch heraus, ein junger, aufgeklärter und deshalb vorlauter. Er grüßte den Schmied ein wenig von oben herab, ein wenig herrenhaft. Dann platzte er gleich mit dem heraus, was ihn herführte. „Den Namen müßt Ihr dem Buben abändern, Fausch. Der kann sich doch nicht von allen Menschen Kain schimpfen lassen. Nennt ihn Stephan, wie Ihr selber heißt, oder so oder so, aber —"

Mitten in die lange Rede hinein schlug ein rauhes, kurzes, fragendes „He?" Fauschs. Dann verließ dieser die Wohnstube, in der ihn der Lehrer überfallen hatte, und schlug krachend die Tür zu. Blicken ließ er sich nicht mehr. So mußte der andre unverrichteter Dinge abziehen. Nach dem Lehrer versuchte es der und jener, Fausch umzustimmen, ein gutmütiger alter Mann, der im Schulrat saß, der Dorfpolizist, der den langen Leib und die lange Meinung von sich hatte, endlich ein paar mitleidige Weiber. Fausch ließ sie alle schwatzen, gab keine Antwort, lief nur hinweg, wenn es ihm

zu bunt wurde. So hielt er der Welle stand, die um sein Haus schlug, gleich einem Steinblock, an dem die Flut sich teilen muß.

„Was für ein Stieriger er ist, der," geiferten die Waltheimer. Am Ende aber gab auch dieser kleine Aufruhr sich wieder. Der Schmied behielt seinen Willen.

Die Wochen und Monate verflogen darauf, langsamer gingen die Jahre, aber sie gingen.

Kain Fausch, der Knabe, wurde einsam, als er heranwuchs. Seine Gespielen entfremdeten sich ihm. Er war zu wenig wie alle andern, und so schlossen sich die andern nicht fest an ihn, und dann hatte er den Namen, der immer den Spott weckte. Daheim blieb ihm die Katharina, die Magd. Die hätschelte ihn, als er zwölf Jahre alt war, noch genau so, wie sie ihn als klein gehätschelt hatte. Ihr verdankte er das Fremde, fast Vornehme seines Aeußern und in seinem Wesen. Weil er aber keine Kameraden hatte, gewann er die Stille lieb, saß bald gern über den Büchern, die ihm der Lehrer lieh, und konnte stundenlang in einer Waldlichtung sitzen, sinnen und staunen, hielt aber eines höher als alles andre, nämlich die Musik, und vor allem den Klang seiner eignen Stimme. Er tat sich in der Schule beim Singen so hervor, daß der Lehrer ihn Sonntags in der Kirche in seinem kleinen Chor mitsingen ließ, und Kain sang im Walde und daheim, am liebsten oben in der kleinen Kammer, die neben der der Katharina lag und in der er hauste, seit er größer geworden. Seit zwei Jahren trug er die auf die Schultern fallenden Locken nicht mehr, aber das

Haar war noch immer lang und weich und blond, glänzte in der Sonne, und er trug es weit von der Stirn zurückgestrichen. Diese Stirn war so weiß und klar, daß auf ihr immer wie ein Leuchten war, und das Gesicht hatte nichts von seinem edeln, scharfen Schnitt verloren. Aber auch seine Gestalt war von seltenem Ebenmaß, biegsam und stark zugleich. Obwohl er im unkleidsamen, schwerfaserigen Gewand der Dörfler ging, konnte kein Fremder an ihm vorübergehen, ohne nach dem seltsam vollkommenen Menschen sich umzusehen.

Stephan Fausch hatte ihn neben sich aufwachsen lassen und war ihm gegenüber der gleiche geblieben. Heute gleichgültig, störrisch, ja ihn mit Worten vor den Leuten herabsetzend, morgen, wenn sie allein waren, gesprächig in seiner kurzen Art und mit den Blicken verstohlen an seinem Gesicht und seiner Gestalt hangend, als weidete er sich daran. Da kam ein Tag, der ihr Verhältnis änderte.

Fünftes Kapitel

Fausch saß in seiner dunkeln, rußigen Wohnstube. Es war schon fast Nacht. Der Schmied hatte längst zu arbeiten aufgehört, und die Teller für ihn und den Buben standen auf dem Tisch. Fausch machte kein Licht. Er saß gern in der Dunkelheit, die allmählich in der Stube so groß wurde, daß seine schwere Gestalt nicht mehr erkennbar war, nur der rote Punkt, die Glut seiner Pfeife, und sein schweres Atmen und Schmauchen sein Da-

sein verrieten. Da öffnete die Katharina die Tür. „Er ist noch immer nicht da, der Bub,“ sagte sie. Der Atem war ihr eng.

„Der wird schon kommen,“ gab Stephan zurück.

Aber Kain kam nicht, obwohl er schon stundenlang hätte von der Schule zurück sein sollen.

Eine Stunde verrann. Stephan Fausch ging die Pfeife aus. Er duselte vor sich hin. Dann kam die Katharina wieder, der es keine Ruhe ließ. „Er — es sollte doch eines nach ihm sehen,“ sagte sie.

Stephan wachte auf. „Bring die Suppe herein. Wenn er nicht rechtzeitig kommt, kann er hungrig zu Bett gehen,“ murrte er.

Die Alte gehorchte, trug die Suppe auf, und die Hände und die Knie zitterten ihr, als sie das tat. Nachher wollte sie selber nach dem Dorfe hinüberlaufen, sehen, wo er blieb, der Bub.

Inzwischen hatte der Schmied die Petroleumlampe an der Decke angezündet. Er setzte sich vor seinen Teller. Von der Lampe floß ein roter Schein über seinen schwarzen wolligen Kopf. Da kamen Schritte über die Haustreppe herauf.

Die Katharina lief in den Flur. „Bub!“ rief sie in die Dunkelheit.

„Ja!“ gab es Bescheid. Er war da. Langsam kam er herauf, seine groben Schuhe machten sonst keinen Lärm; denn er schritt sonderbar leicht darin. Heute klapperten sie, als ob er stolpere. Die Magd hob ein Licht hoch. „Jesus!“ sagte sie.

Der Knabe hatte ein schneeweißes Gesicht, seine Kleider waren unordentlich und zerrissen, aber selbst jetzt noch fiel die Sauberkeit seines Gewandes auf.

„Was ist dir geschehen?" fragte die Magd hastig und voll Angst. Statt zu antworten, wollte er wissen, ob der Vater in der Stube sei.

„Ja, ja," gab sie zurück und stieß selber die Tür für ihn auf. Mit unsicheren Schritten, wie tastend, ging er hinein. Er war jetzt dreizehn Jahre alt, schlank und kräftig.

„Nun?" fragte Stephan Fausch, seine Suppe löffelnd.

Kain trat bis in den roten Schein der Lampe vor. Der zeigte, wie fahl er war; seine Augen schienen in einem heißen Licht und ganz dunkel.

„Wir haben Streit gehabt," begann er in atemlosem Ton, als hätte er erst jetzt ein paar Gegner von sich abgeschüttelt. „Und dann habe ich mich lange versäumt im Wald."

Die Katharina stand in der Tür und horchte mit vorgeneigtem Kopf auf das, was kommen wollte. Fausch sah scharf nach dem Buben hin. „Erzähl!" sagte er. Dabei aber war es, als hielte die Erscheinung Kains mehr als je seinen Blick fest.

„Sie haben mir gesagt, die andern, warum ich Kain heiße," stieß dieser heraus. Er legte die Hände an eine Stuhllehne und sah Stephan ins Gesicht. Es war nicht schwer zu sehen, daß etwas ihm sein ganzes Innere aufwühlte. „Weil meine Mutter schlecht war, sagen sie," fuhr er fort. „Aber — dann — ich — ich kann doch nicht für das, was die Mutter getan hat — —"

„Iß jetzt zu Nacht," sagte Stephan Fausch.

Kain hörte nicht. „Ich habe es lange überdacht im Walde," sprach er in abgebrochenen Sätzen

weiter. „Wenn ich etwas so Schandhaftes bin — so muß ich doch etwas getan haben — aber — ich —“

Plötzlich übermannte es ihn. Er warf sich an den Tisch, weit den Oberkörper über die Platte geworfen, und weinte. Einmal sah er auf. „Warum muß ich den Namen haben, Vater? Kann ich nicht heißen wie andre auch?“

Stephan hatte den Löffel weggelegt. Er machte ein Gesicht, als wüßte er nicht, was sagen. Darauf fluchte er, und dann murrte er: „Sie sollen dich in Ruh lassen, die Lauser.“

Kain ermannte sich jetzt. Er fuhr sich in die Augen. Dann stand er wieder schlank aufgerichtet und bleich am Tisch. „Ob sie mich ausspotten oder nicht,“ sagte er in unterdrücktem Tone, „es ist mir immer, als ob sie überall mit Fingern auf mich zeigten. Wo ich gehe, ist es mir so.“

Bei diesen Worten sah er sich um, als ob er höhnische Blicke auf sich gerichtet sähe.

„Du brauchst dich um andre nicht zu kümmern,“ sagte Stephan.

Er wußte darauf nicht gleich eine Antwort. Während er aber verwirrt und wie verloren dastand, war an ihm eine zu Herzen gehende Hilflosigkeit. Plötzlich bat er mit heftig zitternder Stimme: „Könnt Ihr mich nicht anders heißen?“

Fauschs Stirn war störrisch. Aber er sagte in einem an ihm ungewohnten, fast freundlichen Ton: „Setze dich jetzt und iß. Denen im Dorf wird man die Mäuler wohl zutun.“

Kain wollte sich abwenden. Dann besann er

sich. Ein Gedanke schien ihn zu beruhigen. Er knüpfte seine Kleider zurecht und setzte sich zu seinem Teller. Der Vater, der starke Mensch, wollte zu ihm stehen! Der Gedanke tat ihm unwillkürlich wohl. Er begann zu essen.

Die Katharina hatte bisher an der Tür gestanden. Jetzt ging sie aus der Stube.

Fausch endete die Mahlzeit, stand auf und setzte sich ans Fenster, wo es dunkel war. Er zündete die Pfeife wieder an und betrachtete heimlich den am Tisch sitzenden Knaben. Dabei führten sie in seltenen, abgebrochenen Sätzen ein Gespräch: Wie der Streit zwischen den Schulbuben angegangen? Wer die Spötter gewesen? Ob dergleichen sich schon mehrmals ereignet?

Kain schaute nur von seinem Teller auf, wenn er zu antworten hatte, sonst aß er langsam und nachdenklich. Einmal wischte er sich eine Träne aus den Augen. Stephan Fausch sog an seiner Pfeife, von der der Rauch spärlich aufstieg, als brenne sie schlecht. Er war sehr scharfsichtig trotz seines toten Auges. So entging ihm kein Zug an des Knaben Gesicht: die feinen geraden Linien des Profils, Stirn, Nase, Kinn. Die weiße Stirn besonders mußte er ansehen. Ob dem Hinblicken wurde er wortkarg und endlich still. Er hatte allerlei Gedanken in sich, die ihn mehr und mehr einspannen. Dabei war es vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, daß der starke Mensch Gedanken, die ihn quälten, nicht mit seinem festen und gewalttätigen Willen niederzwang und gleichsam erwürgte.

Nach einer Weile stand Kain auf, der noch

immer sehr bleich war. „Ich habe noch Aufgaben," sagte er dann. „Gute Nacht, Vater."

„Gute Nacht," grüßte Stephan.

Dann ging der Knabe. Der Schmied aber saß tief in seine Gedanken versunken. Er merkte kaum, wie die Katharina, den Tisch abräumend, hin und wieder ging. Immer sah er die weiße Stirn des Buben noch. Und dann war es ihm, als brenne ein häßliches Mal darauf, und etwas in ihm sagte: ‚Das Schandmal hast du ihm aufgedrückt!' Einen Augenblick verwirrten sich ihm Begriffe und Tatsachen. Dann zog er die Brauen zusammen und dachte schärfer nach und sah alles klar, wie es war: Nicht nur den Namen hatte er ihm angehängt, dem Bub der Maria, den Schmachnamen, mit der Schmach selber hatte er ihn gezeichnet; denn der Name weckte die Erinnerung an den Makel, der ihm von Geburt an anhaftete, und hatten die Dorfkinder, als sie klein und unwissend und dumm waren, den Kain verspottet, weil er so hieß, so hieß wie kein Mensch sonst, so zeigten jetzt die, die gleich ihm heranwuchsen und die schon mehr wußten, als ihnen gut war, mit Fingern auf ihn, nicht weil er den Namen Kain trug, sondern weil sie wußten, woher er den Namen hatte. Aber hatte er, Stephan Fausch, das nicht gewollt? Das Unrecht, das ihm angetan worden, hatte er festnageln wollen, ganz recht, und festgenagelt sollte es bleiben!

In Fausch hob der Widerstreit zweier Gewalten an. Da war der Eigensinn, der wilde Wille, dem er zeitlebens nie Ketten angelegt, und daneben etwas andres, das ganz neu war, etwas wie Mitleid mit

dem Buben oder — das mochte, weiß wer, erraten, was auf einmal wider den Eigensinn aufstand. Die zwei Gewalten rangen gleichsam miteinander Brust an Brust, keine wich, gleich stark standen sie gegeneinander auf. Fauschs dunkle Stirn rötete sich, er bog sich im Stuhl vor und zurück, und die Pfeife erlosch ihm. Das, was in ihm vorging, machte ihm grimmig zu schaffen. Den schweren und schwerfälligen Mann hatte noch nie ein inneres Wühlen auch äußerlich so sonderbar unruhig gemacht. Die Lampenflamme schwelte schon und drohte zu erlöschen, und das Hantieren der Katharina in der Küche hatte geraume Weile schon aufgehört, als er sich erhob. Er löschte das rauchende Licht, aber er ging nicht in seine neben der Stube liegende Kammer. Er zog die Schuhe aus wie immer, trug sie in die Küche, und in den Flur zurückkommend, stand er still und lauschte. Es rührte sich nichts im Hause. Da stieg er barfuß über die Dachbodentreppe hinauf, merkte nicht, daß die Tür an der Kammer der Katharina noch offen stand, und schlich so geräuschlos, als er es vermochte, vor die kleine Stube des Knaben. Da lauschte er wieder. Dann drückte er auf die Klinke, öffnete die Tür und blickte hinein.

Die Katharina trat drüben halb angezogen auf ihre Schwelle. Sie hatte ihn gehört, wie er sich heraufgetastet hatte. Jetzt sah sie ihn deutlich im Rahmen von Kains Tür stehen. Eine leise graue Helle war in der Kammer. Das Herz klopfte ihr. Was wollte er, der Meister? Er würde doch nicht — trug er dem Buben etwas nach wegen des Streites, den er gehabt?

Fausch spähte nach dem Bette des Knaben. Dann atmete er tief auf. Jener schlief. Er, Fausch, hatte gemeint — er flenne noch, der Kain. Darum war er gekommen. Jetzt zog er die Tür behutsam wieder zu.

Die Katharina trat unwillkürlich in ihre Kammer zurück und verbarg sich. Sie hörte Fausch vorübergehen und, mit Bedacht seine Schritte dämpfend, wieder die Treppe hinuntersteigen. Er ging in die Wohnstube, und nachher vernahm sie deutlich, wie er sich in die Nebenkammer begab. Das Herzklopfen, das ihr den Atem hatte nehmen wollen, ließ nach. Aber sie lag lange wach, wundernd, was er hatte wollen, der Schmied. —

Die Katharina konnte noch lange wundern. Fausch verriet durch kein Wort, was er an jenem Abend bei dem Knaben gesucht hatte. Er zeigte auch in seinem ganzen Gebaren keinerlei Veränderung, war verschlossen und mürrisch wie immer und schien anfänglich vergessen zu haben, daß er dem Buben halb und halb seinen Schutz gegen die Spottlust der Waltheimer zugesagt hatte. Dennoch stritten die zwei Mächte noch immer in ihm, und keine wurde Meister, weil immer beide gleich stark waren. Eines Tages aber, und bald nachher zum zweiten- und drittenmal, erlebten die Waltheimer die Ueberraschung, daß Stephan Fausch, der Schmied, am hellichten Werktag und mitten in der Arbeitszeit in der Hauptstraße des Dorfes auftauchte, im Schurzfell, barhaupt, rußig und dunkel wie immer, daß jedes sah, wie er gleich vom Amboß hergelaufen war. Er machte ein unfreundliches Gesicht, so daß

den ihm Begegnenden die Lust verging, ihn anzureden. Es war um die Vormittagszeit, da zu Waltheim die Schule ausging. Er schritt an dem großen, mitten im Dorf auf einem freien Platz gelegenen Schulhaus vorüber, als ob sein Weg ihn weiter führte, aber in einer Seitengasse oder hinter einem Hause in der Nähe blieb er stehen und wartete, die nackten Arme übereinander geschlagen.

Was er tue, fragte ihn ein Bekannter.

„Warten, wenn es dich wundert," gab er zurück.

Als dann aus dem Schulhause jäh der Strom der Kinder hervorbrach, spähte er nach Kain und folgte ihm, als er ihn entdeckt hatte, mit dem Blicke eine Weile, bis er ihn aus dem Dorfe hinaus und nach dem Walde schreiten sah, der die Schmiede vom Dorf trennte. Dann trat er wohl in eine der Schenken, an denen Waltheim, wie jedes Dorf, nicht arm ist, nahm einen Frühschoppen, stand auch hier nicht Rede, was ihn hergebracht hatte, und trollte sich wieder heim, mürrisch, wie er gekommen war.

„Er lauert seinem Buben auf," redeten die Waltheimer und meinten das Richtige herausgeklügelt zu haben. „Er scheint einen Verdacht auf ihn zu haben, auf den Bub, irgendeinen. Gerade gut wird der es auch nicht haben daheim bei dem hartborstigen Kerl, dem Fausch."

Als der Schmied zum drittenmal Wache stand, merkten die Waltheimer, daß sie unrecht gehabt hatten. Diesmal war er unbeachtet ins Dorf gekommen, irgendwo außen herum, und hatte sich in einen schmalen Häuserzwischenraum, der keine Gasse war, gerade gegenüber dem Schulhause aufgestellt.

Als es elf Uhr geschlagen hatte, brach wie immer im Schulhause der große Lärm los, die Tür flog auf und die Kinder fuhren heraus. Die Kleinsten und Wildesten kamen zuerst. Die Aelteren, zu denen Kain gehörte, traten gemütlicher und langsamer, mit einer Art Würde aus dem Hause, Mädchen und Buben. Kain Fausch kam wie immer allein. Daran, daß er immer einzeln und wie von den andern gemieden ging, hätte der Schmied schon lange merken können, daß etwas zwischen den Kindern nicht richtig war. Heute war jener einer der ersten unter den größeren Schülern, die ins Freie traten. Langsam schritt er auf den freien Platz heraus, schlank und sauber, seine Bücher trug er längst nicht mehr in der Strohtasche, sondern unterm Arm. Der Kopf saß ihm leicht in den Nacken zurückgebogen, frei, vielleicht hob er ihn unwillkürlich höher, seit er wußte, daß Uebelwollen hier im Dorf ihm nachgaffte. Aus dem sich zerteilenden Haufen der kleineren Kinder folgten ihm einige mit den Blicken. Dicht vor dem Schmied standen zwei kleine Knirpse. Sie mochten seit kurzem erst in die Schule gehen. „Weißt, wie der dort heißt?" fragte der eine, der noch kaum erst deutlich zu sprechen vermochte, den Kameraden geheimnisvoll, und nach Kinderart wichtig tuend. Dann nannten sie den Namen „Kain" und kicherten und sahen dem langsam davongehenden Schmiedsbuben nach, wußten dabei nicht, was der Name bedeutete, lachten nur über seine Sonderbarkeit. Inzwischen waren auch Kains Kameraden auf den Platz getreten, große, starke Burschen. Sie hielten die Köpfe zusammengesteckt, als ob sie einen

Streich planten. Zwei traten vor und sahen hinter Kain her, der jetzt die Dorfgasse hinunterschritt.

„Da läuft er schon wieder," schrie der eine von diesen, der Sternwirtsbub, ein fünfzehnjähriger, grobgliedriger und großgewachsener Bengel, zu den andern zurück.

„Alleweil läuft er davon, der Feigling," tönte es von denen. Da schrie der vom Sternwirt, der Dölfi, die Straße hinab: „Kain." Er gab dem Namen einen schrillen, häßlichen Klang.

„Laß ihn doch," meinte einer der Hintenstehenden.

„Bah, wegen dem," prahlte der Dölfi, „einem Unehrlichen, wie der ist!" Und zum zweitenmal schrie er spottend und schrill: „Kain!" Plötzlich sah er die andern vor etwas zurückweichen, das vor seinen Augen wie ein großer schwarzer Schatten war. Er hatte nicht Zeit zu erkennen, was es war; denn es packte ihn einer vor der Brust an den Kleidern und hob ihn schwer, wie er war, hoch und schüttelte ihn in der Luft, daß Hemd und Weste und Rock zerrissen. Dann ließ der Mensch ihn nieder, packte ihn am Kragen, hielt ihn mit der einen Hand wie in einer Klammer und hieb ihn, den langen, großen Burschen, wie man die kleinen Kinder haut, hieb, daß die Leute zusammenliefen ob seines Geschreies und zwei, drei Stimmen riefen: „Laßt ihn, Fausch! Wollt Ihr ihn totschlagen?" Einige Männer fielen dem Schmied in den Arm. Der ließ den Dölfi endlich los und schüttelte die Hände der Abwehrenden ab. Sein dunkles Gesicht sah grau aus. An der furchigen Stirn war eine seildick geschwollene Ader zu sehen.

„So,“ sagte er aufschnaufend, „wenn es wieder einmal einen gelüstet, so braucht er ihn nur zu höhnen, den Bub;“ sprach's, warf die Fäuste in die Taschen und ging mit vorgebeugtem Kopf wie ein ziehender Stier davon. „Gleichviel, ob halb oder ganz erwachsen,“ knurrte er noch zurück.

Von denen, die ihm nachsahen, und den andern, die den vor Schmerz und Wut am Boden sich wälzenden Dölfi umstanden, gelüstete es keinen just, ihm unter die Fäuste zu geraten.

Nach diesem Tage hatten die Waltheimer wieder zu lästern.

„Seinen Buben will er nicht ausgespottet haben, der Schmied. Warum hat er ihm denn den Namen gegeben?“

Der Sternwirt tat, als ob er den Schmied verklagen wollte; am Ende, als er merkte, daß sein eigner Bengel nicht ohne Schuld an den empfangenen Schlägen war, unterließ er es. Aber die Waltheimer klatschten weiter, taten es nur leise und vorsichtig; denn es waren wenige unter ihnen, die Stephan Fausch nicht fürchteten. Auch diejenigen, die den Schmiedbuben neckten oder verspotteten oder über ihn sprachen, wie die Leute immer über etwas zu reden haben müssen, wurden vorsichtig, spotteten und redeten heimlich aber um so mehr. Denn Kain Fausch konnte seinen Namen nicht ablegen und den Makel seiner Geburt nicht abwaschen. Der Knabe wurde stiller und verschlossener. Er klagte daheim nicht wieder, aber wenn einer ein scharfes Auge hatte, so konnte er sehen, daß etwas auf ihm lastete. Er erkannte allmählich, daß die Leute eine Art

Recht, zu höhnen, hatten. Das machte ihn erst recht feinhörig und ließ ihn merken, wie mit Blicken, Worten und Gebärden da und dort man sich mit ihm beschäftigte, wenn er sich sehen ließ. Das gab ihm einen frühen Ernst und eine Art Scheu vor den Menschen. Aber er war innerlich gesund und stark. Vielleicht hatte daran die Katharina ein Verdienst, die ihn in seinem Aeußern immer so sauber und fein gehalten und ihm damit, ohne es zu merken, auch eine Art innere Reinheit und Vornehmheit anerzogen hatte. Er verfiel daher, indem er sich selber einsam machte, nicht, wie es nahegelegen hätte, auf Zerstreuungen übler oder doch leichtfertiger Art, um sich dafür zu entschädigen, daß er vor den Menschen nicht voll galt, sondern lernte die Arbeit liebhaben, zunächst die, die er hinter seinen Schulbüchern suchte, dann aber auch diejenige, die er in des Vaters Werkstatt fand. Stephan Fausch zog ihn in seinen Mußestunden zur Mitarbeit heran, und Kain fand Gefallen an der Tätigkeit, die ihn körperlich ermüdete, wie an der andern, die seinen Geist beschäftigte, und empfand den Uebergang von der einen zur andern als Erholung, nicht als Anstrengung. Eigen blieb ihm nur, daß er die Spuren der Schmiedearbeit nicht länger an sich duldete als er in der Werkstatt sich aufhielt. Er kleidete sich nachher um, wusch und pflegte sich, so daß ihm immer noch auch in seinem Aeußern jene eigne Heiterkeit verblieb, die in so großem Gegensatz zu der rußigen und dunkeln Erscheinung seines Vaters stand. Diesem schien gerade diese Eigenheit des Knaben zu gefallen, und ohne daß er es wußte,

wuchs seine Anteilnahme an Kain, wuchs vielleicht aus dem Bewußtsein heraus, daß er dem schuldlosen Menschen eine Schmach angetan, die dieser kaum je werde abzuschütteln vermögen. Als aber Stephan Fausch eines Tages inne ward, daß in ihm selber sich etwas für Kain zu regen begann, was er seit dem Tage nicht mehr empfunden hatte, da er noch um der Maria willen stundenweit gelaufen, lachte er mitten in der Arbeit, während der ihm der Gedanke kam, rauh auf. Er lachte sich selber aus: „Narr, das ist ja nicht möglich. Kein Blut von dir ist in dem Buben. Ins Nest gelegt haben sie dir den!" Er zeigte an diesem Tage Kain gegenüber eine größere Unduldsamkeit und Mürrischheit wie gewöhnlich; manchmal stand es wie Haß in seinem Gesicht, wenn er ihn ansah. Aber der Haß war nicht echt. Er redete sich zu: „Wider die Natur geht es, daß du an dem Buben Gefallen hast! Aus dem Hause hättest ihn geben sollen, das Schandenkind!" Dann jedoch kam die andre Gewalt wieder dagegen auf, die Gedanken: „Was kann der Bub dafür! Gebrandmarkt hast ihn, und er hat es nicht verdient!" Und das Wohlgefallen an Kain war da, mochte er es sich ausreden, soviel er wollte. Der innere Widerstreit, den Stephan Fausch mit sich herumtrug, wurde mächtiger.

Die Zeit ging und kam darob. Ein Jahr reihte sich zu andern und wieder eines reihte sich an dieses. Daß Kain vor den Leuten noch immer nicht Ruhe hatte, erkannte Fausch so gut wie einer. Jener hatte jetzt die Sekundarschule zu Waltheim hinter sich und stand in des Vaters Lehre. So war er der

Hetz- und Spottlust der Schulkameraden entrückt, aber der Schmied sah doch, wie ihm die Schmach anhing. Er bemerkte die Blicke, die manche Kunden der Schmiede einander zuwarfen, wenn Kain in der Nähe oder von ihm die Rede war, sah die Blicke, die dem Buben folgten, wenn er mit ihm je da oder dort sich zeigte, sah, wie die Leute sich anstießen, und hörte das Gerede hier: „Kain heißt er, ist das nicht ein närrischer Name für einen Menschen?" und das Gerede dort: „Weißt, warum er Kain heißt, der Bub?" Sie hing ihm an, die Schmach, sah Stephan Fausch, und es nutzte ihm nicht, daß er jetzt zu ihm stand, daß er drohte oder zuschlug, wenn er einen den Buben lästern hörte. Das tausendzüngige Gezücht, die Lästersucht schlug er nicht tot. Allmählich, allmählich — Jahre hatte es dazu gebraucht — begann aber dem Schmied selber weh zu tun, was dem Buben Leids geschah. Sein Blick ruhte häufiger und häufiger auf der Gestalt und dem Gesicht Kains, und neue Gedanken kamen ihm dabei: Sah er nicht der Maria ähnlich, wie sie damals gewesen war, damals, als er noch stundenweit um ihretwillen gelaufen war? Herrgott, hatte er an dem Mädchen gehangen! Leibhaftig wie die Maria war er, der — der Kain!

Stephan verriet nichts von dem, was in ihm war. In seiner rauhen Art änderte sich nichts, sie war ihm zur zweiten Natur geworden. Aber es erwachte etwas in dem seltsamen und verschlossenen Menschen, was wie eine Flamme war, und es war die Liebe zu seinem toten Weibe, die Liebe, wie er sie für die Maria gehabt hatte, als er noch um sie

warb. Aber die Liebe galt nicht der Toten, sondern — mochte er es selber nicht wissen — er begann sein Weib in dem Buben zu lieben, dem Schandzeichen in seinem Hause, dem Kain.

Sechstes Kapitel

Vor der Türe der Schmiede hielt das Gefährt Moritz Hallheimers, des Händlers. Noch immer ließ er es sich nicht nehmen, zu halten, wenn er des Weges fuhr, und noch immer hielt er große Stücke auf Stephan Fausch, weil er ein tüchtiger Arbeiter und ein wunderlicher Mensch war. Das Gefährt und das Pferd davor wie Hallheimer selber trugen die Spuren einer weiten Reise. Der Händler hatte Fausch gegrüßt, der mit Kain arbeitend in der Werkstatt stand, lehnte am rußigen Türpfosten und folgte mit den Augen den Bewegungen der beiden Schmiede. Fauschs Arbeiten war wie das schwere Niederschlagen eines Gewichts, das Kains wie das Schnellen einer Feder. Zwischen das Hämmern hinein ging ihre Unterhaltung, und manchmal mußten sie fast schreien, damit die Stimme das Klingen des Metalls übertöne.

„Ein Geschäft wüßte ich für Euch, Fausch," sagte Hallheimer jetzt.

„So?" entgegnete dieser trocken und schien kaum hinzuhören.

Der Händler lachte. „Freilich, Ihr seid hier angewachsen, und es ist Euch wohl. Ihr denkt nicht ans Weggehen. Ihr schlagt Eure Sparbatzen redlich heraus."

Fausch gab keinen Bescheid. Er hämmerte auf den Radreif, den er in Arbeit hatte. Nur als der Händler vom Weggehen gesprochen, hatte er einen Augenblick wie horchend und sich besinnend den Hammer ruhen lassen.

„Aber ein gutes Geschäft ist es doch," fuhr der redselige Hallheimer fort und strich sich über den dünnen Spitzbart. „Wohl ein besserer Platz noch als Eurer hier."

Da hörte Fausch auf zu arbeiten. „Wo ist denn das?" fragte er langsam.

„Der Schmied auf dem Welschberg-Hospiz ist gestorben," berichtete der Händler. „Dem Hospizwirt dient der Gesell nicht, den der Schmied zurückgelassen hat. Er will die Werkstatt neu verpachten. Sein Geld macht einer da oben."

Fausch hörte die Rede nicht zu Ende. Er glühte den Reif und schlug ihn, daß die Funken spritzten. Aber seine Gedanken arbeiteten härter als sein Hammer. Dabei sah er wohl, wie der Händler sich von ihm ab- und dem Buben zuwendete und mit diesem ein Gespräch anknüpfte. Er sah auch den Ausdruck in Hallheimers Gesicht, während er mit Kain sprach. Es war immer derselbe Ausdruck in den Zügen der Leute, wenn sie den jungen Menschen sahen: Staunen über seine äußere Erscheinung und eine mehr oder weniger gut versteckte Neugierde. Manchmal mischte sich Schadenfreude mit dieser. Fauschs Blick hatte sich für das Wesen der Leute geschärft, und er wußte, daß auch Kain es durchschaute. Während der Händler zu ihm sprach, stieg in des letzteren Gesicht, das noch so glatt und rein

war wie das des Knaben gewesen, jetzt und jetzt plötzlich heiß das Blut. Er schämte sich. Und so war es immer; unter dem Gaffen der Leute faßte ihn immer dieselbe peinvolle Scham.

Hallheimer endete jetzt die Unterhaltung. „Ja — behüt Euch Gott, Fausch," sagte er, „wieder weiter will ich."

„Ade!" grüßte der Schmied. Aber als der andre sich seinem Gefährt zugewendet hatte, trat Fausch schwerfällig und gemächlich aus der Werkstatt und winkte ihm. Des Händlers Pferd hatte sich schon in Bewegung gesetzt. Hallheimer zog die Zügel straff. Da kam Fausch zu ihm herüber und warf die schwarzen Arme über die Wagenleiter.

„Ich hätte Lust zu der Schmiede da oben," sagte er.

In Hallheimer erwachte der Geschäftsmann. Ein Leben fuhr in ihn, daß er mit Mund und Armen und Beinen zugleich redete. „Ihr seid nicht aufs Hierbleiben versessen? Ein Geschäft macht Ihr, wahrhaftig ein Glück macht Ihr, Fausch."

Wort gab Wort. Eine lange Weile blieben sie im Gespräch beisammen. Als Hallheimer sich verabschiedete, sagte er: „Ich schreibe dem Hospizwirt, schreibe ihm gleich, verlaßt Euch darauf. Die Antwort bringe ich Euch dieser Tage."

„Gut," sagte Stephan Fausch. Sein Gesicht verriet nicht, was er dachte. Als er nachher in die Werkstatt zurückging, blieb er auch Kain gegenüber wortkarg. Es war leicht zu sehen, wie Gedanken ihn ganz gefangenhielten.

Von seinen Plänen erfuhren Kain und Katharina erst, als Hallheimer wieder und wieder dagewesen war, erfuhren davon an dem Abend, an dem Fausch dem Händler den Pachtvertrag für die Schmiede auf dem Welschberg unterschrieb. Da kam er nach Dunkelwerden von Waltheim zurück, wohin er mit Hallheimer zusammen gefahren war, um das Geschäft abzuschließen. Er traf Kain bei der Katharina in der Küche. Frisch gewaschen, in sauberen Kleidern, mit nackten Füßen und aufgekrempelten Aermeln saß er auf dem Block, auf dem die Magd das Holz klein zu hacken pflegte, und sah zu, wie diese Kartoffeln schälte. Er war dem alten ausgemergelten Weibe anhänglich, das ihn gehätschelt und gehütet hatte, als niemand sich um ihn kümmerte. Eine kleine Lampe hing an der Diele, das Herdfeuer brannte hell und warf seinen wechselnden Schein über seine Gestalt und seinen blonden Kopf. Die Unterhaltung zwischen beiden stockte, Kain sang mit seiner tiefen, schönen Stimme leise vor sich hin. Als er innehielt, sagte die Katharina: „Sing doch!" Ueber dem Brodeln einer Wasserpfanne überhörten sie Fauschs Schritt. Da trat er zu ihnen. Er hatte Rock und Schmiedkappe an, grüßte und kam an den Tisch, an dem die Magd saß. „So," sagte er, „nächsten Monat ziehen wir fort."

Die beiden schauten ihn an und wußten nichts zu sagen. Schon, daß er zu ihnen kam und ihnen ein Wort gönnte, war ihnen fast neu.

„Wieso fort?" fragte Kain. Er stand sich eigen zu Fausch. Seit er den Makel kannte, der an ihm selber haftete, war eine Art Unsicherheit und Ver-

lorenheit an ihm, die ihn dem Vater gegenüber zu blindem Gehorsam und schweigender Geduld führte. Ohne ein Wort hatte er sich gefügt, als Fausch ihn in seinen eignen Beruf einführte. Wortlos sah er auch den Wandel mit an, der in Stephans Wesen vorging, und daß dieser allmählich mehr und mehr ihn gegen die Mißachtung, die ihm überall wurde, in Schutz zu nehmen begann; aber er empfand die Freundschaft des Vaters als etwas Unverdientes schmerzhafter als früher dessen Schroffheit. In dem Gesicht, das er jetzt zu Fausch erhob, stand deshalb ein gequälter Ausdruck; er ahnte, was diesen zum Wegzug veranlaßte.

„Es ist mir verleidet hier," sagte Fausch.

Kain stieg von seinem Klotz. An denselben gelehnt stand er aufrecht und sah den Vater an. „Tut Ihr — Ihr tut das — wegen mir?" sagte er.

Fausch wandte sich der Tür zu, als ob ihm nicht daranliege, müßiges Gerede anzuhören; dann drehte er den Kopf und sah über die Achsel zurück nach seinem Buben. „Wegen dir?" sagte er. „Warum wegen dir? Ich habe immer im Sinn gehabt, einmal südwärts zu gehen später."

Damit ging er.

Die Katharina staunte ihm mit über ihre Schüssel gefalteten Händen nach. Sie hatte immer eine Art Furcht vor ihm gehabt, zu andern Zeiten ob seines Starrsinnes ihn beinahe gehaßt. Als er sich des Buben mehr anzunehmen begann, wußte sie nicht, was sie daraus machen sollte, fühlte sich aber zufriedener in seinem Hause als vorher. Heute klopfte ihr das Herz ob dem, was er gesagt hatte. Es

war etwas an ihm, als unterdrückte er gewalttätig seine eigne starrsinnige Natur einem andern zuliebe, und wie an diesem Starrsinn etwas Furchtmachendes gewesen, so war jetzt an der Kraft, mit der er ihn zum erstenmal brach, etwas fast Großes. Die Katharina fühlte ihren Atem rascher gehen; eine andächtige Scheu überkam sie. Stephan Fausch war schuld daran.

Indessen saß Kain wieder auf seinem Block und staunte ins Herdfeuer, die Hände um ein Knie gelegt. „Er geht doch wegen mir," sagte er vor sich hinsinnend.

„Ja," gab sie zurück.

Nachher blieb es eine ganze Weile still. Sie hatten jedes mit seinen Gedanken zu tun. In Kain aber begann es zu wallen. Er überlegte jetzt, daß er weit fortgehen werde von dem Ort, an dem ihn alles kannte und mit Fingern auf ihn wies. Ein Gefühl der Befreiung drängte sich ihm mächtig auf. Er bog den Oberkörper zurück, daß die Arme sich spannten. Die junge, gesunde Kraft, die in ihm war, gärte in diesem Augenblick, daß er sich ihrer wie nie vorher bewußt wurde. Diese Empfindung verdrängte das Mißbehagen darüber, daß der Vater ihm ein Opfer bringe. Eine doppelte Freude an Leben und Arbeit kam ihn an. Dankbarkeit gegen den Vater regte sich freier in ihm und wuchs sich zu einem Entschluß aus: „Arbeiten wirst du für ihn, Herrgott, fest wirst arbeiten."

Einmal überkam ihn noch ein Grübeln. „Ich hätte auch allein fort können von hier," sagte er aus seinen Gedanken heraus. Daraufhin antwortete

die Katharina nach einigem Sinnen: „Es ist mir, er ließe dich jetzt nicht allein fort."

Nach abermals einer Weile kam sie mit dem Satze nach: „Er will dich um sich haben."

So tauschten sie in sparsamen Worten ihre Gedanken aus, bis Fausch von der Wohnstube her nach dem Abendbrot rief.

Kain ging an diesem Abend singend zu Bett. Fausch hörte lange noch seine schöne Stimme, nicht laut, fast wie eine weit über Land läutende Glocke herabklingen, und es tönte sonderbar in dem Hause, das sonst abends still war, weil die Freude nicht viel Raum darin hatte. —

Fünf Wochen später an einem frühen und hellen Morgen stand vor der Schmiede ein mit vier Pferden bespannter Wagen, mit dem Hausrat und dem Werkzeug Stephan Fauschs bepackt, zur Abfahrt bereit. Hallheimer, der die Nacht in der Schmiede geblieben, war da, um die Schlüssel zu empfangen. Er wollte die Waldschmiede für Fausch verkaufen. Nun stand seit vielen Jahren zum erstenmal die schwarze Werkstattür geschlossen, die Läden lagen vor den trüben Fenstern, das Haus sah schon tot und dunkel aus. Hallheimer stand in der Straße und sprach mit den zwei Fuhrknechten, die beim Umzug halfen. Dann kamen Fausch, Katharina und Kain oben an der Treppe in die Tür. Die frühe Sonne traf auf die breite Steinplatte, in die die Treppe oben ausmündete und auf die Kain und die Magd herausgetreten waren. Die Helle drang auch in den dunkeln, unfreundlichen Flur, dessen Tür Fausch noch offen hielt. Der plumpe Mensch mit dem

zerfurchten und brandfarbenen Gesicht stand im vollen Lichtschein, und es war, als ob die störrische und dunkle Gestalt sich schwer von dem schwarzen und unfreundlichen Hause, zu dem sie so lange gehört hatte, löse.

Von einem Worte des Schmiedes zurückgehalten, waren auch Kain und Katharina, den Rücken der Straße zugewendet, stehengeblieben. Hallheimer, der nach ihnen hinaufblickte, sah, daß etwas Wichtiges sie warten ließ; denn sie standen einen Augenblick vorgeneigt, als ob ihnen von dem Schmied etwas gesagt werde, was sie schwer begriffen.

„Du!“ hatte Stephan Fausch Kain angerufen, als er die Schwelle überschritten hatte. Er mochte sich die Worte bis zu allerletzt aufgespart haben, weil sie nicht leicht waren, und nach dem „du“ wollten die andern lange nicht kommen. Er schien jedes mit Mühe in sich abzubrechen und aus sich herauszuholen. Endlich sagte er: „Wenn wir jetzt anderswo hingehen — deinen Namen kannst da lassen. Ich — Franz kannst du dich rufen lassen — künftig — so hat mein Vater geheißen — der ist ein rechter Mann gewesen.“

Als er das so geizig und mühsam sich abgequält hatte, wartete er keine Antwort ab, drehte sich auf der Schwelle und schloß die Haustür. Das lange nicht gebrauchte Schloß kreischte unter dem Druck seiner harten Finger. Weil er sich unwillkürlich dabei anstrengte, wußten die beiden andern nicht, daß das Blut, das ihm dunkel in die Stirn stieg, nicht nur ein Zeichen äußerlichen Kraftaufwandes war, daß er vielmehr zugleich mit dem widerspenstigen

Schloß auch in sich etwas zwang, das schwer wich wie eine eingerostete Falle. Dem Bub den Namen abzunehmen und damit durchzustreichen, was er, Fausch selbst, einst für alle Zeit fest hinzusetzen gemeint hatte, war — war nicht leicht! Mit vorgeneigter Stirn stieg er jetzt über die Treppe hinab.

Einer der Fuhrknechte raunte dem andern zu: „Jetzt kommt er, der Hartschädel.“ Sie hatten ihn während des Aufladens erfahren; alle Arbeit mußte nach seinem Willen gehen.

Die Katharina wackelte im Niedersteigen lustig mit dem Kopf. Das Erstaunen über das, was Fausch gesagt hatte, überwältigte sie so, daß ihr ganz dumm zumute war, und das Kopfwiegen war der mechanische Ausdruck ihrer großen Zufriedenheit. Kain schaute geradeaus in den hellen Tag, und seine Augen leuchteten. Es war ihm, als ginge er in ein neues Leben hinein.

Unten ließen sie die alte Magd auf dem Wagen auf einer Kiste Platz nehmen. Da saß das brüchige Weibsbild gebückt und mager auf ihrem Sitz. Sie trug ein sauberes dunkles Gewand und ein schwarzes Kopftuch, das weißrote vielfaltige Gesicht und das über der Stirn glattgescheitelte, rötlichgraue dünne Haar schauten daraus hervor. Das Gesicht war fast kindhaft schmal. Die farblosen Augen, die weder Wimpern noch Brauen hatten, blickten auf den Schmied und seinen Buben nieder, und als Fausch zu ihr auffsah, lachte sie ihn an. Die alte Katharina hatte aber lange nicht mehr gelacht.

Fausch sprach noch ein paar Worte mit dem Händler, dem er die Schlüssel der Schmiede übergab,

dann murrte er ein „Vorwärts“, und der Wagen fuhr ab. Kain und der Schmied schritten hinter demselben. Hallheimer blickte ihnen nach und besann sich. Hatte er nicht recht gehört oder hatte der Schmied nicht eben seinen Bub „Franz“ genannt? Hatte der Alte sich bekehrt? Wollte er dem armen Menschen das Schandzeichen abnehmen?

Der Wagen rollte auf knarrenden Rädern gemächlich über die Straße hin, in den Waldstreifen hinein und aus demselben wieder hinaus, Waltheim zu. Die Sonne schwamm höher an den blauen Himmel hinauf. Die Fuhrknechte, der Schmied und Kain, der Bub, warfen ihre Kittel auf den Wagen. Ihre Schatten und der des Gefährts liefen, scharf begrenzt, mit drolligen Bewegungen ihnen zur Seite. Der Tag war sehr still, die Sonne allein herrschte und warf ein so volles Licht auf die weiße, ruhige und lange Landstraße und die weiten ebenen Matten zu ihren beiden Seiten, daß die Menschen in dem großen hellen Lichte wie Spielzeug sich ausnahmen. Jetzt gelangte der kleine Zug ins Dorf, das durch die Straße in zwei Hälften geteilt war, so daß sie am Eingang schon die Stelle zu sehen vermochten, wo sie es jenseits wieder verlassen würden. Auch hier war die Straße, da es noch früh am Tage war, wenig begangen. Aber an den Fenstern und Haustüren zur Rechten und Linken regte es sich. Das Rollen des Wagens weckte die Waltheimer Gaffer. Einer winkte oder rief den andern heran. Der Zug Fauschs konnte Spießruten laufen. Er und Kain gingen mit gesenkten Köpfen, der Schmied, weil es seine mürrische Art war, der Bub scheu, weil er

wußte, daß jetzt noch einmal alle Augen und Zungen seinetwegen Arbeit hatten. Wenn von da und dort her den beiden, die kaum zur Seite schauten, ein Gruß kam: „Ade, Schmied!“ „Gute Reise, Fausch!“ murrte dieser ein: „Ja — ja“ oder ein Wort, das keiner verstand; nur selten trat er zu einem seiner Kunden oder sonstigen Bekannten, gab ihm die Hand und sagte wohl ein „Jetzt gehen wir“ oder etwas Aehnliches, wandte sich gleich und ließ die stehen, die gern noch nach dem und jenem gefragt hatten. So kamen sie ans Ende des Dorfes und daraus hinaus wieder auf die freie, gerade Straße. Kain atmete auf. Wie das Geräusch des Ortes hinter ihnen still wurde, so mußte auch das Gerede zu Waltheim sich geben, wenn sie ihn nicht mehr sahen.

Dann ging ihre Reise weiter. Zwei Tage lang zogen sie durch ebenes Land, rasteten da und dort in bescheidenen Wirtshäusern für die Mahlzeiten und für die Nacht, und die Ketten hoher Berge, die ihnen den Ausblick nach Süden wehrten, rückten näher und näher. Stephan Fausch und Kain schritten immer an der gleichen Stelle hinter dem Wagen her. Sie sprachen nicht viel. Aber wo sie Leuten begegneten oder durch Dörfer kamen, folgten ihnen neugierige und erstaunte Blicke: denn es war, als gingen Nacht und Tag in leibhaftiger Gestalt nebeneinander durchs Land. Fauschs Kleider waren dunkel und grob, er trug nie andre. Schwer und weit hingen sie um seine plumpe Gestalt, die Hände, die aus den Aermeln sahen, waren geschwärzt, und zu ihnen paßte der große Kopf, der auf den breiten Schultern wie zum Stoß vorgeneigt saß; das dichte krause Haar war

tiefschwarz, die Haut des Gesichts wie von fremder, heißer Sonne verbrannt. Neben ihm schien Kain fast klein von Wuchs, obwohl er über Mittelgröße ragte. Das Ebenmaß seiner Glieder trat seltsam zutage. Er hatte einen freien, kräftigen Schritt. Sein bartloses Gesicht aber erschien fast wie das einer zarten, schönen Frau neben dem braunen des Vaters. Er trug sauberes Gewand von hellem Stoff, und sein blondes Haar, das wie dasjenige Fauschs kein Hut deckte, schimmerte in der Sonne.

„Den Kerl sieh an," sagten, wo sie durchzogen, die Leute von Fausch; dann stießen sie einander an: „Den hübschen Burschen sieh, den neben ihm."

Am dritten Tage schlossen sich dunkle tannenbewachsene Berge im Halbkreis um ihre Straße. Tiefer und tiefer führte diese zwischen die hohen Wände hinein. Bald wurden die letzteren schroffer, wuchsen zu turmhaft aufsteigendem wildem Felswerk, von dessen höchster Höhe der Schnee leuchtete. Dann hob die Straße zu steigen an, wand sich an diesem, dann an jenem Berge hinauf, immer höher hinauf in ein wildes Tal, dessen Dörfer wie angeklebt an steilen Lehnen hingen und nicht mehr freundliche weiße oder gelbe blumengeschmückte Häuser hatten wie die Talorte, sondern sturmbraune Hütten und arme, schindelbedachte Kirchtürme. Die Fuhrknechte bekamen Arbeit; denn die Pferde hatten schwer zu ziehen. Sie fluchten viel, aber da und dort, wo die Straße zu steil wurde, legten Fausch und der Bub die festen Schultern an den Wagen und schoben von hinten den Pferden zur Hilfe. Die Katharina saß immer auf ihrer Kiste, nickte dann und wann, oft

und oft ließ sie den Blick auf Kains Gesicht haften; der war immer ihre Augenweide gewesen.

Die Sonne wollte ihnen wohl. Sie ging immer und immer mit ihnen. Aber der Himmel ob ihnen wurde enger, so schwer und hoch daran hinaufgebaut standen die Berge. Endlich blieben sogar die dunkeln Tannen hinter ihnen zurück, dann die letzten Dörfer. Zu beiden Seiten ihrer Straße lagen jetzt grüne, baumlose Alpweiden, mächtig sich wölbende Lehnen, und aus diesen stieg eine Welt weißen, strahlenden Gebirgs; Gletscher, Zinnen und Warten. Manchmal kam der Schnee schon dicht an ihren Weg heran. Kain, der während der Talreise, wenn die Straße leuteleer war, oft vor sich hingesungen hatte, war verstummt. Er machte nur große verstaunte Augen, und manchmal blieb er stehen und atmete tief auf; denn die Luft war da oben von seltsamer Reinheit und Kraft. Und zu seinem Staunen verhielt auch der Vater den Schritt, sah die Welt ans Steinen und Alpgrund und Schnee an, und einmal sagte er mit tiefer, dumpfer Stimme zu ihm: „Ist es nicht schön, du?"

Nun wurde ihr Weg immer öder, steile Geröllhalden lösten die Alpen ab; manchmal schien es, als höre die Straße, von einem Steintor verschlossen, plötzlich auf. Aber wie seit einem Tage schon ihnen Wagen, Fußgänger und Säumer in großer Zahl begegnet waren, trafen sie auch hier ihnen entgegenkommende Leute, Gefährte und Tiere. Auf einmal taten sich die grauen Felsen voneinander, und sie gelangten auf eine ausgedehnte Hochebene. Die Straße führte zwischen zwei kleinen, stillen und

düsteren Seen hindurch, drei starken und unfreundlichen Gebäuden zu. Das war das Hospiz auf dem Welschberge.

Siebentes Kapitel

Stephan Fausch stand wieder am Amboß wie in seiner Schmiede zu Waltheim, und seine Werkstätte war schwärzer und düsterer noch als die in der Waldschmiede. Sie hatte ein einziges blindes Fenster, aber eine mächtige Tür. Der Oberbau des aus großen Granitblöcken gemauerten Hauses, in dem sie sich befand, ragte weit über diese Tür hinaus und ruhte auf hölzernen Säulen, so daß eine Art gedeckter Vorhalle entstanden war. Die Sonne fand nie Einlaß in den finsteren Raum, aber Stephan Fausch zürnte das nicht. Er selbst hätte kaum in eine freundlichere Werkstätte gepaßt.

Das große Gebäude war das älteste der Hospizbauten. Hier hatten einst die Mönche gehaust, die viele Jahre hindurch die Paßherberge gehalten. Jetzt wuchs der Verkehr auf der Welschbergstraße von Jahr zu Jahr. Im zehnten Jahre schon betrieb der Hospizwirt Simmen das neue Gasthaus, das der alten Herberge gegenüberstand, und war in dieser Zeit ein hablicher Mann geworden.

Stephan Fausch, dessen Hammerschläge in die große Stille eines wolkenlosen Morgens, des zweiten, seit sie das Hospiz erreicht hatten, klangen, war derselbe, der er immer gewesen war. Er trug das steife, zerfetzte Schurzfell, das rußige Hemd, und neuer Kohlenstaub saß ihm schon im wirrlockigen Haar.

„Herrgott!“ lachte der dicke Simmen, der, an einer der Holzsäulen lehnend, in die Werkstatt schaute, „auf die Schönheit hat er nicht gesehen, der Hallheimer, als er uns Euch herschickte.“

„Ihr habt vergessen, es in den Vertrag zu setzen, daß einer schön sein muß, wenn er Eure Schmiede will,“ sagte Fausch; aber er lachte hinterher auch — ein seltenes, heiteres Lachen — und trat zu Simmen heraus. Irgendwie hatten sie Gefallen aneinander, vielleicht erkannte jeder am andern, daß er schwere Arbeit gewohnt war und zum Leben brauchte.

Simmen war in Wort, Gebärde und Gestalt ein Bauer wie Fausch, weniger knorrig, behäbiger, aber stark und breitschultrig. Er hatte ein feistes rotes Gesicht, das ein grauweißer Bart umrahmte, war nicht so groß wie der Schmied, aber ein stattlich gewachsener Mensch, schleppte ein Bäuchlein, hatte schwere Arme, aber bei der Arbeit war er schnell wie ein Schlanker und Junger. Sein Gesicht hatte einen klugen Ausdruck, und seine Rede war herrisch und laut; es war ihm anzumerken, daß er auf diesem Berge wie ein kleiner König saß, dessen Stimme allein in seinem Reiche gilt.

Auf dem mit zerfahrenen und zertretenen Steinplatten belegten Hofe zwischen den beiden Gebäuden wurde es lebendig. Säumer und Reisende, die über Nacht im Hospiz geherbergt hatten, schickten sich zum Aufbruch an. Ein Knecht führte zwei Pferde dem Schmied an die Werkstatt; der ergriff in seiner kurzen, eigenmächtigen Art des einen Halfter und band es fest, fragte nicht, was für Arbeit zu tun sei, warf nur einen Blick auf das eine Tier und das andre

und ging ans Beschlagen des ersten. Der Knecht war gewohnt, mit Hand anlegen zu müssen, allein Fausch schien seine Hilfsbereitwilligkeit nicht zu sehen, meisterte das Pferd allein, und jeder seiner Griffe war rasch und von eigentümlicher Sicherheit. Simmen sah den Knecht und dieser den Wirt an; dann lachten beide. „Der kann, was er kann," sagte der letztere. Dann wollte er sich entfernen. Aber Kain kam mit einem Eimer Milch von einem der kleinen Ställe, die verstreut in den Hospizmatten standen, gegen die Werkstatt geschritten, und als er ihn erblickte, blieb Simmen, ihn betrachtend, stehen.

Der Morgen war warm, denn es war Sommer, und das Licht der Sonne quoll dort schon in die Matten hinab, von woher der Bursche kam. Er ging barfuß, tat es den Alpknechten nach, war es auch als Kind gewohnt gewesen. Seine zertragene Hose war bis über die Knöchel aufgekrempelt, ebenso waren die Hemdärmel bis fast zum Ellbogen zurückgelegt. So kam er mit leichten, wiegenden Schritten daher, nur mit Hemd und Hose angetan. Alles an ihm war von einer morgendlichen Frische und Freie.

„Sapperment, sapperment!" sagte Simmen.

Fausch ließ sich in seiner Arbeit nicht stören. Nur einmal sah er flüchtig, fast heimlich nach dem sich nähernden Burschen hin.

„Einen stattlichen Buben habt Ihr, Fausch," fuhr Simmen fort.

Der Schmied murrte etwas. Während er Nagel an Nagel in das Eisen des Pferdes trieb, ahnte keiner, daß sein Atem rascher ging und daß Simmens Worte eine unbändige und wie zum erstenmal befreite

Freude in ihm geweckt hatten. So — mit einem stürmischen Klopfen in sich — war er in den Tagen zur Maria gegangen, da er sich mit ihr versprochen hatte.

Jetzt kam Kain und grüßte im Vorübergehen: „Tag!"

„Tag!" gab Simmen den Gruß zurück und wandte sich an Fausch: „Wie heißt er, der Bub?"

Da sah der andre mit störrischem Gesicht auf und gab so langsam Antwort, als müßte er sich erst besinnen, und dann noch, als würge er an den Worten: „Franz heißt er, der Bub." In diesem Augenblick hatte der Starrsinn wieder Gewalt über ihn, und als Kain, der die Milch ins Haus gestellt, eben jetzt zurückkam, zuckte ihm die Faust, daß er ihn packe, ihn dem Wirt vor die Augen stelle und sage: ‚Kain heißt er. Ich habe es wollen und will's, daß er den Namen haben soll.' Der innere Streit war noch nicht zu Ende in Stephan Fausch.

Jetzt rief eine Stimme vom Gasthause her nach dem Wirt, eben als Fausch seine Arbeit beendete. Simmen machte Miene hinüberzugehen, aber das Mädchen, das ihn gerufen, trat vor das Gasthaus, sah sich nach ihm um und kam neugierig herüber; dann winkte er sie völlig heran.

„Da könnt Ihr meine sehen, Schmied," sagte er, „die einzige und ein später Bluſt. Es war schon, als sollte das Haus ganz leer bleiben." Er legte den Arm um die Schulter des fünfzehnjährigen Mädchens, das sich genähert hatte, und schob es zu Fausch hin.

Der Knecht führte jetzt die beiden Pferde hinweg.

Dann näherte sich Kain und hieß Fausch zum Morgenbrot kommen.

Das Mädchen legte die feste braune Hand in die des Schmiedes. „Tag!“ grüßte es.

„Da ist noch einer, Vinzenze,“ sagte der Wirt und wies auf Kain, und das Kind, das nicht scheu war, lachte und gab auch dem Buben die Hand.

„Franz heißt er,“ sagte der Vater.

„Tag, Franz,“ sagte die Vinzenze.

„Wie eine Negerin bist eine neben dem Buben,“ lachte Simmen dann und stellte das Mädchen dicht neben Kain. Ihr Kopf, der krauses, in Zöpfen um die Stirn gelegtes tiefschwarzes Haar hatte, reichte ihm bis an die Achsel. Sie war braun im Gesicht, hatte schwarze glänzende Augen und schöne Züge von welschem Typ. Als sie über des Vaters Worte lachte, blitzten ihre weißen Zähne und das Weiß in ihren Augen, das scharf und eigen zwischen dem Hautbraun und dem Schwarz der Pupillen hervorleuchtete.

„Eine Welsche ist sie,“ sagte Simmen, „der Frau schlägt sie nach.“

Es war seltsam, wie Kains fast frauenhafte und doch wieder starke und helle Schönheit sich zwischen den drei Menschen nur noch mehr hervorhob.

Als Vinzenze, das Mädchen, gleich darauf mit Simmen hinwegschritt, sah sie sich mehrmals nach dem Burschen um; sie hatte noch keinen gesehen wie den.

Stephan Fausch hantierte noch in und bei der Werkstatt, und Kain stand dabei. Seine Augen waren von Sorglosigkeit und Freude groß, die Brust

dehnte sich ihm. Einmal begann er zu singen. Dann mahnte er den Vater wieder: „Kommt jetzt, die Milch wartet.“

Als sie sich anschickten, durch die offene Tür, die neben der Werkstatt sich befand, ins Haus zu treten, sah er sich noch einmal mit einem weiten Blick um. „Schön ist es hier,“ sagte er. Und Stephan Fausch tat wie er, nur sprach er nicht; seine Worte waren zu kostbar. Dann traten sie zusammen ins Haus.

Von diesem Morgen an lebten sie sich ein und hatten keine Mühe, es zu tun. Fausch fand reichlich Arbeit. Auf dem Hospiz war ein fast unaufhörliches Kommen und Gehen von Reisenden zu Fuß und zu Wagen, von Säumerkarawanen und von Händlern. Ihrer viele bedurften für Tier oder Wagen die Hilfe des Schmieds. Befremdlicherweise zog lange kein Bekannter die Straße. Selbst Hallheimer blieb aus, und als sowohl Simmen wie Fausch sich zu wundern begannen, warum er nicht kam, meldete ein Brief dem Schmied, daß eine schwere Krankheit den Händler zu Hause halte, so daß nicht nur seine Welschlandreisen hatten unterbleiben müssen, sondern auch die Waltheimer Schmiede noch unverkauft geblieben war, da er sich der Sache nicht hatte annehmen können. Weil aber kein bekanntes Gesicht sie an die Waltheimer Zeit erinnerte, verwischte sich bei Fausch wie bei seinem Buben unmerklich die Erinnerung an das, was sie von dort fortgetrieben hatte. Kain hörte kein Spottwort und kein heimliches Zischeln. Daher fiel die Scheu, die ihm angehaftet hatte, völlig von ihm ab; er ging frei, mit erhobenem Kopfe herum, und auf seinen Lippen

war immer irgendein Lied. Aber auch Fausch hatte so friedliche Tage, wie sie vielleicht nie in seinem Leben gewesen waren. Er war froh darüber, daß hier niemand war, der um seines Buben eigentlichen Namen und Herkommen wußte, gestand sich das freilich nicht, sondern sprach noch immer den neuen Namen Kains nur stockend aus und mußte ihn jedesmal sich gleichsam abringen. Es war aber die wundervolle Schönheit des Hochgebirges, die außerdem beide den Wechsel, dem sie sich unterworfen, als einen glücklichen empfinden ließ. „Ich habe das immer einmal sehen wollen," sagte der wortkarge Schmied. Er und Kain konnten am frühen Morgen, ehe noch im Osten das graue Tagen anhob, am strahlenden Mittag, am Abend, wenn Berge und Himmel in Feuer standen, und in der Nacht, deren Schweigen kein Laut brach und die voller Sterne war, vors Haus treten, in die Matten hinabschlendern oder auf irgendeinen Block sich niederlassen und die Schönheit, in der sie wohnten, bestaunen. Dabei sprachen sie nicht, aber ihr Atem ging in großen Wogen, und sie hatten eine Freudigkeit in sich, die diese beiden unverwöhnten Menschen fast wunschlos machte.

Kain half tagsüber in des Vaters Werkstatt; als dieser aber, weil Simmen, der Wirt, ihn dazu verpflichtete, einen Gesellen einstellte, wurde Kain freier und bekam nicht nur mehr Muße, der nicht mehr starken Katharina an die Hand zu gehen, sondern wurde auch von Simmen für allerlei Dienste herangezogen. Er war anstellig, flink und im Verkehr mit den Leuten von sicherem, fast feinem Wesen,

um das wiederum die Katharina Verdienst hatte, die, so schwach und zittrig ihre Hand allmählich wurde, diese doch noch über ihm behielt. Im Hospizgasthaus war zu dieser Sommerzeit ein erstaunliches Leben. Die Gäste strömten ihm so zahlreich zu, daß die vier großen, zu ebener Erde liegenden Wirtsstuben sie manchmal nicht mehr zu fassen vermochten. Da ereignete es sich oft und, als sie im Gasthaus seine Verwendbarkeit kannten, täglich, daß die junge Vinzenze in die Schmiedewerkstatt gelaufen kam: „Du sollst helfen, komm, Franz."

In kurzer Zeit stand dann der Bursche, vom Werkstattstaub rein und im sauberen Gewand, drüben in der Herberge, und es brauchte ihn hier keiner lang zu weisen. Bald ging er wie die Mägde, der Wirt, seine Frau und die schlanke Vinzenze zwischen den Gasttischen bedienend hin und her. Es war eine Freude, ihn und die Wirtsleute hantieren zu sehen; es lief ihnen alles eigen von der Hand. Die Wirtin war eine hochgewachsene, selbst ihren Mann noch um einen Kopf überragende Frau, bleich, mit scharf ausgeprägten Zügen, schwarzen Brauen und schwarzem Haar. Sie hatte ein herbes, entschlossenes Wesen, und wenn sie in der Stube der Knechte und gewöhnlichen Leute, der Händler und Handwerksburschen, wo es oft laut und nicht immer friedlich zuging, waltete, bedurfte sie keiner männlichen Unterstützung, um Ordnung unter dem lauten Volk zu halten. Simmen selbst war trotz seiner fast unbeholfenen Gestalt gelenkig und rasch und langte überall selbst zu, wenn die Mägde nicht Arme genug hatten, die Speisen und Getränke

aufzutragen. Vinzenze und Kain aber wanden sich zwischen den dicht die Stuben füllenden Gästen mit besonders flinken Bewegungen hindurch, waren bald da, bald dort und hatten vor Arbeit und Lust an der Arbeit heiße Wangen und fröhlich blitzende Augen. Es zeigte sich bald, daß in der eigentlichen Speisestube, wo das Herrenvolk saß und dahin Simmen, der für den Rang seiner Gäste ein scharfes Auge hatte, die vornehmsten Reisenden geleitete, diese eine besondere Freude an den zwei jungen Menschen empfanden, und Simmen hieß sie allmählich dieser Stube ganz ihre Dienste zuwenden. Viele Augen hingen an ihnen. Sie bekamen viel freundliches Zunicken zu sehen und gute Worte zu hören, und weil beides ihnen gemeinsam zufiel, entstand, ihnen unbewußt, zwischen ihnen eine Zusammengehörigkeit, die sich nicht nur auf ihre Arbeit in der Gästestube beschränkte. Sie begannen nach getanem Tagewerk plaudernd beisammenzustehen, dann lief die Vinzenze einmal mit zur Katharina hinüber, an die sie sich anfreundete. Ein paar Tage später brachte ihr Kain ein Buch, das ihm aus seiner eignen Schulzeit geblieben. Als er aber sah, daß sie im Lesen wenig Uebung und darum an dem, was sie las, nicht die rechte Freude hatte, hieß er sie am Abend desselben Tages, der ein Sonntag war, in die Matte hinter der ehemaligen Mönchsherberge kommen, setzte sich dort mit ihr unter einen der vielen Felsblöcke und las ihr vor. Das gefiel ihr so ausnehmend, daß sie ihm nicht Ruhe ließ, bis er ihr Geschichte um Geschichte gelesen und die Dunkelheit ihm verwehrte, die Buchstaben länger zu

erkennen. Da sah sie, die sonst Ungestüme und wenig Ernsthafte, sinnend vor sich hin und sagte aufatmend: „Du liesest schön."

Und das war wahr: Kains Stimme hatte einen tiefen und vollen Klang, der wie beim Singen so auch beim Lesen zur Geltung kam.

So aber wuchs ihre Freundschaft täglich, und es war auch kaum erstaunlich, da sie auf dem hohen Berge die beiden jüngsten und einzig Jungen waren.

Als der Sommer dem Herbst wich, wurde der Verkehr auf der Bergstraße stiller, obwohl er nie, auch im tiefen Winter nicht, aufhörte, und Kain und das Mädchen hatten ihre Stunden, in denen sie den andern entbehrlich waren oder sich entbehrlich dünkten. Sie begannen miteinander die Berge zu durchstreifen. Vinzenze, die als Kind mit den Ziegenknechten überall herumgeklettert war und Bescheid wußte, machte die Führerin. Hand in Hand, singend und sorglos stiegen sie am herrgottsfrühen Morgen eine grüne Lehne hinan oder durch Schutt und Geröll bis an den nahen Schnee, oder wanderten in ein dunkles Nebental hinüber, wo ein dritter See ganz von schroffen Wänden umschlossen lag, kaum ein paar Menschen in der Welt bekannt. Auf diesem See hatte Simmen ein Boot liegen, ein altes schmuckloses Fahrzeug mit einem einzigen Ruder. Als Kain einmal von Vinzenze hingeführt worden war, ließ es ihm nicht Ruhe, meinte er nie in seinem Leben etwas so Schönes wie dieses Wasser und die grenzenlose Ruhe, die über ihm war, gefunden zu haben, und er streifte immer wieder hin-

über, wenn seine Mußezeit ausreichte. Das Mädchen begleitete ihn.

Eines Sonntagabends fanden beide wieder den Weg dahin. Vinzenze feierte an diesem Sonntag ihren sechzehnten Geburtstag.

Am Nordeingang zur Paßhöhe bogen sie von der Hauptstraße ab auf ein holpriges, steinübersätes Sträßlein, das zur einen Seite einen Wildbach, zur andern eine hochaufragende Felswand hatte und sich in das dunkle Schwarzseetal verlor wie eine in den Steinen sich verkriechende Schlange. Bald standen sie an dem plumpen unbemalten Boot, dessen rostige Kette um einen am Ufer liegenden Block gelegt war. Kain stieg ein, nahm das Ruder und drängte die Spitze des Fahrzeugs ans Land, damit Vinzenze es leichter zu besteigen vermöge. Mit einem flinken Sprung schwang sie sich hinein und ließ sich auf dem losen Sitzbrett nieder, das von Bord zu Bord gelegt war. Kain stand im Hinterteil und tauchte sein altes, verwettertes Ruder langsam und leise ein. Unmerklich entfernten sie sich vom Ufer. Das Wasser war schwarz und so glatt und still, als dringe kein Atem eines Windes in das verschlossene Tal. Des Ufers dunkle Wände fielen schroff in den See ab, nur da und dort lag eine sanftere Lehne am Berg, aber auch sie war öde und von Trümmern besät, und nirgends war ein Ausgang, ausgenommen an der Stelle, von wo Kain und Vinzenze gekommen waren. Nun lag aber hoch über dem nachtfarbenen und nachtstillen See ein Stück Himmel, gleich groß und gleich still wie er, und gab ihm seine Schönheit. Es ruhte auf den zackigen dunkeln Bergen, die ihren

Fuß in den See tauchten, und alle Wechsel von Licht und Schatten und Farbe, die am Himmel waren, waren auch im See.

Der Abend war klar, um seiner tiefen Ruhe willen herrlich, wie er schlimmem Wetter manchmal vorangeht, wenn der Sturm noch tief und lang Atem holt und nur die Wolken Leben haben. Die Wolken kamen lautlos und feierlich im Westen hinter den schwarzen Felsen heraufgestiegen, jetzt eine braune, schwere, die sich dehnte und wand, lang sich streckte, bis sie wie eine Brücke von einem Himmelssaum zum andern reichte und dann sich wieder ballte und im Osten hinabzog, wie sie jenseits gekommen — jetzt eine dünne weiße, die wie Rauch vorüberhuschte, und jetzt eine noch zartere, die wie Spinnweb im Blau stand und mitten im Himmel plötzlich in nichts zerrann, als ob die Himmelstiefe sich für sie aufgetan hätte.

Kains Boot trieb über das Wasser, und das Spiel der Wolken, das am Himmel war, war rings um ihr Fahrzeug auch im See.

„Sieh, die Wolken," sagte Vinzenze und wies in die Flut.

Als sie vom Ufer abgestoßen waren, hatte noch ein Schein von Sonne über dem See gelegen. Nun war er erloschen, und der Schatten brachte in das Schwarzseetal immer etwas Nächtiges und Düsteres. Aber auf einmal begannen die am Himmel segelnden Wolken zu glimmen. Die weißen wurden zu Fetzen fliegenden Feuers, und die dunkeln durchleuchtete ein geheimnisvolles Licht, und sie trugen purpurne Säume. Von dem Rot der Wolken leuch-

teten aber auch die steilen und öden Ufer und der See. Es war fast, als ziehe ein unsichtbarer Zug von Fackelträgern irgendwo über einen der Berge oder eine der Trümmerwüsten hinan und wärfe, wie sie Schritt um Schritt fürbaß wallten, jede schwankende Fackel ihren Schein in das einsame Tal.

„So schön ist es noch nie gewesen," sagte die Vinzenze, sagte es leise vor Staunen und andächtiger Freude. „Du brennst, Franz," fügte sie mit einem Lächeln hinzu, das, wie ihre Stimme, fast andächtig war.

Das Glühen ergoß sich über ihr Boot und ihre beiden Gestalten. Kain hatte den Kittel abgelegt und stand in dunkler Hose und weißem Hemde. Seine Gestalt bog sich vor und zurück in einer großen Anmut der Bewegungen, während er das Ruder führte, und die Vinzenze kam, als sie ihn länger und länger anschaute, etwas wie Bangen an, so daß sie mit stockender Stimme sagte: „Du — bist ein schöner Mensch — Franz Fausch."

„Wollen wir nicht singen?" fragte Kain.

Vinzenze antwortete nicht, aber als er selbstvergessen zu singen anhob, stimmte sie mit ein.

Sie sangen oft zusammen, wenn sie irgendwo herumkletterten, immer aber war ihnen bisher ihr Gesang wie die ermunternde Musik zu ihren Schritten gewesen, und sie hatten kaum groß auf das geachtet, was sie sangen. Jetzt stimmte Kain Lied um Lied an, und die grenzenlose Stille, die sie umgab, trug ihnen ihre Stimmen gleichsam wieder zu, daß sie sich daran freuten. Vom Vaterland sangen sie jetzt, dann eines der weichen welschen Lieder, wie die

Vinzenze sie konnte und den Kain gelehrt hatte, und jetzt das heimatliche, sehnsüchtige: „Herz, mis Herz, warum so trurig!“

Kain ruderte ganz sacht. Seine Stimme war wie eine Glocke, die aus dem See herauftönte und die der Vinzenze wie ein Glöcklein, das auf dem Berge läutete, und die beiden fanden sich, und es war, als zögen sie nebeneinander her über den schweigsamen See hin, fern und immer ferner, sich verlierend in die Trümmerhalden.

So waren Kain und das Mädchen beinahe an das jenseitige, völlig wüste und verlorene Ufer gekommen. Jener schwang das Ruder ins Boot und ließ sich nieder. „Da bleiben wir ein wenig,“ sagte er, und sie saßen zufrieden und sprachen von dem und jenem, sahen zwischenhinein in den See, tauchten auch die Hände in das eiskalte Wasser und blickten dann wieder nach den Wolken. Weil deren Ziehen vom Platze der Vinzenze sich besser verfolgte, stand Kain auf und setzte sich ohne Wesens neben sie. Dann begannen sie die vielgestalteten Wolken zu deuten, lachten einander aus, neckten einander, wenn das eine in einem Wolkengebilde nicht zu erkennen vermochte, was das andre zu sehen meinte, und ereiferten sich, wenn beide deutlich dasselbe sahen. Da kam ein eigentümliches Gebilde geschwommen, das aus zwei Wolken bestand, einer schlanken hellen und einer kleinen dunkleren, die aber wie durch einen Arm zusammenhingen. Sie schwammen herauf, jetzt näher beisammen, jetzt sich fast trennend, so daß es schien, als müßte der Arm, der sie einte, zerreißen, aber immer hielt er fest und zogen sie, einander ver-

bunden, über den Himmel hin. Zuerst wußten sie nicht, was sie daraus machen sollten. Dann sagte die Vinzenze: „Du, das sind wir beide."

Sie lachten, und zum erstenmal konnten sie irgendwie einander nicht ansehen, sondern blickten fast verlegen in die Weite. Dabei empfanden sie aber eines des andern Nähe als etwas unendlich Gutes und Wohltuendes. Kain fuhr mit seiner Hand spielend über die Linke des Mädchens, die auf dem Sitzbrett lag, und sie duldete es und sah still vor sich nieder. Sie würden wohl noch lange so gesessen haben, wenn nicht Vinzenzens Blick nach dem Taleingang gestreift wäre, wo etwas ihn plötzlich fesselte. Sie sah schärfer hinüber. „Ist das nicht —? Dein Vater steht da drüben, du," sagte sie zu ihrem Gefährten. Der stand auf und erkannte Fausch, wie er dicht am See stand und nach ihnen herüberschaute. Er winkte ihnen nicht, aber es sah doch aus, als wartete er auf sie.

„Wir wollen heim," sagte Kain und griff zum Ruder. Sie fuhren auch jetzt nicht rasch. So wuchs die schnell über den Schwarzsee hereinbrechende Dunkelheit um sie. Der rote Schein war erloschen. Der See lag glänzend wie schwarzes Glas, und die Uferfelsen schienen zu wachsen.

Stephan Fausch stand noch immer und wartete. Seine Gestalt erschien in dem unsicheren Licht gleich den Felsen größer geworden. Als die Jungen sich dem Ufer näherten, grüßte er nicht, wandte sich, die Hände in den Taschen, ab und murrte, als sie ihm den „Guten Abend" boten: „Wo seid ihr denn immer, ihr?"

Er ging in schwarzem, sonntäglichem Gewand;

aber sein Gesicht hatte nichts vom Sonntag. Auf seiner Stirn stand der Zorn.

Sie stiegen kleinlaut ans Ufer, sahen ihn an, ob er mitkomme, dann machten sich alle drei auf den Heimweg. Die Nacht kam fast völlig über sie, ehe sie das Hospiz erreichten. Dabei sprachen sie keine zehn Worte; nur Fausch murrte einmal nach der Seite hin, wo Kain ging: „Man sieht dich bald den ganzen Tag nicht mehr, dich."

Die Vinzenze zürnte heimlich. Was das ein Stieriger war, der Schmied, ein Unfreundlicher!

Kain wußte nicht, was er aus dem Vater machen sollte. Paßte dem etwas nicht? Was kam ihn auf einmal an? Er wußte nicht, daß Stephan Fauschs Blicke ihn immer suchten, wenn er nicht da war. Er konnte nicht wissen, daß jener nach ihm hungerte, vielleicht ohne es selbst zu wissen, und daß die Unruhe und derselbe seltsame und wilde Hunger, den der verschlossene Mann unter einem rauhen und übellaunigen Wesen verbarg, ihn heute hinter ihnen her und an den See getrieben.

Achtes Kapitel

Fauschs Uebellaunigkeit an jenem Abend hinderte nicht, daß Kain und Vinzenze nach wie vor einander Gesellschaft leisteten. Sie waren zu jung und zu leichtsinnig, um nach andern groß zu fragen, und Kain ahnte nicht, was der Vater in sich verbarg. Ihre Tage wurden nur schöner und friedlicher, als die Jahreszeit sich abermals wendete und der Herbst

in den Winter verging. Dieser drängte die Bewohner des Hospizes auf ein paar enge Stuben zusammen. Die Scharen der Reisenden wurden kleiner. Es zog alltäglich nur noch eine regelmäßige Post nach jeder Richtung über den Berg. Die Säumerzüge blieben nicht aus; aber der Arbeit in der Schmiede wurde doch weniger. Der Geselle war entlassen. Fausch stand wieder allein in der Werkstatt. Alles lag tief verschneit, die Hochebene war eine einzige glatte weiße Fläche. Die Blöcke waren versunken und die Seen lagen begraben. Die Berge in der Runde hatten ihre Düsterkeit verloren, sie waren jetzt für das Tal wie Wände aus Alabaster, und wenn die Sonne leuchtete, strahlte die weiße Welt. Wo die Straße, die wie eine einzige Furche in einem bleichen Acker war, sich, nach Norden und Süden laufend, teilte, stand das Hospiz. Die grauen Mauern waren mit Schnee beworfen, und die Gebäude sahen sich an wie eine Insel, die in einer großen Flut zu versinken droht. Aeußerlich lag eine Art Hilflosigkeit über den paar Häusern auf dem einsamen Berge. Inwendig aber waren sie fest und warm, und das tat not; denn die Winterstürme kamen und rasten über das Schneefeld, und die kalten dichten Nebel kamen und brachten mitten am Tag die Nacht. Dann stockte der Verkehr auf der Welschbergstraße, tage-, wochenlang, und kam doch ein waghalsiger Mensch oder eine mutige Schar aus dem Tal heraufgestiegen, so bekreuzten sie sich, wenn sie das Hospiz noch erreichten, und keuchten: „Das war Gott versucht: ein Weg auf Leben und Tod war das.“

Den von Waltheim Ausgezogenen verging der erste Winter in derselben Zufriedenheit wie die Herbsttage, und dieselbe Zufriedenheit nahmen sie in den Frühling hinüber, der die Lawinen von den Lehnen warf. Als die Gefahr der Schneestürze geringer war, begann es auf der Straße wieder lebendig zu werden, und einer der ersten, der kam, war Hallheimer, der Händler. Es war ihm zweierlei anzusehen, als er kam, einmal, daß die Krankheit arg mit ihm umgesprungen war, denn er war noch dürrer und sein dünner Bart schien noch spitzer geworden; zum zweiten, daß er auf diese Reise auf den Welschberg neugierig gewesen. Den Schmied grüßte er zuerst, da er mit seinem Wagen gleich vor die Stallungen hingefahren war, wollte wissen, wie es ihm gefiele, und brachte Nachricht von der Waltheimer Schmiede, für die er einen Käufer in Aussicht hatte. Fausch stand an seiner Werkbank und ließ die Worte über sich ergehen, murrte auch dann und wann einen Bescheid und ließ durchblicken, daß der Tausch ihn nicht reue. Dann trieb es den Händler ins Gasthaus hinüber. Simmen, dem er ein guter und, weil er immer Neues brachte, wohlgelittener Gast war, begrüßte ihn mit Hallo, und Hallheimer hatte bald das Gespräch, wo er es haben wollte. „Wie geht es mit dem Schmied?" fragte er.

„Ein eigner Kauz ist er," sagte Simmen. „Aber arbeiten kann er!"

Hallheimer ereiferte sich, daß seine kleinen Augen funkelten. „Es steckt etwas in dem Menschen," meinte er. „So knorrig und knurrig er nach außen

ist, wie der ewige Werktag, er hat einen andern Menschen in sich, einen sonntagsfeinen, Ihr müßt es glauben oder nicht. Für alles Schöne hat er Verstand. Ruppig kann er wohl sein, stachlig und zum Dreinhauen störrisch. Beispielsweise wie er dem Buben fürs Leben einen Denkzettel angehängt hat!"

„Wieso?" sagte Simmens arglos. „Seinem Buben, dem Franz?"

Der Händler horchte auf. „Franz? — Franz nennt er ihn jetzt — den Buben?" fragte er.

Der Wirt hieß ihn erklären, was dabei sei.

Da erzählte Hallheimer Kains Geschichte, die seines Lebens und die seines Namens.

„So — so," sagte Simmens, „ein Unehrlicher ist er, der Bub?" und die Sache schien ihn zu beschäftigen.

Hallheimer blieb die Nacht im Gasthaus, und, wie aufgezogen, konnte er von dem Schmied nicht stille werden, horchte bei dem und jenem im Haus, was sie sagten zu Stephan Fausch, und erzählte der Simmenin und der Magd, die ihm das Abendessen brachten, und den Knechten, bei denen er nachher in der unteren Stube saß, die Geschichte, daß und warum Fauschs Bub Kain hieß. Er dachte sich nichts Böses dabei, wußte doch dort, von woher er kam, jeder, was er hier erzählte. Er berichtete es auch nur immer wieder im Eifer des Gesprächs und um denen, die zuhörten, zu beweisen, was für ein trotz seiner Ungeschlachtheit merkwürdiger Mensch Stephan Fausch sei.

Es war ein Zufall, daß weder Kain noch Fausch an diesem Abend nach dem Gasthaus kamen; aber

die Vinzenze hörte die Geschichte und saß nachher in einer Ecke der Stube, versonnenen Blicks und mit heißem Gesicht.

Am andern Morgen war Hallheimer schon südwärts gefahren, als Kain aus der Milchhütte heraufkam und drei am Hause beschäftigten Knechte aus dem Hospiz in die Hände lief. Es fiel ihm auf, daß sie mit den Blicken nicht von ihm loskamen, dabei dies und jenes Wort einander hinwarfen und nachher lachten, als lachten sie über ihn. Er grüßte sie, hielt an und sagte ein: „Schon fleißig, so früh?"

Sie sahen einander mit dummen Gesichtern an. Einer aber, ein Frecher, der hinter sich am Boden schon in dieser Frühstunde die Branntweinflasche stehen hatte, sagte: „Du — einen schönen Namen hast eigentlich du!"

Dann lachten sie wieder und lauter.

„Namen? —" stotterte Kain. Er wußte im Augenblicke nicht, was sie meinten; aber plötzlich schoß ihm das Blut zu Gesicht. Den langen Weg von Waltheim bis hier herauf hatte die Nachricht von seiner Schande getan! Er wußte kein Wort mehr zu sagen, nicht einmal ansehen konnte er die drei. Mit gesenktem Kopf schlich er fort.

Eine Weile darauf stand er in der Werkstatt, wo Fausch neuen Hufeisenvorrat für den Sommer schmiedete. Dieser hatte ihn nicht kommen hören, entdeckte ihn, sich umwendend, zufällig, wie er, den Kopf auf der Brust und die Arme schlaff herabhängend, in einer Ecke stand. „Was ist denn?" fragte er.

Da blickte Kain auf. Sein Gesicht zuckte. „Jetzt wissen sie hier — alles wissen sie," sagte er langsam.

Fausch ließ den Hammer los. „Was wissen sie?" fragte er.

„Den — meinen Namen."

Der Jähzorn sprang den Schmied an. „Ich will gerne sehen, wer dich anders heißt als Franz hier!"

„Ich will gehen, Vater," sagte Kain, „in die Welt — da ins Welsche hinab oder — will ich gehen."

„Narrheit!" fuhr Fausch auf. „Mach dich an die Arbeit! Tritt mir den Balg da!"

Der Bub gehorchte ohne Widerrede. „Am Abend können wir es besprechen," sagte er nur noch. Dann tat er, was der Vater ihn geheißen. Sein Entschluß, fortzugehen, stand fest. Aber es schien ihm ein schweres Ding. Er würgte ein Schluchzen hinunter, das ihn ankommen wollte. Der Schmied arbeitete, als warteten hundert Pferde vor der Tür auf die Eisen, die er schmiedete. Plötzlich richtete er sich auf, legte das Werkzeug weg und wies Kain weitere Arbeit an. Er selbst ging hinaus, ohne zu sagen, wohin. Draußen wendete er sich dem Gasthaus zu und trank, was er hie und da tat, in der Knechtstube ein Glas. Dabei gewahrte er, was er erwartet hatte: sie schauten ihn mit andern Blicken an als gestern. Simmen, auf den er traf, fragte, warum der Bub nicht herüberkomme. Dann fügte er mit halb spöttischem, halb zornigem Blick hinzu: „Allerlei erfahren habe ich von Euch und dem — dem Franz. Gerade glimpflich seid Ihr nicht umgegangen mit dem seinerzeit."

Fausch wollte fragen, woher er das wisse, dann

fiel ihm Hallheimer von selber ein und wie es ein Wunder war, daß die auf dem Welschberg nicht schon früher Kains Namen und Geschichte erfahren. Er gab dem Wirt nicht Bescheid, sah verstockt in sein Glas, trank es in einem Zug leer, murrte etwas, was Simmen nicht verstand, und trollte sich. Eine Weile später trat er wieder in die Werkstatt, wo Kain noch immer beschäftigt war. Er grüßte nicht, ging planlos einmal auf und nieder, den Blick auf die Werkbänke gerichtet, wie wenn er etwas suchte. Dann sagte er ungeduldig, als ob er ihn schon einmal fortgeschickt hätte, zu Kain: „Geh jetzt, du!"

„Wohin?"

„Kannst nicht das Holz aufschichten, das sie gestern abgeladen haben?" murrte er. Da wandte sich Kain und ging hinaus.

Stephan Fausch stand einen Augenblick und sah auf die Hintertür, durch die der Bub hinausgetreten war; dann setzte er sich auf den Amboß, legte die Ellbogen auf die Knie und starrte mit vorgebeugtem Kopf auf den Boden. Eine dürftige, durch den breiten Werkstatteingang quellende Helle traf ihn und hob ihn und seinen Sitz sonderbar aus der Düsterkeit des übrigen Raumes heraus. Er saß so ohne Bewegung da und war von den ungefügen Schuhen bis zum schwarzen wolligen Scheitel eine so düstere Gestalt, daß nicht leicht zu sehen war, wo das Eisen seines Sitzes aufhörte und der lebendige Mensch anfing und ob nicht das Ganze eine eiserne Statue war. Auch hätte ihm keiner angesehen, daß es in ihm wühlte und arbeitete und stritt.

Aber Stephan Fausch sann. Da war es gekommen, die lange Straße von Waltheim herauf in den Berg, das Lästern, dem sie hatten ausweichen wollen. Geradeso gut wie hierher konnte dieses Maulen und Klatschen ihm durch die ganze Welt nachreisen, dem Kain. Da war kein Ausweichen! Daß er das sein ganzes Leben lang hinter sich her hat, daran bist du schuld, Stephan Fausch! Aber haha, recht ist es, ganz recht! Dich haben sie auch nicht gefragt, ob du es gern hast, als dir die Maria — haha! So soll er es auch haben, der Sündenbub, den Sündernamen! Muß ihn haben!

Es war der alte Kampf zwischen Trotz, Starrsinn und dem andern, dem Mitleid mit dem Buben, der in Fausch wieder anhob. Nur war der Kampf noch nie so schlimm gewesen. Das rang miteinander und riß den starken Menschen hin und her wie ein Rohr, ob er auch außen noch so still saß. Es kamen auch andre Gedanken. Fort wollte er, der Bub! Allein! Auseinander mußten sie! Ja, ja, freilich, allein kam er eher unbemerkt durch die Welt. Ja, freilich! Aber auseinander!

Fausch zuckte zusammen. Den Buben nicht mehr um sich haben, nicht mehr sehen den — in dem — die Maria noch immer Leben hatte! — Es litt ihn nicht mehr auf seinem Sitz. Er stand auf und schritt hin und her. Hergeben — den — den Bub! — Der Gedanke weckte wieder den seltsamen Hunger nach Kain in ihm. Es trieb ihn an die Tür, damit er ihn sehe.

Der Bub schichtete drüben neben der Stalltür schwere Holzscheite aufeinander, von denen ein wirrer

Haufe am Boden lag. Emsig und ohne Umsehen tat er seine Arbeit.

In diesem Augenblick kam vom Gasthaus her die Vinzenze gegangen. Der Schmied trat unwillkürlich hinter die Türwand, daß sie ihn nicht bemerke. Von dorther spähte er noch immer nach Kain hinüber.

Die Vinzenze näherte sich zögernd, sah sich um, ob niemand in der Nähe sei, dann trat sie hinter den in seine Arbeit vertieften Burschen, ehe er ihr Kommen bemerkt hatte.

„Den ganzen Morgen bist nicht gekommen," sagte die Vinzenze zu Kain. Den Gruß hatte sie vergessen. Sie war sonst keine zum Kopfhängen und keine, die sich viel Gedanken machte. Jetzt sah sie still und ernst darein.

„Du?" sagte Kain, nach ihr sich umwendend. Dann wußte er nicht fortzufahren, nahm Scheit um Scheit und legte sie auf die Schicht.

„Ich weiß schon, warum," sagte die Vinzenze. An die Holzschicht gelehnt, sah Kain sie an. Nach einer kleinen Pause sprach sie weiter. „Sie haben es erzählt, was du für einen Namen hast. Jetzt — darum kommst nicht mehr, gelt?"

„Ich gehe fort — weit fort gehe ich jetzt dann," sagte Kain, und als er es sagte, schien es ihm ganz unmöglich, daß es wahr sein könnte.

Die Vinzenze sann nach. Dann trat sie näher zu ihm. „Wenn du gehst, gehe ich mit," sagte sie.

Er konnte nicht lachen über das, was sie sagte, obwohl es so unglaubhaft war. Weil er kein Wort fand, legte er die Hand auf die sich auf die Holzschicht stützende ihre und streichelte sie.

Da kam Simmen aus der Gasthaustür, hatte einen roten Kopf und rief die Vinzenze scheltend an: „Steckst schon wieder bei dem Schmiedbuben, du?" Es war das erstemal, daß er etwas gegen die Freundschaft der beiden einwendete.

Das Mädchen wandte sich um. Ihr schmales, braunes Gesicht hatte einen zornigen Ausdruck. „Ich werde es ihm sagen, dem Vater," sprach sie zu Kain im Hinweggehen. Der wußte kaum, was sie meinte. Aber sie ging langsam auf Simmen zu.

„Er will fort, der Franz," sagte sie, als sie nahe bei ihm war.

„So soll er," gab der andre übellaunig zurück.

„Dann gehe ich mit ihm," sagte die Vinzenze.

Da schoß Simmen das Blut von neuem zu Kopf. Kain hörte, wie er laut schmähend hinter der Vinzenze her ins Haus ging. Seine polternde Stimme drang noch lange herüber. Kain hielt ein Scheit in der Hand und lauschte.

Drüben in der Werkstatt ging Fausch von der Tür hinweg und durch die Hinterpforte hinaus. Er hatte zur Arbeit nicht mehr Ruhe.

Neuntes Kapitel

Simmen, der Wirt, bestellte Fausch in seine kleine Schreibstube, die neben einem der Gastsäle lag. Es war ein enger Raum, ein mit Büchern und Papieren besäter Tisch stand darin, ein Stuhl vor diesem; an dem Tisch schrieb Simmen die Rechnungen für die Gäste. Jetzt brannte eine kleine

Petroleumlampe an der Diele, die Helle genug an alle vier Wände und über die beiden Männer warf.

Es war am Abend des Tages, an dem der Wirt sein Mädchen Kains halber gescholten hatte.

Simmen machte ein schwer verdrossenes Gesicht.

Fausch war gekommen, wie er ging und stand, im Schurzfell, rußig, vornübergebeugt, als müßte die Stirn durch eine Wand. In seinem Kopfe schien es noch immer zu arbeiten, und manchmal war es, als sei er so mit seinen eignen Gedanken beschäftigt, daß er kaum auf das achthatte, was der Wirt von ihm wollte.

„Ihr müßt mir den Buben forttun," begann Simmen in erregtem Ton. „Das — mein Mädchen, hat sich die Augen an ihm überschaut, jawohl, so früh, die! Eingesperrt ist sie oben jetzt, bis sie zahmer wird — aber — Ihr müßt ihn forttun, den Bub, und bald."

Aus Simmens sich überstürzender Rede war der Zorn zu hören. Es mochte hart hergegangen sein zwischen der Vinzenze und ihm.

Fausch blickte vor sich nieder. Eine Antwort gab er nicht. Seine Gedanken ließen ihn nicht los.

Simmen meinte, daß er seine Worte überdenke. „Es wird eineweg gut sein, wenn er in die Welt hinauskommt, Eurer," redete er Fausch weiter zu. „Es ist immer nützlich für junges Volk."

„Richtig," murrte der Schmied; er schien zu erwachen. „Ich will sehen," setzte er bei, und als Simmen ihm Ratschläge gab, wohin er seinen Buben senden könnte, und sich anerbot, etwas für diesen zu tun, gab er noch ein „Ja, ja" hinzu. Der

Wirt konnte das für Zustimmung nehmen, wenn er wollte. Nachdem er so die wenigen Worte vor Simmen hingebröckelt hatte, trat Fausch ein paarmal, als ob ihm der Boden heiß sei, von einem Fuß auf den andern, und plötzlich ging er in derselben Haltung hinaus, in der er gekommen, mit plumpen, fast tappenden Schritten, als liefe er blindlings hinter seinen Gedanken her.

Einsilbiger als je saß er nachher mit Kain und der Katharina drüben beim Abendbrot. Nur als der Bub wieder und ernstlich vom Fortgehen zu reden anhob, fuhr er ihn barsch an: „Kannst nicht schweigen, bis gefragt wirst, du?"

Kain fürchtete sich nicht. Er heftete die hellen Augen auf ihn. „So gut als möglich will ich mir selber durchhelfen," fuhr er, von seinen Plänen sprechend, fort.

Fausch antwortete nicht mehr.

„So — muß ich gehen, ohne daß Ihr zusagt," schloß Kain in festem Ton. „Am Morgen — früh — will ich — —"

Die Katharina, die kaum recht wußte, was geschehen war, kam herüber und hielt ihn mit ihren zitternden Fingern am Aermel fest: „Bub — Bub!" mahnte sie.

Aber Fausch bot ein merkwürdiges Bild. Er zitterte am ganzen schweren Leibe, als ob ihn die Wut schüttle: „Kannst nicht warten?" stieß er zwischen den Zähnen hervor. „Kannst nicht warten, bis sich einer ausbesonnen hat für dich?"

Kain erschrak bei seinem Anblick und lenkte ein. „Wann wollt Ihr mich dann gehen lassen?" fragte er.

„Wirst schon sehen,“ sagte Fausch in demselben mühsamen Ton.

Kain und Katharina blickten einander unwillkürlich an; sie hatten ihn noch nie so gesehen. Er saß ganz mit dem Oberkörper über den Tisch geworfen; zuweilen taten sich seine schwarzbraunen, hornharten Fäuste auf und schlossen sich krampfhaft wieder, als zerdrücke er etwas in der Faust.

„Seid Ihr krank?“ stammelte Kain. Da nahm der andre sich zusammen. „Narrheit!“ knurrte er, und dann: „Du gehst nicht fort, bis ich es überdacht habe für dich.“

Es war etwas an den Worten, was Kain nicht widersprechen ließ. „So will ich warten,“ sagte er. Im Flur wandte er sich nachher zur Katharina, die mit ihm hinausging. „Was ist mit ihm, mit dem Vater?“ fragte er.

Die alte Katharina war still und nachdenklich. „Den kann einer nicht leicht erraten, deinen, den Meister,“ sagte sie.

Stephan Fausch aber hatte darauf eine Nacht ohne Schlaf und eine lange drangvolle Nacht. Seine Schlafstube lag über der Schmiede, war öde wie das ganze Mönchshaus; ein hartes Bett, ein Stuhl und ein Tisch standen darin. Auf dem Bett saß Fausch und hatte das Fenster offen, von dem aus er die Seen und das ganze Hochtal übersah.

Unten am Tisch, als Kain wieder vom Fortgehen gesprochen hatte, war dem Schmied ein Gedanke gekommen. ‚Wenn der Bub aus deinem Leben hinausgehen will, kannst du, Stephan Fausch, nicht geradeso gut aus dem seinen hinausgehen?‘

Er wußte, daß ihre gemeinsame Geschichte es war, die den Stoff zu allem Lästern abgab. Er wußte aber ebensogut, daß er, Stephan, der schon in seinem Aeußern und seinem Wesen etwas Außergewöhnliches trug und am Gang dieser Geschichte den Hauptanteil hatte, die Leute am meisten an diese erinnerte. Kain war jung, frisch, ein Mensch wie andre. Er lebte der Gegenwart und galt der Gegenwart, so daß die Welt, so wie er war, wohl Freude an ihm haben konnte und darum wenig nach seiner Vergangenheit fragen würde, wenn nicht einer da war, der aus dieser Vergangenheit stammte und damit fester verknüpft war als Kain. Er, Stephan, war das Haupthindernis, daß Kains Geschichte nicht zur Ruhe kam. Wenn er sich von ihm schied, so würden sie den Bub inskünftig als den, der er war, nicht mehr als den, der er gewesen, beurteilen!

Diese Gedanken hatte Fausch mit sich in seine Stube hinaufgenommen, und sie ließen ihn nicht los. Während er auf seinem Bett saß, stritt er mit diesen Gedanken.

Fausch war bisher seines Wegs gegangen und hatte sich um keinen Menschen gekümmert. Und wenn eine Wand gewesen war, so war er mit der Stirn durch die Wand gefahren, und wenn etwas im Weg gelegen hatte, so hatte er mit dem schweren Schuh danach geschlagen, daß es zur Seite flog. Jetzt sollte er einmal nachgeben, eingestehen, daß — daß er in seinem Eigensinn unrecht gehabt hatte. Wenn er dem Buben zulieb fortging, bat er diesen gleichsam um Verzeihung für das, was er ihm an-

getan hatte, er, Stephan Fausch, der nichts abzubitten hatte!

Der Gedanke schien ihm so widersinnig, daß er laut auflachte und nicht sitzenbleiben konnte vor Zorn. Er packte den Stuhl an der Lehne und setzte ihn zum Fenster hin, ließ sich dort nieder und sah in die Nacht hinaus.

Diese Nacht war sehr still und sehr klar. Der Himmel hatte nicht viele Sterne, aber er war wie von einem inwendigen Licht geheimnisvoll hell, und die Sterne, die er trug, waren groß und ruhig, einer besonders, der dicht über einem dunkeln Berge stand und in gerader Linie über sich einen kleineren Trabanten hatte. Der Stern hatte ein blaues, mondscheinartiges Licht, das weit über den Berg hinabzündete. Der große, feierlich stille Wall des Gebirges, der rings um die Paßhöhe gebaut war, erschien nach oben und wo er vom Himmel abstand, so scharf umrissen, daß jede Spitze sich zählen ließ; auf dem Passe selbst war noch ein leises Licht, so daß ein Stück Straße in der Dunkelheit bloßlag und eine Seefläche aus der Nacht heraufglänzte.

Zu Anfang sah Fausch die nächtige Landschaft nicht, der Zorn hielt ihm gleichsam die Hand vor die Augen. Aber allmählich fesselte ihn der machtvolle Glanz der zwei Sterne, des großen und des kleinen, und dann die dunkle Klarheit der Berge und dann die grauschimmernde Straße und der seltsame Schein auf dem See. Je mehr aber das große stille Bild der Nacht Macht über seine Seele gewann, um so mehr drängte es den Zorn zurück und schuf in des sonderbaren Menschen Innern eine

Stille und Klarheit ähnlich derjenigen, die über dem Lande lag. Dabei rief irgend etwas in ihm die Erinnerung wach, wie in dieser gleichen Landschaft letztlich Kain, der Bub, und die Vinzenze viel herumgestreift waren. Das Bild der zwei jungen schmucken Menschen hatte sich wohl in den Rahmen dieses schönen Landes gefügt. Er sah sie noch, sah sie so deutlich, daß ihm war, als erblickte er die beiden leibhaftig, Hand in Hand, jetzt drüben am See, jetzt auf jener fernen Lehne. Vielleicht aus der Erinnerung an jenen Abend heraus, an dem er sie am Schwarzsee gesucht und gesehen hatte, wuchs in ihm ihr Bild, wie sie, schlank und jedes in seiner äußeren Erscheinung eine eigne Schönheit tragend, nebeneinander hinschritten, sich scharf und deutlich aus. Er sah sie und freute sich an ihnen, wie an der schönen Nacht und — —

Allmählich kam das ihm zurück, um dessentwillen er noch wach saß: Kain wollte fort! Er war da oben froh und zufrieden gewesen! Jetzt sollte er hinaus!

Fausch reckte sich. ‚Der geht nicht fort, der Bub, das sage ich!' Als ihm das durch den Kopf fuhr, hätte er es beinahe laut hingesprochen.

Jetzt drängte sich ein andrer Gedanke hinzu: ‚Wenn er dableiben soll, mußt du dich arg ducken, Stephan Fausch, mußt dein halbes Leben zurücknehmen und sagen, es tut mir leid, daß es falsch war!' Er atmete schwer, als hebe er ein ganz großes, Menschenkräfte fast erdrückendes Gewicht. Dann sah er wieder Vinzenze und Kain nebeneinander wandern.

‚Und — und — fort mußt von dem Bub,' stieg

es jetzt in ihm auf. ‚Und — brauchst dir nichts vorzulügen — er fehlt dir überall, wenn er einmal nicht da ist. Seit — seit die Maria dir wegen des andern — hast keine Freude in deinem Leben gehabt wie ihn — so leicht ist es nicht, von ihm fortzugehen für — ganz, du brauchst dir nichts weiszumachen, Stephan Fausch!‘

Der Schmied stand auf und legte die Hände auf das Gesimse seines Fensters. Er lehnte sich eine ganze Weile weit hinaus. Der Nachtwind fuhr ihm kalt über den Kopf. Aber es war, als habe er mit dem Aufstehen die letzte große Anstrengung gemacht. Er strich sich mit der unförmigen Hand über Stirne und Haar, rieb sich mit einem Finger ins Auge, als ob er eben erwacht sei, und war über das Letzte Herr geworden. Mit der seltsamen, sonntägigen Freude an den beiden, die er wandern sah in der schönen Nacht, mit der seltsamen Freude an allem Schönen, die er in sich trug, überwand er das andre Uebermächtige, das der Grundzug seines Charakters war. Er war lange gegangen, Jahre hindurch, und war ein Streit gewesen wie auf Leben und Tod, aber Stephan Fausch hatte — vielleicht nur auf Tage, auf Stunden vielleicht nur, aber er hatte den Starrsinn in sich erwürgt.

Was Fausch während des Restes der Nacht besann und sich zurechtlegte, während er in der Kammer hin und her schritt, das erfuhr am Morgen Simmen, der Wirt, und konnten die andern später erraten, wenn sie wollten.

Am Morgen, nicht früh, denn es lag keine

Hast in Fauschs Art, suchte er den Wirt auf. „Kann ich noch ein Wort mit Euch reden?" fragte er.

Schon der Umstand, daß der Wortkarge ungerufen kam, setzte den andern in Erstaunen. Er tat ihm willig die Tür zur kleinen Schreibstube auf, setzte sich wieder an seinen Tisch, und Fausch stand am gleichen Fleck wie am Abend vorher. Es war alles ganz wie gestern in der engen Stube, nur die Lampe brannte nicht. Ein graues Licht, von einer öden Trümmerhalde zurück- und in das eine Fenster geworfen, erhellte das Zimmer.

„Habt Ihr etwas gegen den Bub, wie er sonst ist?" begann Fausch ohne Einleitung.

Nun hatte Simmen eine gute und lange Nacht über seinen gestrigen Aerger geschlafen, und am Morgen hatte schon seine stillere und trotz ihrer Herbheit versöhnliche Frau zwischen ihm und der trotzigen Vinzenze zu vermitteln gewußt, so daß sein Zorn sich gelegt hatte. Er hörte Fauschs Frage ruhig an, setzte sich in seinem Stuhle bequem zurecht und erwiderte: „Was soll ich haben gegen ihn? Im Gegenteil, er ist anstellig, ganz wohl zu brauchen und ein verdammt hübscher Mensch, nur fort müßt Ihr ihn tun, Fausch — das kann mir nicht passen, was hat gehen wollen zwischen meinem Mädchen und ihm, das — — —"

Er sagte das alles ruhig hin, zuweilen mit einer Handbewegung ein Wort noch mehr erklärend. Als er stockte, setzte Fausch zum Sprechen an. Simmen verstand das erste Wort nicht, das er sagte, denn jener stieß es nur so mühsam aus sich heraus, und

erst allmählich wurde seine Rede deutlicher und zusammenhängender.

„Ich — ich — möchte Euch bitten," begann er — „behaltet ihn da, den Bub. Gezeichnet habe ich ihn mit — mit dem Namen, daß alles mit Fingern auf ihn zeigt. Un—unrecht habe ich ihm getan! Darum schickt ihn nicht weg. Ich — —"

Fausch mußte einen Augenblick innehalten. Auf seiner braunen Stirn stand der Schweiß. Er wischte sich mit der Hand unbeholfen darüber.

„Ja, ja," sprach Simmen dazwischen, „das ist schon recht, was Ihr sagt, aber — — hier kann er doch nicht bleiben, wo er jeden Tag mit der Vinzenze — —"

Fausch kam näher und unterbrach den andern. Immer in der schwerfälligen und abgebrochenen Weise fuhr er fort: „Ihr habt selbst gesagt, daß er recht ist, der Bub. Er darf sich sehen lassen — meine ich."

Nun lachte Simmen: „Nur nicht für meine — für die Vinzenze! Die kann Auswahl haben später einmal — Schmied — sage ich Euch, im Welschen unten sowohl wie auf unsrer Seite." Sein Lachen ging in ein Lächeln über. Es hatte ihm wohlgetan, den eignen Geldsack zu rühmen, indem er von den Aussichten seines Mädchens sprach.

Der Schmied blickte fast ängstlich um sich. Es war seltsam, den störrischen Menschen unbeholfen und verlegen dastehen zu sehen. Er legte eine Hand auf den Arm des Wirtes, und sie zitterte. „Ich will Euch den Bub abtreten," sagte er. „Wenn ich ganz weggehe aus seiner Nähe, wird es bald aus-

gestrichen sein, was er gewesen ist, wie wir gestanden haben zusammen. Glaubt es mir, Simmen. Und Ihr könnt ihn ziehen, wie Ihr wollt, nachher. Und kein Mensch wird nachher mehr fragen, wie er geheißen hat, oder woher er gekommen ist — und fällt er nicht aus, wie Ihr meint — könnt Ihr ihn immer wegschicken — könnt — —"

Er stockte. Dann streckte er die Hand aus, weil er die Worte nicht fand, und sein Gesicht war flammend rot. Es fiel ihm ein, daß er wie ein Bettler sei. Simmen sah schweigend zu Boden. Er war ein vernünftiger Mann, und er sah, was den andern die Worte kosteten, erkannte ihn kaum wieder. Und der Bub war ein Rechter, einer, an dem sich Gefallen haben ließ — und — Simmen konnte es nicht hindern, daß das Gesicht der Vinzenze ihm vor die Augen trat. Des Mädchens Wesen war nicht danach, als ob der Schmiedbub ihm nur für ein zeitweilig Spielzeug recht wäre.

„Es wird Euch nicht reuen," stieß Fausch heraus.

Da entgegnete der andre nachdenklich: „So mag es denn sein. Anstellen will ich ihn, den Franz, und — allein bleibt er hier — wie ich es gesagt habe! Was werden soll, wird die Zeit zeigen — nicht daß er meint — daß er das Mädchen bekommt — der! — Aber er soll mir recht sein soweit!"

Das letztere sagte Simmen sich selber zur Genugtuung und hängte damit seiner Nachgiebigkeit ein Mäntelein um.

„Gut!" sagte Fausch, kein Wort weiter, keines mehr als sein mußte. Die Art, wie er sie jetzt sparte,

zeigte, wie schwer er die andern ausgegeben hatte. Seine Unbeholfenheit verwandelte sich langsam wieder in Mürrischheit. Einmal, als er schon auf der Schwelle stand, war es, als fiele ihm noch etwas ein. Er drehte sich halb nach Simmen um, aber es reute ihn. Die Stirn voran, schwerfällig stampfte er hinaus. „Ade!" sagte er.

Simmen sah lange nach der Tür, durch die er hinausgegangen war. Erst jetzt drang das Bewußtsein voll auf ihn ein, eine wie bittere Stunde der Schmied gehabt haben mochte. Er sah ihn noch drüben stehen, Satz für Satz aus sich heraufholen, als täte er eine fürchterlich harte Arbeit, dann wieder stocken und gleichsam nach Worten tasten, die er nicht fand.

Mit Gewalt riß er seine Gedanken endlich von Fauschs Erscheinung los und sann über die Angelegenheit nach, die diesen hergeführt hatte. Es war ihm keineswegs lieb, daß Fausch die Schmiede wieder verließ, es hatte noch kein Arbeiter wie er darin gesessen, aber er stimmte jenem bei: Solange er und sein Bub beisammen waren, kam ihre gemeinsame Geschichte nicht zur Ruhe. So mußte der Schmied gehen, ganz recht, mußte er. Wenn der Bub — der Franz allein da war — Simmen klopfte mit der Hand auf seinen Tisch halb ärgerlich, halb in sich hineinlachend — — — So ganz unmöglich war das eigentlich nicht, daß sie zusammenkämen, der Bursche und die Vinzenze! Der Wirt dachte an die Art, wie der Franz sich in der Fremdenstube umgetan, wie die Gäste ein Wesen aus ihm machten, und er, Simmen, hatte keinen

engen Sinn: ein ernsthafter und arbeitsamer Mann war ihm lieber als ein reicher oder vornehmer, von dem man nicht wußte, ob er das erstere auch war. — So schien es ihm nicht unmöglich, das mit der Vinzenze und dem Bub. Aber — Simmen pochte wieder wie ungeduldig auf den Tisch — — mundgerecht war ihm die Sache noch nicht.

Zehntes Kapitel

Als Hallheimer, der Händler, aus dem Welschen zurückkehrte, bekam er auf dem Welschberg etwas zu hören, was ihn erstaunte: Die Schmiede zu Waltheim sollte er nicht verkaufen, Stephan Fausch würde nächster Tage schon wieder auf sein altes Eigentum hinabziehen.

Was es gegeben habe, fragte der Händler.

Eine Antwort bekam er nicht. Der Schmied sagte nur das grobe Wort: „Das geht Euch am Ende nichts an, Euch, was ich tue." So hatte Hallheimer eine neue Nuß an ihm zu knacken, dessen Art und Leben ihn schon oft beschäftigt hatten. Simmen, der Wirt, aber, den er nachher um den Grund von Fauschs Fortgehen fragte, machte ebenfalls Ausflüchte.

Stephan Fausch lebte indes die Tage dahin, wie er sie immer gelebt hatte; hier und da nagelte er eine Kiste Habseligkeiten zu und machte so seine Habe allmählich wieder reisebereit. Kain und die Katharina gingen mit einer Art Scheu, fast auf den Zehen, um ihn herum. Es war etwas an

Fausch, was sie nicht recht begriffen, und was sie beide unwillkürlich klein und demütig machte. Sein Wesen hatte sich doch in nichts geändert; er sparte die Worte wie immer, und was er sagte, klang mürrisch. Selbst an dem Morgen war das nicht anders gewesen, als er Kain in die Werkstatt gerufen und ihm mitgeteilt hatte, daß er wieder nach Waltheim ziehe. Kain hatte hoch aufgehorcht, dann widersprochen und, vom Vater rauh angelassen, endlich geschwiegen, um sich alles zu überlegen. Jetzt, nach Tagen, sann er noch daran herum. Bald überwog in ihm die Freude, bald der Zweifel, Freude, weil er, Kain, auf dem Hospiz bleiben sollte, Zweifel, weil er den plötzlichen Entschluß des Vaters, fortzugehen, nicht verstand. Eines war ihm klar: Wenn er selbst vom Vater losgelöst war, so mußte die Schande eher still werden, schlief es wohl allmählich ein, daß jener ihn einst mit dem Sündennamen gerufen. Allein hatte er, Kain, wohl den Mut, da oben zu bleiben, sich noch eine Weile von ein paar Knechten oder Mägden ausspotten zu lassen, bis — bis die Spötter müde waren. Aber der Vater? Was ging mit dem sonderbaren Mann vor? War es nicht fast gewiß, daß er ihm, Kain, ein Opfer brachte, indem er ging? Reute ihn das, was er ihm einmal angetan? Und hatte er gar — manchmal aus kleinen Dingen schien das so — hatte er für ihn, Kain, etwas wie Anhänglichkeit?

Der junge Mensch konnte das alles ruhig überdenken. Er hatte bisher für Fausch weder Liebe noch Abneigung empfunden. Der Vater hatte in seinem Leben wenig getan, um jene zu wecken, und

doch zuviel, um diese aufkommen zu lassen. Aber je mehr er jetzt an Fausch herumriet und sann, desto klarer wurde ihm, daß in dessen innerstem Wesen etwas war, was er bis jetzt weder erkannt noch begriffen hatte, etwas, das ihm zu denken gab, ihn scheu machte, als stünde jener auf einmal ganz hoch über ihm.

Indessen ging die Zeit herum. Fauschs Habseligkeiten waren eines Tages alle gepackt. Derselbe Wagen stand jetzt wieder vor der Tür, der diese Habseligkeiten vor Monaten heraufgebracht hatte. Er wurde beladen, und auf eine Kiste setzte sich Katharina, das zerfallene alte Weib. Ihre Augen wurden heute nicht trocken, denn es blieb einer hier oben zurück, auf dem sie viele Jahre als einer Art Trost geruht hatten, Kain.

Kain wohnte schon seit Tagen im Gasthaus, teilte mit einem jungen Knechte die Kammer und hatte auf der Welt nicht zu klagen. Die Zahl der Gäste hatte wieder zugenommen, es gab viel Arbeit, und Kain und Vinzenze tummelten sich wie ehemals in der Herrenstube. Beiden lief die Arbeit noch mehr als früher von der Hand, denn eine innerliche Freude machte ihnen die Gesichter hell und die Hände leicht. Die wohlgefälligen Blicke der Gäste folgten ihnen. Sah die Wirtin herein, so blieb ihr Gesicht zwar herb und ernst wie je, aber sie fand an Kain nichts auszusetzen, und schaute Simmen selbst in der Stube zum Rechten, so nickte er eins vor sich hin und ging wieder: es ließ sich nicht schlecht an mit dem Schmiedbuben, eine rechte Hilfe war der im Haus! —

Die Pferde am Wagen Stephan Fauschs zogen an, die Fuhrleute liefen nebenher. Da kam Kain mit dem Vater vom Gasthaus her, wo der noch Abschied genommen hatte. Simmen und ein paar andre Leute traten vor die Tür, um sie abfahren zu sehen.

„Bis an den Schwarzseeweg komme ich mit," sagte Kain zu Fausch, eilte hinter dem Wagen her, schwang sich hinauf und setzte sich zur Katharina. Er wie ein junger Baum, schlank und biegsam, sie morsch wie ein alter, ganz alter Ast; es gab kein verschiedeneres Paar. Stephan Fausch achtete auf niemand. In seinem schweren, dunkeln Gewand, die Schmiedmütze auf dem Kopf, ging er hinter dem Wagen her, senkte die Stirn und verfiel in die großen regelmäßigen Schritte, die zu dem knarrenden Drehen der Räder paßten. Selbst um Kain schien er sich kaum zu kümmern.

Das Wetter wollte umschlagen. Die Wolken jagten sich am Himmel und spannen sich langsam zu einer silbergrauen toten Decke zusammen. Aber die Sonne hatte hinter ihr noch Kraft genug, daß ein blendender Schein in die Landschaft fiel. Scharf hingezeichnet lag die graue Straße mit den Seen zu seiten und den düsteren Felsen im Norden, in die sie sich verbarg. Ueber die helle Straße, durch den blendenden Schein fuhr der schwere Wagen und trottete schwerfällig der Schmied.

Jetzt blieb er einige Schritte zurück.

Da legte die Katharina die zittrige Hand auf die Kains. „Ich muß es dir sagen," hob sie heimlicherweise an, dabei nach Fausch hinüberspähend, als könnte der sie hören.

„Ja?“ fragte Kain.

„Glaubst mir, daß es ihm halb ans Leben geht, ihm,“ sagte sie, auf Fausch weisend, „daß er dich nicht mehr haben wird nachher?“

„Ja — ich —“ sagte Kain, dann stockte er. Sein Blick ging nach dem Vater hinüber; die Empfindung, daß der etwas Großes für ihn tat, drängte sich ihm mächtiger auf.

„Magst mir's glauben,“ raunte die Katharina. Dann verstummten beide und ließen nur unwillkürlich die Blicke scheu auf dem nachstapfenden Schmied haften.

Die Seen kamen hinter sie zu liegen, und die Felsen rückten näher. Weit hinten vom Hospiz her kam jemand eiligen Ganges gelaufen. Es war Kain, als erkenne er die Vinzenze; aber sie bog von der Straße ab in hügeliges Mattland hinein und verschwand. So war er nicht sicher, ob er recht gesehen hatte. Er und die Katharina verfielen jetzt in ein Gespräch, das sich auf das nahe Auseinandergehen bezog. Der Kummer überkam dabei die Alte, und die Tränen liefen ihr reichlich die Rinnen ihres Faltengesichts hinab. Kain gab sich Mühe, sie zu trösten, und Mitleid und Anhänglichkeit machten ihn so eifrig, daß er übersah, wie sie am Schwarzsee vorüberfuhren und die Straße sich talwärts zu winden begann. Als er wieder auf die Gegend achtete, waren sie schon ein Stück abwärts gefahren, und er hieß hastig die Fuhrknechte halten, damit er absteige. Dabei sah er sich nach Fausch um, der nirgends zu sehen war.

„Er ist nicht nachgekommen, der Vater,“ sagte

er zur Katharina. „Auf ihn warten könntet Ihr hier," fügte er hinzu und schloß: „Ich muß jetzt. Ich treffe ihn auf der Straße, den Vater." Dann gab er der Alten die Hand.

„Wir werden einander schon nicht mehr sehen," klagte sie.

„Leb gesund," sprach er zu ihr. „Du wirst froh sein, wenn du da unten wieder im alten bist!"

Dann sprang er ab. Rasch stieg er bergan und sah sich nicht mehr nach dem Wagen um, der in der Straße hielt. Eine Unruhe trieb ihn unwillkürlich vorwärts. Es war sonderbar, daß der Vater nicht nachkam.

Als er sich dem Eingang zur Paßhöhe näherte, sah er den Schmied am Rand der Straße stehen. Er lehnte sich an einen Felsblock, über den hinweg Ausblick über die Hochebene war. Der stechende Schein, den der weiße Himmel auf die Erde warf, war noch greller geworden. Die ganze Talfläche schien nah vor das Auge gerückt. Die dunkeln Seen glänzten; ein blendender Streif, lag die Straße dazwischen. Die Berge standen zum Wall gereiht düster unter dem gleißenden Himmel und zeigten jeden Riß und jede Schrunde im Felswerk, und diese waren wie Narben an ihren verwetterten Leibern.

Als Kain herantrat, wendete sich Fausch um. „Warten sie schon unten?" fragte er.

Eben da kam etwas zwischen den Felsen hervor, an denen er gestanden hatte. Es war die Vinzenze. Sie tat, als ob ihr Kommen selbstverständlich sei, aber das Blut stieg ihr ins Gesicht. „Ich habe Euch nicht Ade gesagt, Schmied," sagte sie.

Er nahm ihre Hand in die seine, und als Kain in diesem Augenblick herantrat, faßte er auch dessen Rechte und legte sie zu der der Vinzenze. Die beiden Hände hatten leicht Raum in seiner einen. Dabei lachte er. Dieses Lachen war aber etwas so Seltenes und Fremdes, daß es sein ganzes Gesicht veränderte. Es war weder lustig noch spöttisch. Es lag darin vielleicht alles, was Stephan Fausch an Freundlichkeit zu geben hatte. Der Blick seines einen Auges war dabei größer und stiller als sonst. Er glitt über Kain und Vinzenze hin. Und da er sie so mit einem Blick gleichzeitig ansah, empfanden sie, als ob er sagen wollte: ‚So — ihr — zusammen gehört ihr also, ihr zwei!' Dabei fuhr er mit seiner freien Hand einmal über ihre beiden, und das war vielleicht, wie das Lachen, die erste Liebe, die, seit die Maria tot war, Stephan Fausch einem andern zu fühlen gab. Es war eine sparsame, dürftige und trockene Liebe und nichts Weiches daran; nur als seine Hand die Kains berührte, geschah, was keines bemerkte, zitterten in dem schwarzen wolligen Bart die schwulstigen Lippen einmal nur ganz kurz. Es war eine unwahrscheinliche Sache und doch — vielleicht hatte Fausch einen Seufzer in sich erstickt. Dann nahm er den Blick von ihnen, und während er sich umdrehte, flog sein Auge noch einmal groß und langsam und als löste es sich schwer, über die Hochebene, bis hin ans Hospiz und über die dunkeln zerrissenen Berge und über den weißen Himmel darüber.

„So, ade!" sagte dann Fausch zu Kain und dem Mädchen, ließ ihre Hände fallen und ging ganz

wie sonst mit gesenkter Stirn, schwerfällig, im Aeußern die Mürrischheit verratend, die er im Wesen hatte. Er sah sich nicht mehr um.

Kain und Vinzenze schauten lange hinter ihm her. Sie konnten ihn wohl beobachten. Wenn er auch auf Augenblicke in einer Windung der Straße verschwand, tiefer unten sahen sie ihn wieder auftauchen und konnten ihn bald hinter dem Wagen herschreiten sehen, dunkel und plump und groß.

Kain war ganz still. Er hatte den Hut abgenommen und hielt ihn in beiden Händen. Er wußte selber nicht, warum er das tat. Er staunte dem Vater nach, und seinethalben hatte er unwillkürlich den Hut abgenommen.

Vinzenze wandte sich jetzt zu ihm. Sie atmete rasch, als ob sie erst jetzt sich von dem vorigen schnellen Laufen erhole. „Weißt, warum ich euch nachgelaufen bin, Franz?" fragte sie. Ihre Augen glänzten.

Kain schüttelte den Kopf.

„Es fiel mir auf einmal ein, daß er dich mit fortnehmen könnte, dein Vater."

Die Angst, die sie hergetrieben hatte, war noch in ihren Worten und in ihrem Blick zu erkennen. Kain legte seine Hand dankbar auf die ihre; dabei schauten sie immer noch auf den Zug, der sich talzu bewegte.

„Er ist ein Sonderbarer, dein — der Schmied," flüsterte die Vinzenze wieder. „Ich habe mich immer halb gefürchtet vor ihm."

Da schien Kain aus tiefen Gedanken zu erwachen. Er wandte sich, nahm das Mädchen bei

der Hand und hob an, mit ihr dem Hospiz wieder zuzugehen. Dabei schaute er mit großen Augen ins Weite. Den Hut trug er noch immer in der Hand. Plötzlich blieb er stehen. „Es ist mir,“ sagte er, immer mit sinnendem Blick, „daß wir ihn alle mißverstanden haben, den Vater.“

Die Vinzenze wagte nicht zu erwidern, so seltsam war sein Wesen. Er schritt schweigend neben ihr hin, und an diesem Abend und noch oft nachher war er mit den Gedanken mehr bei dem Vater, der gegangen war und nicht wiederkam, als bei Vinzenze, an die er sein Herz gehängt hatte, und von der er bald wußte, daß Simmen sie ihm nicht verweigern werde.

Wie Sepp und Pepp den Himmel finden

1899

Der Pepp ist noch, der Sepp ist bald wieder ein Kind; der Pepp hat die ersten, der Sepp wohl die letzten Hosen an. Dieser ist der älteste in der Sigristenbehausung, jener der jüngste; zwischen ihnen stehen der Joseph und der Josi.

Der Sepp ist der Urgroßvater, der Joseph der Großvater, der Josi der Vater und der Pepp der Bub. Vom ältesten und vom jüngsten dieser vier ist es kaum zu glauben, daß sie noch am Leben sind; denn der Sepp ist ein überzeitiger, an Geist und Körper verschrumpfter Mann, und der Pepp, der mit großen blauen Augen aus einem undenklich schmalen und farblosen Gesicht sieht, scheint an einem so dünnen Lebensfädlein zu hängen, daß seine Mutter, die eine rauhe Frau ist, zu dem und jenem äußert: „Heut oder morgen, drauf geht er doch, der Bub!"

Am Ende aber leben sie noch immer, der Achtzig- und der Fünfjährige, und die Dörfler haben lernen müssen, den Namen Joseph, der viermal in der Sigristenfamilie sich findet, auf vier Arten abzuändern. Der Alte und der Bub haben ein schweres Leben, aber sie empfinden seine Schwere kaum, denn

wie ihre Zähne sich an steinhartes, trockenes Brot gewöhnt haben, kauen und schlucken sie die zähen Widerwärtigkeiten ihres Lebens hinunter.

Der Alte ist in der Hütte seines Enkels, des Sigristen, jedem im Weg. Sein Sohn, der hochgewachsene, noch kräftige Mann, stößt ihn; der Josi, der Sigrist, stößt ihn, und dessen Frau teilt ihm erst recht ihre groben Püffe aus.

So stiehlt er sich stets, wenn das Wetter nicht allzu ungastlich ist, am frühen Morgen ins Freie und schleicht sich nur zu den Mahlzeiten scheu an den Tisch und des Nachts auf seinen mit faulem Stroh gefüllten Bettsack unter dem Hüttendach.

Pepp, der Bub, holt dagegen sich seine Püffe draußen in der Gasse. Er ist zu unscheinbar und klein, um daheim im Weg zu sein; die starken, langen Menschen stolpern wohl einmal über ihn oder schieben ihn mit einem schweren Schuh beiseite, aber zuleide tun sie ihm nicht viel. Dafür hat er in der Gasse unter den Dorfkindern sein Kreuz. Er ist ein Kind wie ein andres, will dabei sein, wenn die andern spielen, und läuft hinten nach, wenn etwas zu sehen ist. Die Stockdorfer Kinder aber haben eine hämische Freude daran, das schmale, unbäurisch feine Gesicht zucken, die bleichen Lippen sich zum Weinen teilen zu sehen und den schmerzlichen Ton zu hören, der so sonderbar aus der kleinen Brust heraufspringt.

Der Pepp hat ein seltsames Weinen, es ist nur ein kurzer Aufschrei: einen Augenblick glitzert es in seinen Augen von Tränen, aber sie verschwinden und sinken scheinbar nach innen zurück, sobald der

Schrei verstummt und zuckend und arbeitend die Züge zu ihrer Ruhe zurückkehren. Dieses Weinen zu wecken, kneift, zerrt, stößt, schlägt der Stockdorfer Nachwuchs an dem Pepp herum, so daß selbst seine Mutter manchmal aus der Hütte gefahren kommt, mit ihrer Mannesfaust nach ihm langt und ihn mit den ärgerlichen Worten ins Haus zurückschiebt: „Bleib doch drin, dummer Bub, wenn sie dir nicht Ruhe lassen."

Häufiger aber nimmt sich der Urgroßvater seiner an. In dessen schläfrig gewordenem Geist hat der Zorn noch Platz über die Quälereien, mit denen die Kinder dem kleinen Pepp das Leben sauer machen; aber es ist ein kleiner, kindischer Zorn, des Alten Wesen hat alle Männlichkeit verloren. Der Sepp fährt plötzlich mit einem quiekenden Schrei mitten unter die Dorfjugend, schließt die Augen, die wie zwei eintrocknende Teichlein in seinem Kopf stehen, und hebt an, mit den dürren Armen und knochigen Händen blindlings um sich zu schlagen.

Die Kinder hüten sich, in den Bereich seiner Hiebe zu kommen; in einem Kreis ihn umstehend, lassen sie einen Regen spottender Worte und Gelächters über den Alten ergehen, und so ist es mehr sein lächerliches Aussehen als seine Tapferkeit, das den Pepp eine Weile vor seinen Kameraden rettet. Wenn der Sepp ausgetobt hat, pflegt er, fast schwindlig geworden, die Augen aufzutun, packt dann des Urenkels Hand in die seine und läuft mit ihm hinweg. Dieses Fortlaufen bringt, wenn die spottsüchtige Jugend sie nicht verfolgt, die zwei ungleichen Menschen zumeist aus dem Dorf hinaus, und sie

streifen ziellos und planlos irgendwohin. Ihr Gehen ist mehr ein Dahindämmern; der Kleine schaut den Himmel, der Alte den Boden an, der Pepp summt, rasch zufrieden geworden, leise vor sich hin, der Alte schwankt fürbaß in seinem lässigen Gang und läßt den Kopf gleich einer Pagode hin und her pendeln.

So können sie miteinander zufrieden und ins Blaue hineinwandern, bis sie sich ebenso aufs Geratewohl irgendwo niederlassen, um auszuruhen. Und wiederum aufs Geratewohl bleiben sie mit ihren himmelan und zu Boden staunenden Blicken sitzen, bis ihr Magen, ihre Uhr, sie mahnt. Wenn der Hunger sie treibt, suchen sie den Heimweg wieder. Der kleine Pepp hat auf diesen Wanderungen nach und nach, weil seine Augen aus einer kindischen Gewohnheit heraus immer den Himmel suchen, eine neugierige Liebe für die große, unbekannte Welt, die sich blau oder grau über ihm wölbt, bekommen.

Sein Blick ist für alle möglichen Erscheinungen am Himmelsgewölbe scharf geworden, und er legt sich ihre Ursachen und Wirkungen nach seiner Weise zurecht. So fährt er manchmal jäh mit dem kleinen Arm zur Höhe: „Siehst, Aetti" — er gibt dem Urgroßvater den volksgewohnten Vaternamen — „siehst die Wolke dort, dort fährt der Herrgott spazieren." Dann staunt er andächtig einer weißen, gleitenden Wolke nach, die für ihn der Wagen ist, in dem der prächtige Himmelsvater hoch über seinem Reich, der Erde, auf diese herabblickend, vorüberfährt.

Besonders gern hat der Pepp die Sterne. Er sitzt oft bis in alle Nacht hinein auf der schmalen Holzbank am Haus und staunt die flirrenden Himmelslichter an, und der Sepp leistet ihm Gesellschaft.

„Jetzt ist wieder eins angezündet," zählt der Bub, „und jetzt wieder eins" — und er sieht mit seinem inneren Auge kleine Engel zwischen den Sternen gehen und immer neue anzünden. Eine Frage, die der Pepp häufig an den Alten an seiner Seite richtet und die ihn viel beschäftigt, ist, ob der Aetti und er selbst auch Engel würden. Der Sepp ist die Frage aus klaren Tagen noch gewöhnt, nickt und lacht dazu.

„Aber sterben muß man zuerst," pflegt der Bub dann jeweilen nachdenklich halb zu sich selbst, halb zu dem Alten zu flüstern; und das Sterben macht ihm Bedenken, es will ihm weder als etwas Fröhliches noch etwas Herbeizuwünschendes erscheinen.

*

Es ist Winter im Dorf; der Winter ist eine harte Zeit für die Bergbauern! Was wissen die Talleute davon? Die Wettergewaltigen springen mit dem Bergvolk anders um als mit den handschuhtragenden Talmenschen, im Tal wirft der Wind zum schlimmsten ein Kamin um, wirbelt der Schnee fein säuberlich um pelzvermummte Gestalten und stieben Lawinchen von den Dächern, die keinen Vogel begrüben; im Tal trägt das Wetter selbst Handschuhe. Im Gebirge rast der Sturm gleich einem entfesselten Riesen, reißt die hundertjährigen Tannen von den Felsen und rüttelt an den ewigen Burgen

Gottes, den Felswänden. Und der Schnee fällt tage- und tagelang und deckt die Hütten ein, als wäre alles Lebendige zu begraben. Die Lawinen sind die Raubtiere des Gebirgs; kein Jahr vergeht, daß sie nicht Lücken in die dünnen Menschenreihen rissen.

Dennoch ertragen sie im Gebirge den harten Winter leicht; denn die Menschen sind selbst hart, und ihr Frost muß rauh sein, daß es sie friert. Aber der Winter nimmt allen Verdienst weg, alle Arbeit muß ruhen; das schmale Geld ist bald aufgezehrt, und — der Hunger macht mürrisch.

Die Armen von Stockdorf schneiden trübe Gesichter; denn der Winter hat schon zu lange gedauert, Kasten und Truhen sind leer. In der Sigristenhütte ist nie ein recht fröhlicher Friede; jetzt in der rauhen, unwirtlichen Zeit ist erst recht Krieg darinnen. Es essen zu viele Mäuler an des Sigristen Schüssel, und wie es bei den Schafen und Ziegen, die zur Lecke drängen, geht — die Starken verdrängen die Schwachen. Die Schwachen in der Sigristenhütte sind der Sepp und der Pepp. Der Josi, der Sigrist, reckt die zähen Arme, hat ein hochrotes Gesicht und flucht: „Da kannst dich abschinden den Sommer über, und im Winter nimmt einem das unnütze Volk den Bissen vor dem Mund weg."

„Daß der Alte nicht sterben kann," brummt die Sigristin und meint den Sepp.

„Daß dein halbtoter Bub noch alleweil lebt," knurrt der Joseph, der Großvater, und meint den Pepp. Vielleicht sagt er es aus einem Zorngefühl

heraus, weil er merkt, daß die Reihe des Uebrigseins eines Tags auch an ihn kommen wird.

So haben der Sepp und der Bub keine leichte Zeit; denn bei der Mißgunst ist übel zu Gast sein. Die beiden suchen ihr armseliges bißchen Frieden im Freien, so oft es angeht. Und als eine Reihe wolkenloser Tage kommt, entlaufen sie täglich dem Unfrieden der Hütte und dem Unfrieden der Gasse und streifen Hand in Hand irgendwo bergan oder bergab; hinter ihnen lachen und spotten die Dörfler.

*

Ein glanzheller Tag liegt im Sterben. In der Sigristenhütte geht die Abendmahlzeit zu Ende. Der Sigrist und die Seinen sitzen noch um den runden Tisch mit der rohen, schmierigen Platte und haben die letzten Bissen zwischen den Zähnen. Sie sitzen so dichtgedrängt, der Sigrist, sein Weib, sein Vater und die fünf Kinder, daß es kaum zu glauben ist, wie zuzeiten der Sepp und der Pepp auch noch Raum haben, die jetzt auf der Ofenbank hocken und den andern beim Essen zusehen dürfen.

„Du hast zu Mittag zu viel gefuttert," hat die Sigristin den alten Sepp angefahren, als er sich hat zu Tisch setzen wollen.

Da hat sich der Alte, in sich hineinflennend, auf die Ofenbank getrollt. Auch der Pepp hat irgendwie seines Vaters Mißfallen erregt, als er kaum zweimal den Löffel voll Mais zum Mund geführt hatte. Weil ihm der Löffel aus der Hand geschlagen und die gemeinsame Schüssel weggerückt worden ist, hat er sich zu dem Aetti hingestohlen. Nun hocken

sie zusammengekauert wie Hühner bei schlechtem Wetter da; keinem reichen die Füße von der Bank zu Boden.

Plötzlich schallt von der Gasse herein dem Pepp das Jubeln und Lachen der Dorfkinder in die Ohren. Die Gasse fällt steil ab, und auf ihr tummelt sich bei Zunachten der Stockdorfer Nachwuchs auf Schlitten. Das Herz klopft dem Bub, das bißchen Freude lockt ihn aus der dumpfen Luft der Stube.

Einen Augenblick später ist er unvermerkt durch die Tür entwischt und zieht unter der Hüttentreppe den Schlitten hervor, den in einer guten Stunde der Sigrist zurechtgezimmert hat.

Der Sepp, als er den Platz auf der Bank neben sich leer sieht, fährt aus seinem halb blödsinnigen Vorsichniederstaunen auf und folgt dem Buben. Er kommt gerade recht, um draußen seinen ersten Wehschrei zu hören.

Die Dorfkinder sind an ihm; der Pepp hat anstatt seiner kleinen Freude seine große Plage gefunden. Eine Weile bleibt der Alte beiseite stehen; als aber das Necken der Kinder, zu denen auch des Sigristen übrige Jugend gestoßen ist, zu bunt wird, fährt er in seiner alten Weise dazwischen und holt den weinenden Buben heraus.

Einen Augenblick stehen die beiden in der Gasse, der Bub schluchzt und streicht mit der frostrauhen kleinen Hand die Tränen weg, dann lenkt der Sepp zur Hüttenbank hinüber. „Komm zusehn," murmelt er. So klettern sie auf die Bank, auf der noch eine dünne Schneekruste klebt, und sitzen eine lange Weile still mit hängenden Beinen dort.

Der Alte in kurzer, zertragener Hose und enger, kurzärmeliger Jacke sieht aus wie ein Kind, und der Bub, der einen viel zu weiten und langärmeligen Rock seines älteren Bruders trägt, könnte just ebensowohl ein verschrumpfter Alter sein. Vor ihnen tollen die Kinder; aber als die Gasse dunkler wird, lichtet sich die Schar, und es beginnt um die zwei auf der Hüttenbank stiller zu werden.

Die Nachtkälte wächst, aber der Himmel steht voll warmleuchtender Sterne, an denen der Pepp die Augen hängen hat. Die beiden vergessen ganz das Heimgehen.

Plötzlich fährt das Kind wie aus einem Traum auf. „Sieh die Straße dort, Aetti!" flüstert er.

„Ah," nickt der Alte; sein Geist schläft, und sein Leib ist nicht mehr weit vom Schlafen.

Der Bub staunt in den Himmel hinauf und hat gedankenvoll einen Finger an seinem Mund liegen. „Gelt, Aetti," beginnt er nach einer Weile wieder, „wenn wir da hinauf wollen, müssen wir sterben?"

Der Sepp nickt, vielleicht ist es aber auch im Schlaf geschehen.

„Aber da ist doch eine Straße," fährt der Bub fort, und einen Augenblick später: „Gerade in den Himmel hinein geht die Straße."

Der Kleine ist erregt, er ergreift den dürren Arm des Alten, so daß er mit einer taumelnden Bewegung auffährt.

„Gerade in den Himmel hinein geht die Straße," wiederholt der Bub und weist hinauf, wo die Milchstraße von Sternen durchwoben fahlweiß sich vom nachttiefen Himmel abhebt. „Vom Winterberg

geht sie aus, siehst, gerade vom Winterberg dort," eifert der Pepp, und seine Hand zeigt auf einen dunkeln Berg, dessen höchste Tannen sich scharf gegen den Himmel zeichnen. Zwischen diese Tannen hinab leitet die Straße.

„Ja, ja," murmelt der Sepp, seine Unterlippe hängt ihm vor Staunen herab. Sein schwacher Verstand macht sich langsam zu eigen, was der Bub ihm vorplaudert.

„Dann müssen wir nicht sterben," sagt der Pepp plötzlich und mit leisem Lachen; es klingt beinahe wie ein fröhliches Vogelzirpen. „Da vom Berg kann einer gerade in den Himmel hinübersteigen."

„Ja, ja," stammelt der staunende Sepp, er reißt die fast lichtlosen Augen weit auf und murmelt noch einmal: „Ja, ja, beim Eid, das kann einer."

Der Pepp aber steht schon im Schnee neben der Bank und faßt nach des Alten Hand: „Komm, Aetti, wir gehen in den Himmel."

Der Sepp sieht sich noch einmal um, dann nimmt er, halb im Banne der Worte, die der Bub gesagt hat, halb aus alter Gewohnheit die Hand des Kindes und macht sich mit ihm auf den Weg dorfaus.

Ringsum ist es still geworden. Oben an der Gasse steht noch ein Dorfbub, der sich anschickt, seinen Schlitten heimzuziehen.

Der Pepp drängt sich an ihn. „Du, der Aetti und ich gehen in den Himmel," raunt er ihm zu. Dann trollen sich die beiden; der Bub aber lacht laut auf und geht seiner Wege.

Es dauert nicht lange, bis das Dorf hinter den zwei Himmelsuchern liegt. Sie schreiten über einen hartgefrorenen Weg talein, der dunkel vor ihnen aufragenden Bergwand zu.

Der Schnee knirscht unter ihren kurzen Schritten, aber der Weg ist hell und leicht zu finden.

Die zwei kleinen dunkeln Gestalten nehmen sich drollig aus in der gewaltigen weißen Talmulde und auf dem schimmernden Weg. Ihre kurzen Beine stampfen eifrig fürbaß, ihre kleine Hast sticht seltsam wider die große Ruhe rings um sie ab.

Eine Zeitlang sind sie gewandert; da hebt ihr Weg zu leuchten an. Weiße Schalen liegen ihnen zu Füßen, weiße Blitze huschen vor ihnen über den stillen Weg, und die Nacht wird immer heller; es ist, als drängten die Felsen der Berge hervor, und die Tannen reckten sich, und die Schneelehnen wollten sich wölben, so nahe und scharf und hell ist alles.

Hinter den zwei Himmelsuchern leuchtet hoch und groß der Mond.

„Siehst die Straße da oben, Aetti?“ sagt der Pepp. Er sagt es alle Augenblicke und weist nach dem Himmel, sein Blick irrt kaum je vom Ziel ab. Der Alte blickt jedesmal hinauf, er ist jetzt wach und eifrig, der Plan hat ihn völlig eingenommen. Seine Hast ist so groß wie die des Buben.

„Kalt ist es,“ sagt der Pepp einmal, aber er steigt nur fleißiger weiter. Der Weg führt jetzt steil bergan, einem Wald zu, dem Winterbergwald.

„Jetzt sind wir schon da,“ flüstert der Bub, und sie tun die ersten Schritte den Winterberg hinan

mit einem Eifer, als wollten sie in einem Zuge bis zum Gipfel hinaufstürmen.

Eine Strecke weit haben sie noch den von Holzern zurechtgestampften Weg unter den Füßen; dann aber hört dieser plötzlich auf, und das Steigen wird mühsam. Der Schnee bricht unter ihrer Last ein, sie klimmen mühsam von Tanne zu Tanne aufwärts, und der Atem wird ihnen kurz. Aber der blauschwarze Himmel schimmert durch die verschneiten Baumkronen hernieder, und die sternendurchwobene Straße leuchtet herab und senkt sich gegen den Berg, als liefe sie mit dessen Gipfel zusammen.

„Siehst, siehst!" jubelt der kleine Pepp. Und der Alte stottert ein schläfriges „Ja, ja". Sein Eifer läßt nach; die Müdigkeit überkommt ihn.

Kurz nachher bleibt der Bub an einer ebenen Stelle am Berg stehen. „Es ist ein wenig weit, Aetti," sagt er halb ängstlich. Da sitzt der Aetti neben ihm im Schnee und nickt.

„Hast recht, absitzen können wir ein wenig," sagt der Pepp und läßt sich neben dem Gefährten nieder; er stößt ein wohliges „Ah!" aus und lehnt den Kopf an des Alten Arm. Dann hebt er die Augen wieder gen Himmel, eine hohe Tanne breitet ihre Wipfel über ihn; die dunkeln Aeste hängen unter schwerer Schneelast herab.

‚Es sieht aus, als wüchse wunderbar weiße Schafwolle auf dem Baum,' denkt der Pepp. Dabei wird auch ihm der Kopf schwer und kommt ins Nicken; aber das Verlangen nach dem Himmel hält ihn noch wach. „Aetti!"

Er legt die Hand wieder in die des Alten, der

wahrhaftig die Augen geschlossen hält und schläft. Der Bub lächelt halb über das drollige Gesicht, das der Urgroßvater schneidet; dann reißt er ein wenig mühsam die eignen Lider auf und blickt in die Tanne hinauf. Auf der weißen Wolle der Aeste brennen leise Feuerlein in wunderbar silberigem Glanz, sie sind schöner als alle Kerzen, die der Vater daheim in der Kirche anzündet. Und jetzt — dort — ei, dort reicht die Straße herab zwischen den Feuern hindurch und dem Pepp vor die Füße — die Himmelstraße!

„Aetti," sagt der Pepp. Er redet ganz leise, wie aus einem Traum heraus, und dann wieder und noch verträumter: „Jetzt sind wir da. Aetti, kommet jetzt."

Und der Pepp sieht sich und den Urgroßvater auf der Himmelstraße stehen, ganz sicher, ganz fest! Was das für ein herrliches Schreiten ist, weich und mühelos! Hei, jetzt stoffeln sie beide hinauf — hei, wie fröhlich — Hand in Hand — hinauf und hinauf — und geradeswegs in den Himmel hinein . . .

*

Die Stockdorfer suchen zwei Verlorene. Der Sigrist ist wild nach ihnen aus; sein rauhes Weib hält Jammern für nötiger: „Wenn ihnen nur nichts geschehen ist, dem alten Sepp und dem Buben!" Dorfum und -ein sind sie nicht zu finden.

Ein Dorfbub will sie zuletzt gesehen haben. Der erzählt lachend, der Pepp hätte gesagt, er und der Alte wollten in den Himmel gehen, ja, ja, in den Himmel!

Die Stockdorfer suchen und suchen; sie finden die Verlorenen nicht.

Sie sollen warten bis in den Sommer und am Winterberg holzen gehen; dort ist eine Stelle, wo zwei in den Himmel gestiegen sind und doch noch auf Erden schlafen.

Die Mutter

1905

Erstes Kapitel

Friedlich liegt das kleine Haus des Tobias Andermatt, des Kleinbauers, da, obwohl allerlei Lebensnot auch in dieses Haus schon den Unfrieden geworfen hat. Vielleicht ist es gerade der vergangene Unfriede, der am heutigen heiligen Sonntagabend seinen Frieden groß macht. Das Haus liegt am Südende des Dorfes, klein, zweistöckig, mit graubemalten Schindeln verschlagen. Blumenstöcke stehen vor den Fenstern und hängen ihren Blust auf die Hauswände nieder, schwere große Nelken und leuchtende Geranien. Vor dem Haus liegt ein Garten mit Gemüse und allerlei Blumenzier, einem Weg mittendurch vom Hauseingang zur Gartentür und einem dunkelgrünen Palisadenhag. Aus der Gartentür, die nicht mehr recht schließt und die zu schließen keiner die Mühe sich nimmt, tritt sich's hinaus auf die Straße gerade an der Stelle, wo das Holperpflaster von Steg aufhört und die Landstraße beginnt.

Auf dem Pflaster von Steg klappern die Schuhe der Dörfler. Wenn ein Fremder von einem der Hänge auf das Dorf niedersieht, kann er meinen, ein paar Mühlräder klappern zu hören, aber es

sind nur die vierfachen Sohlen der Stegler, die immer mit dem Absatz zuerst und dann mit den Fußballen auftreten. Die Maiandacht ist zu Ende, und die Stegler kommen aus der Kirche. Zu ihren Häupten wird eben das letzte Glockenläuten still; es ist, wie wenn da und dort etwas auf leisen Schwingen sich in die Höhe und Weite verlöre, so sind die Lüfte noch von dem Läuten lebendig. Ein Schein von Sonne liegt in der Straße. Die Gestalten der heimkehrenden Kirchgänger in ihren dunkeln Sonntagskleidern treten scharf aus dem Grauweiß der Gasse heraus. Waldige Berge schauen nieder auf Steg. Die Reuß rauscht in ihrem breiten, mit Geschiebe überfahrenen Bett. Aus dem Madrunertal hervor blitzt eine Ewigschneespitze.

Tobias Andermatt und die Seinen kommen straßdahergegangen, alle drei, der Tobias, die Balbina, sein Weib, und die Lene, seine Enkelin. Die Straße ist breit, aber der Tobias und die Seinen brauchen sie ganz. Das ist einmal Sitte da im Gebirge, daß, was eng zusammengehört, weit auseinander geht, als ob Zärtlichsein eine Schande wäre. Der Tobias schreitet auf der einen Straßenseite, die lange hagere Gestalt vornüber geworfen; er ist ehemals ein starker Mann gewesen und aufrecht gegangen, aber so ein Menschenbaum morscht eben, wenn siebzig Jahre daran gerüttelt haben. Sein Aeußeres ist noch knorrig, Arme und Beine und der hohe Rücken sind zäh und hart wie Arvenholz; aus dem erdbraunen Gesicht mit den grauen buschigen Brauen hängt der gelbweiße Bart in zwei langen Spitzen gegen die Brust, was den Tobias aus den übrigen Steglern hervor-

stechen läßt, die die Bärte meist kurz und rund zugeschnitten tragen.

In der Mitte der Straße, zwei Schritte hinter dem Tobias, geht die Balbina, sein großes Weib. Seit der Tobias gebückt geht, scheint die Balbina erst recht lang, die ihn schon immer um einen Kopf überragt hat. Sie hat ein schwarzes Kleid an und über den Kopf ein schwarzseidenes Tuch im Zipfel gebunden, das weit genug in den Nacken gezogen ist, daß das wachsbleiche, starke Gesicht voll hervortritt. Wer einen Blick in das Gesicht wirft, kommt mit diesem einen nicht darüber hinweg, muß gleich und wie festgeleimt schärfer hineinsehen. Um die mittelhohe Stirn legt sich glatt zurückgestrichen das weiße Haar. Weil es so weiß ist und die Stirn so wachsen, sticht das Schwarz der starken Brauen eigentümlich davon ab. Diese Brauen geben dem Gesicht den Charakter. Sie zucken selbst jetzt im Gehen manchmal jäh zusammen und geben der Balbina einen düsteren Blick, obwohl sie so friedlichen und zufriedenen Mut hat wie irgendeine. Ihre Augen sind groß und grau, liegen tief im Kopf und sind von schweren Ringen unterhängt. Die Nase ist groß, stark gebogen, ihr Mund breit, das Kinn hart; die Balbina ist ein stattliches Weib.

Die dritte in der Reihe, die auf der andern Seite der Straße geht, ist die sechzehnjährige Lene. Das ist die Feiertäglichste von den dreien, weil ihr Leben noch den Feiertag der Jugend hat. Sie trägt sich grell wie das junge Weibervolk dazuland, hat einen roten Rock an und auf dem Kopf ein rotes Band, das die schönen braunen Zöpfe, die um die Schläfen

gewunden sind, über der Stirn zusammenhält. Während die beiden andern vor sich niederblicken, läßt die Lene die hellbraunen Augen, wie die Jugend soll, klar in den Tag hinausschauen. Wenn ihr einer begegnet, lacht sie ihn an, und die Leute sehen gern in ihr frisches, pausbackiges Gesicht mit der Stumpfnase und dem kleinen Mund.

Immer die ganze Straße messend, schreiten die drei wortlos ihrem Hause zu. Am Gartenhag verlangsamt der Tobias den Schritt und läßt die Balbina zuerst durch das Törlein treten, nicht aus Höflichkeit, sondern weil das in ihrem Leben so ist, daß im Hause die Frau den Vortritt und die Herrschaft hat; deswegen ist der Tobias nach außen doch Herr geblieben.

In die saubere, helle, grauvertäfelte Wohnstube treten sie dann eins nach dem andern. Eine Postkarte liegt auf dem braunen Wachstuch des runden Tisches. Die Balbina hat schon danach ausgespäht, nimmt sie auf und liest sie ohne Brille geläufiger, als das Volk sonst liest. „Jetzt hat er die Karte doch noch gebracht, der Briefträger," sagt sie, nachdem sie gelesen hat.

„Kommt er?" fragt der Tobias.

„Morgen," gibt die Frau nickend zurück. Dann reicht sie ihm die Karte hinüber, verzieht dabei kaum das Gesicht, nur einen Augenblick lang ist es, als gehe ein Lächeln um ihren Mund oder sei ihr die Freude blitzschnell durch die Augen geflogen.

Der Tobias ist redseliger. Er hat sich an eines der Fenster gesetzt, die Brille hervorgesucht und buchstabiert, die Karte weit von sich haltend, an ihr

herum. Dazu redet er behaglich vor sich hin: „Einen rechten Empfang soll er haben. Die Flasche muß her, die noch im Keller liegt, und Zigarren hole ich morgen noch beim Hofer drüben. Einen Braten könntest auch machen, Mutter.“

Die Balbina nickt, während sie sich in der Stube zu schaffen macht. Als sie hinausgeht, kommt der Tobias hinter sein Wochenblatt. Aber beim Lesen stört ihn die Lene.

„Ich kann mir fast nicht mehr denken, wie er aussieht, der Vetter Georg,“ sagt sie.

„Glaub's wohl,“ gibt der Tobias zurück. „Volle sechs Jahre ist er jetzt fortgewesen.“

Als die Balbina in diesem Augenblick wieder eintritt, schießt ihm ein Gedanke durch den Kopf. „Das wird hoffentlich nicht so schlimm sein, was sie einmal von ihm heimgebracht haben, vom Georg,“ sagt er zu ihr.

„Daß er allen Weibern nachläuft?“ fragt die Balbina, steht still und schaut sinnend herüber.

„Ueberhaupt ein leichtes Leben habe,“ ergänzt der Tobias.

„Eben darum ist es Zeit, daß er heimkommt,“ sagt die Frau. In den Worten liegt eine große Bestimmtheit, und die Balbina redet so, weil sie und der Tobias über die beiden Söhne, den verstorbenen, den Vater der Lene, und den nach Amerika gegangenen, den Georg, immer Meister gewesen sind und sie in strenger Zucht gehalten haben, solang sie im Hause waren, und weil sie sich auch jetzt nicht zu fürchten denkt, wenn der Georg nicht in allem wäre, wie er sein sollte.

„Geld soll er verdient haben drüben," wirft Tobias wieder hin.

„So sagen sie," gibt die Frau trocken zu.

„Selber geschrieben hat er es," erinnert sie der Tobias.

„Lang genug hat er nicht mehr geschrieben," erwidert sie darauf.

Kleine Arbeit, nachher die Mahlzeit, bringen ihre Gedanken zeitweise von dem Sohne ab. Als die Lene später in der Küche das Geschirr aufwäscht, der Tobias wieder hinter seiner Zeitung sitzt, steigt die Balbina nach der Kammer hinauf, wo der heimkehrende Sohn schlafen soll, immer geschlafen hat. Diese Kammer ist frisch gefegt; denn des Sohnes Ankunft hat schon geraume Zeit in Aussicht gestanden. Die Balbina nimmt von dem Tisch, der darin steht, die frisch gewaschenen kurzen Vorhänge und steckt sie am Fenster auf, nimmt nachher von der gleichen kleinen Wäscheschicht die rotgeblümten Bett- und Kissenbezüge und zieht sie über. Sorglich tut sie alles; immer wenn sie mit einer Arbeit fertig ist, übersieht sie sie prüfenden Blickes, ob alles recht ist, zupft an den Vorhängen, glättet das Bett. Als sie jetzt wieder vor diesem steht, kommen die Gedanken sie an. Da wird er liegen, der Georg! Und sie wundert sich, ob er noch immer der hübsche, braunhaarige Mensch sein wird mit dem hellen Gesicht, der er gewesen ist. Aber — sechs Jahre — machen wohl einen Unterschied und — ohne Schnurrbart wird er wohl nicht mehr gehen wie als fünfzehnjährig! Aber — da wird er liegen — und das Haus wird wieder so voll sein, als es noch sein

kann. Die andern, die gegangen sind, kommen nicht wieder!

Die Balbina ist in ihr Sinnen versunken unbewußt vom Bett hinweg und zum Stuhl getreten, der neben dem Tisch steht. Da läßt sie sich nieder, sieht vor sich hin und spinnt ihre Gedanken weiter. Sie kommen nicht wieder, die andern: der Anton, der älteste Sohn, den die Lawine erdrückt hat, und seine Frau, die ein Jahr später vielleicht aus Gram, vielleicht an schwacher Brust gestorben ist! Aber der Georg, dort im Bett wird er liegen! Wieder unter dem Dach, wo er geboren ist! — Geboren! —

Von dem großen Bett wandern ihre Gedanken zu dem kleinen zurück, in dem der Knabe Georg gelegen hat. Unten in ihrer eignen Schlafstube stand es. Und — er war ein schöneres Kind als der ältere Bub, ein Bild war er, der Kleine, rund, pausbackig, mit den feinen, hellen, später freilich dunkel gewordenen Härchen und den großen Augen. Wenn er so wiederkäme! Aber er war schon nicht so gegangen. Schlank aufgewachsen war er, hatte die dicken Backen verloren und — die Bravheit, mit der das kleine Kind im Bett gelegen. Einen eignen Willen hatte er gehabt, der schwer zu brechen war. Mit diesem Willen hatte er nach Jahren durchgesetzt, daß er mitdurfte, als das Amerikafieber in Steg war, und auf einmal zwanzig junge Leute miteinander übers Wasser gingen.

So geht die Zeit, so werden die Kleinen groß! Die Gedanken der Balbina kehren aber wieder und wieder zu dem kleinen Georg zurück. Sie ist kein weichherziges Weib; aber in ihr klopft es, während

sie das Bild des Knaben sieht. Nach den vielen vergangenen Jahren freut sie sich noch an diesem Bild, und aus der Freude am Kinde heraus wächst etwas, was sie auch ungeduldig auf den erwachsenen Sohn macht. Morgen kommt er, der Georg. Die Balbina freut sich. Es sähe ihr's keiner an; aber das Herz klopft ihr. Als sie jetzt aufsteht und die Kammer verläßt, ist die drängende Freude in dem zurückhaltenden Weibe so stark, daß sie unwillkürlich noch unter die Haustür tritt, über den Weg hinausschaut, auf dem er morgen kommen wird, der Sohn, als könnte sie ihn schon heute nahen sehen.

Zweites Kapitel

Die Amerikaner sind da. Die Steger haben sie schon alle zu Gesicht bekommen. Der Tobias und die Seinen, die am Dorfende wohnen, wissen noch nichts von ihnen; denn die Amerikaner sind nicht mit der Eisenbahn, sondern mit lautem Wesen auf einem Leiterwagen ins Dorf gefahren, sind dann nicht gleich jeder heimzu, wo er hingehört, sondern alle miteinander ins „Rößli", einen Einzugstrunk nehmen. Der „Tschortsch" hat es haben wollen, erzählt der erste von ihnen, der sich hinwegschleicht, weil es ihn zu Vater und Mutter treibt.

Die Amerikaner sind fünf junge, wohlangezogene, auskömmlich aussehende Burschen; es ist keinem schlecht gegangen drüben; die meisten wollen auch nur ein paar Monate dableiben und dann wieder in die Neue Welt zurück.

Im Andermatt-Hause also wissen sie noch nichts von den Ankömmlingen; aber auf der Warte sind sie da, stehen alle drei gleichsam auf den Zehen vor Ungeduld, der Tobias, die Balbina und die Lene. Der Tobias hat eigens früh sein Vieh besorgt und ist vom Gaden am Berg heimgegangen, als ob es brennte, damit er da sei, wenn der Bub eintrifft. Jetzt wissen sie nicht, wie die Zeit totschlagen, da zum Empfang alles fertig ist und es ihnen nicht der Mühe wert dünkt, noch irgendeine Arbeit anzufangen, ehe der Georg kommt.

Es geht gegen Zunachten, als der Erwartete drüben aus den zwei Häuserreihen von Steg auftaucht. Die Lene steht draußen am Gartentor und sieht ihn kommen, hätte ihn nicht gekannt, weiß aber aus seinem sonntäglichen Aeußern und aus den Grüßen, die er auf seinem Wege da und dorthin nickt und ruft, daß er es sein muß. Sie wie der Blitz ins Haus: „Er kommt! Er kommt!“ Die beiden Alten erheben sich in der Stube von ihren Sitzen, eilen nicht, zeigen nur in den vorgeneigten Köpfen, daß die Gedanken dem Sohn schneller entgegenspringen als die Beine. Miteinander treten sie unter die Haustür. Sie kommen aber noch früh genug. Der Georg ist an einem Hause der Nachbarschaft hängen geblieben, steht dort bei einer Frau und einem Mädchen, hält des letzteren Hand und tätschelt sie, hat auch, als er sieht, wie sie daheim auf ihn warten, keine übertriebene Eile, sondern ruft nur ein „Tag!“ herüber, lacht und scharwenzt noch eins und macht sich dann erst näher. Jetzt aber können sie ihn betrachten, wie er daherkommt. Er

geht in feineren Kleidern, als sie es dazuland gewohnt sind, trägt einen Ueberzieher über dem Arm, einen Stock mit silbernem Griff in Händen und hat einen schwarzen Filzhut auf. Groß ist er geworden! Die beiden Alten suchen mit hungrigen Blicken in Gesicht und Wesen des Nahenden nach bekannten Zügen und haben, ohne daß eins vom andern etwas weiß, dasselbe Empfinden: Etwas Fremdes ist in seinen Bewegungen, obwohl seine Gliedmaßen geworden sind, wie die eines Bergbauern werden müssen, schwer, sehnig und zäh. Der Balbina fällt auf, daß Georgs ihr als braun im Gedächtnis gebliebenes Haar einen seltsamen kupferrötlichen Schimmer hat. Dem Tobias sticht etwas an seinem Gesicht in die Augen, von dem er zuerst nicht weiß, was es ist. Das Gesicht ist voller geworden. Es hat herausstehende Backenknochen, einen breiten Mund, über dem ein gepflegter, dunkler, ebenso wie das Haar ins Kupferfarbene stechender Schnurrbart steht, und glänzende braune Augen. Im Augenblick, da der Georg dem Vater die breite Hand reicht, weiß dieser auch, was ihn an des Sohnes Antlitz befremdet. Die Augendeckel fallen ein wenig über die Augen herab, dadurch hat Georgs Blick etwas Müdes oder mehr — etwas wie: uff, mir ist die Welt langweilig. Und Tobias wundert sich sekundenlang über den Blick, der in den Bergen nie vorkommt, wundert sich, woher der Bub ihn hat. Auch die Sprache berührt die Alten fremd. Es ist, als ob der Georg nicht mehr recht Deutsch könnte; was er redet, ist ein Gemisch von Amerikanisch, Schriftdeutsch und Dialekt. Weil Tobias und Balbina aber aus Erfahrung wissen, daß die

Steger, die einmal „drüben“ gewesen sind, immer so kauderwelschen, wenn sie heimkommen, so gewöhnen sie sich gleich daran, und dann — jäh, im Sprung kommt die Freude ihnen zurück, daß sie den Sohn wieder haben, und wirft alles Befremden über den Haufen. Sie schütteln ihm die Hände, der Tobias tätschelt ihn auf die Schulter, die Balbina schiebt ihn mit einem „Gott willkommen daheim!“ in Flur und Stube. Nur die Lene sieht ihn immer wieder mit großen Augen von der Seite an.

Georg ist in die Stube getreten, hat Ueberzieher und Hut an den Nagel gehängt und läßt sich auf den ersten besten Stuhl nieder.

„Setz dich zum Tisch,“ sagt sein Vater, „wirst wohl Hunger haben.“

„Ich mag eigentlich nicht,“ erwidert er in einem faulen Ton und sich dehnend. Als aber die Mutter dampfendes Essen aufträgt, macht er sich hinzu, und bald sitzen alle vier eifrig darüber. Georg ist gesprächig, erzählt von Fremde und Heimfahrt und läßt sich gefallen, daß ihm die Alten inzwischen mit dem Besten, was sie an Speise und Trank im Hause haben, Ehre antun.

Das Essen geht vorüber, die Lene trägt die zinnernen Teller ab. Die Gläser behalten Eltern und Sohn vor sich. Ueber ihnen brennt die Lampe an der Diele. Sie aber sitzen mit breit auf den Tisch gestützten Armen, so daß jedes seinen schweren Schatten auf die Platte wirft. Georg hat seinen Rock ausgezogen. Die Aermel seines rotgestrichelten Hemdes treten grell aus der dunkeln Weste und umspannen fest seine starken Arme. Als er einmal

an diesen hinabsieht, muß ihm selbst ihr Muskelbau auffallen; denn er sagt gleich nachher: „Ja, gewachsen bin ich und Stahl ist mir in die Glieder geronnen. Jetzt nähme ich es auf mit Euch, Vater, wenn Ihr mich noch prügeln wolltet.“

Bei diesen mit einem lauten Auflachen gesprochenen Worten, die wohl ein Scherz sein sollen, läßt er den rechten Arm lang über den Tisch fallen und krümmt den Mittelfinger der Hand gleich einem Haken. „Hakt einmal ein, Ihr,“ fordert er den Alten auf.

Der Tobias weiß nicht recht, wie er die Rede nehmen soll, ist aber zu guter Laune, als daß er nicht einen Spaß verstünde, ist auch immer noch ein wenig stolz auf frühere Kraft. So fährt sein Arm langsam dem des Sohnes entgegen und sein Finger hakt an dem des andern ein. Dann beginnen sie zu ziehen. Die Muskeln ihrer Arme spannen sich, schwellen an, die Schultern zucken, das Blut steigt ihnen zu Gesicht. Eine Weile tut keine der zwei Fäuste den kleinsten Ruck. Dann beginnt des Tobias Arm zu zittern, Georg zieht. Schwerfällig wie ein gewichtiger Stein weicht des Alten graue Hand um ein kleines Stück, noch um eins. Mit einer langsamen rohen Wucht überwindet die Kraft des Jungen die des Vaters. In der Stube ist es still. Die Balbina hat sich auf ihren Stuhl zurückgesetzt, schon als Georg das sonderbare Wort, daß er sich nicht mehr prügeln ließe, gesprochen hat. Sie spricht nicht, sieht keinen der Männer an, blickt mit vorgeneigtem Kopf vor sich nieder, als ob sie sänne, und ihr wachsbleiches Gesicht ist sonderbar starr. Die Lene aber ist hereingetreten und von der Kraft-

probe der zwei Männer so in Spannung versetzt, daß sie sich nicht von der Stelle bewegt. Jetzt keucht der Tobias; dann gibt er nach. Georg reißt, da der Widerstand plötzlich aufhört, des Vaters Arm weit gegen sich. „Haha," lacht er auf. „Seht Ihr jetzt?"

Tobias ist bleich. „Man ist eben nicht mehr jung," sagt er mit engem Atem. Mit der freien, von der Anstrengung unsicher gewordenen Hand streicht er sich in leiser Verlegenheit durch den gelbweißen langen Bart. Jetzt erst blickt die Balbina wieder auf den Sohn. Sie betrachtet ihn still, scharf, wie mit einem leisen Verdacht, aber auch wie mit einer versteckten Drohung: ‚Wirst denn nicht meinen, daß man sich fürchtet!'

„Mit manchem habe ich es aufgenommen, drüben in Amerika," sagt Georg, in behaglicher Breite sich wieder zurechtsetzend. Sein Sieg scheint ihm wohlgetan zu haben. Ein liebenswürdigerer Mensch als der, den er mit sich hereingebracht hat, kommt an ihm zum Vorschein. Er nimmt das Glas und stößt mit dem Vater an. „Auf frohes Beisammensein," sagt er, wischt dem Tobias mit dem guten Wort eine unangenehme Empfindung hinweg und streckt auch der Mutter plaudernd das Glas hin, bis sie zögernd mit dem ihren dawiderklingt. Wort gibt dann Wort. Als Georg nichts mehr zu erzählen weiß, fangen die Alten an. Von Glück und Mißgeschick, von dem großen Unglück, dem Tod des Anton, von dem Wegsterben von Lenes Mutter! Daß es still im Hause gewesen sei, sagt die Balbina, und daß dem Vater manchmal die Arbeit sauer werde. Wie sie auf den Vater, ihren Mann,

zu reden kommt, dreht sie sich halb nach dem Tobias, der sich eben gemächlich die Pfeife neu stopft, um. Ihr Gesicht verändert sich nicht; es kommt kein Ausdruck irgendeiner Zärtlichkeit hinein. „Der Vater ist immer der gleiche geblieben," erzählt sie. Er hätte allerlei werden können. Gemeindepräsident haben sie ihn machen wollen, auch in den Landrat hätten sie ihn geschickt, aber er hat nicht wollen. „Er will kein Aufhebens von sich machen, wie er immer gewesen ist." Das ist eine eigne Rede, klingt wie Heimzahlung auf Georgs Gebaren von vorhin, es ist, als nähme sie gleichsam dem Sohne mit eigner Hand den Hut vom Kopf: Zieh ihn ab vor dem achtenswerten Menschen da, deinem Vater!

Georg hat nur halb hingehorcht. Er nickt zu dem, was die Mutter gesagt hat; aber indessen hält er den Kopf in die hohle Rechte gestützt und blinzelt nach der Lene hinüber, die zu Tobias getreten ist.

„Ich gehe mich legen," sagt das Mädchen zum Großvater.

„Gut' Nacht," nickt Tobias.

Die Lene grüßt wieder: „Gut' Nacht beisammen." Mit ihrem neugierigen Blick streift sie dabei nochmals das Gesicht des Georg und wundert sich, wie der sie mit seinen glänzigen Augen anleuchtet, wird rot unter seinem Blick und geht.

„Ausschlafen kann sie wenigstens," sagt Georg, als sie die Stube verläßt, wie in leichtem Aerger. Sein Blick ist ihr gefolgt, an ihr haften geblieben und über jede Biegung ihres jungen Leibes geglitten. Selbst von der Tür, durch die sie hinausgegangen ist, löst er sich nur langsam.

„Das lange Aufbleiben ist nichts für sie," sagt die Balbina. Dabei begegnet sie Georgs Augen. Und wieder heftet sie den Blick scharf auf ihn. Als Georg seine Redseligkeit wieder findet und zu erzählen anfängt, daß sie in Amerika nichts vom Frühschlafengehen hielten, preßt sie die Lippen fest zusammen und gibt ihm auf seine Frage nur durch ein Kopfnicken Bescheid.

End' aller Ende geht ihr Abend stiller, als sie gemeint haben, vorüber.

„Was hältst von ihm?" sagt Tobias zu seinem Weibe, als sie in ihre Schlafkammer getreten sind.

„Hoffentlich läßt er sich gut an," gibt sie in einer spröden und trockenen Art zurück. Aber der Tobias gibt sich zufrieden damit. Wortkarg ist die Balbina immer.. Er denkt sich nichts andres dabei, als seine Frau nachher noch einmal hinausgeht und lange nicht wiederkommt; mag ihr doch eingefallen sein, daß irgendeine Arbeit noch zu tun sei.

Aber die Balbina arbeitet nicht. Ohne recht zu wissen, was sie will, ist sie in die Wohnstube zurückgegangen und dann in den Flur und dann vor die Haustüre hinaus, wo das Mondlicht still über dem Garten, der grauen Straße, dem Dorf und den Bergen liegt. Die starken Hände auf dem Rücken, tut sie ein paar Schritte in den Garten hinaus, wendet sich und blickt an dem Fenster hinauf, hinter dem oben in seiner Kammer der Georg schläft. Schlafen muß er schon, denn die Kammer hat kein Licht mehr, nur der Mond wirft auch in diese Scheibe seinen Schein, daß es in dem alten Glase wie eine weißblaue Flamme brennt. Lang

und aufrecht steht die Balbina da. Sie sieht den Sohn vor sich, als ob sie wirklich durchs Fenster oben auf ihn schaute. Alle ihre Gedanken beschäftigen sich mit ihm. So hat sie ihn sich gedacht! So ist er ehemals gewesen! So ist er jetzt! Jede Bewegung und jede Miene sind ihr gegenwärtig. Und sie wägt ab: Es ist nicht alles, wie sie gehofft hat! Dann stellt sie sich vor, wie er nun schläft, die erste Nacht wieder unterm alten Dach! Da wallt in ihr etwas wie ein steigendes Wasser auf. Die Begriffe verwirren sich ihr und die Zeit kommt ihr abermals zurück, da der kleine Georg unter diesem Dach geschlafen! Sie rührt sich kaum, die Hände auf dem Rücken, steht sie da. Der Georg ist der einzige, der ihr geblieben ist, ist der Stein, auf dem das Haus in die Zukunft hinein stehen soll! Wieder wallt es mächtig in ihr auf. Der Gedanke, daß der Sohn nicht ist, wie sie gehofft, geht unter in dem andern, daß er da ist, der, der einmal in diesem gleichen Hause in der Wiege lag, ein kleiner, bewußtloser Mensch, unschuldig, hoffnungsvoll! Sie freut sich, freut sich, den wieder zu haben, der oben hinterm Fenster schläft! Es mag ja alles recht kommen mit ihm!

Als die Frau nach einer Weile in die Kammer zurückgeht, ist nichts geblieben als diese Freude. Still und zufrieden legt sie sich in ihr Bett und still und zufrieden steht sie am andern Tag wieder auf und beginnt diesen Tag mit der neuen Hoffnung in sich, die sie gestern spät noch auf den heimgekehrten Sohn gebaut hat.

Drittes Kapitel

Georg Andermatt ist wieder und ist noch immer da. Wenn ein Mensch sieht, wie im Grunde doch alle Last und Arbeit, die sein Vater, der Tobias, zu tragen hat, noch immer auf dieses letztern Schultern allein liegt, so kann er sich wundern, daß er wirklich da ist, der Georg, und wenn derselbe Mensch sehen sollte, wie wenig Miene Georg macht, auf den eignen jungen Rücken zu nehmen, was der Vater trägt, so kann er sich abermals wundern, daß der, der sich doch offenbar nur als Gast des Hauses ansieht, noch immer da *bleibt*. Es ist ja wahr, zweimal hat Georg der Mutter schon Holz klein gemacht, jeweilen einen vollen Nachmittag sich zu diesem Zwecke an den Sägebock vors Haus gestellt, zwei-, dreimal ist er auch schon für den Vater hirten gegangen, sonst aber läuft er merkwürdig viel in seinem Sonntagsstaat herum, hat immer noch den und jenen Bekannten oder Verwandten landauf oder -ab nicht gesehen und muß ihn einmal besuchen. Tobias und Balbina haben dem bisher zugesehen, in der ersten Zeit begreiflich gefunden, daß der Sohn das Wiederdaheimsein in Ruhe genießen will, dann sich zu wundern angefangen, wie er durch seine Tage noch immer so hinbummeln mag; jetzt fangen sie schon an, die alten Köpfe zu heben wie zornig witternd, ob das sich nicht bald ändert mit dem Bub. Die Balbina läßt ihrem Mann gegenüber das erste Wort fallen, das ihrer Unzufriedenheit Ausdruck gibt. „So kann das

nicht weitergehen! Entschließen soll er sich, was er will, dableiben und in unsre Arbeit hineinstehen oder nach Amerika zurückfahren, wo er seine gelassen hat."

Der Tobias mag nur des Anstoßes bedurft haben. Am folgenden Morgen beim Frühbrot, zu dem Georg wieder in Feiertagskleidern sich niederläßt, hebt der Alte, die Arme breit über den Tisch gestützt und Brot in seine Geißmilch brockend, an: „Wo willst du heute wieder hin, du?"

„Zum Vetter in Oberalpen will ich hinauf," gibt Georg laut, fast herausfordernd zurück. Der Alten beginnende Unzufriedenheit ist ihm nicht entgangen, er hat sie bisher aus Blicken und Gebärden entnehmen können und kann sie jetzt aus des Vaters Worten klingen hören.

„So kann das jetzt nicht weitergehen, meine ich, mit — mit dem Nichtstun," fährt Tobias fort.

Georg lehnte sich in den Stuhl zurück, die eine Hand auf den Tisch geworfen, die andre in die Tasche gesteckt. Sein Gesicht glänzt, als ob ihm eine Art Verlegenheit den Schweiß aus der Haut triebe. Aber der Zorn steigt in ihm auf. „So?" sagt er gedehnt und patzig. „Es ist mein Geld, soviel ich weiß, was ich verbrauche."

Damit hat er recht. Er muß in Amerika viel verdient haben; denn er hat immer eignes Geld, obwohl er offenbar nicht sparsam damit umgeht.

Die Balbina hat bisher schweigend dagesessen. Jetzt streicht sie mit der Rechten die Brosamen vom Tisch in die hohle Linke und schüttet sie in ihre leere Tasse aus. Dazu sagt sie in ihrer langsamen wohl-

überdachten Art: „Mag es sein, wie es will, Zeit ist es, daß du wieder ans Arbeiten denkst. Es tut keinem gut, so lange herumzufaulenzen."

Ihre ernste, vernünftige und ruhige Rede reizt Georg mehr als die Worte des Vaters. Er steht mit einem Ruck auf, haut den Stuhl an den Tisch und wirft das kurze, grobe Wort hin: „Bah, blaset mir doch." Dann verläßt er mit drei großen Schritten die Stube.

Die Zurückgebliebenen, zu denen auch die Lene gehört, sprechen eine Weile nicht. Tobias beendet seine Mahlzeit, die Balbina räumt schweigend ihre und des Sohnes Tasse hinweg; das Mädchen, die Lene, sitzt still und weiß in ihrer Bankecke, dann findet die Balbina zuerst wieder das Wort. „Eine schöne Art nimmt er an," sagt sie mit knapper, verhaltener Stimme.

„Laß nur, laß nur," murrt Tobias drohend zurück, denkt daran, wie er immer Meister gewesen ist im Haus, und ist entschlossen, auch den Georg zu meistern.

Die Lene ist so bleich, daß sogar die Lippen ohne Farbe sind. Es ist verwunderlich, wie weder Tobias noch Balbina das merken. Das Mädchen hat eine fremde, frierende Angst in sich, als hinge plötzlich eine Gefahr über dem Hause. Vor dem Georg hat die Lene Angst. Zärtlich tut er ihr immer. Vorgestern nacht im dunkeln Flur hat er sie angepackt, hat sie küssen wollen. Sie schämt sich, mag ihn doch nicht, der dann erst noch des Vaters Bruder ist. Und nun ist ihr immer, als müßte sie das gleich hier am Tisch vor Großvater und Großmutter sagen.

Aber sie bringt kein Wort heraus; Scham und Angst lassen sie nicht reden.

Die Alten sind mit ihrer Unterhaltung zu Ende und nehmen ihr Tagewerk wieder auf. Da macht sich auch die Lene wieder an die Arbeit. Aber das Herz klopft ihr. Es wird Streit geben am Abend, wenn der Georg zurückkommt.

Am Abend ist Georg zum Nachtessen nicht da. Erst eine geraume Weile später tritt er mit lautem, aber gutmütig-zufriedenem Wesen ins Haus. Er scheint sich vergnügt, auch ein Glas mehr, als ihm gut ist, getrunken zu haben.

„Willst noch essen?“ fragt seine Mutter, als er den Hut an den Nagel hängt.

„Nein,“ gibt er mit einer Art Herzlichkeit zurück, „sie haben mir genug zugesteckt da oben in Oberalpen.“

Erst als er sich setzen will, vielleicht um zu erzählen, wie er den Tag verbracht habe, scheint ihm aufzufallen, daß irgend etwas in der Stube nicht richtig ist. Er schweigt, streicht den schönen rotbraunen Schnurrbart und lacht ein hämisches Lächeln.

Der Tobias sitzt und macht sich an seiner Pfeife zu schaffen. Er stochert darin herum, als hinge das Leben von ihrem Brennen ab und sieht nicht auf den Sohn. Die Lene liest in einem Buche, hebt manchmal die klaren Augen und blickt verstohlen nach Georg hinüber. Die Balbina näht an einem Kittel ihres Mannes. Eine Stille fällt lastend in die Stube. Die Balbina bricht sie. Auf sie fällt das volle Licht der an der Diele hängenden Lampe. Ihr elfenbeinfarbenes Gesicht mit dem weißen Scheitel und den kohlschwarzen Brauen ist

ruhig und fest. Ganz ruhig sagt sie auch das Wort hin: „Du kannst in deine Kammer gehen, Lene." Aus dem Ton aber kann der Georg merken, daß die Alten ihm etwas zu sagen haben.

Das Mädchen steht gehorsam auf und entfernt sich. Als die Tür hinter ihr ins Schloß fällt, steht Tobias auf, legt die Pfeife auf den Tisch und stellt sich vor Georg hin. Er ist hemdärmelig, die schweren Hände läßt er an den Seiten herabhängen. Trotzdem sein Oberkörper vornüberlastet, reicht sein grauer Kopf fast bis zur Decke. „Du hast uns heute mittag wohl groben Bescheid gegeben, mein Guter," sagt er.

Georg lacht. Es ist das gleiche hämische Lachen wie vorhin, und er stützt die Ellbogen auf die Knie, neigt den Oberkörper weit vor und sieht von unten herauf den Vater mit einem spöttischen Blick an, in seinem Gebaren liegt eine gewollte Mißachtung. Die Balbina beobachtet ihn scharf. Er ist immer schwer zu ziehen, manchmal leichtsinnig gewesen, nie aber so auflüpfisch wie jetzt. In Amerika mag er die Manier geholt haben.

Georgs Benehmen bringt den Tobias aus dem Gleichgewicht. Er hebt die rechte, braune Hand und fuchtelt mit dem Zeigefinger dem Sohn vor den Augen herum. „So reden wir zwei nicht miteinander, Bursche! Entweder — oder — entweder geh, wo du hergekommen bist, oder verbring hier deinen Tag, wie ein anständiger Mensch soll."

„Geht mir mit dem Finger da weg, Vater," murrt der Junge. Das Blut wallt ihm am Hals. Sein Ton ist drohend.

„So weit sind wir noch nicht, du — du — und dein Vater, daß der sich vor dir fürchten muß," schimpft Tobias, immer erregter. Er ist totenbleich, sein langer Zweispitzenbart zittert. Noch immer fuchtelt er mit der Hand.

Da schlägt Georg diese mit der Faust zur Seite, und der Bauer verliert sich. „Du, du!" schreit er und hebt die Hände. Er hat kein andres Gefühl, als daß er den Sohn züchtigen muß, wie er ihn als Bube gezüchtigt, wenn er es verdient hat. Aber Georg steht plötzlich auf und packt ihn. Der eine Griff genügt, um zu zeigen, wer Meister werden muß. Tobias freilich würde es nicht gemerkt haben, seine zähen Arme spannen sich zum Widerstand; aber die Balbina hat es gesehen, daß der Sohn den Vater mit zwei, drei Schlägen am Boden haben kann, wenn er will. Keiner von beiden weiß, wie es kommt, daß sie zwischen ihnen steht. „Lasset einander los, ihr," sagt sie mit tonloser, fast zischender Stimme. Aber sie haben beide verstanden, und es ist, als ob sie jeden mit einem Hammer vor die Stirn geschlagen. Vorgebeugt, noch streitgierig, aber schon wie erschreckend vor dem, was hat geschehen wollen, stehen sie da.

„So lang ich lebe," sagte Balbina, „soll es im Dorf nicht heißen, daß geprügelt wird unter unserm Dach wie bei Hudelpack." Dann nimmt sie den Tobias bei beiden hageren Schultern und schiebt ihn beiseite. Es bedarf keiner großen Anstrengung, ihn ins Nebenzimmer zu führen. Willig geht er, den Kopf vornüberhängend. Georg kann hören, wie er nebenan Licht anzündet und sich schwer in einen

Stuhl fallen läßt. Als die Balbina zurückkommt, steht der Sohn eben im Begriff, den Hut wieder zu nehmen und wegzugehen. Sie zieht die Nebenkammertür hinter sich ins Schloß und sagt: „Es wäre noch etwas zu reden, meine ich." Sie mag eine Handbewegung gemacht haben, die ihn auffordert, sich zu Tisch zu setzen, vielleicht aber tut Georg unwillkürlich, was sie zu erwarten scheint. „Macht's kurz," sagt er, sich niederlassend.

Die Mutter kommt durch die ganze Breite der Stube langsam auf ihn zu. Sie schaut ihn gerade an. Er weiß nicht, warum er über das Unbehagen nicht Herr wird, das ihn unter dem Blick ankommt.

„Dazu hättest nicht heimzukommen brauchen," sagt sie dann in schwerem Ton.

„Zum Teufel, laßt mir meinen Weg und kümmert Euch um den Euern," begehrte der Junge auf. „Ich bin kein Kind mehr und weiß, was ich tue."

Die Balbina sieht ihn an, immer an. Sie prüft jeden Zug seines Gesichtes und liest eine ganze Geschichte daraus. Es ist ein andres Gesicht, als sie hierzulande haben. Ein Durst nach allerlei Lebensfreuden liegt darin, etwas, was sich nicht mit der Schlichtheit und Ehrbarkeit im Hause und Tal vereint, etwas — —

Sie rührt kein Glied, aber es schreit etwas in ihr. Sie streckt innerlich die Arme nach dem Sohn, von dem sie fühlt, daß er ihr immer mehr verloren geht: Du, ich will dich nicht hergeben, dich! Aber das ist alles nur inwendig. Aeußerlich steht sie ruhig da, die Hände unter die rauhe Schürze gelegt. Ihre Stimme allein zittert ein

wenig, als sie zu reden fortfährt: „Du bist nicht, wie du sein solltest! Du gefällst mir nicht, Bub! Es steht schlecht um einen, der nicht mehr arbeiten mag.“

„Hört auf mit dem Predigen!“ begehrt Georg auf. „Es könnte einer meinen, was ich verbrochen hätte!“ Er erhebt sich und macht sich nach der Tür, aber er achtet doch mehr auf sie als auf den Vater und dreht sich noch einmal um, als sie weiterspricht.

„Um uns Schande zu machen, hast nicht zu kommen brauchen und brauchst nicht zu bleiben,“ sagt die Balbina. „Geh doch! In Amerika drüben kannst eher tun, wie du willst.“

„Schon gehen werde ich, wenn es mir paßt,“ mault er zurück, stößt einen Stuhl, der ihm gar nicht im Weg ist, wie zum Trotz mit dem Fuß beiseite und tritt aus der Tür.

Die Balbina folgt ihm, unschlüssig, ob sie noch reden, ob sie ihn zurückrufen soll, immer die Hände unter der Schürze, den langen Oberkörper leicht vorgeneigt, so daß in ihre Haltung etwas Spähendes kommt. Georg entfernt sich, ohne sich umzuschauen, durch den Garten, auf der Straße, dorfeinwärts. Er lüpft die Schultern im Davongehen, jetzt und jetzt, als schüttle er die Mahnungen ab, die auf ihn eingeregnet sind.

Die Augen der Balbina begleiten ihn, jede seiner Bewegungen messend, bis er verschwindet. Und während sie ihm nachsieht, wächst das in ihr stärker, was vorhin in der Stube sich in ihr geregt hat: Du dort, Bub, nicht hergeben will ich dich! Mein

bist! Mächtig wächst dieses Gefühl des Rechtes auf den Sohn in ihr und gipfelt in einem andern Empfinden: Eigen wäre es doch, wenn ich nicht noch Herr würde über dich, du dort, meiner! Auch noch ein Wort mitreden will ich, wenn du mir schlecht werden willst!

Viertes Kapitel

Es ist keine Mauer so dick, daß sie den Klatsch nicht durchließe. Wer es aus dem Andermatthause getragen hat, ist schwer zu sagen, aber zu Steg wissen sie doch, daß der Tobias und die Balbina mit dem heimgekehrten Sohn in Unfrieden leben. Begreiflicherweise! sagen die Steger. Wie sollen die rechtschaffenen Leute mit so einem in Frieden leben! Mit so einem! Wie das Gerede vom Streit hinausgegangen, so kommt das andre Gerede ins Haus zurück: Schon in Amerika soll er es bunt getrieben haben, der Georg! Hinter allen Weibern ist er immer her! Nichts gegolten hat er bei den Kameraden. Und das letztere muß wahr sein; denn es ist auffallend, wie die andern Amerikaner seit dem Tag, da sie nach Steg gekommen und Georg ihnen im „Rößli" den Einzugstrunk gezahlt hat, nichts mehr von ihm wissen wollen, wie Georg sich auch nicht mehr um sie kümmert.

Der Klatsch, der so in Steg einmal angehoben hat, gedeiht weiter, und die Dörfler haben scharfe Augen, wenn sie den Mantel sittlicher Entrüstung umwerfen. Da ist bald von der, bald von jener

die Rede, bei der Georg zu Licht geht. Von einer jungen Witfrau besonders klatschen sie, die eine Schenke hält und närrisch nach dem Burschen sei. Der verstünde es um die Weiber, fügen sie hinzu. Ein paar Tage später raunt es durch das Dorf: Jetzt hat er mit der armen Aschwanden-Therese angebunden, dem blutjungen Mädchen, der Georg Andermatt! Weiß der Himmel, wozu er die Waise bringt, schlecht, wie er ist.

Was in den Gassen und Häusern raunt, geht auch alles heim ins Andermatthaus. Kein großer Lärm wächst daraus, wie es bei rohen Leuten möchte. Tobias und sein Weib sind im Grunde zu stille Menschen, als daß sie täglich und täglich hätten aufbrausen und schmähen mögen. Sie würgen die Sorge und den Zorn in sich hinein, und jedes tut dies nach seiner Art. Tobias ist seit dem Tage, da er die körperliche Ueberlegenheit des Sohnes gefühlt hat, sonderbar niedergedrückt; es ist nicht Furcht, was ihn dem Georg ausweichen heißt, wo er kann, es ist mehr eine Art fürchterlicher Scham über die Ohnmacht, in die er gedrängt ist, er, der als Vater Gewalt über den andern haben sollte. Diese Scham nagt sichtlich an ihm, die Balbina weiß es. Er ißt nicht wie sonst, kommt spät von der Arbeit, geht früh fort, nur damit er aus dem Hause ist, und legt sich so früh am Abend wie nie zuvor, damit — damit er nicht mit dem Georg zusammen zu sitzen braucht. Die Balbina trägt es anders, zeigt dem Bub die feste Stirn und hat eine immer knappere Art gegen ihn. Wenn er nicht rechtzeitig bei Tisch ist, findet er ihn abgeräumt, und wenn er

einmal einen Wunsch äußert oder ein Wort zum Gang des Tagewerks der andern sagt, hebt die Mutter das Gesicht und sieht ihn an. „Wer bei uns reden will, muß sich besser halten." Sie sagt das ganz ruhig, wie im Vorbeigehen, aber es ist etwas eigentümlich Drohendes darin, wie es in dem weit entfernten Murren eines hinter Bergen brauenden Gewitters liegt. Anfangs wirft er mit rohen Worten um sich. Vor dem Vater und der Lene ins Gesicht schimpft er noch immer über die Behandlung, die er auszustehen habe. Wenn die Mutter da ist, nimmt sein Zorn etwas Gedämpftes und Verbissenes an, traut sich nicht recht hervor, weiß Gott, warum. Vielleicht hat er eine unklare Ahnung von dem, was in der Frau vorgeht, wie es in ihr ringt und brodelt, ohne daß das bleiche Gesicht oder der Blick das kleinste verraten. Vielleicht hat er eine dumpfe Empfindung, wie die Liebe zu ihm und die Hoffnung auf ihn in der Mutter gleichsam in jeder Nacht mit tausend zähen Fasern anwachsen, um zu ihrer Höllenqual an jedem neuen Tage wieder zu zerreißen.

Es muß aber doch sein, daß das Gesicht der Balbina nach und nach einen Ausdruck annimmt, der andern Leuten auffällt; denn die Steger sehen ihr auf der Straße nach, wundern sich, wissen nicht, was sie an ihr gesehen haben, und raunen sich nur zu: „Man sieht ihr an, der Balbina, daß sie ihr Kreuz hat." Wenn sie in ihrem Werktagsrock im Dorf irgendeine Besorgung tut, wenn sie im Garten arbeitet oder wenn sie in ihrem schwarzen Gewand, das Spitzentuch über den Kopf gelegt, nach oder

aus der Kirche geht, betrachten sie die Steger. Besonders auf dem Kirchgang. Die Balbina geht in diesen Tagen ein bißchen vorn ein, aber sie ist immer noch lang. Das vergriffene Gebetbuch liegt ihr fest im linken Arm. Ihr gelbes Gesicht mit seiner starken Nase scheint aus ihrem Tuch fast wie ein bleiches Mönchsgesicht aus schwarzer Kutte. Wenn sie gegrüßt wird, grüßt sie wieder, zur Rechten, zur Linken, ruhig, laut, „Tag!", oder fügt wohl auch den Namen des zu Grüßenden hinzu: „Tag — Babesepp." Aber mit einer hohen Achtung sprechen sie von ihr im Dorf. „Eine wackere Frau ist sie immer gewesen," reden sie, erzählen auch, wie sie in der Jugend schwer gearbeitet, mit ihrem Vater, dem Säumer, in Wetter und Sturm über Berg gezogen und wegen ihres Mutes bekannt gewesen sei, sagen nachher von Anton, ihrem verstorbenen Sohn, daß er ihr Ebenbild gewesen, und wundern sich darauf wieder, daß der jüngere, der Georg, so aus der Art habe schlagen können. „Amerika und Auswandern ist nicht für alle gut," hört man wohl auch einen sagen.

Indessen lebt Georg seinen Tag weiter. Der Tobias vernimmt, daß er eine ganze Summe Geld auf der Ersparniskasse liegen hat und sich dort zuweilen holt, was er braucht. Einmal tritt der Alte auch heiterer als sonst zu der Balbina in die Küche. „Vom Fortgehen spricht er, der Georg," erzählt er. Er hat es im Dorf gehört. Und unwillkürlich fließen ihnen zwei Seufzer der Erleichterung in einen zusammen.

„Es ist eine schöne Sache, wenn man sich auf

die Zeit freuen muß, wo man das einzige Kind verliert,“ sagt die Balbina darauf bitter.

Dann und von da an warten die beiden, daß Georg sein Wort wahr mache und wieder verreise, streifen mit heimlichen Blicken sein bleiches Gesicht, ob er immer noch nicht sagen wird: Dann gehe ich. Mit ihnen wartet die Lene. Es merkt es keiner groß; aber das noch fast in den Kinderschuhen steckende Mädchen wartet ängstlicher als alle andern, traut sich nur nichts zu sagen, weil ihre Unschuld es nicht faßt, daß der Georg, des verstorbenen Vaters Bruder, ein schlechter Mensch sein soll. Und doch fürchtet sie sich, fürchtet sich so, daß ihr das Herz bis zum Halse klopft, wenn sie nachts in ihre Kammer geht, die auf dem gleichen Boden mit der Georgs liegt, und nachher, kaum daß sie eingetreten, die Tür zweifach verriegelt. Ihre Furcht wächst mit jedem Tage, macht sie zittern und frieren. Und als die Furcht am größten ist, läßt es sie nicht länger. Nicht der Großmutter oder dem Großvater kann sie es sagen, aber — die Lene hat einen Freund, noch keinen wie die erwachsenen Mädchen oder auch welche ihres Alters, die sich küssen lassen und vom Heiraten reden, nur den Indergand-Peter, den Nachbarsbuben, den sie seit ihren ersten Schuljahren kennt und der ihr wie ein Bruder ist. Der Peter pflegt seit geraumer Zeit auf einen Sonntag oder einen Feierabend herüberzukommen, sich in die Andermattstube oder auch nur auf die Bank draußen neben die Haustür zu setzen und eins zu sprechen. Er ist ein ordentlicher und stiller achtzehnjähriger Mensch; die Balbina sieht es ganz gern, daß

er kommt. Was sich früh knüpft, hält fest, meint sie, und die Versorgung, die der junge Indergand der Lene bieten kann, ist das Beste, was sie erwarten darf.

An einem Abend, kurz nach Dunkelwerden, ist der Peter wieder einmal da, der sonst letztlich — vielleicht Georgs wegen — hat auf sich warten lassen. Er hat mit dem Tobias und der Balbina vom Wetter, Land- und Hausarbeit und dergleichen Alltäglichkeiten gesprochen und meint jetzt, ein so schöner Abend sei, besser sitze sich's auf der Bank am Hause als in der dumpfen Stube.

„Für die Jungen wohl," sagt die Balbina.

So stehen Peter und Lene auf und machen sich vors Haus auf die schöne Bank.

Georg ist außer Dorf. Vielleicht hat der Peter das gewußt und ist darum gekommen.

Es ist, wie er gesagt hat, eine wundervolle Nacht. Der Himmel baut sich in weiter schwarzer Wölbung über dem von schönen Tannen bestandenen Felliberg, auf den die Bank blickt, auf. Die machtvolle Gliederung des Berges tritt schwer und stark unter dem glatten Bogen des Himmels hervor. In diesem aber steht ein so leuchtendweißer, mächtiger Mond, daß in einer weiten Runde wie von ihm verdrängt keine Sterne sichtbar sind. Eine unendliche Reinheit liegt über der mit haarscharfen Rändern vom Himmel abstechenden Mondscheibe, und dieselbe Reinheit und Stille liegt auch in dem Glanze, den er über Steg und den Garten des Andermatthauses gießt. Der Glanz liegt auf dem grauen Schindeldach, auf den zwei Gesichtern des Peter und der Lene, insbesondere aber auf einer

Anzahl langstengliger Lilien, die in der Mitte des Gartens zwischen den Gemüsebeeten stehen. Diese Lilien leuchten wie aus sich selber. Es ist wundersam, wie die hohen Blumen schimmern, wie milchweißes Glas, als enthielten die Stengel weiße, lange, ruhige Flammen, von denen der Kelch bis in jede feine Blattspitze glühte.

Diese Lilien haben die zwei Menschen, den Peter und die Lene, eine ganze Weile still gemacht.

„Jesses, schau doch die Blumen," sagt endlich die Lene und weist mit der Hand hinüber.

„Ja," antwortet der Peter.

„Du, so etwas Schönes habe ich noch nie gesehen," sagt das Mädchen ganz atemlos.

Sie passen dabei beide in die helle und reine Nacht. Viel frische Jugend ist an ihnen, und ihre Gesichter, in die der Mond hineinzündet, sind jedes in seiner Art hübsch, das des Peter braun, stark, noch bartlos, mit einem Paar blaugrauer Augen unter schwarzen Brauen, das der Lene rund und voll mit dem schönen und reichen Kranz der Zöpfe um die glatte weiße Stirn und dem hellen Blick. Sie halten die Hände auf die Bank gestemmt und schlenkern in gedankenloser Behaglichkeit mit den Beinen.

„Ist er fort, der Amerikaner?" wirft der Peter da plötzlich hin.

„Ja," antwortet leise die Lene. Und nun geschieht es, daß ihre Hand, die neben der Peters ruht, sich jäh auf diese legt und ihre schlanke Gestalt sich gegen ihn neigt. „Wenn er nur nicht wiederkäme," sagt sie mit zitternder Stimme.

„Wer?"

„Der Vetter."

Peter dreht den Kopf nach dem Mädchen um. Die Bewegung, die auf einmal an ihrer Gestalt ist, macht ihn aufmerksam. Ihr Gesicht hat alle Farbe verloren.

„Das ist ein Schlechter, der Vetter," stößt sie heraus. „Furcht müssen sie haben vor ihm, der Großvater und die Großmutter und — ich —"

Ihre Erregung ist so groß, daß sie ihr einen Augenblick die Rede verschlägt. Dann endet sie: „Ich weiß bald nicht mehr wohin vor ihm."

„Wieso?" fragt Peter. Langsam werden seine braunen Backen rot. Er hat selbst noch so viel unbewußte Unschuld in sich, daß das, was des Mädchens Worte und Angst ihm verraten, ihm das Blut ins Gesicht treibt. Dann hebt ein versteckter guter Zorn in seinen Augen zu brennen an.

„Er läßt mir nicht Ruhe. Zweimal schon hat er des Nachts in meine Kammer wollen," stammelt die Lene.

„Der — der —" sagt Peter. Er findet das Schimpfwort nicht, das scharf genug ist, ihm den Georg zu zeichnen. Darauf macht er der Lene Vorwürfe, warum sie nicht rede, den Alten nichts sage.

„Weil — weil — sie nicht aufkommen gegen ihn," gibt sie zurück, „und weil sie schon genug Kummer haben."

Das letzte Wort bringt sie kaum mehr heraus; denn auf der Straße sind Schritte laut geworden und die Nacht ist so hell, daß sie schon von weitem den Georg erkennen, wie er, auf seinen Hakenstock

gestützt, daherkommt, von auswärts her. Wo er gewesen ist, wissen sie nicht; beide fahren unwillkürlich von ihrem Sitz auf; aber wie sie den Nahenden, so hat der sie erblickt, und damit es nicht aussieht, als hätten sie etwas zu verbergen, lassen sie sich wie auf Verabredung wieder dort nieder, wo sie gesessen haben.

Georg pfeift laut vor sich hin und schwingt ein paarmal den Stock im Näherkommen. Als er die Gartentür aufstößt, läßt er ein anzügliches Husten hören. Lässig schlendert er näher. Das Mondlicht zeigt ihnen, wie schlank und eichen seine Gestalt ist. Sein Schnurrbart hat in der Beleuchtung einen eigentümlichen Schimmer, sein Gesicht ist bleich, um so dunkler und doch wieder wie flackernd ist sein Blick.

„Hm!" hustet er noch einmal. Dann bleibt er ein kurzes Stück vor den beiden stehen.

„So — so — das gefällt euch da, euch, hm?" fährt er fort. Nicht in den Worten, im Ton der Stimme und im Herabziehen des einen Mundwinkels liegt etwas Freches und Verächtliches.

„Ja, du hast es hinter den Ohren," fügt er im gleichen Ton und für Lene gemeint hinzu.

Da steht Peter auf.

„Laß uns in Ruhe, du," sagt er, fürchtet sich nicht; nur der Zorn macht ihn bleich.

Georg lacht auf. „Ha—ha—ha — so einer!"

„Ein schlechter Hund bist," sagt Peter außer sich und macht Miene, die Zähne verbissen an ihm vorbeizugehen. Da hebt Georg die schwere Faust und schlägt sie ihm ins Gesicht. „Da hast den Hund!"

Die Lene kreischt. Im Hause gehen Türen. Der

Peter wendet sich und greift, obwohl halb betäubt, mit beiden Armen nach dem Gegner. Der stößt ihn zurück und hebt den Stock. Eben als die Balbina und der Tobias in die Tür treten, saust dieser nieder. Der Schlag trifft nur die Schulter des jungen Burschen, aber er wirft ihn zu Boden, daß er sich dort einen Augenblick vor Schmerz windet.

„Lauser!" sagt der Georg.

Der andre arbeitet sich langsam vom Boden auf und steht vor Wut und Scham über seine Machtlosigkeit einen Augenblick zitternd da. Dann stößt er einen heiseren Laut aus und will neu an Georg heran. Aber die Balbina tritt dazwischen. „Heim gehst," sagt sie zum Peter, und mit einer Selbstverständlichkeit, als ob sie einem Schulbuben befehle, nimmt sie ihn beim Handgelenk und führt ihn vor den Garten hinaus. Und Peter geht, nicht aus Feigheit, nur weil ihm, dem einfachen Menschen, im Innern eine Feinheit sitzt, die ihn merken läßt, daß er der Frau und dem Alten etwas zuliebe tut, wenn er geht.

Indessen ist die Lene ins Haus geschlichen, Tobias und Georg stehen noch im Gartenwege einander gegenüber in einer seltsamen Haltung wie zwei knurrende Hunde. Im Augenblick, da die Balbina sich ihnen wieder zugewendet, zuckt Georg die Schultern hoch und geht an dem Vater, ihn anrempelnd, vorüber und ins Haus. Langsam, die Balbina voraus, folgen die Alten, und in der Stube finden sich alle beisammen.

„Gib ein Glas Wein her," befiehlt Georg grob der Lene.

Balbina schiebt das Mädchen vom Schrank weg, an den dieses gehorsam getreten, macht aber keine Miene, dem Sohn zu geben, was er verlangt.

„Wie ist das angegangen da draußen?“ fragt sie.

„Wegen mir ist es angegangen,“ stottert die Lene. Sie ist außer sich, schlenkert die Hände vor Angst hin und her, und die Worte brechen fast wider ihren Willen von ihr. „Er läßt mir nicht Ruhe, der Vetter. Schlechtes will er von mir — —“

Georg hat sich an den Tisch geworfen. An den Tisch heran tritt auch der Tobias. Er ist in wenigen Wochen gealtert. Seine lange Gestalt scheint hagerer geworden, sein Gesicht ist eingefallen. Er beugt sich vor, daß der lange Bart fast die Platte des Tisches berührt: „Gehst aus dem Haus!“ keucht er dem Sohne zu. „Eher totschlagen sollst mich, als daß ich dich gutwillig im Hause lasse!“

Die Balbina steht hinter ihm. Auch sie neigt sich vor. „So — so — verkommen bist!“ stößt sie heraus, beide dürren Hände zucken ihr vor bei diesen Worten. „Geh!“ fügt sie ebenfalls bei.

„Wenn ich dann will,“ knurrt Georg.

„Verzeigen werden wir dich, wenn du nicht gutwillig gehst,“ sagt die Balbina. Tobias aber hält sich nicht länger, drängt sie zur Seite und packt den Sohn an. „Aus dem Haus mußt, trauriger Tropf!“

„Das will ich noch sehen!“

Sie ringen miteinander.

„Jesus, mein Gott, Hilfe!“ kreischt die Lene und eilt aus der Stube. Aber die Balbina ist hinter ihr und ruft sie zurück, mit einer atemengen,

klanglosen Stimme: „Ob du schweigst! Ob du zurückkommst!“ Sie will nicht, daß sie draußen hören und sehen, wie groß das Elend im Hause ist. Als sie sich in die Stube zurückwendet, liegt der Tobias schon auf die Knie gedrückt am Boden vor dem Sohn. So überlegen ist dessen zähe Kraft, daß er den Alten meistert wie er will, und gerade diese Erkenntnis scheint seinen anfänglichen Zorn in eine plötzliche gute Laune zu verwandeln.

„Hältst dich schön still, hörst,“ lacht er, und dann: „Siehst, daß du nichts machen kannst.“

Während er das letzte mit einer Art Triumph sagt, hält er den Alten nur mit der einen Faust danieder.

Tobias ist wie gebrochen. Er keucht wie ein Erstickender.

„Laß den Vater los,“ sagt die Balbina.

Georg gehorcht. Vorhin in seinen Zorn hinein mag ihre Stimme nicht gedrungen sein, jetzt kommt ihm die Scheu zurück, die er vor ihr noch immer hat, der sonst alle Scham und Scheu verloren zu haben scheint.

Tobias steht auf, mühsam, ein Hüsteln kommt aus seiner Brust. Erschöpft setzt er sich hinter den Tisch, und den Ellbogen auf die Platte gestützt, sitzt er vornübergebeugt da und starrt den Boden an. Er wird nicht mehr Meister über den Bub — er — die Erkenntnis nimmt ihm alle Kraft.

Die Balbina ist zur Tür gegangen. „Komm herein oder bleib draußen,“ sagt sie zu Lene, die schlotternd noch im Flur steht. Dann schließt sie die Tür. Das Mädchen ist draußen geblieben.

Lang, wie die Balbina ist, streift sie mit dem Scheitel fast die Diele, während sie durch die Stube geht. Georg steht am Fenster und sieht in die Mondnacht hinaus. Neben ihn tritt die Balbina.

„Weist eigentlich, was du getan hast?" fragt sie.

Er zuckt die Schultern. „Er soll mich in Ruhe lassen."

„In der Bibel steht es! Du sollst Vater und Mutter ehren," sagt die Balbina. Sie spricht immer in derselben knappen, klanglosen Weise.

Georg läßt ein kurzes „Bah!" hören. Dann wirft er wieder die Schultern hoch, wie um zu sagen, daß er ein Ende machen wolle. „Es ist des Redens nicht mehr wert," sagt er obenhin. „Uebermorgen reise ich nach Basel. Am zwanzigsten geht das Schiff." Darauf sieht er die Mutter mit einem versteckten Blick an. Ihr Gesicht hat einen fremden Ausdruck, ihre Augen zünden unter den Schattenbrauen hervor, immer geradeaus in die seinen. Er fühlt, wie sie in seinem Gesicht gleichsam suchen; es ist, als ob die Balbina über diesem Schauen ganz vergäße, was er gesagt hat. Sie muß es aber doch gehört haben; denn sie erwidert kein Wort mehr. Sie scheint sich stumm dareinzufügen, daß er bis übermorgen bleibt.

Darauf gewinnt er die Art zurück, die ihn immer tun läßt, als kümmere ihn nichts auf der Welt, setzt sich ruhig an den Tisch, an dessen anderm Ende der Vater immer noch an den Boden stiert, nimmt ein zerknülltes Buch, irgendeine Kolportagegeschichte, aus der Brusttasche und hebt an zu lesen. Tobias aber erhebt sich und tritt ins Nebenzimmer. „Mit dir sitze ich nicht mehr an einen Tisch," sagt er im Hinübergehen.

Die Balbina geht ab und zu. Jetzt ruft sie die Lene. „Hol dein Bettzeug herab. In unsrer Kammer schläfst heute nacht.“

Das Mädchen tritt nach einer Weile, mit Bettzeug beladen, in die Stube. Sie wagt nicht aufzusehen, geht mit gesenktem Kopf durchs Zimmer in die Nebenkammer.

Georg sitzt da, als sähe er nichts, liest in seinem Buche, gähnt zuweilen, unbemerkt durch gesenkte Wimpern aber folgt sein Blick lüstern dem Mädchen. Glut fliegt flüchtig seine Wangen an. Eine böse Gier hat er in sich, hat sie drüben in Amerika in einem wilden Leben gelernt und sie zu oft gestillt, als daß er noch Herr über sie würde. Wo ihr etwas versagt bleibt, schlägt sie erst recht wie Feuer auf. Darum hungert er nach der schlanken Lene, die nichts von ihm will!

Die Balbina indessen macht sich allerlei Arbeit, jetzt an einem Schrank, jetzt drüben am Ofen, der im Sommer eine Art Vorratskammer ist, und jetzt in der Truhe unter der Fensterbank. Aber Georg fühlt, daß sie noch immer nach ihm hinübersieht, heimlich vom Schrank aus, von der Tür her und während sie in der Truhe kramt. Unwillkürlich steckt er die Nase tiefer ins Buch.

Aber die Balbina läßt nicht nach. Sie lernt gleichsam sein Gesicht auswendig, während sie sich zu schaffen macht. Immer wieder will ihr sein, daß er nicht der Bub sein könne, nicht der, den sie geboren hat, der ihr fort ist vor Jahren, kein Muster von Bravheit, aber doch kein schlechter Mensch. Aber je mehr sie ihn anschaut, desto besser findet sie die alten

Züge. Freilich ist er es, natürlich ist er es! Und je deutlicher sie den in ihm erkennt, der damals fortgegangen, desto schärfer kommt ihr auch die Erinnerung an seine Kindheit zurück, an den Knaben, auf dem sie noch ganz und fest ihre Hand gehabt hat. Und an die Freude an ihm, dem hübschen und fröhlichen Kinde, erinnert sie sich. Und — und — das Bild, an dem sie damals Freude gehabt hat, ganz zerschlagen soll es sein?!

Als der Georg schon lange in seine Kammer hinaufgestiegen ist, sitzt die Balbina noch in der Stube und grübelt, ob es sein kann — sein kann mit dem Sohn.

Fünftes Kapitel

Am folgenden Morgen ist die Balbina früh auf. Tobias hat gefrühstückt und ist längst zur Arbeit fort, als Georg aus seiner Kammer herunterkommt. Die zwei Frauen sitzen über ihrer Milch und brocken ihr Brot ein, als er eintritt, und er wundert sich, daß beide im Sonntagsstaat sind. Die Balbina grüßt nicht, auch die Lene blickt nicht auf. Mit einem kurzen „Tag!" setzt er sich hinter seine Tasse und schenkt sich ein. Als ob nichts geschehen wäre am Abend vorher, fragt er: „Wo geht die Reise hin, heute, Ihr?"

„Das brauchst du nicht zu wissen," sagt die Balbina. Aber als sie nun aufsteht, ein Tuch über den Kopf legt, die Lene ein kleines Körbchen zur Hand nimmt und den Hut aufsetzt, weiß er es doch:

Weg bringt sie das Mädchen, die Mutter, daß er es nicht mehr sehen soll!" Er rechnet sich auch gleich zurecht, wo sie sie hinbringen wird. Zur Schwester wird sie sie führen, nach Erstmatt hinunter, zu ihrer, der Mutter, Schwester. Georg würgt an dem Bissen, den er im Mund hat. Vielleicht quillt eine Scham in ihm auf, vielleicht durchzuckt ihn einen Augenblick lang ein Bedauern, daß es ungemütlich gewesen ist daheim, wohin er eigentlich gegangen ist, um sich zu vergnügen; aber ebenso schnell kocht eine Wut in ihm auf, daß sie nicht alles halten, wie es ihm paßt, der Vater und die Mutter, und — daß sie — sie ihm wegnehmen da — die Lene.

Die Frauen sind ohne Gruß aus Stube und Haus gegangen. Das Geschirr auf dem Tisch hat die Mutter stehen lassen. Solche Eile hat sie, mit dem Mädchen wegzukommen. Georg giftet sich innerlich, weiß kaum über was und wen, giftet sich nur mehr und mehr, je länger er sitzt und merkt, daß sie ihn allein gelassen haben. Am Ende steht er auf, läuft hinaus und ins Wirtshaus, trinkt in den Zorn hinein. Ans Abreisen denkt er gar nicht mehr, und als es ihm einfällt, daß er morgen hat gehen wollen, lacht er zornig in sich hinein. Jetzt erst recht nicht! Jetzt erst recht läßt er noch eine Schiffsgelegenheit vorübergehen.

Es ist gegen Mittag, als die Balbina dort ins Dorf Steg wieder einbiegt, wo sie es am Morgen verlassen hat. Die Lene ist nicht mehr bei ihr. Wie der Georg sich ausgerechnet hat, hat sie das Mädchen zu der Schwester nach Erstmatt getan, daß es dort bleibe, bis zu Hause die Luft rein ist. Langsam

schreitet die Balbina über das sonnenheiße Holperpflaster der Straße, die Arme unter der Brust übereinander gelegt, das schwarze Tuch in den Nacken gestrichen. Die Sonne liegt ihr auf dem Scheitel, daß er Silberglanz bekommt, aber das Düstere ihrer Brauen und Augen sticht nur schärfer aus dem Gesicht heraus. Als sie am „Rößli" vorübergeht, schallt Lachen und lautes Reden aus den offenen Fenstern der im ersten Stock gelegenen Gaststube. Deutlich kann sie Georgs nicht mehr sichere Stimme unterscheiden. ‚Seinen Abschied wird er feiern,' fährt es ihr durch den Kopf, aber sie blickt nicht hinauf. Als ginge der da oben sie nichts an, geht sie, dessen, was ihr begegnet oder am Wege steht, nicht acht, weiter. Ihre Gedanken aber sind geschäftig. Gehen wird er, der Georg, morgen! Ein Abschied fürs Leben wird das sein! Als einer, der noch zum Hause gehörte, als ein Stück von ihr und seinem Vater ist er früher drüben gewesen, jetzt aber, wenn er erst fort sein wird, wird er wie abgebrochen sein von ihrem Leben, tot wird er sein, der Bub! Die Balbina hat ein Gesicht, als ob sie friere, und wäre sie nicht ein so starkes Weib, so würde es sie schütteln von innen heraus, während sie ihr Elend durch die Gasse von Steg trägt. Was wird aus ihm werden, da drüben, wenn er so fortfährt? heben ihre Gedanken wieder an. Alles Gewissen wird er verlieren: Völlig unkenntlich wird er werden vor Sündhaftigkeit und — und ist so unschuldig wie eines in den Kinderkissen gelegen damals, der kleine, blonde Mensch!

Wenn die Steger wüßten, wie der Frau, die,

den Kopf vorgeneigt, gelassen dahingeht, Messer im Herz sitzen!

Schon nähert sich Balbina den letzten Dorfhütten, als sie ein Mädchen sich entgegenkommen sieht. Es trägt einen zerlumpten Rock und geht barhaupt, seine kattunene bedruckte Jacke ist so zertragen, daß das farbige Muster nicht mehr erkennbar ist. Das Mädchen stockt, als es die Balbina erblickt, zögert einen Augenblick unschlüssig, als ginge es lieber auswegs, und kommt dann langsam heran, noch ein halbes Kind, mit einem gutmütigen, fast einen schwachsinnigen Ausdruck tragenden, aber feinen, bleichen Gesicht. Es streicht eine braune Haarsträhne aus der Stirn und wird rot, hält gerade auf Balbina zu, geht aber mit scheuem Gruß vorüber. Der Balbina ist jedoch, als ob die andre ihr etwas habe sagen wollen, und als sie sich noch einmal nach ihr umwendet, sieht sie wirklich, daß jene nur wenige Schritte entfernt stehengeblieben ist. Sie scheint mit einer großen Scheu zu kämpfen.

„Hast etwas wollen?" fragt die Frau.

Die Aschwanden-Therese, die Waise, tritt heran. „Wäre es erlaubt?" sagt sie leise und zaghaft, ihre schönen blauen Augen stehen voll Tränen.

„Was ist?" fragt Balbina wieder.

„Sagt — sagt doch — er muß mich heiraten, der Georg — er muß — er will es immer nicht glauben — aber es ist — — — daß — —"

Sie braucht nicht auszureden, auch wenn sie es könnte, der doch ums In-den-Boden-Sinken ist. Die Balbina weiß alles. Einen Augenblick reißt sie die Augen weit auf, dann blickt sie wieder ruhig wie

vorhin. „So — so — ja, ich werde es ihm sagen," antwortet sie, wendet sich und läßt die Therese stehen, die ihr fast dankbar nachsieht, einmal, weil sie nicht geschmäht hat, wie sie erwartet haben mag, zum zweiten, weil die Balbina als eine bekannt ist, die hält, was sie verspricht.

Die Frau wendet sich heimzu. Der Atem geht ihr schwer. Das auch noch! Bald genug ist es, bald genug!

Zu Hause geht sie ihrer Arbeit nach, schafft Ordnung, wo vom Morgen her noch Unordnung geblieben ist, richtet daneben das einfache Mittagsmahl, und die Gedanken jagen sich dazu in ihrem Kopf. Daß sie dem armen Ding, der Therese, nicht helfen kann, hat sie bald heraus, wenigstens nicht so, wie sie meint! Sie soll froh sein, das Bettelmädchen, wenn er sie nicht nimmt, der — der Georg! Etwas erleben könnte sie an dem Mann. Anders ihrer annehmen wird man sich müssen, wenn er erst fort sein wird, der Georg. Noch während sie so um das Geschick der Verführten sich kümmert und sich zurechtlegt, daß sie rechtschaffen für sie sorgen werden, Tobias und sie, kommt dieser von der Arbeit zum Essen heim, tritt schweigend ins Haus, hängt seinen Rock an den Nagel und setzt sich zu Tisch. In der Küche, wo sie steht, kann die Balbina das alles hören und wie Tobias' Wesen nicht mehr laut und frei ist wie sonst, sondern wie er in Schritt und Gebaren etwas Gedrücktes, Verschüchtertes hat, wie bei einem, der sich vor Schelten fürchtet. Als sie zu ihm in die Stube tritt, hebt er den Kopf. „Ist er noch nicht

da?“ fragt er halblaut, sieht sich dabei scheu um, ob der Sohn, nach dem er fragt, nicht doch schon in irgendeiner Tür stehe.

Die Balbina verneint seine Frage und läßt sich ihm gegenüber nieder. Beide warten eine Weile. Vielleicht kommt Georg zum Essen!

„Hat er gepackt?“ fragt Tobias.

„Nein,“ sagt die Balbina.

„Am Ende verreist er wieder nicht.“

„So gehe ich zum Polizeidirektor.“

Als die Balbina das gesagt hat, sitzen sie eine Zeitlang schweigend, jedes seinen Gedanken nachhängend, da. Dann erzählt die Frau von dem Mädchen, das sie getroffen hat. Sie klagen nicht weiter, stöhnen nicht, sitzen nur mit trockenen Blicken und schmalen Gesichtern einander gegenüber, den Kummer um den Sohn gemeinsam und stumm in sich hinabwürgend. Als Georg sich nicht zeigt, holt Balbina die Suppe und halten sie ihre Mahlzeit. Dann geht der Tag, Stunde um Stunde, seinen Gang. Tobias arbeitet ihn außer dem Hause herum, Balbina im Innern. Am gleichen Tisch, wo sie mittags auf den Sohn gewartet haben, finden sich die beiden Alten am Abend wieder zusammen. Georg aber, der sich den ganzen Tag nicht hat blicken lassen, scheint auch jetzt nicht kommen zu wollen. Mit einem Aufatmen machen sie sich ans Essen. Sie atmen jetzt immer auf, wenn er fortbleibt, der Sohn.

Die Nacht ist unruhig. Ein Wind ist gegen Abend aufgebrochen, dessen Gewalt mit jeder Stunde wächst. Einmal kommt er zischend an den Fenstern vorbeigefahren und springt talan, daß es sich anhört,

als verschwinde ein heulender Wolf zwischen den Wänden der Berge. Dann wieder wirft er sich mit einem wilden Stoß wie ein taumelnder Block gegen das Haus, daß die Wände krachen und ächzen. Aber der Wind stört den zwei Alten den Frieden nicht. Im Gegenteil, er mahnt den Tobias, der ein großer Jäger ist, an den Herbst und die nahe Eröffnung der Jagd. Einen Augenblick findet er seine gute Laune wieder, spricht davon, daß das Jagdpatent dies Jahr billiger sei als sonst, und liebäugelt dabei mit dem zweiläufigen Gewehr, das er schon immer geladen in der Stubenecke stehen hat, weil nachts die Füchse ans Haus schleichen und andres Raubzeug. Der in ihm auflebende Jagdeifer verdrängt für einen Augenblick die Gedrücktheit, die an ihm gewesen, und während er sich seine Pfeife stopft und mit Balbina Rede und Gegenrede tauscht, kommt etwas von der Traulichkeit in die Stube zurück, die lange Jahre, ehe der Georg gekommen, darinnen gewesen.

Sss! Da kommt der Wind wieder gefahren. Ein Klatschen folgt dem Stoß.

„Jetzt hat der Wind die Haustür aufgerissen," sagt die Balbina und steht auf. Aber plötzlich schlägt die Stubentür zurück, und wie vom Luftzug gejagt, kommt die Lene hereingeprallt.

„Was — was?" sagt die Balbina.

Die Lene ist totenbleich, und doch steht ihr der Schweiß im runden Gesicht. Aus den Zöpfen, die sie um den Kopf trägt, haben sich viel widerspenstige Haare gelöst, die ihr von allen Seiten ins Gesicht hängen. Sie ist mit drei Schritten bei der Groß-

mutter, deren Arm sie mit zitternden Händen faßt. „Er — er kommt — der Vetter! — Bis nach Erstmatt ist er mir nachgelaufen! Heimnehmen hat er mich wollen!“

„Der Georg?“ fragt die Balbina.

Die Lene hört und sieht nicht vor Angst. „Gedroht hat er der Base! So bin ich hierher gelaufen,“ erzählt sie in atemloser Hast. „Was soll ich tun? Wo soll ich hin?“ fragt sie dann wieder.

Die Balbina schiebt sie beiseite, geht hinaus und schließt die Haustür. Als sie zurückkommt, ist ihr ruhiges, starkes Gesicht so weiß wie das der Lene, und ihre große Nase scheint sonderbar spitz.

„Er hat getrunken,“ stößt Lene wieder heraus, immer noch ihre Erzählung vervollständigend.

Tobias ist aufgestanden und tut unruhig und unschlüssig ein paar Schritte hin und her.

„Geh dort hinein,“ sagt Balbina zu dem Mädchen und weist nach der Kammer neben der Stube, wo Lene gestern geschlafen; und als letztere dort eingetreten, schließt sie auch diese Tür und zieht den Schlüssel ab. Darauf stehen sie horchend da, Tobias und Balbina.

„Er ist imstande und schlägt die Tür ein,“ sagt Tobias. Seine Stimme ist unsicher.

Die Frau antwortet nicht, steht, die Hand auf den Tisch gestützt, mit vornübergebeugtem Kopf und scheint immer noch zu lauschen.

„Vielleicht wäre es besser, daß ich den Landjäger holte,“ hebt Tobias wieder an.

„Daß du ihm in den Weg liefest — dem Georg.“

Die Balbina wendet, während sie diese Antwort gibt, sich nicht um eine Linie, steht immer gleich gebückt und doch hoch am Tisch im schwarzen Kleid, mit dem weißen Kopf und den schwarzen, zusammengezogenen Brauen. Jetzt zuckt sie ein bißchen. Draußen hat das Gartentor geknarrt. Aber es mag der Wind gewesen sein, der eben wieder vorbeihetzt.

„Da ist er," sagt Tobias.

Draußen drückt einer auf die Haustürklinke.

Die Balbina bleibt stehen, wie sie steht. Unruhig langt Tobias in den einen Bartzipfel, dann in den andern. „Ist der nicht ein trauriger Mensch, so einer?" murrt er in sich hinein.

Der draußen rüttelt an der Klinke. „Auf da!" Jetzt schlägt er mit dem Schuh wider die Tür.

Da öffnet die Balbina ein Fenster. „Heute nacht wird nicht mehr aufgemacht. Sei vernünftig! Schlaf im Gasthaus!"

„Auf oder nicht?" brüllt draußen der Georg. Wieder fährt sein schwerer Schuh an die Tür, dann scheint er sich mit seiner ganzen Gestalt dagegenzuwerfen. Die alten Angeln krachen, schon splittert Holz.

„Die bringt er schon auf," sagt Tobias in kurzem, halblautem Ton.

Die Balbina geht hinaus und öffnet. Fast ist es, als ob sie gewachsen sei. Sie tritt so an die Tür, daß sie ihm den Weg verstellt. „Mach uns nicht alle unglücklich, du," sagt sie kurz, knapp.

Georg, groß und stark, wie er ist, schiebt sie beiseite. Sie spürt seinen Atem, der von Wein dampft. Von Wein dampft der ganze Mensch. Als sie dicht hinter ihm ins Zimmer tritt, sieht sie,

wie sein Gesicht heiß ist. Haar und Schnurrbart glänzen wie feucht, in den Augen leuchtet die Gier.

„Ist sie heimgekommen?“ fragt er und geht gleich nach der Tür der Nebenkammer. „Aha, da ist sie,“ sagt er, als er die letztere verschlossen sieht.

Von der einen Seite tritt der Tobias, von der andern die Balbina zwischen ihn und die Tür.

„Geh fort da, bei Gott,“ sagt der alte Mann.

Die Balbina hat die Hände rückwärts an den Türpfosten gelegt und sieht dem Sohn ins Gesicht. Es ist derselbe Blick, den sie nun so oft auf ihn geheftet hat. Es ist, als ob die hagere, grobknochige Frau an ihrem Türpfosten emporwüchse, wie sie so dasteht.

Georg sieht einen Augenblick aus wie ein Stier, der zum Stoß ausholt. Alle Leidenschaften leuchten aus seinem Gesicht. „Laßt mich hinein!“ knurrt er jetzt.

„Ums Leben nicht,“ sagt der Tobias.

„Heraus muß sie, sag' ich.“

„Was willst von dem Mädchen?“ stößt der Alte wieder heraus.

Noch einmal zögert der Georg wie zum Anlauf. „Haben will ich sie,“ keucht er. „Heraus muß sie jetzt, und gern sehen will ich doch, ob sie nicht bei mir sitzen muß, wenn es mir gefällt!“

Die letzten Worte sind schon halb im Lärm des Ringens untergegangen, das sich zwischen den zwei Männern anspinnt. Tobias hält den Sohn gepackt. Er spannt seine ganze Kraft an, hält die Zähne verbissen. „Du kannst nicht herein,“ preßt er heraus. Aber Georg packt zu, roh. Jetzt reißt er und jetzt

holt er aus. Mit einer fürchterlichen Gewalt schleudert er den alten Vater an den schweren Tisch hinüber. Dumpf schlägt der Körper auf. Der Tobias ächzt. Am Tisch bleibt er halb betäubt liegen, vermag sich nicht zu erheben, so heftig schlug er auf. Der Georg lästert. Dann dreht er sich wieder der Tür zu. Eben prallt der Föhn wieder ans Haus, und ein Luftzug von irgendwoher hebt die Flamme der Lampe und läßt sie einen Augenblick über das Glas hinauszucken. Georg aber reißt die Augen auf. Da lehnt die Mutter an der Tür! Er hat sie nicht hinübergehen sehen nach der Ecke, wo das Jagdgewehr immer steht. Aber sie hält es in Händen, jetzt — das Gewehr! Und — was die groß ist, die Mutter! Ueber den Scheitel hinaus geht sie ihm selber. Das alles fährt ihm blitzähnlich durch den Kopf. Dann lacht er. „Ich erschrecke nicht so gerade," lacht er. „Tut das Schießding fort, Ihr!" Plötzlich fuchtelt er mit den Armen, winkt wieder, daß sie das Gewehr wegtue, lacht noch immer dazu, tut aber einen Schritt rückwärts. Sie hebt das Gewehr, die Alte! legt es an die Wange! Was — was? Georg wird auf einmal nüchtern. Etwas wie Schreck springt ihm in die heißen Züge. Wieder fuchtelt er mit den Armen. Da fällt ein Schuß. Die Wände zittern. Der Tobias fährt aus seiner Betäubung auf, richtet sich mühsam am Tisch empor.

Georg ist ins Knie gesunken, hebt den Arm abwehrend gegen die Mutter. Aber die Balbina tritt gegen ihn vor. Ihr Gesicht ist seltsam anzusehen, der Mund, die Nase, kein Zucken daran, alles wie plötzlich steinhart gefroren. Die Züge sind weiß,

daß die Brauen und die Augen davon abstechen wie Kohle vom Schnee. Nur das schlichte Haar ist noch weißer.

„Was — was — was?“ stößt der am Boden liegende Mensch wieder heraus.

Da redet die Balbina: „Von mir hast das Leben, du, dein unnützes! So will ich dir's auch wieder nehmen!“

Und sie zielt wieder, ganz ruhig, ganz niedrig jetzt, auf die Brust Georgs, der mit zerschossener Schulter stöhnt und sich umsonst abzuwenden sucht. Eine fürchterliche Uebermacht ist an der alten hageren Frau. Meister ist sie gewesen über das Kind, Meister will sie auch jetzt werden. Der Gedanke ist in ihr, wächst plötzlich in ihr auf zu einer Wucht ohnegleichen. Dann fällt der zweite Schuß. Der Georg, der schwere Mensch, sinkt in sich zusammen.

Der Tobias, der sich am Tisch halten muß, weil ihm die Beine noch zittern, bewegt die Lippen, möchte reden und kann nicht. Die Balbina aber sieht sich nicht um, das Gewehr lehnt sie in die Ecke, und das schwarze Tuch nimmt sie vom Nagel. Dann geht sie aus der Stube und hat nicht gesagt, wohin, geht anzeigen, was sie getan hat.

Sechstes Kapitel

Es hat es keiner glauben wollen, weder der Landjäger noch der Polizeidirektor, noch die Steger überhaupt. Der Tatsache haben sie glauben müssen. Der Georg ist begraben. Die Balbina haben sie

nach Altdorf geführt und verurteilt. Das konnte nicht anders sein; denn die Tat war geschehen. Aber das Urteil ist milde ausgefallen. Ein Jahr Gefängnis hat sie bekommen und — davon ist jeder überzeugt — nach einem halben Jahr werden sie sie entlassen. Zuviel ist, was zu ihren Gunsten spricht. Ihre Rechtschaffenheit, ihr Ansehen bei den Leuten, im Gegensatz dazu all das Schlechte, was man dem Sohn nachgesagt hat, die Erzählung des Tobias, der Lene und der Nachbarn. Die Erzählung des Tobias besonders! Als der Alte mit dem weißen Fetzenbart vor das Gericht trat, bekamen die Richter Herzklopfen. Mit dem Hut in den Händen stand der Tobias da. „Bei Gott und allen Heiligen — geht landauf und -ab — und so weit ihr wollt — wie die Frau findet ihr keine, die rechtschaffener ist."

Das war keine lange und keine geübte oder feine Rede. Aber der Tobias holte es tief aus sich heraus, und es war irgendwie, als hebe er mit den paar Worten ein Licht hoch und zünde auf den langen, geraden Weg zurück, den die Balbina an seiner Seite gegangen. Auf ein ganzes Leben zündete er zurück. Die Richter wußten, daß es ein ehrbares und achtenswertes Leben gewesen war. Es ereignete sich der seltene Fall, daß, als die Herren, nachdem sie der Balbina das Urteil gesprochen hatten, aus dem Saale traten und, aus einem andern Zimmer kommend, die Balbina im Korridor an ihnen vorüber abgeführt wurde, sie ohne ein Wort von einem zum andern unbedeckten Hauptes standen, bis die Frau vorüber war.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Zeit geht weiter. Auch das halbe Jahr der Balbina geht vorüber. Dann ist es, wie es gesagt worden: sie geben die alte Frau frei. Weil weder der Tobias noch die Lene die genaue Stunde der Freilassung kennen, holt sie niemand zu Altdorf ab. Sie mag es so gewollt haben. In schwarzem, schlichtem Gewand, wie sie immer gegangen, das Zipfeltuch über den Kopf gelegt, einen Korb mit Habseligkeiten am Arm, tut sie den Weg von Altdorf nach Steg zu Fuß. Sie schreitet ganz in derselben Art dahin wie immer, die starken Hände unter der Brust gekreuzt, mit weiten, schiebenden Schritten, und wenig auf das achtend, was zu seiten ihres Weges ist. Leute begegnen ihr, solche, die sie nicht kennen, und solche, denen sie bekannt ist. Von den letzteren bleiben wohl etliche stehen und blicken ihr nach. Sie bemerkt auch, wie der und jener bei ihrem Anblick auffährt und sie anstiert, ein andrer den Kopf beiseite wendet, um nicht grüßen zu müssen, aber ihre eingefallenen Wangen röten sich nicht. Die Menschen kümmern die Balbina nicht. In dem halben Jahre ihrer Haft hat sie mit dem Herrgott ausgemacht, was auszumachen gewesen ist. Viel gebetet und den Geistlichen bei sich gehabt hat sie. Mit den Menschen hat sie nichts zu tun, will nichts von ihnen, hat darum auch keine Scheu vor ihnen. Sie erreicht Steg und schreitet durchs Dorf. Daß die Nachricht vor ihr aufspringt: die Balbina ist zurück, sieht sie wohl, wendet aber den Kopf nicht darum.

Als sie ins Andermatthaus tritt, geht es gegen Mittag, und die Lene steht kochend in der Küche. Sie sieht das Mädchen dort stehen, aber sie tritt

nicht zu ihr hinein, in die Stube geht sie und durch diese in die Nebenkammer, wo sie Tuch und Korb ablegt. Dann kommt sie zurück, als ob sie nur eben von einem kurzen Gang nach Hause gekommen, gibt der Lene, die ihr Heimkommen bemerkt hat und scheu zitternd und mit bleichem Gesicht in die Stube geschlichen kommt, die Hand, sagt: „Was kochst heute?" wartet die Antwort nicht ab, sondern geht in die Küche hinaus und beginnt in der Pfanne mit dem Löffel zu rühren, den das Mädchen eben aus der Hand gelassen hat. So tritt sie in die Alltäglichkeit zurück, als ob sie sie nie verlassen hätte. Sie mag wohl das Zittern, die Scheu und Verwirrtheit der Enkelin erkennen, aber mit einer sonderbaren wortlosen Entschlossenheit geht sie darüber hinweg, hilft unwillkürlich auch der andern hinweg darüber. Und wie der Lene, so hilft sie nachher dem Tobias, ihrem Mann, als dieser nicht lange darauf von der Arbeit heimkommt, erregt und gebrechlicher als sonst. Am Gesicht ist ihm anzusehen, daß ihn der Gedanke an die nahe Heimkunft der Frau schon unterwegs, vielleicht schon lange aus dem Gleichgewicht gebracht hat. Als er sie nun plötzlich erblickt, zucken ihm die Lippen im Bart, das Wasser springt ihm aus den Augen. Aber die Balbina berührt mit kurzem, trockenem Griff ihrer Finger seine Hand, wie sie die Lene gegrüßt hat, nimmt ihm Hut und die Axt ab, die er in der Hand hält, wie sie das früher bei seinem Heimkommen getan, und geht gleich die Suppe auftragen. In allem ist es, als sei sie nie fortgewesen. Selbst im Gespräch bei Tisch. Wie unter einem Zwang

lassen Tobias und die Lene sich bei ihr nieder, und sie spricht mit ihnen von Arbeit und Wetter und Gesundheit und dergleichen Dingen in ihrer alten, kurzen, auf den Kern gehenden Art. Nur von dem halben Jahr, das sie eben hinter sich gelassen, und dem bösen Tag, der es eingeleitet, spricht sie nicht.

Der Tag ihrer Heimkunft verrinnt in den nächsten und dieser in andre. Was Ereignis gewesen, wird Alltäglichkeit. Tobias und die Lene merken kaum, mit welcher die Zähne verbeißenden Kraft die Balbina sie an dem Ereignis vorüber und wieder in die Alltäglichkeit zurückgeführt hat. Der Tobias lebt auf. Der Kummer mag ihn wohl manchmal stechen, aber die Behaglichkeit, mit der er empfindet, daß die Hände, die lange Jahre für ihn gesorgt haben, wieder an der Arbeit sind, ist ein gutes Heilpflaster. Die Lene findet schon schwerer den Weg über böse Erinnerungen hinweg und kann es nicht lassen, tut es unbewußt, daß sie immer und immer wieder die Großmutter von der Seite ansieht, staunend, in geheimem Schauder, weil sie doch das getan hat mit eigner Hand — einen Menschen getötet. Die Balbina weiß auch, daß die Lene das tut, weiß es und hat weder Zorn noch Qual deswegen, soweit einer sehen kann. Sie läßt nur Tobias gegenüber das Wort fallen: „Der Schwester will ich die Lene geben nach Erstmatt hinunter. Es ist zu langweilig für das Mädchen bei uns zwei Krautern. Die Haushaltung kann sie auch besser lernen dort, wenn sie doch den Peter nehmen will bald."

Als die Balbina das sagt, denkt sie das Mädchen von der Last zu befreien, die ihre Gegenwart für

dieses ist, weiß aber auch, daß sie die Enkelin in ein Haus bringt, aus dem der Peter, der Nachbar, sie in ein, zwei Jahren lieber holen wird als aus dem ihren —

Was die Balbina gesagt hat, wird bald zur Tat. Sie hat immer eine rasche Hand gehabt und führt aus, was sie im Sinn trägt. Willig, ja fröhlich zieht die Lene um. Und als sie gegangen ist, hausen die Alten weiter. Der Tobias täglich zufriedener, täglich besser die Vergangenheit vergessend, die Balbina — ja die Balbina — — —

Es sieht ihr keiner viel an, außer daß sie hager ist und nicht lacht und keine Farbe im Gesicht hat, es weiß keiner, was ihr ist: daß sie zuweilen im Halbdunkel auf der Hausbank sitzt oder oben in der Kammer, wo einmal der Georg geschlafen, oder in der Stube, dort — wo — wo er gelegen hat an der Wand! Ganz still sitzt sie da. Weinen können die Frauen dazuland nicht recht, haben weder Worte noch Gebärden noch Stöhnen für das, was sie quält. Aber jedesmal, wenn die Balbina so sitzt, allein, ihren Gedanken überlassen, sieht sie den Sohn, wie sie ihn als klein gekannt und an ihm Freude gehabt hat, wie er größer geworden, fortgegangen und heimgekommen ist, sieht ihn und freut sich an ihm und hängt an ihm mit tausend festen Fasern und fühlt wieder Faser um Faser reißen in höllischem Schmerz, verliert ihn wie sie ihn geboren in Wehen, nur in viel fürchterlicheren Wehen, verliert ihn so täglich, macht das alles in sich ab, daß keiner es sieht und — und weiß, daß wenn noch einmal alles käme, wie es gewesen, sie es nicht anders täte!

Wie es in Brenzikon menschelte

1905

Erstes Kapitel

Das war ein schönes Dorf und ein braves Dorf, dieses Brenzikon! Bahbahbah! Ein wunderbar schönes und braves Dorf war es! Der liebe Gott selber mußte seine helle Freude an ihm haben, daß er so manchen Tag im Jahr einen so hellen, blauen Himmel darüberspannte, während es andernorts regnete, und daß er mit seiner klaren, warmen Sonne lang und gern auf den Hügel mitten im langgestreckten Aatal zündete, an dem das Dorf lag. Das Tal dehnte sich gerade hin von Süden nach Norden, lange Bergketten schlossen es nach Osten und nach Westen ab. Sie waren nicht so hoch wie das Gebirge der Innerschweiz, aber es schaute doch da und dort hinter grünen und braunen Kämmen ein weißer Gipfel hervor und leuchtete im Morgenglanz und im Abendschein herrlich und herzbewegend in die Ebene nieder. Durch die Wiesen und Felder des Talbodens floß mit stillem blauem Wasser die Aa. Am Brenzikoner Hügel machte sie einen Bogen zur Linken, friedlich unterm westlichen Teil des Dorfes vorüberziehend. Morgens und abends an klaren Tagen fing die weiße, große Kirche mit dem spitzen Schieferdachturme das volle Licht der über

den Bergen stehenden Sonne auf und warf ihr eignes Bild in leuchtender Verklärung in den schönen, ruhigen Fluß hinab. So kam es, daß dann und wann Menschen, die gern ins Sinnen kamen, im Dorfe heimische oder fremde, zu solchen Abend- oder Frühstunden an der Umfassungsmauer der Kirche stehenblieben und versonnenen Blickes in die Tiefe sahen, wo neben ihrem eignen das Widerbild des Gotteshauses stand und eine Landschaft sich spiegelte, die etwas Frommes und Liebliches hatte.

Brenzikon hatte zwei Straßen. Beide hatten die gleiche Mutter: die große Landstraße, die wie der Fluß aus Süden kam und nach Norden lief. Und die zwei Straßen von Brenzikon waren so zahm und gesittet, daß sie eigentümlich in die liebliche Landschaft paßten. Sie schwangen sich in einem schönen, weichen Bogen, die eine zur Rechten, die andre zur Linken zwischen den weißen und braunen Häusern hindurch am Hügel hinauf, bis an die Kirche, wo sie sich trafen, aber nur um sich zu trennen, jenseits des Gotteshauses sich nochmals guten Tag zu sagen und dann in einem gleichen zahmen und gesitteten Bogen zur Mutter im Tale zurückzukehren. Auf vier Zuwegen also konnten die Brenzikoner ihre Kirche finden und fanden sie auch so eifrig, daß die Dorfpfarre eine der begehrtesten im Lande war und der ehrwürdigste geistliche Oberhirte, wenn er das Tal bereiste, immer in Brenzikon Quartier nahm.

Und nun ging diesem schönen und frommen Ort wieder ein Sonntag auf. Das Tal lag im Glanz eines Frühsommertages. Es war grün bis auf die

Schneespitzen, die da und dort über die Wälder lugten; der Himmel war blau, und weiße Wölklein zogen über ihn hinab, von einem unmerklichen Südwind getrieben. Diese Wolken wanderten zugleich unten im blauen Wasser der Aa, und es war ein seltsamer Zusammenhang zwischen der Bewegung im Wasser und der im Himmel, man meinte unwillkürlich ein leise gesummtes, wohliges Sommerlied zu hören, das Fluß und Himmel miteinander sängen. Als der Sonntagmorgen ein paar Stunden alt war, begannen die Glocken der Kirche zu läuten, die Töne flogen wie Vögelein aus der offenen Glockenstube. Von ihnen schien es, als ob sie, eine ganze Schar, nach allen vier Winden über das Dorf niederflatterten und sich vor jedes Fenster eines setzte; denn bald traten aus jedem Hause die gerufenen Kirchgänger und hoben an, auf den vier Straßen nach der Hügelhöhe zu steigen. Wenn jemand sich auf die graue Mauer gegenüber dem Kirchenportal setzte, konnte er nun drei Viertel Brenzikon in erbaulicher schwarzer Linie heranziehen sehen. Und da mußte er blind sein, wenn ihm nicht auffiel, wie eben die Bravheit auf allen Gesichtern lag, die in die freundliche Landschaft und zum guten Ruf der Dörfler paßte. Auch bemerkte er wohl, wie von der Sonnenseite des Dorfes herauf die behäbigeren Leute stiegen als von der Schattenhalbe. Die Großbauern und Wirte, Hindermann, der Sägereibesitzer, und der Fuhrhalter Kunz, während diesseits Geißgütler, Handwerker und Taglöhner mit zahlreichem Weib- und Kindesgeleit sich heranbewegten. In den Zügen der Leute von der Sonnen-

seite lag der weit im Lande herum bekannte, würdige Charakter der Brenzikoner schärfer ausgeprägt als bei den andern, vielleicht machte die Sonne, in der sie wirklich und ihrer Lebensstellung nach wohnten, ihre Gesichter offener als die der Schattenhalben, die überhaupt braunere und furchigere Züge und darin oft einen verdrossenen oder sorgenhaften Ernst trugen.

Einer der ersten, der durch die Kirchentür hineinging, war Kunz, der Fuhrhalter. Er war ein großer, schwerer Mann mit einem roten, bartlosen Gesicht, schwitzte im Steigen oder vielleicht vor Frömmigkeit, und seinen gegen die schwammigen Backen gesenkten Liderlätzlein sah niemand an, daß die Augen darunter gelegentlich vor Zorn funkeln konnten, dem jetzt im Gebet sich leise, aber unablässig bewegenden Mund, daß er immer noch ein Schimpfwort wußte, wenn dem gröbsten Stallknecht das Lexikon ausging. Der Sägereibesitzer Hindermann, der jetzt um die Kirche bog, hatte ein fast städtisches Aussehen, trug schwarzes, schulmeisterhaftes Gewand, war dabei ein hagerer, mittelgroßer Mann mit einem dürren Gesicht, schwarzem, steckigem Schnurrbart, hoher, kahler Stirn und tiefliegenden Augen. An der Tür traf er mit einer Schar von Männern und Weibern von der andern Dorfseite zusammen. Die blieben mit einem plötzlichen Ruck und demütig stehen und ließen ihm den Vortritt. Er aber griff mit einer unbeschreiblich würdevollen Sonntagsbewegung an den Hut und deckte seine Glatze ab. Mit einem Schritt trat er danach leis und elastisch ins Gotteshaus. Irgendwie aber war es, daß darinnen die Leute nach ihm

sich umsahen und sein Eintritt sich gestaltete, als hätte er sich vorher angemeldet: Still jetzt — jetzt kommt aber ein Rechter.

Nicht minderes Aufsehen entstand, als der kleine Jost Zemp, der Landwirt, eintrat, der „Hauptmann“, wie er hieß, weil er als solcher bei der Landwehr stand. Schon sein beweglicher Schritt unterschied ihn von den andern und ließ ein paar Köpfe nach ihm herumfahren. Er gehörte seines Vermögens und großen Landbesitzes halber zu den Brenzikoner Sehenswürdigkeiten, saß im Großrat und trug eine Menge Gemeindeämter auf seinen knappen Schultern. Im Gehen schien er fortwährend bestrebt zu sein, seine leibliche Beschaffenheit in Einklang mit seiner auch ihm selber wohlbekannten geistigen Bedeutung zu bringen, denn er zog bei jedem Schritt seine kleine Gestalt in die Höhe, als ob ihm die Hosenträger zu lang geschnallt wären. Auch sein Gesicht mit dem graublonden Schnurrbart, dem Bartansatz unter beiden Ohren und dem Glasauge trug denselben Ausdruck unendlicher Beschaulichkeit, wie er bei allen Männern und Weibern zu finden war, die jetzt die braunen Kirchenstühle zu füllen begannen. Bald standen die Brenzikoner wie alle Sonntage fast vollzählig unter der noch leeren Kanzel und waren anzusehen wie ein von einem sanften Wind gleichmäßig daniedergehaltenes Aehrenfeld; kein Kopf hob sich über die Demutslinie hinaus, die so schön und feierlich über die Gemeinde hingezogen war.

Jetzt klang ein fester Schuh auf Steinplatten, und aus der Sakristei trat mit zwei langen Schritten der Pfarrherr, ließ sich vor dem Altar ins Knie und

stieg dann die knarrende Kanzeltreppe hinauf. Als er droben das Barett, hinter dem er gebetet hatte, senkte, lag auf dem vollen, klugen und strengen Gesicht, in dessen hohe Stirn leichtlockiges, noch schön schwarzes Haar hing, das Bewußtsein des Einsseins mit der Gemeinde und des Herrseins über sie. Es gab nichts so vollkommen Harmonisches als die Art, wie die Predigt und die nachherige Messe von dem Geistlichen gegeben und von den Dörflern hingenommen wurden. Eingießen will ich es euch, sagte des Pfarrers Art. Forttragen werden wir es, sagte die Weise der Brenzikoner, während sie gleichsam in ruhig-behaglichen Zügen tranken, was von der Kanzel kam. So ging der Gottesdienst seinen Gang. In jeder Bewegung des Hochwürdigen lag wieder die große Zufriedenheit mit der Gemeinde, als er sie mit dem Weihwasser besprengte, und diese nahm mit einer stillen Würde entgegen, was ihr zukam. Der Hinaustritt aus dem Gotteshaus geschah in derselben Sittsamkeit und Demut wie der Eingang. Nur daß vor der Kirche einzelne Gruppen sich bildeten und es den meisten Dörflern mit dem Heimkommen nicht eilte. So fanden sich Hindermann, Kunz und Zemp zusammen, stellten sich seitwärts unters Kirchenvordach und kamen in ein Gespräch, das ihnen Zeit ließ, die Grüße der Vorübergehenden zu erwidern und dem und jenem in einem feierlich getragenen Tone Rede zu stehen, wenn er über das Wetter oder dergleichen alltägliche Dinge im Vorbeigehen eine Bemerkung machte. Ihre Gesichter verloren dabei keinen Augenblick den schönen Schein einer lange nachdauernden Andacht, der wie Abendrot am Berg darüberlag

und allen dreien gleich eigen war, obschon jeder sein besonderes Wesen und seine charakteristische Rede hatte. Als nach kurzer Weile der Pfarrherr in der Kirchentür erschien und zu ihnen trat, hatten sich damit vier Menschen zusammengefunden, wie sie von Gestalt und Gebaren nicht verschiedener einander treffen konnten: der leise, beim Gehen in den Knien sich wiegende und seine Gestalt stets in einer Art Schwung erhaltende Hindermann, der plumpe Fuhrhalter, Zemp, der Bauer, mit der raschen und spitzigen Art und der starke und strenge Pfarrherr. Sie standen noch nicht lange im Gespräch, als die Kirchentür verspätet noch einmal aufging und einen dürren, nicht mehr jungen Menschen herausließ, dem jeder auf hundert Schritt den Schneider ansah. Er hielt schon immer den linken Arm so, als ob er eine zum Austragen fertige Hose darüber hängen hätte, trug karierte, enge und kurze Beinkleider, die unten die über die Halbschuhe herabhängenden weißen Socken frei ließen. Sein Gesicht war gelb, hatte einen unendlich dünnen Schnurrbart und ein langes, spitzes Bocksbärtchen am Kinn; das auffallendste daran aber waren die Augen oder vielmehr ihr scheues, verschmitztes Spiel. Die Lider waren gesenkt wie bei allen Brenzikoner Kirchgängern, aber unter den strohgelben und strohgroben Wimpern fuhr aus den kleinen Augenschlitzen ein schlauer Blick wie ein lällendes Feuerzünglein heraus. Als der Schneider die vier Männer erblickte, bückte er sich tief und zog den kleinen runden Hut.

„Also gilt es wirklich, Baumli?“ rief ihn Kunz mit lautem Lachen an.

„Eben gilt es," kicherte der Schneider Baumli zurück und drückte sich Hut in Hand auf der Stelle herum, auf der er eben stand, während die vier ihm lustige Gesichter zuwendeten.

„Nun, wenn es sein muß, ist es besser, wenn er nicht mehr zu lange wartet," sagte mit seiner langsamen und klaren Ruhe der Pfarrherr.

Der Schneider, den Spott deutend, der unverhüllt in den Gesichtern der drei andern zu lesen war, trat einen Schritt näher, lächelte mit schmalen Lippen und sagte: „Schon sehen lassen darf sie sich, meine Braut! Ihr werdet mir recht geben, meine Herren!"

„Bringt sie nur — endlich," sagte der Pfarrherr, ihn verabschiedend, und Baumli lachte wieder sein verkniffenes Lächeln, bückte sich zu seinem sonderbaren Gruß und ging, ging hinab auf die Schattenseite, wo sein Haus stand.

Von ihm handelte das kurze Gespräch, das die vier oben an der Kirche dann noch führten.

Was er sich denn für eine ausgesucht habe, fragte Zemp, der am wenigsten weit ins Land hinauskam.

„Bah, eine Wirtstochter oder dergleichen vom Städtchen überm Berg, von Hochwyl, herüber," gab Kunz Auskunft.

„Nein, nein, nein," widersprach leise Hindermann, „aus dem Welschen solle sie sein, dem Baumli seine Braut!"

Womit er sie denn ernähren wolle, fragte Zemp.

Das Achselzucken, mit dem Kunz und der Säger antworteten, bewies, daß es um die Vermögensverhältnisse des Schneiders nicht glänzend bestellt sein

müsse. Da fiel aber der geistliche Herr mit einem mißbilligenden Wort dazwischen: „Das geht uns nichts an, ihr Herren. Ein rechter Mann ist er, der Schneider, ein braver Mann."

Und die andern machten ihre würdigsten Gesichter und stimmten nickend bei: Richtig, richtig, das sei er, der Baumli.

Gewiß! Noch keinen Sonntag habe er ihn fehlen sehen in der Kirche, sagte der Hauptmann und streckte den Hals, weil er mit der kurzen Rede die Tatsache festgenagelt, daß auch er nie gefehlt hatte.

Alle vier aber verabschiedeten sich darauf im hohen Wohlgefühl, der Gemeinde anzugehören, in der Baumli kein Unwürdiger und sie so Würdige waren, mit feierlichem Händeschütteln voneinander. Hindermann und der Pfarrherr bogen um die Kirche, der Fuhrhalter und Zemp wandten sich hügelabwärts.

Als der Säger und der Pfarrer dem jenseitigen Mauerausgang zuschritten, standen dort zwei Frauen, eine junge und eine alte, die scheu und bescheiden zurücktraten, um sie hindurchzulassen. Der Pfarrer sah sie scharf an, und sie erröteten beide. Die Alte, der weißes, krauses Haar unter dem schwarzen Kopftuch hervorlugte, öffnete die Lippen, als ob sie etwas sagen wollte, erwiderte dann aber nur eilig und verlegen den Gruß, mit dem ihr der sich entfernende Geistliche zuvorgekommen war.

Die zwei Weiber blieben allein auf der Höhe zurück, während Hindermann und der Hochwürdige, jener auf der Dorfstraße, dieser im nahen Pfarrhause verschwanden. Die große Schönheit des Sonntags leuchtete über ihnen. Eine wunderbar reine Luft

war auf dem Kirchhügel, und durch den klaren Tag vermochte der Ausschau haltende Blick nach Süden und nach Norden weit ins Land hinaus zu dringen Marianne Schmid, die alte Taglöhnerin, stand an die Mauer gelehnt, die eine braune Hand lag auf der grauen Deckplatte wie ein Stück aus Bronze, das braunbleiche Gesicht mit den dichten grauen Brauen, die im Verhältnis ebenso kraus wie das noch volle Haar des kleinen Weibes waren, blieben noch immer der Pfarrhaustür zugewendet, in der der Hochwürdige verschwunden war.

„Jetzt — jetzt habt Ihr ihn doch nicht gefragt, Mutter," sagte das schlanke, wie die Alte in armes schwarzes Gewand gekleidete Mädchen, die Agatha, zu ihr.

„Ich weiß," nickte die Mutter und drückte die Lippen zusammen. „Ich muß eben einmal in der Woche zu ihm gehen," fügte sie hinzu. Ein Seufzer mischte sich mit dem Wort, als ob sie Angst vor dem Gang hätte, von dem sie sprach.

Die Junge senkte das bleiche, feine Gesicht.

„So komm," sagte die Marianne. Dann hoben sie an, nebeneinander still die Straße hinabzusteigen, die hier nach den Schattenhäusern ging. Sie trugen die Sonne auf den Scheiteln, der Alten glänzte das Kopftuch davon, der Jungen das schwere, in Flechten aufgesteckte dunkle Haar. Aber die Agatha zog im Gehen die schön geschwungenen schwarzen Brauen schmerzhaft zusammen, und manchmal träufelte etwas unter den gesenkten Lidern hervor auf das Gebetbuch und den Rosenkranz, die sie vor sich in den Händen trug. Dann fuhr sie langsam mit der Hand in die Augen.

Zweites Kapitel

Agatha Schmid, die Taglöhnerstochter, saß vor dem Hause, das der Mutter gehörte und zu äußerst am Ostrande des Hügels lag, so daß man nur durch eine enge kleine Gasse zu seiner Tür gelangte. Es war zu Brenzikon nicht schwer, ein eignes Haus zu haben; denn es standen keine Paläste da, und das der Taglöhnerin war erst recht nur eine braune Holzhütte mit Stube und Küche im Erdgeschoß und zwei niederen Kammern unterm Dach. Aber unter den lustig kleinen Fenstern standen so viele Blumen, als Platz hatten. In allen Farben hing der Blust über die Gesimse herab, und um seinetwillen sah das Zwerghaus schmuck und freundlich aus. Die Bank, wo die Agatha saß, stand an der Südwand des Hauses in einem Gemüsegarten so groß wie ein Hosenfleck und mit sechs Krautköpfen in einem und ein paar Büscheln Suppengrünzeug in einem andern Beet; aber es war doch ein Garten mit einem verwitterten Holzhag darum, und über diesen hinaus sah es sich in das weite Tal nach Süden, in die schöne Welt. Die Welt war auch heute, mitten in der Woche, schön wie jüngst am Sonntag. Nur war jetzt der Tag ihrer müde und schickte sich an, über die Berge sich fortzustehlen. Seine Fackel leuchtete blutrot am Weißhorn oben, und von dem Glühen fiel ein Widerschein über das Dorf, die Hütte und die Agatha, selbst über die sechs Kohlköpfe. Die letzteren standen am Boden, als seien sie größer

geworden, und es war auf einmal etwas Kunstvolles an dem halben Dutzend gewöhnlicher Gesellen. So schön war der Abend.

Die Agatha saß müßig, die schlanken Hände in den Schoß gelegt, den Blick in das Tal hinaus gerichtet, durch das die Aa geräuschlos, weißschimmernd einer ferneren Dämmerung entgegenzog. Zuweilen zuckten des Mädchens Brauen, dann wieder ihr feiner Mund; aber im Grunde war mehr ein Ausdruck tiefer Versunkenheit in ihrem Gesicht als wirklicher Kummer. Und doch hatte die Agatha ihr Kreuz. Es fiel ihr nur eben nicht ein, daß ihr der Boden heiß war im — im Dorf. Die Agatha sann und sah durch den Abend zwei Männer den Hügel heraufkommen, wie sie sie in ihrem Leben oft und oft hatte kommen sehen, sah sie, obwohl kein Abend so bald sie wiederbringen konnte, den einen, weil er tot, den andern, weil er fort war: den Vater, den sie vor Monaten begraben hatten, und — und den Bielmann-Gerold, den Nachbarn. Sie kamen daher, das Beil über der Schulter, die Röcke daran gehängt, der Vater mit dem grauen Bart, ganz klein neben dem langen, hageren andern. So kamen sie immer vom Taglohn; nur manchmal lagen ihnen statt des Beils auf der Schulter Haue und Schaufel oder andres Werkzeug. Aber seit manchem Jahr kehrten sie jeden Abend miteinander heim. Der Gerold war auch schon kein ganz junger mehr, stand hoch in den Dreißig, und war ein erwachsener Mensch gewesen, als sie, Agatha, noch ein kleines Kind war, aber — haha — sie sah ihn ganz deutlich, als ob er wirklich —: mit den langen Schritten stieg er herauf.

Immer, wenn der Tag in eine Helle wie heute verging, trat der harte Schnitt seiner Züge besonders hervor, die scharfe, schmalrückige Nase mit dem großen blonden Schnurrbart darunter, die hageren Backen, das starke Kinn und dann die ernsthaften, ruhig aus dem braunen Gesicht blickenden Augen. Zu Anfang war er wie ein älterer Verwandter zu ihr gestanden, hatte sich so wenig um sie, das Kind, gekümmert, wie sie wiederum um ihn. Dann merkte sie nach und nach, was an ihm anders war als an andern, daß er nie ins Wirtshaus ging, selbst nach dem Feierabend noch immer sich Arbeit machte, und — vernünftig und ernsthaft sprach, wann er redete. Der Vater, der wenig Wesens machte, rühmte ihn und — mochte ihn wohl leiden; denn er hatte auch nur von der Hand in den Mund zu leben wie sie. Während sie wochenlang dem Vater zu essen trug, kamen Gerold und sie häufiger zusammen, gingen einmal miteinander durch den stillen, großen Pfynwald, ein andermal, an einem Sonntag, weit über Land zu einem Fest in einer andern Talgemeinde. So war es gekommen! Nun war für sie keiner wie der Gerold in der Welt! Es war ausgemacht, seit einem guten Jahre schon, daß er sie heiraten würde. Der Vater und die Mutter waren es wohl zufrieden, er selber hatte niemand zu fragen, stand allein. Aber nun war der Vater plötzlich gestorben, an der Arbeit hatte ihn der Schlag getroffen. Gerold, die Mutter und sie sprachen von der Zukunft, und Gerold meinte, es sei nicht gut, wenn der Mensch sein Haus schlecht baue, wenn er es besser bauen könne. In Amerika drüben ständen die Löhne für solche, die arbeiten

wollten, jetzt höher denn je. Von einem, der drüben gewesen, wisse er es, und er hätte fast Lust hinüberzugehen, würde sie, Agatha, nachkommen lassen, wenn alles sei, wie er es gehört, würde wiederkommen, wenn es sich als Schwindel erweise. Anfänglich war sie, Agatha, erschrocken, aber wie sie in Tagen und Tagen alles reiflich überlegten, schien ihnen der Plan zuletzt doch gut, und es wurde ausgemacht, daß Gerold gehen sollte. Jeden hätte man so nicht ziehen lassen können, ohne sich zu fragen, ob er über der Fremde nicht vergäße, was er zurückgelassen; bei dem Gerold ... Die Agatha lächelte. Dann fielen ihr die Tage ein, die der Abreise vorausgegangen. Sie war schon vorher gern in Gerolds Gesellschaft gewesen, sicher, hatte sich auf der Welt nichts andres gewünscht; aber nun, da er fort wollte, war es doch noch anders gekommen. Er fehlte ihr jeden Augenblick, da sie ihn nicht sah, und das Herz klopfte ihr, und heiß war ihr oft und — Da kam der Abend vor dem Tage, an dem er fort mußte. Sie merkten beide, daß es ein Auseinandergehen für lange werden würde, und der Gedanke verwirrte sie. Es wurde ein so seltsamer Abend. Sie konnten sich nicht trennen. Wie ein Fieber war es an ihnen. — Und — und — jetzt war die Mutter beim Pfarrherrn es ihm sagen.

Die Agatha fuhr zusammen. Ein Schritt klang in der kleinen Gasse, die aufs Haus zu führte. War das die Mutter? Nicht doch — die Schritte entfernten sich. Es war nur zufällig jemand in die Gasse getreten!

Das Mädchen neigte sich vor, streckte die Arme

lang aus und legte die Hände ums Knie. Wieder staunte sie weit hinaus. Wenn er es wüßte, der Gerold! Sie hatten es ihm nicht schreiben können; denn er hatte noch keine Adresse gesandt, wollte erst schreiben, wenn er feste Arbeit hätte.

„Auch gut ist es, daß auf ihn Verlaß ist," sagte die Mutter. Die hatte nicht gezürnt, nur den Kopf geschüttelt, wie eine, die meint: Was soll ich sagen, was? Wenn eines jung ist, weiß es nicht immer Maß zu halten! Und nachher war ihr das Wort gekommen, das sie jetzt häufig mit einem Aufatmen wiederholte: „Gut ist, daß Verlaß ist auf den Gerold."

Jetzt! Jetzt kam sie heim, die Mutter! Das war ihr Schritt! Die Agatha richtete sich auf. Ihre Wangen röteten sich. Sie trat bis an die Hausecke vor. Als die Alte sie erblickte, kam sie zu ihr heran.

„Habt — Ihr ihn getroffen?" fragte Agatha. Der Atem war ihr kurz.

„Ja." sagte die Mutter in knappem Ton. Sie ließ sich auf die Bank nieder, strich das schwarze Kopftuch ab und legte das feiertägliche sorgfältig zusammen. Es entstand eine Pause, und erst als die Frau ihr Tuch neben sich auf die Bank gelegt hatte, wendete sie sich fast plötzlich nach der Tochter um. „Siehst, das können sie nun nicht begreifen, hier im Dorf." Sie begleitete die Worte mit einer Bewegung der erdigen Hand, als lege sie ein wirkliches Ding zwischen sich und das Mädchen auf die Bank und gab damit der Rede einen merkwürdigen Nachdruck.

Agatha schwieg und sah zu Boden.

Nach einer kurzen Weile hob die Mutter mit einer

hohnvollen Stimme wieder an: „Fortgehen, jawohl! Wohin, wenn eines tag seines Lebens am Ort gewesen und da sein Auskommen gehabt hat?“

„Er meint, wir sollten fort, der Pfarrherr?“ fragte die Agatha leise. Jetzt stieg plötzlich das Blut heiß in ihr Gesicht. Das Bewußtsein eines Fehls kam vielleicht erst jetzt über sie. Ihre Wangen glühten.

„Ein solches Aergernis sei zu Brenzikon nie erhört worden! Das beste wäre, daß wir uns fortmachten, sobald als möglich, daß ...“

Die Alte stockte. Es quoll wie ein Schluchzen in ihr auf. Er mußte sie übel angelassen haben, der Pfarrherr, daß die Erinnerung sie so erregte!

„Soll ich — ich könnte gehen, Mutter,“ sagte das Mädchen mit mühsamem Ton.

„Wohin?“ fragte die andre und sah sie gerade an.

Agatha verbiß die Lippen.

„Nein, nein! Durchgefochten muß es sein, jetzt, das,“ fuhr die Mutter langsam fort, jedes Wort mit einem kräftigen Ruck hervorholend, daß es mutig dastand.

„Er wird bald schreiben, der Gerold,“ sagte Agatha.

„Recht ist es schon, wenn er es bald tut.“

Ihre Unterhaltung war beinahe erschöpft damit. Sie saßen darauf wieder stumm nebeneinander, und der Abend dämmerte tiefer. Als sie eine ganze Weile gesessen hatten, warf die Mutter wieder langsam, sinnend und in starkem Ton das Wort hin: „Wenn es im Dorf noch keine schwerere Sünde gegeben hat!“

Und als sie es gesagt hatte, kam eine größere Ruhe an beide. Und sie hatten, ohne daß eines es vom andern wußte, ihre Gedanken bei demselben Menschen, bei dem Gerold, um dessen Verläßlichkeit willen ihnen keine Sünde schien, was geschehen war.

Als sie spät ins Haus traten, prophezeite die Alte: „Von morgen an werden wir es spüren, daß wir in einem braveren Dorf wohnen als andre Leute."

Das spürten sie nun freilich.

Am folgenden Tag ging die Schmidin zum Taglohn auf die Aecker am Aaufer, wie sie das seit des Mannes Tode tat, stärker und an die Landarbeit besser gewohnt als die Tochter, die die Haushaltung besorgte. Agatha trug ihr zu Mittag, fand zufällig eine Beschäftigung auf dem Ackerland des Bauern, dem die Mutter eben diente und der, an Arbeitshänden knapp, sie nicht loslassen wollte, und es fügte sich deshalb, daß die beiden Frauen am Abend gemeinsam vom Felde heimkehrten. Da schon konnten sie es spüren.

„Aha," sagte die Mutter, als der erste Brenzikoner ohne Gruß an ihnen vorübergegangen war. Merk auf, Tochter, hieß das. Und der kleinen Frau feste Lippen saßen hart aufeinander nachher.

Als sie dann ins Dorf einbogen, fühlten sie die Blicke, die aus allen Häusern auf sie stachen, hörten, wie sie vor und hinter ihnen zischelten.

„Er hat es eilig gehabt, der Pfarrherr," sagte wieder die Alte im grimmigen Ton von vorhin.

Darauf kamen sie an eine Straßenstelle, wo sie den Weg von einer ganzen Schar Dörfler gesperrt fanden. Unwillkürlich zögerten sie. Dann fiel es

ihnen ein: Ei ja, der Schneider Baumli war zurück und hatte seine Frau mitgebracht! Beide mußten eben erst herangezogen sein; denn sie standen über den Lattenzaun des kleinen Vorgartens gelehnt, der dem grünladigen, einstöckigen Steinhause des Schneiders das fast schmucke Aussehen gab und es herausputzte, als ob kein einziger der vier schweren Schuldbriefe darauf hafteten, die dem Baumli Martini immer zu einer Art Jüngsten Gerichtes machten. Der Schneider war wie ein blühender Baum anzusehen. Er leuchtete. Dabei wuchs er sichtbarlich vor Stolz, und sein Anzug glänzte lenzlich. Lächelnd winkte er immer wieder einen andern Bekannten heran. „Das ist sie jetzt," sagte er jedem und nickte seitwärts nach der Frau. Wenn er dann sah, wie der andre die Augen aufriß, schmunzelte er; aber blitzähnlich fuhr unmittelbar nachher ein scharfer Blick aus den kleinen Augen umher und suchte und spähte in allen Gesichtern, als müßte er die Gedanken wissen, die hinter den braunen Stirnen saßen.

Die Dörfler schauten neugierig auf Baumlis Frau, einmal weil es in Brenzikon überhaupt wenig Neues zu sehen gab, zum zweiten, weil die Frau wirklich sehenswert war. Sie tat, wie wenn sie schon alle kennte, hatte ein emsiges Mundstück und berichtete den ihr gerne zuhörenden Dörflern von der Hochzeit, der Herreise und wie sie den Haushalt zu führen gedenke, so offenherzig, daß den andern ganz warm ums Herz wurde ob so viel Vertraulichkeit. Im übrigen war sie ein mittelgroßes, gut gewachsenes, nicht mehr ganz junges Weib mit schwerem, hochaufgestecktem, kohlschwarzem Haar und zu diesem und

den langbewimperten dunkeln Augen in schönem Gegensatz stehender, fast blendend bleicher Hautfarbe. Die Augen wußte sie wohl zu brauchen. Der Johannes Gretener, der Schreinergesell, mit dem offenen Gesicht und dem ganz jungen, blonden Schnurrbart, wurde plötzlich über und über rot, als die Frau Baumli ihn anblickte, und wußte doch nachher nicht, warum ihm das Herz noch lange nachpopperte, als sie schon längst die Augen wieder aus den seinen genommen hatte.

Die Agatha und ihre Mutter ersahen inzwischen in dem Menschenkeil einen schmalen Durchweg und schickten sich an, eine hinter der andern, hindurchzuschreiten. Da erst wurden die Brenzikoner auf sie aufmerksam. Die ersten traten beiseite. Dann hustete einer im Haufen, und alle Köpfe fuhren herum. Blicke wurden ausgetauscht. Ein junger Lausbub verstellte den zwei Frauen den Weg und wies der Schmidin die Zunge, als sie ihn nicht just sanft beiseiteschob. Am Ende gelangten die beiden doch nach ihrer Gasse, aber sie fühlten, wie alle Blicke ihnen folgten. In der Tat vergalten jetzt die in der Gasse die Vertraulichkeit der Schneiderin mit Zinsen, standen nah am Hag und packten dem neugebackenen Ehepaar die Nachricht aus, daß die Junge, die da eben vorbeigegangen, das Dorf verschimpfiere, daß die — ja —

Die Weiber, die eben das Wort führten, verstummten aus Zartgefühl. Ein groblachter Mann redete den Satz breit zu Ende, den sie angefangen. Mit einem Kinde ginge sie, die da, die Ledige! Pfui Teufel!

Die Schneiderin legte den wohlgeformten Arm ein wenig mehr über den Hag hinaus; die Brenzikoner konnten dabei den schönen Glanz ihres schwarzen Seidenkleides bewundern. Die Nachricht interessierte sie sichtlich. „So — so — so," sagte sie und lachte laut. Die Umstehenden wußten nicht recht, was sie aus dem Lachen machen sollten. Als die Schneiderin so lachte, gewann ihr hübsches Gesicht mit der kleinen kecken Nase einen Ausdruck, als lachte sie über das Dorf geradeso viel wie über die Agatha. Aber nachher gaben sich die Brenzikoner Mühe und deuteten das Lachen als Entrüstungsausbruch gegen die Sünderin, dies um so mehr, als auch Baumli sich heranmachte und ein paar Kraftworte hinwarf. „Das — das Frauenzimmer! Der Ausbund! Ausweisen sollte man sie, sollte man!"

Seine Frau zog indessen ihre Mundwinkel wieder zusammen und begann den Dörflern beizustimmen, die erregt durcheinander sprachen. Das und das und das! Alles von der Agatha. Die Eifrigen lüpften Köpfe und Schultern immer höher, standen bald jeder wie auf einem Sockel und stellten jeder für sich sein Denkmal der Ehrbarkeit vor. Jesus, waren die alle brav, die Brenzikoner!

Wer weiß, wie lange sie noch in der Gasse gestanden und gelästert hätten, aber der Pfarrherr kam die Gasse herab. So gingen die Eifrigen aus Respekt vor dem Hochwürdigen auseinander. Nur Baumli hielt seine Frau im Garten noch fest, buckelte dem Hochwürdigen entgegen und führte ihm sein seidenrauschendes Gespons zu. „Das ist sie, Herr Pfarrer, das ist sie," stellte er vor wie bei den andern.

Drittes Kapitel

Es war sicher, daß die Brenzikoner lange nicht mehr und vielleicht noch nie so viel Stoff zum Reden gehabt hatten wie jetzt. Die Geschichte vom traurigen Niedergang der Agatha Schmid und die andre vom schönen Aufgang des in die Ehe getretenen Schneiders wollten immer und immer noch nicht breit genug geschlagen sein. Den zwei Weibern in der Taglöhnerhütte ging es, wie die Schmidin prophezeit hatte: sie bekamen harte Tage. In der Gasse wiesen sie mit Fingern auf sie, die Männer drehten ihnen den Rücken, die Weiber hoben die Nasen hoch in die Luft, wenn sie ihnen begegneten. Der Pfarrherr ließ durch seine Köchin sagen: Besser sei es, wenn sie das In-die-Kirche-Kommen unterließen. Der Bäcker gab nur noch aus Gnade und Barmherzigkeit um ihr gutes Geld sein schlechtes Schwarzbrot her. Sicher würde auch keiner mehr der Schmidin Arbeit gegeben haben, wenn nicht derzeit ein so großer Mangel an Schaffern im Land gewesen wäre. Und trotz alledem wollte die Taglöhnerin vom Fortziehen nichts wissen, setzte, wenn sie durchs Dorf ging, die Zähne zusammen, als müßte sie Steine beißen, und hieb tapfer durch, was durch mußte. Die Agatha zeigte sich so wenig als möglich, saß viel auf ihrer Bank vor den sechs Krautköpfen, dachte an den Gerold und, je mehr die Tage gingen, auch an etwas andres, das geheimnisvoll in ihr sich regte und sie mit einem neuen, nie gekannten Gefühl

erfüllte, ihr eine merkwürdige Hoffnung und eine große Stärke gab. Nun warf in diesen Tagen auch der Briefträger einen Brief in die Tür. Ob er dabei getan hatte, als ginge ihm selber etwas an seiner hohen postlichen Ehre ab, gleichviel, der Agatha stieg die Freude heiß ins Gesicht, als sie den Brief zusammenlas. Er war von Gerold. Er hätte eine wohlbezahlte Stelle als Vorknecht auf einer Farm — und — nur verschnaufen wolle er den Meister erst lassen; dann ließe es sich ganz bestimmt machen, daß sie in einigen Monaten nachkäme. Des Vaters Sparheft decke wohl die Ueberfahrt und dergleichen mehr. Da leuchtete die Sonne der Agatha in die Stube, obwohl eben ein Regentag war.

Ebensoviel wie die Agatha gab aber, wie gesagt, die Schneiderin dem Dorfe zu schaffen. Wer sie noch nicht gesehen hatte, ging so oft an Baumlis Haus vorüber, bis er sie sah, und die Meinungen, woher sie stamme, was sie bis jetzt getrieben habe, ob sie vermöglich oder arm, von gutem Hause oder von der Straße sei, wurden hundertmal hin und her erwogen, gedreht und durchgesiebt, bis das Endergebnis herauskam, daß eine so fromme Frau allemal auch nur eine hocherbauliche Vergangenheit und Herkunft haben könne. Der Lorenz Keller, der im Rat saß, einmal über Land ging und mit der Nachricht wiederkam, er hätte gehört, des Schneiders Frau sei in einer Schenke im Welschen Kellnerin gewesen, wurde darum auch ausgelacht, daß er so leichtgläubig sei. Denn eine fromme Frau hatte sich der Schneider sicher geholt. Sie fehlte nie an seiner Seite, wenn er zur Kirche ging. Der Pfarr-

herr tat ihr schon nach wenigen Wochen die Ehre, sie nach dem Gottesdienst im Gespräch festzuhalten und nickte ihr seither gewogen zu, wo immer er ihr begegnete. Die Frauen von Brenzikon sahen die Frömmigkeit der Schneiderin und rühmten die Zucht, mit der die letztere in ihrem Schwarzseidenen auf dem Kirchweg dahinschritt. Heimlich wären sie gern neidisch geworden und hätten über die Fremde geschimpft, deren Putz sie innerlich aus dem Gleichgewicht brachte, aber der Neid und das Schimpfen vertrug sich nicht mit den Ueberlieferungen des Dorfes, so nahmen sie sich zusammen. Auch die Männer schielten nach Baumlis Frau. Das Schwarzseidene interessierte sie weniger als die Knappheit, mit der es der Schneiderin an Busen und Armen saß. Und nach und nach erlebte jeder einmal, was am ersten Tag der Schreinergesell Johannes Gretener erlebt hatte, daß er einem Blick der Schneiderin begegnete und davon Herzpoppern bekam. Die hatte ganz andre Augen im Kopf als die Brenzikonerinnen. Es wurde einem heiß, wenn man hineinsah. Die Männer wurden aber darum nicht neidisch oder kamen in Versuchung zu schimpfen wie ihre Frauen, ertrugen vielmehr mit Würde das Schicksal, das in die Gemeinde den heißen Blick gebracht hatte, ja riskierten etwa auch ein zweites und mehreres Mal tapfer, dem zu begegnen.

Alleweil ging indessen die Zeit. In die Hütte der Taglöhnerweiber brachte eine Nacht einen kleinen Menschen. Die Schmidin hatte die Hebamme holen wollen, aber die Hebamme kam nicht, ließ sich verleugnen, obwohl sie daheim war. Wie konnte eine

so fromme Hebamme einem so unfrommen Kinde zur Welt helfen! Da biß die Schmidin die Zähne zusammen, wie sie schon oft getan hatte, stand der Tochter in ihrer Stunde selber bei, und Mutter und Kind waren nachher nicht schlechter daran, obschon die Schmidin kein Patent besaß. Die Brenzikoner merkten zwei Tage lang die Bevölkerungsvermehrung gar nicht. Dann ging die Schmidin zum Zivilstandesbeamten ihre Anzeige machen. So kam es natürlich aus. Eine Weile schritten die Dörfler wie mit einem Stecken im Rücken umher. Allmählich aber gab sich die Entrüstung wieder, und die zwei Frauen konnten des Gerolds Kind ohne weitere Behelligung über seine ersten Tage bringen. Die Agatha schrieb noch im Bett und mit Bleistift einen Brief an den Vater, daß er da sei, der Bub, und daß sie ihn Gerold taufen würden, sobald es dem Pfarrherrn genehm sei, was noch anstehe, weil — und so weiter.

In diesen Tagen hatte ein Gläubiger des verschuldeten Schneiders Baumli die Ueberraschung, daß dieser ihm eine Schuld, deretwegen er ihn schon oft und oft gemahnt, zurückzahlte. Das war etwas so Außergewöhnliches, daß jener die Freude nicht für sich behalten konnte, sondern das halbe Dorf daran teilnehmen ließ. Dadurch wurden die Brenzikoner erst darauf aufmerksam, daß der Schneider, bei dem früher nur ein paar arme Schattenhalbbauern arbeiten und vielleicht Hindermann, der Säger, und der Fuhrhalter Kunz hier und da einen alten Rock flicken ließen, plötzlich alle Hände voll zu tun hatte.

„Bei dem geht es aus und ein wie in einem

Taubenschlag," sagten des Schneiders Nachbarn, sahen den reichen Säger kommen, der bisher seine neuen Kleider immer aus der Stadt bezogen hatte, und den schweren Fuhrhalter und Zemp, den Hauptmann, und wenn sie aus dem Hause traten, war nicht nur Baumli da, sie mit Knicksen und schönen Worten hinauszukomplimentieren, sondern es ließ auch seine immer gar wohl zurechtgemachte Frau es sich nicht nehmen, den Kunden Ehre anzutun. Diese erwiesen ihr eine mächtige Höflichkeit. Hindermann stand immer eine ganze Weile, den kahlen Schädel entblößt, da, wenn er Ade sagte, und schüttelte der Frau Baumli wie einer alten Bekannten die Hand, der Fuhrhalter schwitzte vor Freundlichkeit, und Zemp zog ein ums andre Mal seine kurze Gestalt in die Höhe, als läge ihm daran, in den Augen der Schneidersfrau besonders stattlich auszusehen.

Bald war Baumlis Ruhm in aller Munde. Die Brenzikoner hatten sein Talent entdeckt und hoben an zu prahlen: keine Gemeinde im Land hätte einen Schneider wie sie. Dabei waren sie gerecht genug, der Frau das Verdienst an Baumlis Emporkommen zu lassen. „Die hat es verstanden, ihm Kunden ins Haus zu ziehen!" sagten sie und freuten sich nachher um so mehr an dem freundlichen und vertraulichen Wesen der Schneiderin, einem Wesen, das, wo sie auf der Straße sich zeigte, immer sonniger ins Blühen kam. Und immer noch vergaß Baumli trotz aller Arbeit seine Christenpflicht nicht, war immer noch in Begleitung seiner Hälfte der Fleißigsten einer in des Hochwürdigen Predigt.

Dadurch stiegen beide erst in der Achtung ihrer Mitbürger. So sehr rückte der Schneider in die Honoratiorenreihe hinauf, daß er sich im vornehmsten Wirtshaus, dem „Adler", mit Hindermann, Zemp und Kunz und andern Größen zum Jaß setzen konnte wie mit seinesgleichen.

Während so des Schneiders Stern stieg und in nie geahnter Helle glänzte, schien der der zwei Taglöhnerweiber trüb wie ein Oellicht. Die zwei hatten in dem ehrbaren Ort ein Höllenleben. Ja, beim Strahl, du und du begehrst auch auf, wenn dir einer einen Fleck auf deine blendend weiße Wäsche macht! Die Brenzikoner besaßen neben all ihren Tugenden auch Mitleid, aber sie konnten diese kostbare Eigenschaft doch nicht an so unwürdige Gegenstände wie die Schmidin und ihre Tochter verschwenden! So gab es sich eben, daß die Agatha ihr Kind nicht taufen lassen konnte, daß die Nachtbuben ihr zwei Fenster einwarfen, sie und die Mutter kein freundliches Gesicht mehr zu sehen bekamen, und daß der Hauptmann und Gemeindevorsteher Zemp, dem das Wohl und die Reinheit seines Dorfes besonders am Herzen liegen mußte, einmal, als die Agatha ihr Kleines in der Sonne eines schönen Tages außer Dorf spazieren tragen wollte, dieser den Weg vertrat, sich aufrichtete, bis der dünne Hals ein ganz Stück aus dem Kragen ragte, und, das eine nicht gläserne Auge gefährlich rollend, ihr zu Gemüte führte, sie möge doch das Aergernis endlich erkennen und den adligen Dorfstaub für immer von den unwürdigen Schuhen schütteln. So überwältigend wirkte die sprudelnde

Rede und die ragende Würde des kleinen gemeindlichen Herrn, daß die Agatha ihr Kindlein an sich drückte, sich umwendete und niedergeschmettert nach Hause schlich. Hier fand sie die Mutter, als sie abends vom Taglohn heimkam. Unter der kleinen roten Deckenlampe am tannenen Tisch saßen die zwei Frauen, das Kind in seinem Korbbett zwischen sich, an diesem Abend lange beisammen. Die Holzladen der kleinen Stube waren fest zugezogen, den Scheiben zum Schutz, falls die Nachtbuben kommen sollten, und anfänglich saßen sie stumm da, ängstlich hinauslauschend, ob der Abend nicht wieder irgendwelche Störung bringen werde. Dann kamen sie langsam auf das Gespräch zurück, das sich bei der Heimkehr der Schmidin über das Gebaren Zemps angesponnen hatte. Agatha richtete sich aus der vornübergebückten Stellung, in der sie dagesessen hatte, ein wenig auf, sah die Mutter fast furchtsam an und fragte, während ihr die Backen brannten, mit leiser Stimme: „Ist das denn so schlecht, Mutter, was geschehen ist?“

In der einen Frage lag die ganze Unschuld und Unerfahrenheit ihres Wesens.

Die alte Frau legte beide dürren Arme auf den Tisch, das sonderbar dichte und krause graue Haar schien im Schein der Lampe weißer als sonst. „Schlecht?“ machte sie sinnend und in ihrem knappen Ton, „gesagt habe ich dir's und mehr als einmal, es ist etwas, was nicht sein soll! Und wenn ich ihn nicht kennte, den Gerold, und dich nicht, so würde ich euch jetzt danken für das, was ihr eingebrockt habt und ich mit ausessen muß.“

Ihr Ton war rauher geworden unter den Worten. Die Agatha sah auf und wurde bleich. Sie wollte reden, aber die Mutter kam ihr zuvor. „Laß nur," sagte sie auf einmal ganz ruhig, beugte sich über das Kind und nickte ihm tändelnd zu: „Du — du — du!" Weil die Tochter zu groß war, als daß sie hätte zärtlich zu ihr sein können, gab sie die Zärtlichkeit, die in diesem Augenblick in ihr nach Ausdruck drängte, dem Enkelkinde, tat das völlig unbewußt, in einer Art Instinkt, einer Feinheit des Herzens, die armes Volk manchmal so gut hat wie die Hochstehenden, die die Feinheit meinen gepachtet zu haben. „Ich kenne dich," fuhr sie dann in ihrem trockenen Ton gegen Agatha weiter, „aber ich kann eben nicht im Dorf zu jedem hinlaufen und sagen, wie ich dich kenne."

Als sie so mehr, als ihre Art sonst war, gesprochen hatte, blieb es eine Weile still; dann seufzte das Mädchen. „Wenn er nur bald schriebe, der Gerold! Er kann ihn doch lange haben, meinen Brief."

„Er wird schon schreiben," tröstete die Alte und stand auf, eine Arbeit zu tun.

Die Agatha aber blieb in sich versunken sitzen. Die Farbe in ihrem Gesicht kam und ging. Die Verachtung der Dorfgenossen hatte sie geweckt, und trotz der gutmütig-beruhigenden Worte der Mutter bedrängte sie das Gefühl der Schande. Da regte sich das Kleine und wollte gestillt sein. Sie nahm es auf und legte es an die Brust, und während es sich schmatzend ergötzte, kam plötzlich wieder jenes Empfinden über sie, das so machtvoll und stark war,

daß es das Gefühl der Schande erwürgte, die Liebe zum Kinde. So gewaltig begann diese in ihr zu drängen, daß sie, als das Kleine gesättigt war, auf ihrem Sitz nicht Ruhe hatte, sondern auf ruhigem Arm ihn tragend, mit dem Knaben in der Stube auf und nieder zu schreiten begann. Ihre Brust wogte wie nach einem heftigen Streit. Ihre Augen leuchteten aus dem bleichen Gesicht und sahen die Stubenwände nicht, sahen in irgendeine große Ferne. Dem Gerold hatte sie das Kind geschenkt! An dem und dem Kleinen wollte sie es auswetzen, was sie nicht recht getan hatte! Das Kind sollte merken, daß es trotz allem eine brave Mutter hatte! So gewann eine tiefinnere Wackerkeit, die in dem Mädchen war, Gewalt über alle Gedrücktheit. Die biegsame Gestalt im schwarzen Kleide streckte sich unwillkürlich, und eine seltsame Lauterkeit und Würde war an dem jungen Weibe, während es noch immer langsam auf und nieder schritt.

Viertes Kapitel

Wochen vergingen inzwischen wieder. Der Pfarrherr ging am Hause des Schneiders Baumli vorüber, wollte vorübergehen, aber der Schneider und seine Ehefrau kamen aus der Tür gestürzt.

„Guten Tag, hochwürdiger Herr!"

„Guten Tag," gab der Pfarrer gutgelaunt den Gruß zurück und blieb stehen, als die beiden an den Gartenhag traten. Es war in der Art des Schneiderehepaares etwas von dem blinden Eifer der dem

Hirten nachspringenden Schafe. Etwas Rührendes schien dem Geistlichen in dieser heißen Frommheit zu liegen, und er war Mensch genug, zugleich sich selber innerlich davon erhoben zu fühlen, kam die Tugend seiner Gemeinde doch von seinen spendenden Händen.

Wo er hinaus wolle? Ob er sich ergehen wolle ein wenig? fragten mit zwei süßen Stimmen und in einem Atem der Schneider und die Seine. Die Frau wartete aber die Antwort nicht ab, sondern bemächtigte sich geschickt des Gesprächsfadens und lenkte ihn, wie sie wollte: Wie sie glücklich sei in diesem Brenzikon! Die Menschen alle so recht! Und der Ort so schön! Und — und die Erbauung am Sonntag in der Kirche so — so wie sie sie nirgends gefunden! Und die Predigt — sie wolle doch nicht schmeicheln, aber sagen müsse sie es einmal dem hochwürdigen Herrn, nie ohne Tränen könne sie ihn hören! So floß ihr die Rede vom Munde in einer klugen und eindrucksvollen Schlichtheit, daß dem Pfarrherrn — er mochte wollen oder nicht — ganz warm ums Herz wurde. Er trat einen Schritt näher an den Hag heran, so daß seine stattliche schwarze Gestalt die Latten streifte, und griff mit dem Arm in den Garten hinein. Seine weiße, volle Hand tätschelte die Schneiderin auf die Schulter, sie gutmütig mahnend, nicht mehr zu sagen, als seine Bescheidenheit ertragen könne. Dabei glitt die Hand nachher unwillkürlich, aber nicht ohne Wohlgefallen über den vollen Arm, und sie schlug plötzlich die Augen zu ihm auf. Es war ja gewiß, daß die fromme Frau ihn nur so inbrünstig ansah, weil sie

das gleiche den Bildern der lieben Heiligen und der Mutter Maria in der Kirche tat; aber der Hochwürdige zog doch fast rasch den Arm zurück. Ein leises Rot stieg in seine rasierten Backen, und seine Stirn bekam Falten. Er wendete sich, die Schneiderin übersehend, zu Baumli, fragte ihn nach Geschäft und Ergehen und machte sich bald wieder auf den Weg, wobei der Abschied nicht ganz so warm ausfiel als die Begrüßung, obwohl der Schneider das nicht merkte, und seine Frau, wenn sie es empfand, es sich nicht merken ließ.

Keiner zu Brenzikon hätte aber geahnt, daß ihr Seelenhirte, der, die Hände auf dem Rücken, langsam bergab stieg, in seinem Talar mit der breiten Schärpe und dem Barett ein stattlicher und würdiger Herr, etwas von dem Herzklopfen in sich hatte, das nun einmal wie eine Krankheit in einen fuhr, wenn die Schneiderin einen anschaute, so anschaute. Der Hochwürdige dehnte seinen Gang nicht weit aus. Mit fast zornigen Schritten ging er auf dem jenseitigen Weg nach seinem Hause zurück, ein Unbehagen in sich, wie er es nie gespürt hatte, und erbittert, daß er dieses Unbehagens nicht auf das erste Wollen Herr wurde. Als er in seine Studierstube treten wollte, ließ seine Haushälterin, eine alte behäbige Person, ihn wissen, daß die Frau des Fuhrhalters Kunz seiner warte.

*

Ein Lüftchen säuselte über den Brenzikoner Hügel hin, so sonderbar wie der Föhn in seinen Anfängen. Jetzt raunte es am Eingang des Dorfes, jetzt um das Haus, jetzt um jenes, am allermeisten zischelte

das Windlein in der Nachbarschaft des Schneiderhauses. Die Brenzikoner spitzten die Ohren, die frommen Gesichter wurden erst lang, dann färbten sie sich rot. Was das ein sonderbares Säuseln war! Was? Die Kunzin beim Pfarrherrn? Verklagt — die Schneiderin? — Nein, nein, dummes Zeug! Wie? Daß sie ihr den Mann abspenstig gemacht? Das Windlein lief weiter, ein wenig kecker schon und ein wenig lauter. Was? Wie? der Hindermann, der Herr, der feine? hahaha! Nein! Nein! dummes Zeug! Und der Zemp! Und — was — der — und der! — Nun war der Wind schon ein regelrechter Sturm. Die Brenzikoner liefen vom Tagewerk weg und hörten zu, wie er wuchs und wuchs und tobte und schrien selber mit hinein, die Weiber am lautesten. Der Pfarrherr habe einen unbändigen Zorn! Keine Ruhe werde er geben, bis die Schneiderin hingegangen, wo sie hergekommen. Der Rat sitze schon in Sachen! Aber bös eingetunkt sei der und der und der!

Das ganze Dorf war in Aufruhr, denn die Entrüstung schreit am lautesten, wenn sie nicht echt ist oder etwas zu bemänteln hat. Die Weiber kannten sich selber kaum mehr. Sie standen in den Straßen und fuchtelten und fausteten. Ja, die Männer, die Männer! Und dieses Weiberwesen, das aufgeputzte, scheinheilige, die Schneiderin! Und der Baumli, der Fuchs! Als ob der nicht lange schon Bescheid gewußt hätte!

Zwei Abende später, als schon die Lichter in den Brenzikoner Häusern brannten und ihre roten Scheiben blinder waren als die hellen am Tag,

verschwand die Schneiderin dorfaus ins Tal. Der Landjäger sei hinter ihr gegangen, berichteten zwei Burschen, die trotz aller Heimlichkeit sie gesehen hatten. Ausgewiesen habe sie der Rat!

An diesem Abend packten die zwei Frauen in der Taglöhnerhütte der Agatha letzte Habseligkeiten ein. Zwei Kisten standen herum. Die wollte morgen der Fuhrhalter Kunz zur nächsten Bahnstation führen lassen. Der Fuhrhalter war wider Erwarten freundlich gewesen, als die Schmidin ihn um den Gefallen gebeten hatte. Und morgen wollte die Agatha mitsamt dem Kinde fort — fort nach Amerika. Der Gerold hatte geschrieben, einen närrisch freudigen und rührenden Brief, des Kindes wegen — und daß sie nun keinen Augenblick warten dürfte, daß er doch seine Pflicht an ihr tun wolle. So möchte sie kommen.

Am folgenden Morgen stand die Agatha gerüstet, das schwarze Sonntagskleid hatte sie an, den gleichfarbigen Hut auf, und das Kind, warm gewickelt, trug sie im Arm. Die Mutter wollte ihr das Geleit geben bis zur Eisenbahn. So trug auch sie Sonntagsstaat und das Zipfeltuch um den grauen Kopf.

Der Morgen war nicht klar. Der nebelverhangene Himmel hatte keine Sonne. Aber die Agatha stand gerade und fest in der Tür und sagte der kleinen Hütte Ade, in der sie zeit ihres Lebens gehaust hatte. Als der Abschied sie bedrängen wollte, drückte sie das Kind fester an sich und war wieder gefaßt und still. Ehe sie den Dorfweg betrat, sah sie sich nach der Mutter um. „Meint Ihr," fragte sie, „werden

sie uns foppen?" Sie wußten, wie die Schneiderin verwiesen worden.

„Sie sollen," sagte die Alte.

‚Sie sollen,' dachte die Agatha, und ihr Herz schlug in großen, ruhigen Schlägen, während sie das Kind in ihrem Arm liegen fühlte. Es war, als sei ihre Gestalt höher und schmiegsamer geworden, eine schlichte Kraft lag in ihrer Haltung. Sie hatte einen weiten Weg vor sich, einen, der nicht leicht war für eine, die nie aus ihren vier Wänden gekommen. Aber sie schaute hell vor sich hin. Was willst? war eine Empfindung in ihr. Nichts als recht tun, daß das Kleine da eine Mutter hat! So schritt sie ins Dorf, senkte den Blick nicht. Hinter ihr trottete mit ihren kurzen trotzigen Schritten die kleine Alte.

Aber die Brenzikoner spotteten nicht, schalten nicht, lachten nicht, waren mürbe, saßen auf niedereren Stühlen als sonst, seit — seit es unter den Besten und Frömmsten so — so gemenschelt hatte.



